Fred Graef.

Das Zeitalter E

Nach dem Gemälde v

: Reformation.

W. v. Kaulbach.

(Erklärung siehe letzte Seite.)

Geschichte des Christentums.

Geschichte

des

Christentums

in seinem

Gang durch die Jahrhunderte

von

Friedrich Oehninger.

Jubiläums-Ausgabe.

(Neunundvierzigstes bis dreiundfünfzigstes Tausend.)

Konstanz.
Verlag von Carl Hirsch.

„Einer allein ist heilig, Jesus Christus der HErr, in welchem wir sind zur Ehre Gottes des Vaters."

Vorwort.

Endlich ist es mit Gottes Hilfe vollendet, — das Werk, mit welchem der Verfasser sich die Aufgabe gestellt hat, in gemeinverständlicher Sprache eine „Geschichte des Christentums“ zu schreiben, welche geeignet wäre, durch lebendige und anschauliche, klare und zugleich gründliche Darstellung der wichtigsten Thatsachen und Personen auf religiös-christlichem Gebiete den Leser zu fesseln und zu erbauen und so jenes Reich zu fördern, um dessen Kommen wir bitten mit den Frommen aller Jahrhunderte.

Ein solches Buch, geschrieben für Hoch und Niedrig, in solcher reichen Ausstattung wie das vorliegende, ist wahrlich ein Bedürfnis für unsere Zeit. Es kann einerseits ein wirksames Zeugnis für die Wahrheit von oben, anderseits ein fruchtbares Mittel echter und edelster Bildung werden.

Wenn der Freund des Reiches Gottes in unseren Tagen sich oft einsam fühlt inmitten eines Geschlechtes, das nur Materie und Natur, nur Menschenkunst und Verstand, nur Arbeit, keine Anbetung mehr gelten lassen will, so sieht er sich durch die „Geschichte des Christentums“ zu jener großen „Wolke von Zeugen“ aus allen Jahrhunderten versetzt, die des Glaubens gelebt und Gott gedient haben in ihren Tagen und Geschlechtern, die uns die Früchte ihrer Arbeit hinterlassen, Gottes Werke und Wort bezeugt und ihr Zeugnis besiegelt haben mit ihrem Blute. Es ist in der That ein gewaltiges Zeugnis, das von Anfang an bis heute für Christus und sein Reich abgelegt worden ist. Das Christentum ist uns vorgeglaubt, vorgelebt, vorgelitten worden. Nichts sonst in der Welt hat sich als eine solche weltüberwindende Macht im menschlichen Gemüte erwiesen wie der Glaube an den Gott, der in Christo Jesu selig macht, und das Problem der Weltgeschichte ist, wie ein Weiser dieser Welt richtig gesehen hat, der Kampf zwischen Glauben und Unglauben. Immer hat es Menschen gegeben, welche die Gewißheit einer höheren, heiligen Welt in sich trugen, die Gewißheit eines guten Gottes und liebenden Vaters, und welche, entgegen dem natürlichen Zug nach unten, jener Welt auch entgegenstrebten. Und diese Menschen haben sich an Vernunft und Gewissen und am Herzen ihrer Mitmenschen wohl bewiesen; in dem Maße als sie Gott dienten, haben sie auch den Menschen gedient.

Freilich zeigt uns die Geschichte auch abschreckende Beispiele religiöser Verirrungen. Dieselben sind aber nicht Früchte, sondern Karrikaturen des Heiligen, eine Entwürdigung und ein Mißbrauch der Wahrheit, die in Christo ist, von Gott

zugelassen dafür, daß man seiner Wahrheit nicht gehorsam ward. Diese ernsten Warnungen der Geschichte hat der Verfasser dieses Buches keineswegs verschwiegen, vielmehr auch das Nichtgöttliche und Falschgöttliche geschildert, wie es dem wahren Christentum in der Kirche und in jeder Seele den Krieg erklärt und den Sieg streitig macht. Betrachten wir die Verzerrungen des Heiligen und die antichristlichen Anfechtungen in ihren Wurzeln und in ihren Früchten, so muß auch das uns gegen Abfall und gegen Zweifel schützen.

Mit Recht hat seiner Zeit Karl Hase gesagt: „Wir gehen einer Zeit entgegen, in der man die Kirchengeschichte zur allgemeinen Bildung rechnen wird.“ Der wahren Bildung will denn auch dieses Buch dienen. Die höchsten Probleme des Menschenlebens, die geheimsten Triebfedern menschlichen Werdens und Schaffens, die spannendsten Scenen und lebensvollsten Bilder der Geschichte, interessante, individuelle Charakterzüge, lehrreiche Aussprüche über christliches Leben und Glauben gehen da am Auge des Lesers vorüber, so daß Geist und Anschauung, Wille und Gemüt durch das ganze Buch hindurch in Anspruch genommen, angeregt und gehoben werden. Und alles wird durch zahlreiche und köstliche Illustrationen, in gelungener Wiedergabe berühmter Bilder und Meisterwerke, unterstützt. Jedermann, auch der Prediger und Lehrer der Religion wird nicht nur Altes und Bekanntes in neuer Beleuchtung, sondern auch viel Neues und Unbekanntes finden, — und allem Volke kann diese Art, ihm das Christentum in seinen mannigfaltigen, persönlichen Ausprägungen, geschichtlich nahe zu bringen, ein neuer Antrieb werden, das besser zu würdigen, was oft so wenig gekannt, so oft entstellt, so viel verachtet wird und doch eine wunderbare, den Menschen über sich hinaus und emporhebende Gotteskraft in sich birgt.

So möge denn das Buch, das nur unter Gottes Segen und Beistand entstehen konnte, von diesem Segen begleitet, seinen Gang antreten in die Welt hinaus, deren Reiche endlich doch unseres HErrn und seines Christus werden müssen!

Laufen am Rheinfall, um Allerheiligen 1897.

Friedrich Oehninger.

Inhalt.

Übersicht des Inhalts.

1. Das apostolische Zeitalter.

Kirche und Christentum. Pfingsten. Das Evangelium in Judäa und Samarien. Petrus in Rom und das Markusevangelium. Neronische Christenverfolgung. Des Paulus Bekehrung, Evangelium und Missionsreisen. Sein Auftreten in den Synagogen. Apostelkonzil zu Jerusalem. — Thessalonicherbriefe. Briefe an die Galater und Korinther. — Römerbrief. — Des Paulus Gefangenschaft. — Gefangenschaftsbriefe und Pastoralbriefe. — Die Apostelgeschichte des Lukas und dessen Evangelium. — Ev. Matthäi. Die Schriften des St. Johannes. — Das Alter des St. Johannes. Der Hebräerbrief. — Brief und Tod des Jakobus. — Der jüdische Krieg.

2. Die apostolischen Väter.

Der Barnabasbrief. — Klemens von Rom. — Der Hirte des Hermas. — Lehre der zwölf Apostel. — Der Brief an Diognet. — Hegesippus. — Des Plinius und Kaiser Trajans Briefwechsel über das Christentum. — Ursachen der Christenverfolgungen. — Bischof Ignatius von Antiochien, sein Märtyrertod und seine Briefe. — Kaiser Mark Aurel und sein Lehrer Fronto. — Bischof Polykarp von Smyrna; seine Schüler Irenäus und Florinus und sein Martyrium.

3. Die bedeutendsten Kirchenlehrer des zweiten und dritten Jahrhunderts.

Die Bestreiter des Christentums: Celsius, Lucian und Porphyrius. — Die Apologeten: Quadratus, Melito, Athenagoras, Justinus Martyr, Origenes, Tertullian. Aufgabe der Apologeten. — Justins Bekehrung. — Seine Schriften. — Die kleinasiatische, die nordafrikanische und die alexandrinische Schule. — Die Märtyrer von Lyon und Vienne. — Die Lehre der gnostischen Irrlehrer. — Bekämpft durch Irenäus. — Glaubensregel und Tradition. Römische Kirche. Tertullian. Seine Charakteristik. — Sein Wort über die Freiheit der Religion. — Cyprians Taufe, Wirken als Bischof von Karthago, Schriften und Märtyrertod. — Origenes.

4. Das Christentum siegt und wird Staatsreligion.

Verfolgung unter Septimius Severus 202. — Potamiäna in Alexandrien, Perpetua und Felicitas in Karthago. — Ruhe bis auf Decius und Valerian. 249—260 Zeit der Sichtung. Gottesdienst in den Katakomben 2c. Vierzigjährige Ruhe und Zunahme der Christen. Der Kult der Christen. Kaiser Diokletian 284—305. Sein Emporkommen und Ziel. — Ausbruch der Verfolgung 303. — Konstantin erhebt das Kreuz zum Feldzeichen und siegt. Sein Charakter. Toleranzedikt von 313. Übergangszeit. Konstantinisches Staatschristentum und seine Gefahren. Julian, der Abtrünnige, wird Kaiser (361). Erfolgloses Bemühen, das Heidentum wieder zu beleben. — Allmählicher Fall des Heidentums im römischen Reiche.

5. Athanasius und Chrysostomus.

Arius und seine Irrlehre. Des Athanasius Auftreten auf dem Konzil zu Nicäa. — Nicänisches Glaubensbekenntnis. — Athanasius' viermalige Verbannung und Rückkehr. —

11. Klaudius von Turin, ein bibliſcher Reformator des neunten Jahrhunderts.

Erhaltung der göttlichen Gnadenmittel in der Kirche. Klaudius, Lehrer an einer kaiſerlichen Hofſchule. Schreibt Erklärungen der Bücher der Heiligen Schrift mit Benutzung der Kirchenväter. Tieferer Schriftſinn. — Die Karolingiſchen Bücher gegen Bilderverehrung. Klaudius wird Biſchof von Turin und kämpft gegen den Aberglauben ſeiner Zeit. Sein Streit mit Theodemir. Was Klaudius über Heiligenverehrung lehrt, über Reliquiendienſt, Bilderdienſt, Wallfahren nach Rom. Klaudius hält an der Einheit der Kirche feſt.

12. Alfred der Große von England.

Englands chriſtliche Kultur wird durch die Normanen bedroht. — Ella, Lodbrock, Edmund. — Alfreds Jugend und Entwicklung. Seine unheimliche Krankheit. Regierungsantritt unter ſchwierigen Umſtänden. Sichtungszeit. Sieg über die Dänen bei Eddington (878). Dieſe nehmen das Chriſtentum an. Alfred heilt des Volkes Wunden. — Iſt auch als Schriftſteller thätig. Die Quelle ſeiner Kraft: Tägliche Gottesverehrung, pünktliche Zeiteinteilung. Schöne Ausſprüche König Alfreds.

13. Königin Mathilde.

Anſchar, der Apoſtel des Nordens. — Heinrich I. wirbt im Kloſter Herford um Mathilde. Dämpft die inneren und äußeren Feinde des Reiches. Eine Charakteriſtik. Mathildens Familie. Ihre Tugenden. Das Stift Quedlinburg. Mathilde am Sterbebett ihres Gemahls. Otto der Große, ihr Sohn, wird der Mutter entfremdet, ſöhnt ſich aber ſpäter wieder mit ihr aus. — Königin Adelheid und ihre wechſelvollen Schickſale. — Ottos Siege. Mathildens Leid um ihren Enkel Liudolf und ihren Sohn Heinrich. — Otto entſetzt Papſt Johann XII. des Amtes. — Letzte Verſammlung der königlichen Familie zu Köln. — Abſchied zwiſchen Mutter und Sohn in Nordhauſen. Ihr Ausgang.

14. Heinrich IV. und Gregor VII., oder Kaiſer und Papſt.

Verderben der Simonie. Reformatoriſche Bewegung dagegen, vom Kloſter Clugny ausgehend. — Hildebrand wird Papſt (1073). Die Prieſterehe. — Sein Kampf gegen Simonie und Inveſtitur. — Erzbiſchof Adelbert von Bremen, der Vormund Heinrichs IV. Beginn des Streites zwiſchen Kaiſer und Papſt (1075). Gegenſeitige Abſetzung. Hierin liegende Anmaßung. Folgen des Bannes. Demütigung in Canoſſa (1077). Heinrichs Gegenkönig, Rudolf von Schwaben, verliert Hand und Leben. — Heinrich bekämpft den Papſt in Italien und dieſer ſtirbt in der Verbannung. — Heinrichs Ende. — Papſt Alexander III. und Kaiſer Barbaroſſa.

15. Die Kreuzzüge.

Motive der Kreuzzüge. Sitte des Wallfahrens nach dem heiligen Lande. Bedrückung der Pilger durch die Türken. Peter von Amiens. — Papſt Urban zu Clermont. Allgemeine Begeiſterung und Aufbruch des erſten Kreuzfahrerheeres (1096) unter Gottfried von Bouillon. — Die heilige Lanze in Antiochien. — Eroberung Jeruſalems (1099). — Schlacht von Ascalon. — Gottfried von Bouillons Charakter und Ende. — König Balduin. — Der zweite Kreuzzug zur Zeit St. Bernhards (1147). Der dritte Kreuzzug (1189) gegen Saladin unter Friedrich Barbaroſſa und Richard Löwenherz. — Der vierte Kreuzzug (1202), der fünfte (1227) unter Friedrich II. — Der ſechste und ſiebente Kreuzzug (1249 und 1270) unter Ludwig X. von Frankreich. — Folgen der Kreuzzüge. — Die geiſtlichen Ritterorden. Die Johanniter, die Tempelherren, der deutſche Orden.

16. St. Bernhard von Clairveaux.

St. Bernhards Herkunft und Übergabe an Gott. Weltentsagung und Einwirkung auf die Welt. — Klösterliche Hausordnung und Einrichtung. — Ausbreitung. — St. Bernhards Persönlichkeit. — Seine seelsorgerliche Weisheit und Liebe. — Einige seiner Aussprüche. Seine Stellung gegenüber den Katharern. — Krankenheilungen. — Sein weitreichender Einfluß. — Mißlingen des zweiten Kreuzzuges. — St. Bernhards Abscheiden.

17. Franz von Assisi und seine Orden.

Urteil Ehrenfeuchters. Des Franziskus Jugend. Wendung in seinem Leben. Rückfall. Er wählt die Armut zu seiner Braut. Vom Vater verstoßen und verflucht, führt er ein Bettlerleben. Gewinnt Nachfolger. — Regeln und Grundsätze. — Franziskus beim Papste. Wachstum und Wirksamkeit des Ordens voll Liebe und Erbarmen. Franziskus beim Sultan Kamel. Krankenheilungen. Wundenmale. Sein tiefes Naturgefühl. Hinschied und Beisetzung. — Die Bettelorden. — Klara Scissi und der Orden der Klarissinnen. — Die Tertiarier. — Die heilige Elisabeth. — Des Kindes Leiden auf der Wartburg. Ihr Leben als Frau und Fürstin. Kommt in die beichtväterliche Leitung Konrads von Marburg. Ihre Kasteiungen. Wird Witwe und von der Wartburg ins Elend verstoßen. — Später zu Ehren gebracht, lebt sie als Nonne in Marburg, und stirbt allem ab. — Ihr Heimgang und ihre Heiligsprechung.

18. Die Waldenser und die Inquisition.

Kirchliche Abwege: Reliquien, Beichtzwang, Messe, Fegfeuer, Ablaß, Verbot des Bibellesens, Mißbrauch des geistlichen Amtes und des Bannes, Sittenlosigkeit. Auch die Kirche suchte dem Unwesen zu steuern. Folge dieser Verweltlichung der Kirche waren die Sekten. Die Verirrungen derselben. — Die Katharer oder Albigenser. — Ihre Lehre und Praxis.

Die Waldenser. Peter Waldus von Lyon (geb. 1160). Wie er und die Seinen das Evangelium verbreiten. Ihr Wandel. — Waldus stirbt in Böhmen. — Die Waldenserkirche in Piemont und Italien. Zeugnis der Gegner über die Waldenser. Der Kreuzzug gegen die Albigenser. Einführung der Inquisitionsgerichte (1215 und 1229). Die Auto-da-fés.

19. Die deutschen Mystiker.

Drei Zweige der mittelalterlichen Lebensfülle. Scholastische Kirchenlehrer: Lombardus, Albert der Große, Thomas von Aquino, Duns Scotus, Anselm von Canterbury. — Bonaventura. — Die mystische Richtung: Hugo v. S. Victor († 1140), Eckhardt (1260 bis 1328), Johannes Tauler (geb. 1290). Sein Verhalten während der Pest und des Interdiktes in Straßburg. Sein Verkehr mit Nikolaus von Basel. — Dessen Leben und Lehre. — Taulers Predigten. Letzte Schicksale. Sein Todeskampf. — Suso (geb. 1300) in Konstanz. Seelsorger der Nonne Elisabeth Stäglin in Töß. — Die schwerste Zeit seines Lebens. Thomas Kempis' Nachfolge Christi. Bruder Niklaus von der Flüe als Hausvater und Bürger. Sein Einsiedlerleben.

20. Johannes Hus.

Empfänglichkeit fürs reine Evangelium in Böhmen. Hus in Prag. Hieronymus. Die antipäpstlichen Bilder. Hus als Prediger und Professor. Polackys Urteil über ihn. Einschreiten des Erzbischofs gegen ihn. Hus lehrt gegen den päpstlichen Ablaß und wird gebannt. Schriften und Briefe. Konstanzer Kirchenversammlung. Hus dahin berufen. Hus im Kerker. Vor dem Konzil. Die Anklagen. Die vier letzten Wochen. Paletz. Letzte Briefe an die Böhmen. Der letzte Tag. Hieronymus' Märtyrertod.

21. Die Jungfrau von Orleans.

22. Savonarola.

23. Luther und die deutsche Reformation.

24. Philipp Melanchthon.

25. Ulrich Zwingli.

26. Das Reich der Wiedertäufer.

Seine Anlagen und Bildung. Regierungsantritt. Oxenstierna. Gustav Adolf greift in den deutschen Religionskrieg ein. Motive. Abschied. Landung in Pommern (1630). Magdeburgs Fall. Sieg bei Breitenfeld (1631). Siegeszug durch Deutschland. — Demut, Zucht, Heldentod zu Lützen (1632). Die Geißel des 30jährigen Krieges. Westfälischer Friede (1648).

31. Die Lebensreformation durch Arndt, Spener, Francke u. a.

Verwahrlosung des christlichen Lebens. Weigel. Jakob Böhme und Johann Gichtel. Johann Arndt und sein „Wahres Christentum". Valentin Andreä. Georg Calixt. Heinrich Müller. Christian Scriver. Philipp Jakob Spener (1635—1705). Spener in Genf, Straßburg, Frankfurt a. M. „Die frommen Wünsche". Seine Nüchternheit. Spener in Dresden. In Berlin. Arbeitslast, Demut, Scheiden. — A. H. Francke (1663—1727). Innerer Kampf. Wirken in Halle. Das Hallesche Waisenhaus. Streit über die Mitteldinge, den Bußkampf.

32. Graf Zinzendorf und die Brüdergemeinde.

Jugendeindrücke. Seine Herzenstheologie. Studien und Reisen. Das Salz jeder Kirchengemeinschaft. Der Anfang von Herrnhut. Die böhmisch-mährischen Brüder. Amos Comenius. Die drei Lehrtropen. Die erneute Brüderunität. Verdächtigt und verfolgt. Apostolische Thätigkeit nach seiner Verbannung. Der König von Preußen. Diaspora der Brüdergemeinde. Bei den Wilden Amerikas. Sichtungszeit der Brüdergemeinde. Bengels Kritik. Verfassung. Erziehungsanstalten. Temperament. Bischof Spangenberg.

33. John Wesley und der Methodismus.

Kirchlicher Verfall in England. Die Freidenker und der Deismus. Herberts († 1648) Kern aller Religion. Hobbes. Collins († 1729). Woolston. Tindal. Bolingbroke. — John Wesley und Whitefield. Jugendverein. In Nordamerika. Die Sommerreligion. Bekanntschaft mit Herrnhutern. Erlebnisse aus 1738. Großartiges Evangelisieren und merkwürdige Erfolge. Verfolgungen. Trennung von Zinzendorf, von Whitefield und von seiner Frau. Klassen, Lebensregeln, Reiseprediger. Wesleys Alter und Feierabend. — Die Evangelische Gemeinschaft.

34. Das evangelische Kirchenlied.

Luthers Lieder. Paul Gerhard. Sein Leben; Vermächtnis für seinen Sohn. Seine Lieder. Neumark. Scheffler. Gottfried Arnold. Tersteegen. Gellert. Arndt. Spitta. Knack. Karl Gerok. Meta Heußer.

35. Das Zeitalter der Revolution.

Frivolität und Despotie am Hofe Ludwigs XIV. Aufhebung des Ediktes von Nantes. Der Camisardenkrieg. Die Kirche der Wüste. Anton Court und Paul Rabaut. Paul Rochette und die Brüder Grenier. Justizmord des Jean Calas. Die Anwälte christlicher Toleranz. Die französischen Freigeister: Voltaire, Rousseau, Diderot ꝛc. — Ein visionäres Erlebnis aus dem Jahre 1788. Die Revolution. Abschaffung des Christentums durch den Nationalconvent. Vergötterung der Vernunft. Freiheit und Guillotine. Napoleon führt Glaubensfreiheit ein und stellt die katholische Kirche wieder her. Sein Zerwürfnis mit Papst Pius VII.

36. Zeugen des Christentums in der Revolutionszeit.

Die Württemberger: Bengel, Hedinger ꝛc. Antistes J. J. Heß. Stilling, Hamann. — Oberlin: Jugend, Wirken im Steinthal, Gattin, Verhalten in der Revolution. —

Albrecht von Haller, Arzt und Naturforscher. Seine Briefe zur Verteidigung der Offenbarung. Sein Urteil über Voltaire. — Swedenborg. — Lavater in Zürich. Lavater als Knabe und Jüngling. Sein Verhältnis zu Herder und Goethe. Lavater als Apologet und Evangelist. Zeugnis in der Synode. Über Toleranz. Sonderbarkeiten. Bewährung im Leiden.

37. Wiedererwachen des christlichen Glaubens.

Napoleon auf St. Helena. Seine Äußerungen über Christus und die Bibel. Luise von Preußen. Man giebt Gott wieder die Ehre. Christliche Sänger und Helden. Die heilige Allianz. Christliche Wissenschaft. Schleiermacher. Alexander Vinet. Zeugen Christi auf Kanzel und Katheder. Tholuck. Kierkegaard. Christliche Bekenntnisse großer Naturforscher.

38. Die katholische Kirche der Neuzeit.

Der Jesuitenorden. Seine Bekämpfung durch Pascal; seine Aufhebung und Wiederherstellung. Der Ultramontanismus und seine Dogmen. Der Altkatholizismus. Döllinger. Möhler über die Jesuiten. Bischof Sailer. Boos. Aussprüche Sailers. Diepenbrock. Die griechisch-katholische Kirche. Russische Ostseeprovinzen. Der Stundismus. Diepenbrocks Anrede an die Christen aller Konfessionen.

39. Die Mission unter Israel und den Heidenvölkern.

Die Mission in den verschiedenen Jahrhunderten. — Eliot (1649—1690) bei den Indianern in Nordamerika. Hans Egedes Geduldswerk bei den Eskimo in Grönland (1721 ff.). Karjanack. Die Herrnhutermission. Der Brahmaismus und Buddhismus, in Asien. Ch. F. Schwarz (1726—1798) in Indien. Seine Arbeit, sein Charakter und seine Schicksale. — Gützlaff in China (1830—1850). Das größte Hindernis der Mission. — Japan. — Australien; Marsden auf Neu-Holland. Die Südseeinseln. Cook. Wahn einer dortigen paradiesischen Unschuld. Die Missionsgesellschaften. John Williams (1796—1839), der Apostel der Südsee. Sein Tod. Allen Gardiner. Der Naturforscher Darwin über die Mission. — Livingstones (1813—1873) großes Werk in Afrika. Missionsstatistik. Judenmission. Antisemitismus. Rabinowitz. Zionismus.

40. Die innere Mission.

Abfall und Lauheit. Materialismus und Sozialismus. Armut und Verkommenheit. — Zweck der inneren Mission. Die verschiedenen Liebeswerke und Anstalten derselben. Stiftung des Rauhen Hauses durch Dr. Wichern. Elisabeth Fry in England, der Engel der Gefangenen (1780—1845). Jugend. Bekehrung. Familienleben. Armenpflege. Menschenkenntnis. Amalie Sieveking (1794—1859) in Hamburg. — Lebensbild der Amalie von Lasaulx. — Dr. Th. F. Fliedner. Pastor von Bodelschwingh. Friedrich Nietzsches Philosophie. Der Spiritismus. — Die Zeichen der Zeit.

Das apostolische Zeitalter.

Es giebt inmitten dieser Welt und Zeit eine Gemeinschaft, die höheren Ursprungs ist, in der Schrift „Gemeinde des lebendigen Gottes“, „Haus Gottes“ oder „Kirche“ genannt, „erbauet auf den Grund der Apostel und Propheten, da Jesus Christus der Eckstein ist“ (1. Tim. 3, 15. Ephes. 2, 20). Diese Gemeinde hat Christum selbst zum Baumeister und Eigentumsherrn. (Matth. 16, 18.) Er, der als Menschensohn auf Erden selbst den Samen seines Reiches ausgesäet hat und zur Allmacht erhöht Sein Werk vom Himmel aus fortsetzt, erbaut Sich ein Haus aus den lebendigen Steinen, die Ihm der Vater aus den Menschen giebt (1. Petr. 2, 1—6. Joh. 17, 6—11) und bedient sich dazu der Mitarbeiter, die Er erwählt und gesandt hat, um, mit den Gaben des Heiligen Geistes und mit den göttlichen Geheimnissen des Evangeliums und der heiligen Sakramente ausgerüstet, eine Frucht zu schaffen, die ewig bleibt (1. Kor. 3, 9; 4, 1. — Joh. 15, 16). Und Kern und Stern dieses Evangeliums ist Er selbst, der Eingeborene Sohn des ewigen Vaters, voll Gnade und Wahrheit, der beim Vater war und uns erschienen ist, auf daß alle, die Ihn im Glauben aufnehmen, nicht verloren gehen, sondern Gottes Kinder werden und das ewige Leben haben (Joh. 1 u. 3). Die ihn gesehen und gehört, beschaut und berührt, diese sind nachher seine Zeugen geworden und haben Ihn verkündigt zu dem Zwecke, daß auch die Hörer mit ihnen in Gemeinschaft kommen, — in Gemeinschaft mit dem Vater und mit Seinem Sohne Jesus Christus (1. Joh. 1). — Diese Gemeinschaft ist ins Leben getreten an jenem Pfingsttage, da der Heilige Geist, vom Vater und vom Sohne gesandt, herniederkam und in den Herzen der Jünger Jesu Wohnung nahm. Da schwebte, beim Beginn der Neuschöpfung der gefallenen Menschheit, der Geist Gottes abermals über der Tiefe, um die Herzen nach dem Bilde Christi umzugestalten und die Erde von Fluch und Finsternis zu befreien. — Freilich, obschon das Licht in der Welt war, wollte es die Finsternis nicht begreifen, und nur allmählich, nicht ohne Kampf, Ärgernisse und Leiden hat sich das Licht von oben Bahn gebrochen. Und auch jetzt ist das Werk des Heiligen Geistes in der Gemeinde noch nicht vollendet. Noch seufzen und sehnen sich die, welche des Geistes Erstlinge empfangen haben, unter dem Drucke des vergänglichen Wesens, nach der Freiheit der Herrlichkeit der Kinder Gottes, nach des Leibes Erlösung, nach jenem Tage, wo die Gemeinde dasteht ohne Flecken und Runzeln, gleich dem Ebenbilde des Sohnes Gottes, Ihm gleich gemacht in Herrlichkeit und fähig, als

Gehilfin des „anderen Adam" die künftige Welt zu regieren und zu beseligen. — Denn mitherrschen sollen einst, die mit Christo geduldet, mit Ihm geliebt, geglaubt, gehofft, mit Ihm die Welt verleugnet haben. Und die Geschichte des Christentums ist nichts anderes als die Geschichte der Zeugen und Nachfolger Christi, die unter seinem Kreuze Glauben gehalten, den guten Kampf gekämpft und nach einer besseren Krone gerungen haben, als diese Welt sie verleiht, nach der unverwelklichen Krone der Gerechtigkeit.

Nicht eher konnte der Heilige Geist herniederkommen und in den Menschen Wohnung nehmen, als bis Jesus verklärt und durch Todesleiden und Auferstehung aufgestiegen war zur Vollendung als verklärter Menschensohn, Mittler und Anfänger einer neuen Schöpfung (Joh. 7); — und nicht eher konnten seine Zeugen und Boten ausgehen und in die Welt hineinrufen: „Lasset euch versöhnen mit Gott," als bis sie selbst, die durch des Herrn Tod am Kreuz niedergeschlagen und zerstreut worden, durch seine Auferstehung von den Toten wieder aufgerichtet und aller Furcht und allem Zweifel entnommen waren. Durch die Thatsache der Auferstehung Jesu Christi und durch die Ausgießung des Heiligen Geistes, fünfzig Tage nach Ostern, sind die vorher furchtsamen und hoffnungslosen Apostel zu Zeugen an das Volk geworden, von deren Leibe von nun an Ströme des lebendigen Wassers flossen (Joh. 7, 38).

Kaiser Augustus.

Schon am Gründungstage der Kirche gingen 3000 Seelen durch Glauben und Taufe auf Christus in die Gemeinde ein. Des Petrus Predigt von dem, den die Juden gekreuzigt, den aber Gott zum HErrn und Messias gemacht, war an ihnen kräftig gewesen. Das göttliche Feuer und Leben teilte sich auch ihnen mit und schuf ein neues Dasein voll Freude und Bruderliebe. Das Gesetz Gottes, an dessen Herabkunft vom Sinai man am jüdischen Pfingstfest sich erinnerte, wurde durch den Heiligen Geist ins Innere der Herzen geschrieben, und blieb nicht länger ein äußeres, ohnmächtiges, steinernes Gebot, nicht länger ein tötender Buchstabe. Die Liebe, durch den Heiligen Geist ausgegossen, war es, die zur Erfüllung des Sittengesetzes trieb, so daß es unter den Christen hieß: Seine Gebote sind nicht schwer. —

Solches neues Leben vom Himmel konnte nicht anders, als auffallen in der kalten, trostlosen und selbstsüchtigen Welt, und es breitete sich, getragen vom Wort der beauftragten Zeugen, immer mehr aus. Doch blieb schon frühzeitig auch die Gegenwirkung nicht aus. Besonders, nachdem die Apostel durch Errichtung des

Amtes der Diakonen oder Armenpfleger freier wurden für die eigentlich geistliche Thätigkeit der Predigt und des Gottesdienstes und nachdem viele jüdische Priester zum Glauben an den Messias Jesus gekommen waren, wuchs die Feindschaft und führte zum Tod des Diakonen Stephanus durch Steinigung im Jahre 36 (Apost. 6 und 7). Aber damals schon zeigte sich die Wahrheit des Wortes Tertullians: „Das Blut der Märtyrer ist der Same der Kirche.“ Nicht nur trug der sterbende Stephanus, der für seine Feinde, wohl auch persönlich für den leidenschaftlichen Christenhasser Saulus, gebetet hatte, in der Folge diesen als Beute davon, wie wir später hören werden; die zur Zeit des Stephanus Verfolgten brachten dahin, wohin sie flüchteten, ihr Christentum mit und redeten darüber mit Empfänglichen, so daß bald Samarien und Judäa da und dort kleinere Christenkreise hatte. Samarien wurde durch den Diakon Philippus evangelisiert, und seine Arbeit hatte großen Erfolg. Eine Menge Männer und Frauen wurde getauft und erhielt nachher durch Petrus und Johannes unter Gebet und Handauflegung eine weitere Segnung und Stärkung, indem die Kraft und Gegenwart des Heiligen Geistes in wunderbaren übernatürlichen Äußerungen sich kundgab. Philippus war es auch, der den Kämmerer aus Afrika taufte, den er durch Gottes Fügung auf der Straße getroffen, im Wagen beschäftigt mit dem messianischen 53. Kapitel des Jesaja. Dieser heidnische Fremdling hatte in Jerusalem den Gott Israels gesucht und fand nun auf dem Rückweg die Erkenntnis und Gemeinschaft des Vaters in Seinem Sohn und brachte sie nach Äthiopien. — Auch Petrus, der wie alle frommen, strengen Juden bis dahin eine unüberwindliche Scheu vor dem verunreinigenden Verkehr mit den Heiden gehabt, wurde bald durch eine göttliche Vision in Joppe weitergeführt, daß er sich in das Haus des heidnischen Hauptmanns Cornelius in Cäsarea begab und dort vor einer

Pfingsten.

Schar versammelter Heiden Christum verkündigte. Er stand nicht an, diese Heiden zu taufen, belehrt durch die merkwürdige Erscheinung, daß diese Heiden während des Zuhörens mit den Gaben des Heiligen Geistes in ähnlicher Weise erfüllt wurden, wie die gläubigen Juden am Pfingstfeste. Dadurch wurden Petrus und die jüdischen Apostel geneigter, später die Missionsarbeit des Paulus anzuerkennen, welcher ohne einer der Zwölfe zu sein und ohne von den Zwölfen das Evangelium überkommen zu haben, doch unter den Heiden christliche Gemeinden gründete, wie die Zwölfe unter den Juden, mit gleichem Erfolge wie diese, ohne daß die Heiden, die er taufte, zuerst hätten Juden werden und das mosaische Gesetz beobachten müssen. —

Petrus mußte ums Jahr 44 seinen Wirkungskreis in Jerusalem aufgeben, da ihm von seiten des Königs Herodes Agrippa I, der bereits den älteren Jakobus, Bruder des Johannes, hingerichtet hatte, der Tod drohte. Er wandte sich auf seinen Missionsreisen zu den zerstreuten Juden und bereiste, von Markus begleitet, die asiatischen Länder bis Babylon. Von hier aus hat er nach der Überlieferung an die Gemeinden Kleinasiens seine beiden Briefe gerichtet, um sie bei den mancherlei Verfolgungen zur Standhaftigkeit im Leiden, zum Wachstum in der Heiligung, zur Demut und zu lebendiger Hoffnung zu ermahnen. —

Da die Juden an ihren Hauptsitzen Alexandrien und Rom aufzusuchen waren, so ist nichts glaubwürdiger als die Nachricht der Kirchenväter: Petrus habe unter Kaiser Claudius sich nach Rom begeben und die dortige Kirche aufgebaut, und Markus habe später als Legat des Petrus die Kirche in Alexandrien gegründet.

Im Jahre 63 vor Christus hatte der römische Feldherr Pompejus viele Tausende von Kriegsgefangenen aus Judäa nach Rom gebracht und dort zu Freigelassenen gemacht. Dies war der Anfang der jüdischen Ansiedelung jenseits des Tiber, welche sich mit den Jahren immer mehr vergrößerte und durch viele zum Mosaismus hinneigende Heiden, sogenannte Proselyten des Thores, sich verstärkte. Dieser jüdischen Synagoge galt die Predigt des Petrus, die bald große Bewegungen hervorrief. Der römische Schriftsteller Suetonius giebt hievon im Leben des Claudius (Kap. 25) Zeugnis. Er sagt: „Die Juden, welche auf Anstiften eines gewissen Chrestus unabläßig Unruhen erregten, vertrieb Claudius aus der Stadt." Mit dieser Notiz stimmt Apost. 18, 2 überein. Oft wird bei heidnischen Schriftstellern der ungebräuchliche Name Christus in den gebräuchlichen griechischen Sklavennamen Chrestus umgewandelt, und die Kämpfe, welche die Predigt vom Messias hervorrief, konnte ein draußen Stehender leicht so auffassen, daß er den „Chrestus" für einen noch lebenden Unruhestifter hielt. Die vorkommenden Gewaltthätigkeiten waren für Kaiser Claudius die Veranlassung, die ganze ohnehin verhaßte jüdische Kolonie auszutreiben, wobei zwischen Christen und Juden nicht unterschieden wurde. Diese Austreibung geschah im 9. Jahre des Claudius, im Jahre 49 unserer Zeitrechnung. Schon vorher wird Petrus Rom verlassen haben. Wir begegnen ihm wieder am Apostelkonzil in Jerusalem im Jahre 50, wo er mit Paulus zusammentrifft, der damals von Korinth und den dort ansäßigen, von Rom vertriebenen Aquilas und Priscilla herkommt.

In die Zeit der römischen Wirksamkeit des Petrus fällt die Entstehung des Markus-Evangeliums. — Johannes Markus, ein Jüngling aus der Gemeinde

zu Jerusalem, hatte bereits den Apostel der Heiden, Paulus, auf dessen erster Missionsreise eine Strecke weit begleitet, war dann aber nach Jerusalem zurückgekehrt und schloß sich nun dem Petrus an, dem er ursprünglich nahe gestanden. Er fand denselben in Rom. „Nachdem Petrus in Rom öffentlich gepredigt, — erzählt nun Clemens Alexandrinus (bei Eusebius Kirchengeschichte IV. 14.) — und das Evangelium im Heiligen Geiste ausgesprochen, haben die Anwesenden, ihrer viel an Zahl, den Markus gebeten, er möge, da er jenem von ferne gefolgt sei und des Gesagten sich erinnere, das Verkündigte aufschreiben. So habe er das Evangelium verfaßt und es den Bittenden mitgeteilt. Petrus, als er es inne wurde, habe ihn weder daran gehindert, noch auch dazu aufgemuntert." — Nach dieser glaubwürdigen Überlieferung ist Markus das älteste Evangelium und zugleich das Dokument, das Matthäus und Lukas benutzt und ihrer Bearbeitung der heiligen Geschichte zu Grunde gelegt haben. Wo diese beiden Evangelisten Markus zum Führer haben, stimmen sie überein; wo er sie verläßt, in der Kindheitsgeschichte, in den Reden Christi, in den Erscheinungen nach der Auferstehung, da verfolgen sie jeder seinen eigenen Weg. —

Die vier Evangelisten.

Nach Rom scheint übrigens das Christentum schon vor Petrus gekommen zu sein; es waren ja auch Ausländer von Rom am ersten Pfingstfeste zu Jerusalem gewesen. Auch dadurch, daß viele Juden alljährlich aus dem ganzen römischen Reiche nach Jerusalem hinaufzogen, hier das Christentum kennen lernten und dann als Christen in die Heidenwelt zurückkehrten, wurde das Evangelium verbreitet. Petrus ist, — wie wir schon gesehen, nicht in Rom geblieben, und hat dort nicht,

wie behauptet wird, 24 Jahre lang als „Bischof“ geweilt. Diese Behauptung zerrinnt an der Beobachtung, daß der Brief des Paulus an die Römer und die von Paulus aus der Gefangenschaft geschriebenen Briefe auf Petrus nicht Bezug nehmen. Petrus hat auch nie behauptet, Christi Stellvertreter und Haupt der Kirche zu sein, welches Amt die römischen Bischöfe oder Päpste als Nachfolger Petri zu führen sich anmaßen. Dies zeigt ein Blick in die Apostelgeschichte und ins ganze Neue Testament. Wahr aber ist und vielfach bezeugt, daß Petrus gegen Ende seines Lebens wieder nach Rom gekommen ist und dort im Jahre 64 in der neronischen Christenverfolgung umgekommen ist. Auch das letzte Kapitel des Johannes-Evangeliums bezeugt den Martertod des Petrus am Kreuz. Wahrscheinlich ist, daß zu gleicher Zeit auch Paulus in Rom hingerichtet worden ist. Andere nehmen an, der Märtyrertod des heiligen Paulus falle einige Jahre später, nachdem er aus seiner ersten Gefangenschaft daselbst noch einmal frei geworden, noch große Reisen nach dem Osten und Westen des römischen Reiches gemacht und in dieser Zeit die Pastoralbriefe an Timotheus und Titus geschrieben habe. — Immerhin muß angenommen werden, die neronische Christenverfolgung sei der heidnische Rückschlag gewesen gegen das bei Pauli und Petri Anwesenheit in Rom immer mehr vordringende Christentum. Wie auf das erste Erscheinen des Petrus in Rom die Austreibung der Juden durch Claudius erfolgte, so auf sein zweites Auftreten daselbst die neronische Christenverfolgung.

Damals beherrschte das römische Reich Kaiser Nero, ein zerrütteter Mensch, eine Mischung von eitler Ruhmsucht, Wahnwitz, Sinnlichkeit und Blutdurst. Ein sechstägiger Brand wütete in Rom, von dem es ungewiß ist, ob ihn nicht Nero selbst veranlaßt habe, um mit den alten Quartieren aufzuräumen und die Stadt schöner aufzubauen. Drei Stadtregionen wurden bei diesem Brande ganz, sieben teilweise in Asche gelegt und eine Menge Menschen kam um. Nero hatte sich dadurch als der Brandstiftung schuldig verdächtig gemacht, daß seine Leute mit den Löschanstalten zauderten und daß der Kaiser sofort mit ausgeführten Plänen zum Neubau hervorrückte. Auf ihn warf sich nun die Wut des Volkes. Um den Verdacht von sich abzuwälzen, beschuldigte Nero die Christen, den Brand angelegt zu haben. Der römische heidnische Geschichtsschreiber Tacitus (54—117) schreibt darüber:

„Nero wälzte die Schuld auf die dem Volke wegen ihrer Greuelthaten verhaßten Christen und peinigte diese mit den ausgesuchtesten Strafen. Zuerst wurden einige festgenommen, welche ein (offenbar falsches, durch Martern erzwungenes) Geständnis ablegten, dann, auf ihre Angabe hin, eine ungeheure Anzahl, die zwar nicht der Brandstiftung verdächtig, aber doch durch den Haß des ganzen menschlichen Geschlechtes als des Todes würdig erschienen. Indem man ihnen den Tod anthat, fügte man Verhöhnungen hinzu, so daß sie, in Tierhäute gehüllt, durch den Biß der Hunde umkamen, oder an Kreuze genagelt, oder mit brennbaren Stoffen überzogen nach Ablauf des Tages zum Behuf nächtlicher Beleuchtung verbrannt wurden. Nero hatte zu diesem Schauspiel seine Gärten eröffnet und gab Zirkusspiele, wobei er als Wagenlenker gekleidet und auf dem Wagen stehend, sich unter die Menge mischte.“ — So Tacitus. — Der Märtyrertod des Petrus und des Paulus unter

Nero ist hinlänglich bezeugt. So verloren die beiden Abteilungen der Kirche, die hebräische und die griechische, die beiden Säulen des apostolischen Amtes.

Denn die Säule oder der Apostel der griechischen oder heidenchristlichen Gemeinden war **Paulus** gewesen. Ursprünglich hieß er Saulus. In Tarsus in Cilicien ums Jahr 10 von jüdischen Eltern, die das römische Bürgerrecht besaßen, geboren, genoß er daselbst eine gute Bildung und lernte die griechische Litteratur seiner Zeit kennen. Daneben erlernte er das Geschäft eines Teppichwebers. Nachher kam er nach Jerusalem, um hebräische Schriftgelehrsamkeit zu studieren und saß dort zu den Füßen des weisen und milden, pharisäisch gesinnten Gamaliel. Bald übertraf der Jüngling alle seine Altersgenossen im Eifer für das väterliche Gesetz. Er wurde ein Feind der „Nazarener" oder Christen, die er als Abtrünnige haßte und verfolgte. Er war mitschuldig an dem Tode des edlen und geistvollen Stephanus, dessen Sterben voll Glauben und Liebe ihm aber keine Ruhe mehr ließ. Doch kämpfte er gegen den Stachel im Gewissen, der ihm zu sagen schien, daß die Christen vielleicht doch recht hätten, und er fuhr fort mit leidenschaftlicher Verfolgung des Christentums. Da plötzlich, auf dem Wege nach Damaskus, erschien ihm Christus und wandelte ihn durch seine Milde und Vergebung um. Der Auferstandene hatte die Feuerseele für sich gewonnen, und fortan war des Paulus Leben nur ein Leben im Glauben des Sohnes Gottes, der ihn geliebt und an ihm, dem „größten Sünder", ein Beispiel erzeigt hatte, wie Er gekommen sei, die Sünder selig zu machen. — Von Damaskus aus, wo er bereits den Juden Jesum als den verheißenen Messias verkündigte, begab er sich nach Arabien drei Jahre in die Stille, ließ sich dann von dem Leviten Barnabas den Aposteln in Jerusalem vorstellen und ging hierauf, weil er in Jerusalem wegen des Hasses der Juden, die früher so große Hoffnungen auf ihn gesetzt, des Lebens nicht sicher war, in seine Heimat Tarsus. Dort holte ihn Barnabas nach **Antiochien** in Syrien, wo eine heidenchristliche Gemeinde sich gebildet hatte, deren Glieder von den Heiden „Christen" genannt wurden. Da eröffnete sich dem bekehrten Saulus in Verbindung mit anderen Lehrern eine großartige Thätigkeit. Antiochien ist die zweite Muttergemeinde der Christenheit. Denn wie von Jerusalem aus die Kirche unter den Juden gegründet wurde durch Petrus und seine Mitarbeiter, so wurde von Antiochien aus

Kaiser Nero.

die Kirche unter den heidnischen Völkern gegründet durch Paulus, den Apostel der Heiden, und seine Mitarbeiter.

Zur Ausübung des Apostelamts war der bekehrte Saulus erst nach langen Vorbereitungen und Übungen gelangt. Entscheidend und den Anfang der apostolischen Thätigkeit bildend war der Ruf des Heiligen Geistes, der in Antiochien im Gottesdienste an ihn und Barnabas erging (Apost. 13, 2): „Sondert mir aus Barnabas und Saulus zu dem Werke, dazu ich sie berufen habe.“ Jetzt beginnen die drei großen Missionsreisen des Paulus, auf welchen er überall das gleiche göttliche Evangelium verkündigte wie die Zwölfe, ohne daß er es von diesen empfangen hatte. Er hatte es vom Herrn empfangen (Gal. 1). Und das ihm besonders Anvertraute und Eigentümliche war „seine Einsicht in die göttlichen Ratschlüsse mit Israel und den Heiden, sein tiefes Verständnis der großen Thatsachen des Lebens Christi wie Tod und Auferstehung, sein Blick in die verborgene Herrlichkeit der Kirche Christi und in ihre zukünftige Offenbarung. Dies nennt er das Geheimnis Christi, das er zu verkündigen habe: daß die Heiden Miterben, miteinverleibt und Teilhaber an der Verheißung Gottes in Christo sind, und daß selbst vor den himmlischen Mächten an der Kirche die mannigfaltige Weisheit Gottes offenbar werden soll.“

Die erste Missionsreise (45—48) unternahm Saulus von Barnabas begleitet nach der Insel Cypern, wo er in der Hauptstadt Paphos den Prokonsul Sergius Paulus bekehrte, dem zu Ehren er von nun an den römisch, nicht mehr jüdisch klingenden Namen Paulus angenommen zu haben scheint. Dann wurden die kleinasiatischen Städte Antiochien in Pisidien, Ikonium in Lycaonien, Lystra und Derbe bereist. Überall wandte sich der Apostel mit seiner Botschaft zuerst an die Synagoge der Juden, an deren gottesdienstlichen Versammlungen teilnehmend er Gelegenheit hatte und aufgefordert wurde, ein Wort über den verlesenen Schriftabschnitt zu sagen, was dann immer Anlaß gab, von dem zu zeugen, von welchem Moses und die Propheten reden. Fast überall von der Mehrheit der Juden verworfen, wandte der Apostel sich dann an die Heiden, deren Edelste und Empfänglichste er in der Synagoge in den „Proselyten des Thores“ fand. So hießen diejenigen aus den Heiden, die ihrer Götter müde etwas Besseres im Anschluß an die Juden suchten und erlangten unter der Bedingung, daß sie wenigstens die sogenannten noachischen Gebote hielten: Verbot des Götzendienstes, der Gotteslästerung, des Vergießens von Menschenblut, der Blutschande, des Blutgenusses. Diesen Proselyten, die in der jüdischen Synagoge Befriedigung ihres religiösen Hungers suchten, ging da, wo ihnen die Dämmerung, der Glaube des Alten Testamentes, aufgegangen war, zugleich der helle Tag auf, wann sie dort Paulus und sein Zeugnis von Christus hörten. Sie bildeten den Grundstock und die Mehrheit der neuen Gemeinden, die sich durch Pauli Wirksamkeit in den heidnischen Städten bildeten, die er besuchte. Diesen Gemeinden gab der Apostel früh Älteste oder Presbyter, die er beauftragte, unterrichtete und unter Gebet und Handauflegung ins geistliche Amt einsetzte. Ihnen war es befohlen, die Herde Christi zu weiden und zu speisen mit dem überkommenen Wort und den Sakramenten.

Petrus und Paulus.

Zwischen die erste und zweite Missionsreise des Paulus fällt das **Apostelkonzil zu Jerusalem** (50), veranlaßt durch Judenchristen, die darauf drangen, daß die gläubigen Heiden erst Juden werden sollten durch die Beschneidung und die Beobachtung des mosaischen Gesetzes, ehe sie als echte Glieder des Reiches Gottes anerkannt werden könnten. Deswegen wurden Paulus und Barnabas von Antiochien nach Jerusalem gesandt, um sich dort mit den anderen Aposteln zu verständigen, und es wurde nun auf dem Konzil beschlossen, den Heidenchristen keine Unruhe zu machen und nur von ihnen zu fordern, daß sie sich jener heidnischen Greuel enthalten, die als noachische Gebote aufgeführt worden sind. Man hatte ja erfahren und Beweise genug, daß Gott keinen Unterschied macht zwischen Heiden

Jerusalem. Der Tempel z. Zt. Salomonis.

und Juden, und daß Er durch den Glauben an Christus die Herzen reinigt und sie gerecht macht durch Gnade, nicht durch des Gesetzes Werke. — Gott hatte durch den Dienst des Paulus unter den Heiden dieselben Thaten gewirkt, wie durch den Dienst des Petrus unter den Juden. — Mitten in der Wüstenei des moralisch verfallenen Heidentums war eine neue Lebensordnung aufgekommen. Die Heiligkeit der christlichen Ehe, als Abbild der höchsten und reinsten Liebe, die Erziehung der Kinder mit dem Ernst und der Freundlichkeit Christi, die Milderung der Herrschaft über die Leibeigenen, die Mildthätigkeit gegen die Dürftigen, die Pietät der Untergebenen, die Achtung vor der Obrigkeit und den Gesetzen, nicht aus Menschenfurcht, sondern aus Gewissenhaftigkeit, — dies sind die Grundzüge der von Paulus nicht allein geforderten, sondern zum Dasein gebrachten Lebensgestaltung in der göttlich belebten und göttlich geordneten Anstalt der Kirche. —

Auf der zweiten Reise (51—54) war Paulus begleitet von Silas, Lukas und Timotheus, welche vier Männer die Ämter der Apostel, Propheten, Evangelisten und Hirten repräsentieren, wodurch nach Ephes. 4, 11 der Leib Christi erbaut wird zur Einheit des Glaubens und der Erkenntnis des Sohnes Gottes. — Zuerst wurden die in Kleinasien auf der ersten Reise gestifteten Gemeinden besucht. Dann erhielt Paulus in Troas durch ein nächtliches Gesicht den Ruf von Gott, nach Europa hinüberzugehen. Er ging nach Philippi, wo er wegen der Heilung einer Wahrsagerin in den Kerker geworfen, aber wunderbar gerettet wurde, nach Thessalonich, Athen, wo der Areopagusrichter Dionysius Christ wurde, und nach Korinth. Hier gewann er den Synagogenvorsteher Crispus und predigte in dem Hause des Proselyten Justus. Von den Juden beim Prokonsul Gallion, dem Bruder des Philosophen Seneca, verklagt, aber von diesem geschützt, blieb er 1½ Jahre. Von hier aus schrieb Paulus die beiden Thessalonicherbriefe, die frühesten apostolischen Briefe, in welchen er hauptsächlich Belehrungen und Mahnungen hinsichtlich der Wiederkunft des HErrn erteilt. — In Korinth, der bedeutendsten Handelsstadt Griechenlands, die den Weltverkehr zwischen dem Orient und dem Westen vermittelte, erblühte eine große und lebendige Christengemeinde, reich an Gaben des Heiligen Geistes. — Über Ephesus, Cäsarea und Jerusalem kehrte der Apostel nach seinem Antiochien zurück.

Die dritte Missionsreise (54—58) unternahm Paulus in Begleitung des Titus und Timotheus. Zuerst durchzog er Galatien und Phrygien und besuchte die früher gegründeten Gemeinden. Zum Mittelpunkt seiner Wirksamkeit machte er nun Ephesus in Kleinasien, wo er den Aufruhr, den der Götzenfabrikant Demetrius erregte, siegreich überwand und 2½ Jahre blieb. Von hier aus schrieb der Apostel den Galaterbrief und den ersten Korintherbrief, köstliche Perlen evangelischer Lehre und apostolischer Disciplin. Die Galater, die durch judaisierende Irrlehrer verwirrt und beunruhigt worden waren, lehrt er wieder den Glauben, der allein die Gerechtigkeit in Christo ergreift, als den einzigen Weg des Heils. — Im ersten Korintherbrief, veranlaßt durch allerlei Übelstände in der dortigen Gemeinde, tadelt der Apostel fürs erste die Parteiungen; Christen dürften sich nach keinem Menschen, selbst nicht nach Paulus und Petrus nennen, da es nur Einen Grund und Ein Haupt der Kirche gebe, Christus (Kap. 1—4). In Bezug auf die den Griechen eigene Streit- und Prozeßsucht mahnt er, Christen sollten überhaupt nicht prozessieren, wenn es aber einmal nicht anders ginge, dann sollten sie wenigstens einen Christen als Schiedsrichter nehmen (Kap. 5—6). — Das Essen des Götzenopferfleisches, das von den Priestern billig verkauft wurde, an dem aber manche Christen großen Anstoß nahmen, erklärt Paulus für unbedenklich, denn alles Fleisch sei von Gott gegeben; doch sollte man, wenn Schwache daran Anstoß nehmen, aus Liebe es nicht essen (Kap. 8—10). — Über die Gnadengaben oder Charismen des Heiligen Geistes, deren höchste aber die Liebe sei, giebt der Apostel in Kap. 12—14 wichtige Belehrungen. Die Frauen, die in Korinth ein viel freieres Wesen hatten als die jüdisch-christlichen, werden ermahnt, zurückhaltender zu sein und in der Kirche zu schweigen. — Über die Auferstehung der Toten, die in Zweifel gezogen

worden war, lehrt Paulus, sie sei gewiß, denn die Apostel hätten den Auferstandenen gesehen. Fleisch und Blut, wie es jetzt sei, könne freilich das Reich Gottes nicht ererben; es gebe aber eine verklärte geistige Leiblichkeit. —

Da dieser erste Korintherbrief nicht den erwünschten Erfolg hatte, so schickte der Apostel einen Brief in viel schärferem Tone mit hartem Tadel und ernsten Drohungen nach Korinth. Dieser Brief, der verloren gegangen ist, wirkte und trug zur Beseitigung der unchristlichen Übelstände daselbst bei. Das konnte ihm Titus berichten, mit dem Paulus nach seinem Aufbruch von Ephesus in Macedonien zusammengetroffen war, und nun sandte er in seiner Freude unsern zweiten Korintherbrief voraus, durch dessen milden, versöhnlichen Ton das rechte liebe-

Jerusalem. Der Tempel z. Zt. des Herodes.

volle Verhältnis zwischen dem Apostel und der Gemeinde wieder hergestellt wurde. Dem Briefe folgte der Apostel bald selbst nach und blieb drei Monate in Korinth. Von hier aus hat er in dieser Zeit den Brief an die Römer geschrieben und durch eine Diakonissin Phoebe nach Rom gesandt. — Dieser Brief hat zwei Teile, einen belehrenden (Kap. 1—11) und einen ermahnenden (Kap. 12—16). Das Thema des ersten Teils ist die große Grundwahrheit des Evangeliums: Durch den Glauben wird der Mensch gerecht ohne des Gesetzes Werke. Paulus zeigt, daß weder die Heiden durch die natürlichen Gebote des Gewissens, noch die Juden durch das Gesetz vor Gott gerecht werden können. Seit Adams Fall seien alle Menschen, Juden und Heiden, Sünder und dem Tode verfallen. Aus freier Gnade aber hat Gott eine ewige Erlösung gefunden in Jesus. Durch seinen Tod hat Christus die Sünder mit Gott versöhnt und durch den Glauben an diese Gnadenthat Gottes werden wir neue Kreaturen, die nicht mehr unter der Verdammnis, sondern durch

das Gesetz des Geistes, der da lebendig macht in Christo, frei gemacht sind vom Gesetze der Sünde und des Todes. — Im zweiten Teil wird das neue Leben gelehrt, zu dem der Christ im Glauben gelangt. —

Nach seinem Aufenthalt in Korinth begab sich der Apostel über Macedonien und bei Milet vorbei, wohin er die Ältesten von Ephesus zum Abschied kommen ließ, nach Jerusalem, um den Armen dieser Gemeinde eine Kollekte (Liebessteuer) zu überbringen, die er in seinen heidnischen Gemeinden gesammelt hatte. Dem Jakobus und den Ältesten erstattete er über seine Missionsthätigkeit einen Bericht, der mit Freuden aufgenommen wurde. Aber die strenge Partei war gegen ihn. Und die ungläubigen Juden gar, die den verhaßten Apostel im Tempel sahen, ergriffen ihn. Paulus wurde gegeißelt, vor den hohen Rat gestellt, einer jüdischen Verschwörung gegen sein Leben aber durch den römischen Oberst Lysias entzogen und nach Cäsarea in Sicherheit gebracht. Hier hielt ihn der Prokurator Felix, der auf Bestechung hoffte, zwei Jahre in Gefangenschaft. — Von dessen Nachfolger Festus aber wurde Paulus, da er an den Kaiser appelliert hatte, zu Wasser (Schiffbruch bei Malta) in Begleitung des Lukas über Puteoli nach Rom geschickt (61). Hier in milder zweijähriger Haft durfte der Apostel frei das Evangelium verkünden. Entweder 64 oder 67 ist St. Paulus unter Nero hingerichtet worden.

In klaren großen Zügen liegt das Bild des großen Apostels der Heiden im Neuen Testamente vor uns. Stellen wie 2. Kor. 4; 6, 3—10; 11, 23—30; 12, 1—10. 1. Tim. 1, 12—17. Apost. 20, 17—38. 1. Kor. 9, 20—27 lassen uns in die Gegensätze seines innern und äußern Lebens, in sein Arbeiten und Leiden, seine Liebe und Demut, seinen Mut, seine Besonnenheit und seinen Glauben einen Blick thun. Mit ganzer Treue hing er am HErrn und den ihm Anvertrauten. Er muß oft sehr leidend gewesen sein und betete gegen seinen Pfahl im Fleisch. Aber alle leibliche Schwachheit hat er mit heiliger Willenskraft überwunden im Glauben an die allgenugsame Gnade. —

Die Briefe des St. Paulus an die Christen in Ephesus, in Philippi und in Kolossä in Phrygien nennt man Gefangenschaftsbriefe, weil Paulus sie als Gefangener geschrieben hat. Die Irrlehren falscher Propheten in jenen Gemeinden gaben dem Apostel Anlaß zu köstlichen Mitteilungen über die in Christo leibhaft geoffenbarte Gottheit, sowie über das Wesen der Kirche und ihre Vollendung. — Die beiden Briefe an Timotheus und der an Titus heißen Pastoralbriefe, weil darin der Apostel seine Schüler belehrt, wie sie ihr Amt als Pastoren oder Hirten der Gemeinde zu führen haben. Ihre Abfassung fällt entweder in die Zeit der Gefangenschaft in Cäsarea und Rom oder in die Zeit einer vierten Reise, die Paulus nach Kleinasien und Griechenland unternommen haben muß, wenn er nach seiner ersten Gefangenschaft in Rom noch einmal frei geworden ist. Hievon berichtet freilich die Apostelgeschichte des Lukas nichts mehr; sie bricht mit der Notiz ab, daß Paulus nun zwei Jahre in Rom in milder Haft befindlich unverboten das Reich Gottes und den HErrn Jesum Christum verkündigt habe. Was liegt näher als anzunehmen, daß Lukas, der treue Begleiter des St. Paulus, seine Apostelgeschichte zu einer Zeit geschrieben habe, wo das Schicksal des Apostels in

Rom noch nicht beschlossen, das Urteil noch nicht gefällt war? Sonst hätte er bei dem großen Interesse, das er in den Lesern für Pauli Werk und Person erweckt hatte, auch über dessen spätere Schicksale noch berichtet, was er wußte. — In seinem Buche (der Apostelgeschichte) fällt auch auf, daß der Verfasser im Kap. 16, 10 auf einmal anfängt, in der ersten Person zu erzählen: „Wir," so daß wir schließen dürfen, überall wo das „Wir" erscheint, ist Lukas selbst dabei gewesen und erzählt aus eigener Anschauung und Erfahrung. In Apost. 1—12 berichtet Lukas über die Missionsarbeit des Petrus und in Apost. 12—28 über die Missionsarbeit des Paulus. — Sehr wahrscheinlich hat Lukas, der wie die Reisen so auch die Gefangenschaft seines Apostels teilte, während der zwei Jahre der Gebundenheit in Cäsarea

Der Tempel zu Jerusalem. Heutige Zeit.

(58—60) sein Evangelium verfaßt und zu seiner Apostelgeschichte, die erst in Rom vollendet wurde, den Stoff gesammelt. Lukas war griechischer Abkunft aus Antiochien und soll ein Arzt gewesen sein. Er ist gewiß ganz in den Sinn des Paulus eingegangen, kannte aber auch die Vorurteile der jüdischen Christen gegen denselben; alles stimmte ihn zum Vermittler. „Seine Schriften enthalten lauter Wahrheit, aber sie enthalten sie so, wie sie am besten zur Anbahnung und Befestigung der Einheit der beiden Teile der Kirche dienen konnte." Sein Evangelium ist für Heidenchristen geschrieben, während das Evangelium des Matthäus für judenchristliche Leser bestimmt ist. Während Matthäus den Stammbaum Christi nur bis auf Abraham, den Stammvater Israels, zurückführt, führt ihn Lukas bis auf Adam, den Stammvater aller Menschen zurück. — Während Matthäus beständig die Weissagungen und Vorbilder des Alten Testaments anführt, um aus ihrer Erfüllung

in Jesu von Nazareth diesen als den verheißenen Messias Israels zu erweisen, geschieht dies bei Lukas nicht. Die Geschichte vom barmherzigen Samariter und vom verlorenen Sohn kommen nur bei Lukas vor und können auch aufs Heidentum gedeutet werden, das trotz seiner Abgötterei und vieler anderer Sünden doch noch nicht verloren ist. — Ohne Zweifel sind alle drei ersten Evangelien, die sogenannten Synoptiker: Matthäus, Markus und Lukas, noch vor der Zerstörung Jerusalems, also vor dem Jahre 70 geschrieben.

Anders verhält es sich mit dem Evangelium des Johannes. Dieses muß aus äußeren und inneren Gründen, nach der kirchlichen Überlieferung und aus Gründen, die im Buche selbst liegen, dem Apostel Johannes, dem Lieblingsjünger des HErrn zugeschrieben werden und ist von demselben, der ein sehr hohes Alter erreichte, ums Jahr 90 verfaßt worden. Dieser Evangelist läßt sehr vieles weg, was die drei ersten Evangelien berichten und bietet uns dafür sehr viele Züge von großer Wichtigkeit, die bei den andern fehlen. Dem Johannes kommt es vor allem darauf an, zu zeigen, wie aus den Worten und Thaten Jesu eine göttliche Herrlichkeit hervorgeleuchtet hat, wie Er das ewige Wort gewesen, das Fleisch geworden, aus dessen Fülle wir nun nehmen dürfen Gnade um Gnade.

Die drei Briefe des Johannes sind um 91 in Ephesus geschrieben worden, und es tritt darin die innerste Gesinnung des Apostels, die Liebe, zu Tage. Der erste Brief ist vielleicht ein Begleitschreiben zum Evangelium Johannis gewesen.

Viel früher als das Evangelium und die Briefe hat St. Johannes die „Offenbarung" geschrieben. Es ist dies ein prophetisches Buch, das sich an die Bilder und Geschichte der alttestamentlichen Propheten Daniel und Sacharja anschließt. Diese „Offenbarungen", tröstende und mahnende Blicke in die Kämpfe und schließlichen Siege der Gemeinde Jesu Christi, hat der heilige Seher als göttliche Eingebungen erhalten, als er vom Kaiser Domitian auf die Insel Patmos verbannt war. — Christus und der Antichrist in der Endzeit sind die Gestalten der „Offenbarung des St. Johannes". Aber das schließt nicht aus, daß der heilige Seher seine Weissagungen an geschichtliche Persönlichkeiten seiner Zeit, wie z. B. Nero anknüpft; denn wie Christus, so hat auch der Gegenchristus seine Vorbilder, in deren Charakter und Geschick sich das Kommende abspiegelt.

Manche schöne Züge sind uns aus dem Leben des hl. Johannes berichtet, die sowohl an seine Liebe als auch an seinen großen Wahrheitsernst erinnern. — Der Hauptgegner des Johannes, der in seinen Schriften jüdische und heidnische Irrlehren, die Person Jesu betreffend, sowie die Erschlaffung des sittlichen Ernstes in der Heiligung bekämpft, war Cerinth. Als Johannes einmal hörte, daß Cerinth sich im Bade befinde, in das er sich eben begeben wollte, wich er von dem Gebäude zurück, aus Furcht, dasselbe möchte über dem Feinde der Wahrheit zusammenstürzen. — Bekannt ist die Geschichte von dem geretteten Jüngling, der von ihm erweckt, einem Bischof zur geistlichen Fürsorge übergeben worden, dann abgefallen, leichtsinnig und sogar Räuberhauptmann geworden war. Mehrere Jahre hatte der Abgefallene mit seinen Genossen das verbrecherische Leben fortgesetzt, als der Apostel aus seiner

Verbannung zurückkehrte und den Bischof nach seinem Jüngling fragte. „Er ist tot,“ lautete die Antwort. — Johannes, der den einst edlen, vielversprechenden Jüngling sehr geliebt hatte, bat, ihn zu dessen Grabe zu führen. „Er ist geistlich tot,“ erklärte der Bischof, „Christo abgestorben und jetzt der Häuptling einer Räuberschar.“ — „Ach,“ seufzte der Apostel, „einen guten Wächter meinte ich ihm gegeben zu haben.“ — Der Bischof hatte seinerzeit den Jüngling unterwiesen, getauft und dann, da er ihn durch das Sakrament geschützt glaubte, in der Wachsamkeit über ihn nachgelassen und ihn aus den Augen verloren. So war der junge Mensch in schlechte Gesellschaft gekommen, tief gefallen und dann, an seiner Wiederherstellung und Seligkeit verzweifelnd, ein Räuber geworden, der sich dem Bösen ohne alle Zügelung überließ. — Der hl. Johannes bat um ein Roß und um einen Führer und ließ sich in die Gegend führen, wo die Räuber ihr Wesen trieben. Von ihnen ergriffen, verlangte er, vor ihren Hauptmann geführt zu werden. Als dieser den Apostel erkannte, wandte er sich voll Scham und Reue zur Flucht. Aber der Greis eilte ihm nach und rief: „Warum fliehest du, Kind, vor deinem Vater? Fürchte dich nicht; noch ist Hoffnung. Ich will für dich, wenn es sein muß, den Tod erleiden. O kehre mit mir um; glaube es, Christus hat mich gesandt.“ — Da blieb der Jüngling stehen und weinte bitterlich. Die Liebe hatte ihn zum zweitenmal überwunden. St. Johannes ließ nicht eher von ihm, als bis er ihn mit Gebet und Zuspruch für die Kirche wieder gewonnen hatte.

Als St. Johannes alt und schwach geworden war, ließ er sich in die Versammlungen der Christen tragen oder führen, und da er keine lange Reden mehr halten konnte, wiederholte er nur oft die Worte: „Kinder, liebet euch unter einander.“ Gefragt, warum er stets das Eine wiederholte, sagte er: „Weil dies das Gebot des HErrn ist, und weil es genug ist, wenn wir Liebe haben.“

In hohem Alter ist St. Johannes in Ephesus entschlafen. Ihm war die hohe Aufgabe geworden, nach dem Tode des Paulus und Petrus, der Säulen der heidenchristlichen und der judenchristlichen Kirchen, diese mehr und mehr zu vereinigen und zu leiten. Er reiste in Asien umher, setzte Bischöfe ein und wachte über dem Gottesdienste und dem Leben der ihm anvertrauten Kirche seines HErrn, welchen zu sehen, und für welchen sich und die Seinen zu bereiten, sein größtes Verlangen war.

Der Brief an die Hebräer ist an Judenchristen gerichtet und wohl zu einer Zeit verfaßt, wo über denselben in Palästina immer mehr die Wolken der Verfolgung und der Ausstoßung aus der Tempelgemeinschaft durch die Juden sich zusammenzogen. Ihres Hirten Jakobus waren sie gewaltsam beraubt worden. Es ist ein ungemein tiefer Brief, der den Nachweis führt, wie im Christentum das Judentum sich vollende und das wahre Heiligtum nicht das des Schattens und der alttestamentlichen Vorbilder, sondern das des Geistes sei, wo der Hohepriester Jesus des Mittleramtes warte im himmlischen Heiligtum. — Wer den Hebräerbrief verfaßt hat, ist nicht ganz sicher zu sagen. In der alten Kirche wurde der Brief von einigen dem Paulus, von andern dem Barnabas oder dem Lukas oder Clemens zugeschrieben. — Der große Origenes hat wohl das Richtige getroffen, wenn er sagt (bei Eusebius,

Kirchengeschichte VI. 25): „Jeder Kundige muß einräumen, daß die Sprache des Briefes vollendeter griechisch ist als bei Paulus, anderseits daß die Gedanken wunderbar sind und den Schriften des Apostels nicht im mindesten nachstehen. So wird der Inhalt von Paulus sein, der Ausdruck und die Fügung der Sätze von einem andern, der, was von dem Meister ausgesprochen worden, niedergeschrieben und weiter ausgeführt hat.“ — Tertullian nennt als diesen andern den Barnabas.

St. Johannes im Alter.

Der Brief des Jakobus ist nicht von Jakobus, dem Sohn des Zebedäus, sondern wahrscheinlich von Jakobus, dem Bruder des HErrn, dem späteren Haupte der judenchristlichen Gemeinde zu Jerusalem, verfaßt. Obschon Christ, wandelte er streng nach den Sitten und Geboten der mosaischen Religion und stand deshalb auch bei den Juden in hoher Achtung, so daß ihm der Beiname „des Gerechten“ gegeben wurde. — Am Ausgang der 60er Jahre erlitt er den Märtyrertod. Es ging da — da die schreckliche Zerstörung Jerusalems nicht mehr ferne war — nach dem Worte: „Die Gerechten werden weggerafft vor dem Unglück“ (Jes. 57, 1). — Es wird erzählt: Zur Zeit des Passahfestes führten die Schriftgelehrten, die besorgt waren, der Nazarenerglaube möchte immer mehr um sich greifen, den Jakobus auf eine Tempelzinne, mit dem Ansuchen, er solle zum versammelten Volke gegen den Christenglauben reden. Aber Jakobus that das Gegenteil. Da wurden seine Feinde wütend und stießen ihn von der Zinne herab. Noch nicht tot, betete er für seine Feinde, und wurde dann von einem Walker mit einem Holze erschlagen. —

Das Gericht über das hartnäckige Volk der Juden, das nicht nur den HErrn verworfen hatte, da er auf Erden in seiner Niedrigkeit unter ihnen wandelte, — das Ihn auch verwarf, seitdem Er vom Himmel durch seine geistgesalbten Zeugen

Die Zerstörung Jerusalems. (Von W. v. Kaulbach.)

zu ihnen redete und sie abermals einladen ließ, säumte nicht. „Der HErr des Weinberges wird kommen und die Weingärtner umbringen und den Weinberg andern geben," hatte der HErr gesagt, und der hl. Johannes war es, der dieses Kommen des HErrn noch erlebte. (Matth. 16, 28; 21, 41.)

Das Joch der Römer, das auf den Juden lastete, wurde je länger, desto drückender. Die römischen Statthalter nahmen wenig Rücksicht auf die religiösen Gefühle des Volkes. Nur mit Mühe konnte Kaiser Caligula davon abgebracht werden, sein Bildnis im Tempel aufstellen zu lassen. Es standen auch zur Strafe dafür, daß Israel den wahren Messias verworfen hatte, falsche Messiasse und Propheten auf, die nahe Erlösung verhießen und dazu aufforderten, das römische Joch abzuwerfen. Die Spannung und die Wut gegen die Bedrücker wurde immer größer. Unter dem letzten römischen Statthalter Gessius Florus brach die Empörung endlich aus und ein Kampf auf Leben und Tod begann. Florus hatte den Tempelschatz weggenommen, 3000 Juden in Jerusalem niederhauen und viele Vornehme geißeln und kreuzigen lassen. Florus mit seiner Besatzung mußte weichen, ebenso der ihm zu Hilfe eilende Statthalter von Syrien. Jetzt erhob sich das Judenvolk wie ein Mann; Jerusalem und viele andere feste Plätze wurden in Verteidigungszustand gebracht, alles bewaffnet. Da erschien, vom römischen Kaiser gesandt, der Feldherr Vespasianus samt seinem Sohne Titus mit erprobten Kerntruppen auf dem Schauplatz und drang langsam von Norden nach Süden vor. — Die Christen aber, eingedenk der Weisung des HErrn (Matth. 24, 15. 16), flohen außer Landes nach Pella. Gottes Rachegeister schwebten über dem unglücklichen Lande. Trotz verzweifelter Gegenwehr verloren die Juden eine Stadt und Festung nach der andern. In zwei Sommern, 67 und 69, führte Vespasian den Krieg und nahm alles in Besitz außer Jerusalem, wo der Fanatismus und schreckliche Parteikämpfe aufs höchste gestiegen waren. Da kam noch einmal eine Gnadenfrist. Der Krieg ruhte, weil Vespasian nach dem Tode des Nero von seinen Legionen zum Kaiser ausgerufen worden und nach Italien geeilt war, um dort mit Nebenbuhlern um die Krone zu kämpfen. Erst im Frühling 70 nahm Vespasians Sohn, Titus, den Krieg wieder auf und rückte rasch von Cäsarea her vor Jerusalem. Die regelrechte Belagerung begann. Es kam eine entsetzliche Zeit für die Stadt. Sie war mit Menschen gefüllt. Da brach der Hunger aus, der zu schrecklichen Scenen in den Häusern führte. Es kam vor, daß eine gewisse Maria ihren eigenen Sohn schlachtete, kochte und zur Hälfte aß, die andere Hälfte aber den Banden vorsetzte, die vom Geruch des Fleisches angelockt ins Haus gekommen waren. In blutigen Bürgerkriegen zerfleischten sich die Juden selbst; die Leichen wurden nicht begraben und erzeugten samt dem Hunger Pest und Seuchen. Viele liefen über zum Feind, fanden aber auch dort ein trauriges Ende; denn die Römer, wütend über die Halsstarrigkeit und die Grausamkeit der Juden, ließen eine Menge derselben ans Kreuz schlagen. Josephus, der jüdische Geschichtschreiber dieses Krieges, will selbst mehrere Hundert solcher Gekreuzigten gesehen haben, als er einst mit Titus um die Stadt ritt. Da verwirklichte sich das Wort, das dieses blinde Volk einst gerufen: Sein Blut komme auf uns und unsere Kinder. — Immer noch wollten sie von Übergabe nichts wissen. Endlich wurden

die äußeren Mauern und der Tempelberg erstürmt, und Titus gab den Befehl, das herrliche Gebäude zu schonen. Aber es sollte kein Stein auf dem andern bleiben, wie der HErr gesagt; ein Soldat warf einen Feuerbrand in die an den Tempel stoßenden Gemächer, und der Tempel ging in Flammen auf! Es muß furchtbar gewesen sein; das Wehklagen der Juden, das Triumphgeschrei der Sieger, die prasselnden Flammen, denen bald die ganze Stadt überlassen wurde, das von den Tempelstufen strömende Menschenblut! Den Juden, die bis zuletzt auf Hilfe von oben, aufs Kommen des Messias gehofft haben, entsank der Mut. Was fliehen konnte, floh. Die übrigen wurden niedergemetzelt oder gefangen und entweder zu Sklaven gemacht oder für die Schauspiele und Tierkämpfe nach Rom gebracht. Eine Million soll im Kriege umgekommen und 100 000 gefangen weggeführt worden sein. Im Triumphe zog Titus, der Sieger, mit denselben und mit allerlei kostbarer Beute an der Spitze seines Heeres in Rom ein. Noch steht in Rom der damals dem Titus zu Ehren gebaute Titusbogen und seine Bildhauerarbeiten stellen die Legionen dar, wie sie die Bundeslade tragen und den siebenarmigen goldenen Leuchter. Diese Schattenbilder sind verschwunden. Aber befreit von den Hüllen des Mosaismus zog das Evangelium Jesu von Land zu Land bis ans Ende der Erde. —

Die apostolischen Väter.

Als der letzte Apostel Johannes in Ephesus gestorben war, fehlte unter den einzelnen Christengemeinden, deren jede unter Ältesten (Priestern) und Diakonen oder unter einem Bischof mit seinen Priestern und Diakonen stand, das Band der Einheit, das im Apostelamt bestanden und die ganze allgemeine Kirche vereinigt hatte. Um so größeres Ansehen und entscheidende Stimme in der Kirche erlangten nun jene ehrwürdigen Männer, welche noch mit den Aposteln in Verbindung gestanden, ihre Schüler gewesen waren. Man nennt sie „apostolische Väter“. Sie haben uns eine Anzahl wichtiger und interessanter Schriften hinterlassen, welche nicht nur durch ihren Inhalt, sondern auch dadurch wichtig sind, daß sie vielfach auf die Schriften der Apostel Bezug nehmen und so wichtige Zeugnisse sind für die ursprüngliche apostolische Lehre und Ordnung der Kirche.

Zu den apostolischen Vätern zählt man:

1. Barnabas.

Verfasser des Barnabasbriefes ist kaum der in der Bibel erwähnte Judenchrist Barnabas, der Genosse des Paulus. Der Brief mag ums Jahr 80 geschrieben worden sein. Er verfolgt den Zweck, seinen Lesern höhere Erkenntnis, besonders in Bezug auf das Alte Testament, mitzuteilen. Er geht aber weit über den Apostel Paulus hinaus mit seiner Behauptung, daß das Gesetz nach seinem buchstäblichen Sinne von Anfang an gar nichts gegolten habe. Er warnt vor leichtsinnigem Vertrauen auf den neuen Bund und verweist auf das Geschick des alttestamentlichen Bundesvolkes, das, trotz seines Vertrauens auf seine Heiligtümer, dem Gerichte verfallen ist, weil es selbst nicht heilig und gehorsam gewesen. — Auffallend ist die Bemerkung im Briefe, daß die Apostel über alle Maßen Sünder gewesen seien. „Nachdem Christus zur Verkündigung des Evangeliums die Apostel erwählt hatte, die unter allen Sündern die vornehmsten waren, um zu zeigen, daß Er nicht gekommen, die Gerechten zur Buße zu rufen, sondern die Sünder, da offenbarte Er sich ihnen als Gottes Sohn.“ — Weitere Sätze des Barnabasbriefes sind folgende: „Liebe den, der dich gemacht hat. Verherrliche den, der dich aus dem Tode erlöset hat. Scheue dich, zu thun, was Gott mißfällt. Aller Heuchelei sei feind. Erhebe dich nicht selbst,

sondern sei demütig. Sei nicht wankelmütig und zweizüngig, denn eine zwiefache Zunge ist ein Strick des Todes. Unterwirf dich dem Herrn und auch den zeitlichen Herren als Abbildern Gottes in Ehrerbietigkeit und Furcht. Gebiete deinem Knecht oder deiner Magd nicht mit Bitterkeit, denn sie hoffen auf denselben HErrn, sonst verachtest du den, der ein Gott ist über beide. Sage von nichts, daß es dein eigen sei. Wenn ihr in unvergänglichen Dingen Gemeinschaft habet, wie viel mehr solltet ihr in vergänglichen Gemeinschaft haben. — Denke oft an den Tag des Gerichts. — Bewahre die Lehre, die du empfangen hast, und thue weder dazu noch davon."

2. Klemens von Rom.

Den Namen des Klemens, des dritten Bischofs der römischen Gemeinde (der erste hieß Linus, der zweite Anakletus) trägt ein schöner, ganz in der Lehrweise des Paulus geschriebener Brief der römischen Gemeinde an die korinthische Gemeinde. Er muß zwischen 90 und 100 geschrieben worden sein. — Ob dieser von seinen christlichen Zeitgenossen hochverehrte Bischof Klemens der Mann ist, von welchem Paulus in Phil. 4, 3 sagt, sein Name sei geschrieben im Buche des Lebens, ist nicht ganz gewiß. — Manche denken bei diesem Klemens an den Titus Flavius Klemens, der ein Verwandter des Kaisers Domitian und römischer Konsul war. Von demselben sagt der heidnische Geschichtschreiber Dio Cassius: „Den Flavius Klemens, der das Konsulat verwaltete, tötete Domitian, wiewohl er sein Vetter war, und die dem Kaiser ebenfalls verwandte Flavia Domitilla zur Frau hatte. Gegen beide war die Anklage der Gottesleugnung, jüdischer Sitten und verächtlicher Geschäftsscheu erhoben (Sueton sagt: contemptissima inertia. Domit. 15). Auch viele andere, die sich zu den Sitten der Juden verirrt hatten, mußten sterben, andere wurden ihrer Güter beraubt, Domitilla auf die Insel Pandatoria verbannt." — Damals wurde bei den Römern Judentum und Christentum noch vielfach verwechselt, die Verleugnung der vaterländischen Götter galt als Gottlosigkeit, das sich Zurückziehen von öffentlichen Ämtern, vor welchen die Christen sich scheuten, um nicht bei offiziellen Anlässen zu gewissenswidrigen, heidnischen Ceremonien gezwungen zu werden, galt als eines Römers unwürdige Trägheit. So ist es wohl möglich, daß jener von Domitian hingerichtete Flavius Klemens Christ gewesen; daß er aber Bischof und Verfasser des Klemensbriefes gewesen, ist nicht wahrscheinlich. — Der Brief ist ganz in paulinischem Geist abgefaßt und preist die Gerechtigkeit des Glaubens. Da heißt es: „Alle jene Heiligen des Alten Testamentes sind nicht durch sich selbst oder durch ihre Werke oder durch ihren gerechten Wandel herrlich geworden, sondern durch Gottes Willen. So werden auch wir, durch Seinen Willen in Christo Jesu berufen, nicht durch uns selbst gerecht, noch durch unsere Weisheit, Einsicht, Frömmigkeit und die Werke, die wir gethan, sondern durch den Glauben, durch den der Allmächtige jene alle von Anfang der Welt gerecht gemacht hat." — „Lasset uns hinblicken auf Christi Blut und lasset uns sehen, wie köstlich es vor Gott ist; denn um unserer Seligkeit willen vergossen, hat es der ganzen Welt die Gnade der Buße erworben."

Von Korinth war die betrübende Nachricht in Rom eingetroffen, daß die Gemeinde dort gespalten sei und sich viele auflehnen gegen die Ältesten. Da fühlte sich nun die Schwestergemeinde in Rom, vertreten durch ihren Bischof, gedrungen, an die Korinther zu schreiben und sie zur Einigkeit, Demut, zum Gehorsam, zur Geduld zu ermahnen und ihnen das Gericht sowie die Hoffnung auf die Auferstehung vorzuhalten, von der schon die Natur ein sprechendes Abbild sei. — — Klemens hebt in dem Briefe mit Nachdruck hervor, wie verderblich der Neid und die Eifersucht von alters her gewesen sind. Zum Gehorsam gegen die göttlichen Gesetze fordert schon die Natur auf. „Bewegt sich doch der Himmel nach ewigen Gesetzen. Tag und Nacht durchwandeln die Gestirne die ihnen angewiesene Bahn, ohne einander zu stören. Sonne und Mond und der Sterne Chor kreisen nach des Schöpfers Geheiß in den ihnen bestimmten Schranken, ohne sie zu überschreiten. Die fruchtbare Erde bringt nach seinem Willen zu ihrer Zeit Nahrung die Fülle hervor für Menschen und Tiere ohne Weigerung und Zögerung. Die Tiefen des Abgrundes werden durch dieselben Gesetze gehalten und das ungeheure Meer wird durch des Schöpfers Macht zusammengedrängt, daß es heißt: „Bis hierher und nicht weiter, hier sollen sich legen deine stolzen Wellen." — Besonders aber ist uns durch Christus das erhabenste Beispiel des Gehorsams und der Demut gegeben. Wenn sich der HErr also erniedrigt hat, was sollen wir thun, die wir durch Ihn unter das sanfte Joch seiner Gnade gekommen sind!" — Dieser herrliche Brief ist in den alten Kirchen so hoch gehalten worden, daß er eine Zeit lang mit den heiligen Schriften in den christlichen Versammlungen vorgelesen wurde. — Gegen Ende des Briefes steht ein herrliches Gebet, in welchem wir wahrscheinlich ein kirchliches Gemeindegebet Roms zu erkennen haben. Bis 1875 war dieser Schluß nur verstümmelt bekannt, dann aber in einer Handschrift in Konstantinopel gefunden und (von Bryennios) herausgegeben.

Es mögen noch einige Sätze dieses Klemensbriefes hier ihre Stelle finden:

„Unser Ruhm sei in und von Gott, nicht aus uns selbst. Gott haßt die, die sich selbst loben. Das Zeugnis unserer guten Werke muß uns von andern gegeben werden. Selbstliebe und Verwegenheit kommt denen zu, die verworfen sind; aber Gütigkeit, Demut und Sanftmut ist bei denen, die von Gott gesegnet sind."

„Der Starke verachte nicht den Schwachen; der Schwache ehre den Starken; der Reiche teile mit dem Armen. Der Arme danke Gott, daß er jenem die Mittel gegeben hat, seinem Mangel zu Hilfe zu kommen. Der Weise zeige seine Weisheit durch die That. Der Demütige zeuge nicht von sich selbst, sondern lasse andere von sich zeugen."

„Die Liebe ist unaussprechlich herrlich. Die Liebe verbindet uns mit Gott. Die Liebe deckt eine Menge von Sünden zu. Die Liebe bewahrt vor Hochmut; sie macht keine Trennung, sondern thut alles in Eintracht. Ohne Liebe ist nichts Gott gefällig. — Ihr nun, die ihr den Aufruhr angestiftet habt, seid den Ältesten gehorsam und demütigt euch bußfertig mit Beugung eurer Kniee. Lernet unterwürfig sein und leget ab den hochmütigen Ehrgeiz eurer Zungen. Denn es ist besser, daß ihr klein geachtet werdet und in dem Schafstall Christi bleibet, als daß ihr über andere euch erhebt und aus eurer Hoffnung geworfen werdet." —

3. Hermas.

Hermas, ein Bruder des römischen Bischofs Pius, hat ums Jahr 140 ein Buch geschrieben, das den Titel führt: „Hirte des Hermas." — Es ist eine Bußpredigt an die Christenheit, hat Anklänge an den Brief des Jakobus, verschärft die Gebote des HErrn und will die Absolution nach empfangener Taufe erschwert wissen. — Prophetische Aussprüche und Gesichte sind hier zu einem Buche zusammengestellt, zur Warnung für die Christen, unter denen es bereits Reiche gab, die des Wohlthuns vergaßen, Priester, die die Opfer des Volkes zu eigenem Nutzen verwendeten, Christen, die sich wieder den Vergnügungen der Welt überließen, und solche, die in der Verfolgung, um sich zu retten, Christi Namen gelästert hatten. Da war eine tiefgehende Buße nötig. Hermas sah nun Verfolgungen kommen und wollte die Kirche durch diese Sammlung prophetischer Stimmen und Gesichte stärken. Unter anderem sieht Hermas in Gestalt von Jungfrauen zwölf gute Geister, welche den Namen christlicher Tugenden tragen und den Menschen ins Himmelreich leiten. Zwölf unreine Geister, gleichnamig mit ebenso vielen Lastern, halten ihn davon ab. Jedem Menschen sind zwei Genien beigegeben, der eine verursacht das Aufsteigen guter Gedanken, der andere das Gegenteil.

Also Überreste einer neutestamentlichen Prophetie, wie sie nie hätte in der Gemeinde verstummen sollen, wie sie von Zeit zu Zeit auch später vorkommt, finden sich im „Hirten des Hermas".

4. „Lehre der zwölf Apostel"

ist eine 1883 von Bryennios in Konstantinopel herausgegebene griechische Schrift, die früher unbekannt war, wahrscheinlich um 150 in Kleinasien entstanden. Sie erzählt viele interessante Einzelheiten aus dem Leben der ältesten Christen, z. B. daß sie dreimal des Tages das Vaterunser beten sollten. Der Verfasser ist unbekannt. Kap. 1—10 enthält einen Abriß der christlichen Sittenlehre nach zwei Wegen (Weg des Lebens und Weg des Todes) und Vorschriften über Taufe, Gebet und Eucharistie (Abendmahl); Kap. 11—15 regeln den Gemeindeverkehr und das Gemeindeleben; Kap. 16 mahnt zur Wachsamkeit mit Hinweis auf die Zukunft des HErrn.

5. Der Brief an Diognet.

In erhabenen Worten schildert der unbekannte Verfasser, der sich selbst einen Schüler eines Apostels nennt und es ohne Zweifel auch ist, den geistigen Charakter der Gottesverehrung im Christentum, den reinen Wandel der Christen und die Bedeutung des Christentums für den Fortbestand der Welt. Der griechische Brief ist an einen angesehenen Heiden geschrieben, der sich zum Christentum durch den in diesem waltenden Geist der Bruderliebe hingezogen fühlte, aber zugleich bedenklich gemacht war durch das späte Auftreten des Christentums und seine Verachtung der Götter. Diese Bedenken werden vom Verfasser in geistvoller Weise beseitigt. Er macht auf den Gegensatz des Weltlebens und des Christenlebens aufmerksam.

Was im Leibe die Seele ist, das sind die Christen in der Welt. Die Seele erstreckt sich durch alle Glieder des Leibes; die Christen sind zerstreut durch alle Reiche der Welt. Die Seele wohnt zwar im Leib, aber sie ist nicht von dem Leibe; so wohnen die Christen in der Welt, aber sie sind nicht von der Welt. Eingeschlossen ist die Seele im Leibe, aber sie hält den Leib zusammen; so sind die Christen in dieser Welt wie in einem Gefängnis, aber sie halten die Welt zusammen."

6. Hegesippus.

Hegesipp, der ums Jahr 180 starb, war ursprünglich ein geborener Jude, und machte, nachdem er Christ geworden, Reisen zu sehr vielen Bischöfen, auch nach Rom und Korinth, „um die rechte Richtschnur gesunder Lehrverkündigung kennen zu lernen". Er fand in allen Gemeinden denselben Glauben, wie Gesetz und Propheten und Christus ihn verkündigen. Diese „Einheit des Glaubens" stellte er den vielerlei Meinungen der Häretiker (der Irrlehrer) entgegen in fünf Büchern, wovon uns in des Eusebius Kirchengeschichte (ums Jahr 300) einige wertvolle Bruchstücke aufbewahrt sind. Hegesipp giebt eine Darstellung und Verteidigung dessen, was er als Inhalt christlicher Lehre in allen Gemeinden gefunden und gesammelt hat, sowie manche Notizen über die frühesten Abweichungen und Irrlehren. —

7. Ignatius, Bischof von Antiochien.

Ignatius war ein Schüler des Apostels Johannes und zur Zeit des römischen Kaisers Trajan, der von 98 bis 117 regierte, Vorsteher oder Bischof der Gemeinde in Antiochien. —

Mit dem Anfange des zweiten Jahrhunderts war hinsichtlich des Verhältnisses des römischen Staates zum Christentum eine große Veränderung eingetreten. Bis dahin hatte man die Christen meist nur für eine jüdische Sekte gehalten und sie als solche geduldet. Aber nach der Zerstörung Jerusalems und des Tempels änderte sich die Sache. Das Judentum verlor mehr und mehr an Bedeutung, seit es keinen Halt mehr am palästinensischen Tempel und Priestertum hatte, und das Christentum trat in den Vordergrund. An die Stelle des alttestamentlichen Judentums trat nun das Talmudische Judentum, das aus dem Talmud (Auslegungen und Erweiterungen des mosaischen Gesetzes, in den ersten Jahrhunderten der christlichen Zeitrechnung entstanden) seine geistige Nahrung zog. Diese talmudische Religion war im Gegensatz zum Christentum entstanden und atmete einen demselben feindlichen Geist. Dreimal täglich wurde nun in den Synagogen der Fluch gegen das Christentum ausgesprochen. So waren fast alle Fäden, die bisher noch das Judentum mit dem Christentum verbanden, abgeschnitten, und die Folge war, daß auch das Jüdische im Christentum immer mehr verschwand und die Christen in der Ausbreitung der Kreuzesreligion sich fast ausschließlich an die Heiden wandten. Die Reste der Judenchristen gingen nach und nach ganz in den heidenchristlichen Gemeinden unter oder wurden sektiererisch und von der Kirche ausgeschieden. — So sahen denn die Heiden eine

neue Religion aufkommen, die mit größerer Lebens- und Wahrheitsfülle als das Judentum ausgerüstet, es mit dem Heidentum aufnahm und den Boden diesem streitig machte. Mit dem heidnischen Göttertum aber eins war das römische Staatswesen und Kaisertum. Weil dieses Kaisertum sich mit einem göttergleichen Nimbus umgab und göttliche Verehrung für sich forderte (Domitian z. B. ließ sich „Herr und Gott“ nennen), so stieß es im Christentum auf einen Gegner, da dieses die Gottheit der Kaiser leugnete, und die grundsätzliche, gesetzliche Verfolgung des Christentums nahm ihren Anfang. Verfolgungen waren früher schon da und dort vorgekommen; aber sie hatten keinen grundsätzlichen Charakter. Erst unter dem Kaiser Trajan kam es zu einem kaiserlichen Gesetz, welches das Christentum verbot und die Christen, auch wenn sie keines Verbrechens überführt waren, der Gefahr der Strafe und der Verfolgung aussetzte.

Bischof Ignatius.

Im Jahre 111 oder 112 war in der kleinasiatischen Provinz Bithynien Plinius, der Jüngere, römischer Statthalter. Er traf so zahlreiche Christen jeden Standes und Geschlechtes, die den kaiserlichen religiösen Gesetzen den Gehorsam versagten und dem Bilde des Kaisers keinen Weihrauch streuten, daß er in Verlegenheit kam, wie er das staatliche und kaiserliche Ansehen aufrecht erhalten sollte. Deshalb bat er in einem Schreiben an Kaiser Trajan, das noch erhalten ist, seinen Herrn in Rom um Verhaltungsmaßregeln. Dieses Schreiben des kaiserlichen Beamten aus so früher Zeit ist höchst interessant und wichtig. Plinius teilt mit, wie er's bisher in der Sache gehalten habe. „Ich fragte die Schuldigen, ob sie Christen wären. Bekannten sie es, so fragte ich sie zum zweiten und dritten Male unter Androhung der Todesstrafe; die auch jetzt noch beharrten, ließ ich zum Tode führen. Denn das war klar, ihre unbeugsame Widerspenstigkeit mußte gestraft werden. — Mir wurde auch ein Verzeichnis einer ganzen Menge, die Christen sein sollten, ohne Unterschrift des Angebers, vorgelegt. Aber sie leugneten, daß sie Christen seien und riefen die Götter an, wie ich es ihnen vorsagte; auch opferten sie Wein und Weihrauch vor deinem Bilde und lästerten Christum. Das alles aber kann von wahren Christen nicht erzwungen werden, sagt man mir. Daher entließ

Das letzte Gebet der Märtyrer. (Nach dem Gemälde von Gerome.)

ich die Angeklagten wieder. Es gab auch andere, die bekannten, daß sie Christen wären, die aber bald wieder leugneten und dein und der Götter Bildnis anbeteten. — Die auf der Folter befragten Dienerinnen (Diakonissen) versicherten, ihre ganze Schuld und Irrung bestehe darin, daß sie an einem bestimmten Tag vor Sonnenaufgang zusammenkämen und Loblieder sängen zu Ehren Christi als eines Gottes. Dabei gelobten sie, nichts Böses zu thun, keinen Diebstahl noch Ehebruch zu begehen. Abends fänden sie sich wieder zu einem Mahle zusammen (zu dem sogenannten Liebesmahl der Agapen, das eine Zeit lang mit dem heiligen Abendmahl verbunden war), hätten das aber ganz unterlassen, seit die kaiserlichen Verbote nächtlicher Zusammenkünfte bekannt geworden. — Ich entdeckte nichts als einen verkehrten maßlosen Aberglauben und hole nun deinen Rat ein. Dieser Aberglaube ist sehr verbreitet, nicht nur in den Städten, auch auf dem flachen Lande. Aber ich hoffe, der Sache noch Einhalt thun zu können, daß die fast schon verödeten Tempel der Götter sich wieder füllen." —

Trajan war ein milder und gerechter Fürst, aber auch er hielt das Christentum für staatsgefährlich und seine Antwort an seinen Statthalter lautete folgendermaßen:

„Trajanus an Plinius.

Du hast bei den Untersuchungen über die, die dir als Christen angezeigt worden sind, ganz den rechten Weg eingeschlagen. Sie sollen nicht aufgespürt werden. Die aber angezeigt und überführt werden, sind zu strafen, so jedoch, daß der, welcher Christ zu sein leugnet und das durch die That, d. h. durch Anrufung unserer Götter beweist, trotz des Verdachts hinsichtlich seines vergangenen Lebens, doch wegen seiner Umkehr Verzeihung empfangen soll. Dagegen dürfen Anklagen ohne glaubwürdige Namensunterschrift in keinem Falle angenommen werden. Denn das wäre ein schlechtes Beispiel und unserer Zeit nicht würdig."

An der Echtheit beider Briefe, des Plinius und des Kaisers Trajan, kann nicht gezweifelt werden. Die kaiserliche Verfügung wurde nun im ganzen Reich für das Verfahren gegen die Christen maßgebend und blieb es mehr als ein Jahrhundert. Wenn kein Kläger war, so konnten sie in Ruhe leben. Aber das Christentum galt doch seitdem als todeswürdige Genossenschaft und nur durch Verleugnung stand es den Angeklagten frei, sich zu retten. Ein paar Jahrhunderte hing so das Schwert über dem Haupte der Christen. Es brauchte sich nur jemand zu finden, der aus religiösem Eifer oder aus Privatrache, oder aus Habgier (der Angeber bekam ein Viertel des Vermögens der Christen) den Anzeiger machte. Da gehörte Glauben und Mut und eine Liebe, die den Tod verachtete, dazu, zum Christentum überzutreten. Aber solche Liebe und solcher Glaube, der Welt und Tod und alle Furcht überwand, war in der Welt, und die Römer hatten keinen Begriff von der Macht dieses Glaubens; Plinius und Trajan täuschten sich, wenn sie sich der Hoffnung hingaben, mit Gewaltmitteln dem Christentum ein Ende zu machen.

Ein berühmter Kirchenhistoriker, K. Hase, stellt die Ursachen, die 200 Jahre lang immer wieder zu Christenverfolgungen Anlaß gegeben haben, in gedrängter Kürze folgendermaßen zusammen:

„Die Volksbewegung, die seit Trajan den Tod der Christen forderte, ging von denen aus, die im Götzendienst den Quell ihres Erwerbs oder in der heidnischen Litteratur ihren Schatz und Ruhm verteidigten. Das ganze Gemeingefühl der alten Welt mit seiner Verherrlichung des irdischen Daseins fühlte sich angegriffen und glaubte, es werde dafür nichts geboten als eine strenge freudenlose Tugend, eine Verödung der Erde zum Vorteil eines unbekannten Himmels. Der Haß suchte sich zu rechtfertigen durch den Argwohn. Die Verehrung eines geistigen Gottes im Geiste wurde als Atheismus (Gottesleugnung), der Genuß des Leibes und Blutes Christi als menschenschlächterisches Gastmahl, das Geheimnis der christlichen Versammlungen als Anlaß zu geheimen Verbrechen, die allgemeine Bruderliebe als Anreizung und Folge unnatürlicher Wollust verdächtig. Alle öffentlichen Unglücksfälle, an denen das Zeitalter reich war, erschienen als Strafgerichte der über ihre Verachtung erzürnten Götter. Den Vornehmen und im Geist der alten Welt Gebildeten war das Christentum „der finstere Aberglaube eines bethörten Pöbels". — Die Behörden wurden oft durch das Volk bei Festspielen oder in Landesnöten zu Christenverfolgungen hingerissen; doch gingen diese auch aus Gründen der Staatsklugheit hervor. Den Soldateneid zu schwören, Gemeinde- und Staatsämter zu verwalten, achteten die Christen für seelengefährlich, wenn schon viele aus Eigennutz oder aus Pflichtgefühl das religiöse Bedenken überwanden. Zwar unterwarfen sich die Christen jeder Gewalt der Obrigkeit; doch standen sie durch ihre Menge und Verbrüderung der Staatsgewalt so drohend gegenüber, sprachen auch ihre Überzeugung vom nahen Untergang des Reiches so offen aus, daß die Versicherungen ihrer Treue und Ergebenheit zweifelhaft erschienen. Jedenfalls war der Staat zerspalten, und so lange man hoffen konnte, durch Abschreckung zu siegen, wurden auch blutige Mittel für heilsam gehalten. Die kaiserlichen Gesetze entschieden zwar das Los der Christen im ganzen Reiche, aber durch die Volksstimmung jeder Provinz und durch die Persönlichkeit der Statthalter und Behörden ward es gemildert oder geschärft." —

Auf Grund der kaiserlichen Entscheidung brach in Syrien und Palästina eine schwere Verfolgung über die Christen herein, und die Bischöfe von Jerusalem und Antiochien waren ihre Opfer. Bischof Symeon von Jerusalem, ein Verwandter des HErrn, wurde gekreuzigt; er war 120 Jahre alt. In Antiochien stand der Gemeinde der Bischof Ignatius vor. Diese Königsstadt der Seleuciden, der Nachfolger Alexanders des Großen, war an Größe die zweite Stadt im römischen Reiche und zum größten Teil von griechisch Redenden bewohnt. Antiochien war seiner Zeit Sitz des Apostels Paulus gewesen und der Ausgang seiner Heidenmission. Nur Jerusalem, die judenchristliche Muttergemeinde, und Rom, wo Petrus und Paulus gewirkt und den Zeugentod erlitten hatten, kamen in jener Zeit der antiochenischen Gemeinde an Bedeutung gleich. Gleichzeitig mit Ignatius in Antiochien waltete des Bischofsamtes in Rom Klemens und in Jerusalem Symeon. Alle drei Apostelschüler sollten für den Glauben an ihren HErrn sterben. Ignatius wurde in Fesseln nach Rom gebracht und dort den wilden Tieren vorgeworfen. So viel ist geschichtliche Thatsache. Manches andere aber, das darüber erzählt wird, ist spätere Ausschmückung und wird daher von uns übergangen. Der

Geschichtschreiber Eusebius, der zur Zeit Konstantins des Großen seine Kirchengeschichte schrieb, nimmt 107 als das Todesjahr des Ignatius an. Sollte es aber damit seine Richtigkeit haben, daß der Kaiser Trajan selbst bei seiner Anwesenheit in Antiochien dem vor ihn geführten Ignatius das Todesurteil, in Rom den Löwen vorgeworfen zu werden, gesprochen habe, so wäre der Tod des Ignatius später anzusetzen und müßte in die Zeit des großen Erdbebens (115) verlegt werden, das den dritten Teil Antiochiens zerstörte und Anlaß zum kaiserlichen Besuche war.

Sehr wichtig sind die noch vorhandenen Briefe des Ignatius. Sie sind uralte Denkmale des Christentums und reichen fast an die Zeit der Abfassung der Schriften des Neuen Testamentes hinauf. Es sind Briefe, die der verurteilte Bischof auf seiner Todesreise geschrieben hat, an die Römer, Epheser, an Polykarp und andere. Die meisten der Ignatianischen Briefe sind echt, sind aber manchen verdächtig, als ob sie späteren Ursprungs und nicht dem Ignatius zuzuschreiben wären, darum, weil uns darin bereits eine feste bischöfliche Ordnung und Verfassung der Kirche entgegentritt. Aber eine solche bischöfliche Leitung der Gemeinden hat sich schon zur Zeit des Apostels Johannes gebildet; die „Engel“ in seinen Sendschreiben an die sieben Gemeinden (Offenb. 2 und 3) sind nichts anderes als die Bischöfe dieser Gemeinden. — Ignatius vergleicht die Verfassung der Einzelgemeinden mit der der Gesamtkirche. Wie letztere von Christus regiert wird, der von seinen Aposteln als seinen Organen umgeben ist, so ist in der Einzelgemeinde das Haupt der Bischof, und unter ihm dienen die Ältesten (Presbyter). „Thut nichts ohne den Bischof; folget dem Bischof wie Christo, und dem Presbyterium wie den Aposteln.

Den Christen zu Rom sandte Ignatius Botschaft, sie sollten dort nicht für ihn um Gnade bitten. — „Gerne sterbe ich, sagt er in seinem Brief an die Römer, für Gott, darum hindert mich nicht. Lasset mich den wilden Tieren zum Raube werden, damit ich so zu Gott komme. Ich bin ein Weizenkorn Gottes und muß durch die Zähne der wilden Tiere zermalmt werden, damit ich als reines Brot Christi erfunden werde. — Herrlich ist's, unterzugehen der Welt, um aufzugehen zu Gott. Die wahre Geburt steht mir nahe bevor. — Meine Liebe zum Vergänglichen ist gekreuzigt; es ist in mir kein Feuer irdischer Lust mehr.“

An seinen Freund Polykarp, den Bischof von Smyrna, der viel später erst als Greis den Märtyrertod sterben sollte, schrieb Ignatius: „Führe dein Amt mit aller leiblichen und geistlichen Sorgfalt. Trage sie alle, wie dich der Herr trägt. Habe Geduld mit allen in der Liebe. Wo viel Arbeit, da ist viel Gewinn. Es lassen sich nicht alle Wunden mit einem Pflaster heilen. — Stehe fest wie ein Ambos, darauf man schlägt. Einem tapferen Streiter gebührt, Streiche auszuhalten. Versäume die Witwen nicht. Verachte die Sklaven nicht; sie sollen sich aber auch nicht erheben, sondern zur Ehre Gottes desto fleißiger dienen und nicht suchen, durch die Gemeinden frei gemacht zu werden, sonst könnten sie wieder Sklaven der fleischlichen Begierden werden. — Die heiraten, sollen mit Gutheißung des Bischofs ehelichen. Wer aber die Gabe der Enthaltsamkeit hat, bleibe demütig. Sobald er sich rühmt, ist er verdorben. Verdorben ist, wer für höher angesehen werden will als der Bischof. — Möge ich mich ewig einst mit euch erquicken!“

Die Freudigkeit verließ Ignatius auch im Tode nicht. Nachdem er im Hafen Roms gelandet war, kam ihm die Gemeinde weinend entgegen: die Soldaten aber eilten mit ihm vorwärts, und schon am andern Tage wurde er den wilden Tieren vorgeworfen. Sie stürzten sich so grimmig auf ihn, daß er augenblicklich ein Opfer ihrer Wut wurde. Einige übrig gebliebene Knochenreste wurden in Leinwand gehüllt und nach Antiochien gebracht. — Das Große und wahrhaft Apostolische an Ignatius, das sich in allen seinen Briefen und besonders in seinem Drang nach dem Märtyrertode ausspricht, ist sein Ringen nach vollendeter Heiligung.

8. Polykarp, Bischof von Smyrna.

Polykarp, der viele Jahre der Gemeinde zu Smyrna in Kleinasien vorstand und von welchem ein Brief an die Philipper auf unsere Zeit gekommen ist, ist unter dem Kaiser Markus Aurelius für seinen Glauben in Smyrna auf dem Scheiterhaufen gestorben. — Abgesehen von seinem Christenhaß, war Markus Aurelius, der von 161 bis 180 regierte, einer der trefflichsten römischen Kaiser. Er war streng gegen sich selbst, gegen andere im ganzen mild. Er ist Kaiser aus Pflicht, weil ihn die Götter an den Posten gestellt haben. In allen Wechselfällen des Lebens suchte er die Seelenruhe zu bewahren, in allen Dingen Maß zu halten, dem Gewissen und der Vernunft zu folgen, umbekümmert um der Menschen Lob und Tadel. Das sind strenge Grundsätze, wie die damalige heidnische Philosophie, der er huldigte, sie aufstellte. Er selbst war stoischer Philosoph und hat 12 Bücher Selbstbetrachtungen „An sich selbst" eine Art Tagebuch geschrieben, worin sich viel Treffliches findet. Das Licht des ewigen Wortes der göttlichen Weisheit hat ja auch in die Finsternis des Heidentums hineingeleuchtet, so daß in den Schriften seiner Weisen: Plato, Sokrates, Seneka ꝛc. sich viel Erhabenes findet. Doch die „Wahrheit", die Wirklichkeit, die Erfüllung dieser Ideale ist nur in Christo. Die Heiden täuschten sich mit ihren sittlichen Idealen und philosophischen Lehren so gut über sich selbst wie die Juden mit ihrem Gesetz, das sie sich zum Ruhm anrechneten und doch nicht hielten. — Freilich Markus Aurelius hat an seiner sittlichen Veredelung bis an sein Lebensende gearbeitet. Gleichwohl war er eben doch ein Heide. Ihm und seiner Philosophie fehlte eine Haupttugend, die Demut. Die Stoiker waren tugendstolz, und das Licht des Geistes Jesu, der zu armen Sündern vor Gott macht, war nicht in ihre Herzen gedrungen. Man vergleiche nur das Wort eines Paulus: „O ich elender Mensch, wer will mich erlösen vom Leibe dieses Todes" — mit folgenden Zeilen, die der gelehrte Freund

Kaiser Markus Aurelius.

und Lehrer Mark Aurels, Fronto, ebenfalls ein Stoiker, schon alternd und kränkelnd niederschreibt: „Wenn der Tod kommt, so darf ich mir das Zeugnis geben, daß ich mein Leben lang nichts gethan, worüber ich erröten müßte oder mir einen Vorwurf zu machen hätte. Kein Zug von Treulosigkeit war bei mir zu finden, im Gegenteil zahlreiche Handlungen der Liberalität, der Anhänglichkeit, des Mutes. Die Ehren, die ich erlangt, habe ich nicht auf schlechten Wegen gesucht. Ich habe die Pflege der Wissenschaften der Verfolgung meiner Interessen vorgezogen. Ich habe die Wahrheit gesucht. Ich bin lieber arm gewesen, als daß ich andere um Hilfe angesprochen hätte. Ich habe lieber vergessen sein wollen, als ein Schmeichler. Ich habe wenig Ansprüche gemacht, obschon meiner Verdienste viele sind." — So schrieb Fronto, der stoische Freund und Lehrer des Kaisers, und so war auch dieser selbst. Darum brauchte er keinen Heiland und verstand die nicht, die einen brauchten, und verachtete sie. — Weil unsere Zeit in solchen heidnischen Stolz wieder zurücksinkt, darum findet Markus Aurelius' Buch „An sich selbst" heutzutage so viele Bewunderer. Ernst Renan nennt es das Handbuch der Resignation und Markus Aurelius die absolute Religion, das Evangelium aller, die nichts Übernatürliches glauben. — In stolzer Ergebung in die Beschlüsse des Schicksals suchte Markus Aurelius seinen Frieden. Die Natur ist sein Gott, und mit ihr zufrieden und eins zu sein, sein höchstes Ziel. — Aber solche Weltanschauung kann keinem Herzen Frieden geben, damals so wenig wie jetzt. Der Kaiser Markus Aurelius, wiewohl ein Kaiser und Philosoph, war doch ein unglücklicher Mensch. Hoffnungslose Traurigkeit durchzieht auch dieses Heidenherz; eine melancholische Sehnsucht nach Vernichtung beherrscht ihn. Dies gleicht der buddhistischen Religion und Lebensweisheit, die man heutzutage dem übersättigten lebensmüden Geschlecht wieder anpreist statt des seligmachenden Evangeliums.

Dieser beste der römischen Kaiser also ließ die Trajanischen Gesetze gegen die Christen in neue Kraft treten. — Da starb auch Polykarp, der letzte greise Apostelschüler, den Märtyrertod, 167 nach Christi Geburt. — Er war ums Jahr 80 geboren und hatte in seinen jungen Jahren noch dem Apostel Johannes zu Füßen gesessen, wovon Polykarps Schüler Irenäus, Bischof von Lyon († 202) in einem Briefe an seinen Freund Florinus also berichtet: „Ich sah dich, als ich noch ein Knabe war, in Kleinasien bei Polykarp, und du warst damals deines hohen Standes ungeachtet, sehr begierig, seinen Beifall zu erhalten. Ich könnte aufs Umständlichste das Plätzchen beschreiben, wo Polykarp zu sitzen pflegte, wenn er uns Unterricht gab, wie er bei uns aus- und einging, die Gestalt seines Leibes, und die Art, wie er dem Volke zu predigen pflegte, und wie er uns erzählte von seinem Umgang mit Johannes und mit den andern, die den HErrn gesehen hatten; wie er ihre besonderen Ausdrücke mitteilte und uns sagte, was sie ihm vom HErrn erzählt hätten, von Seinen Wundern und von Seiner Lehre. So wie er alles von den lebendigen Zeugen des lebendigen Wortes empfangen hatte, so gab er es uns wieder, alles so, wie wir es auch in der Schrift (die Sammlung der heiligen Bücher des Neuen Testamentes bestand also schon) wiederfinden."

Man kann das große Ansehen Polykarps, des einzigen noch lebenden Schülers der Apostel und besten Gewährsmannes apostolischer Tradition, in den Kirchen des Morgen- und Abendlandes begreifen, aber auch den Haß der Heiden, die ihm die wachsende Verachtung der Götter in Kleinasien zur Last legten. — Er entfaltete eine weitgehende Thätigkeit und stärkte auch durch Briefe die Gemeinden. So ist ein Brief Polykarps an die Gemeinde zu Philippi bis auf unsere Tage gekommen. Seine Gemeinde zu Smyrna war ihm sehr zugethan; sie hat ihrem hochverehrten Lehrer und geistlichen Vater das schönste Denkmal gesetzt in dem Rundschreiben über sein Märtyrertum, aus welchem wir noch folgendes mitteilen:

Bischof Polykarpus.

Das im Amphitheater versammelte Volk von Smyrna forderte, nachdem schon viele Christen hingerichtet worden, endlich den Tod des Bischofs. Man suchte ihn. Auf Bitten der Christen hatte Polykarp sich in ein Landhaus zurückgezogen. Er wurde verraten, hätte sich aber noch flüchten können, weigerte sich jedoch, dies zu thun, mit den Worten: „Es ist genug! Des HErrn Wille geschehe!" — Nachdem er mehr als eine Stunde innig für seine Gemeinde und alle Menschen gebetet hatte, daß selbst die Heiden gerührt wurden, ließ er sich in die Stadt führen, wo der römische Prokonsul samt dem Volke im Zirkus ihn erwartete. Der Prokonsul (Statthalter des Kaisers) hätte ihn gerne gerettet und redete ihm deshalb zu, Christum zu schmähen; dann brauche er nicht zu sterben. Aber Polykarp antwortete: „86 Jahre sind's, daß ich Christo diene, und er hat mir nie etwas Böses gethan; wie könnte ich Ihm, meinem König und Heiland, fluchen!" — Immer noch suchte der Prokonsul den ehrwürdigen Greis zu retten und bedeutete ihm, er möge nur das Volk überreden, von der Forderung seines Todes abzustehen. Dies lehnte aber Polykarp ab. „Dir war ich Antwort schuldig, da wir gelehrt sind, der Obrigkeit gebührende Ehre zu erweisen; jenem aber bin ich nicht schuldig, Rede zu stehen." Umsonst drohte der Richter mit wilden Tieren und mit Feuer. Da ließ der Prokonsul dem Volke verkünden: Polykarp hat sich als Christ erklärt. Sogleich schleppten Heiden und Juden, die bei Christenverfolgungen gern die Angeber und Hetzer machten, aus Werkstätten und Bädern Holz zu einem Scheiterhaufen herbei. Der Bischof aber

betete: „HErr, allmächtiger Gott, Vater unseres Herrn Jesu Christi, ich preise dich, daß du mich gewürdigt hast dieses Tages und dieser Stunde, teilzunehmen an der Zahl deiner Zeugen und an dem Kelche deines Christus." Bald war er von den Flammen verzehrt. — Die Christen sammelten die Überreste und setzten sie bei. Aus dem erwähnten Berichte der Gemeinde von Smyrna ersehen wir, wie man schon damals anfing, die Märtyrer zu ehren und jährlich an ihrem Todestage ihr Gedächtnis zu feiern, ohne jedoch sie zu verehren oder als Mittler anzurufen. Es heißt nämlich in dem Bericht: „Christum beten wir an als den Sohn Gottes; die Märtyrer aber, des HErrn Lehrjünger und Nachfolger lieben wir billig wegen ihrer ausnehmenden Treue gegen ihren König und Meister, und ihre Mitgenossen und Nachfolger wünschen auch wir zu werden." — Nach dem Tode des Polykarpus scheint die Verfolgung in Asien nachgelassen zu haben.

Die bedeutendsten Kirchenlehrer des zweiten und dritten Jahrhunderts.

An der „thörichten" Predigt", durch welche Gott, die da glauben, selig machen will, nahmen frühe die Weisen dieser Welt Anstoß; denn der gekreuzigte Christus ist den „Juden ein Ärgernis und den Griechen eine Thorheit". Schon in der Mitte des zweiten Jahrhunderts ist das Christentum mit gelehrten Waffen verfolgt und bestritten worden. Der Hauptgegner auf litterarischem Gebiet war Celsus. Er schrieb unter Markus Aurelius das „wahre Wort", eine Schrift, welche zwar verloren gegangen ist, die man aber aus ihrer Widerlegung durch Origenes hat zusammensetzen können. Darin stellt Celsus, der das Christentum genau kennt, so weit es ein Feind kennen kann, mit Verstand und Witz, mit Hohn und Verachtung in lebendiger Rede gegen den Ursprung des Christentums und gegen die Kirche seiner Zeit alles zusammen, was das Judentum und das gebildete Heidentum gegen jene „thörichte und aufrührerische Religion" aufzubringen hatten. — Am HErrn selbst läßt er gar nichts Gutes. Christus entstamme einer ehebrecherischen Verbindung der Maria mit dem Soldaten Panthera, habe in Ägypten Zaubereien gelernt und damit Menschen niedrigsten Standes, Zöllner und Fischer, angezogen. Diesen habe er vorgeschwindelt, er sei der Sohn Gottes, von einer Jungfrau geboren, habe mit ihnen ein elendes Fluchtleben geführt und endlich, von einem seiner Schüler verraten, von einem andern verleugnet (so wenig Gewalt hatte er über seine Anhänger!), einen schmählichen und feigen Untergang gefunden. Daß er auferstand, — wer hat das gesehen? Ein halb verrücktes Weib und vielleicht noch ein anderer von derselben Betrügerverbindung, der nach einer gewissen krankhaften Anlage träumte oder nach seiner verführten Meinung Phantasien hegte, wie es schon Tausenden ergangen ist. Wäre Christus wirklich auferstanden, so hätte er allen, besonders seinen Richtern erscheinen müssen (als ob es schon aller Tage Abend wäre!). — Hier bei Celsus finden wir schon, was die Bestreiter des gottmenschlichen Lebens Jesu in unsern Tagen, Renan und Strauß, vorgebracht haben: die Visionstheorie, die femme hallucinée, und viel anderes. Namentlich das hat Celsus mit Strauß gemeinsam, daß er behauptet, der Naturzusammenhang

würde durch das Christentum, wenn es so wäre, wie es im Neuen Testament erscheint, durchlöchert. „Die Welt bleibt immer dieselbe," sagt Celsus; sie habe auch keinen Zweck und kein Ziel, — und Strauß (in seinem „alten und neuen Glauben"): „Es kommt eine Zeit, wo die Erde nicht mehr bewohnt, als Planet nicht mehr bestehen wird; dann werden alle Leistungen der Menschen, Staatenbildungen, Kunst und Wissenschaft verschwunden sein, ohne das geringste Andenken in irgend einem Geiste zurückgelassen zu haben." Strauß bemüht sich wie Celsus, den Unterschied von Mensch und Tier möglichst zu verwischen und redet gern vom Verstand, vom Ehrgefühl und Gewissen gewisser Tiere, um darauf die Ansicht zu gründen, die Menschenseele daure nach dem Tode so wenig fort als die Tierseele. Es sei ein Hochmut, sagt Celsus, zu glauben, um des Menschen willen sei ein Gott vom Himmel auf die Erde gekommen. Besonders anstößig ist ihm aber, daß Gott ein Gott der Sünder ist und das Christentum eine Religion der Armen, der Sklaven, der Elenden. Ein Gott, der mit den Sündern Erbarmen hat und sich dagegen von den stolzen, starken Seelen abwendet, ist für den Heiden eine Verkehrung aller Begriffe; die Götter kennen nur erbarmungslose Gerechtigkeit, die von Vergebung nichts weiß. —

Mit Bezug auf alle diese Einreden des Celsus sagt ein neuerer Kirchenhistoriker: „Wenn die heutigen Feinde unseres Glaubens nichts anderes vorzubringen wissen, als was der erste Gegner schon vor 1700 Jahren vorgebracht hat, so sind sie widerlegt, ehe sie geschrieben haben. Denn Celsus ist widerlegt, nicht bloß durch die Gegenschrift des Origenes, sondern durch die Thatsache, daß der von ihm verhöhnte Glaube dennoch gesiegt hat." — Er hätte nicht gesiegt, wenn die Christen auf den Kompromiß eingegangen wären, den ihnen Celsus am Ende seiner Schrift vorschlug. Sie sollten geduldet werden, auch Freiheit haben, dem Einen höchsten Gott zu dienen, wenn sie daneben den Untergöttern, den Dämonen, die dem Einzelnen in dieser irdischen Welt vorstehen, auch dienen und den Kaiser ehren wollen, wie er es verlangt. „Was ist das Schändliches, der Göttin Athene eine schöne Hymne singen oder beim Genius des Kaisers schwören? — Wenn sie es nicht thun, so müssen sie völlig ausgerottet werden. Also mögen die Christen wählen: Frieden oder Krieg!" —

Damals kam eine Zeit der Religionsmengerei auf, und die Kaiser Septimius und Alexander Severus wären wohl geneigt gewesen, auch das Christentum in den Brei aller Religionen aufzunehmen. Aber die Wahrheit konnte keinen Bund eingehen mit der Lüge oder mit dem Schein der Wahrheit; die Christen wählten den Krieg und erduldeten das Schwert, damit endlich der wahre und ewige Friede mit dem Friedenskönige in die Welt einziehen könne.

Wir haben uns lange genug bei Celsus, dem ersten Bestreiter, aufgehalten und erwähnen als weitern gelehrten und litterarischen Gegner aus jener Zeit noch den Lucian, einen Freund des Celsus, einen Spötter und ganz negativen Geist, der auch seine Götter verspottete, damit wie durch eine Todesweissagung den Glauben an sie unterhöhlte und so wider Willen dem Christentum förderlich wurde — und den Porphyrius, welcher hundert Jahre später, ums Jahr 270, 15 Bücher gegen

die Christen geschrieben hat. — Porphyr war der Schüler des **Plotinus**, des Meisters der heidnischen neuplatonischen Philosophie, welche lehrte, wie man losgerissen von den Banden des Sinnenlebens der unmittelbaren Anschauung des Göttlichen gewürdigt werden könne. Von Plotinus, der in Ägypten geboren war und in Rom als Lehrer auftrat, sagten seine Anhänger, er sei in sechs Jahren viermal zu einer ekstatischen Vereinigung mit der Gottheit gekommen. Den Neuplatonikern galt das Böse nur als das Unvollkommene, als der fernste Abglanz des Göttlichen in der Materie. Sein Schüler Porphyrius hat das Alte Testament angegriffen, seine allegorische Erklärung und Deutung auf Christus eine Täuschung genannt, auf den Widerspruch des Petrus und Paulus aufmerksam gemacht; es sei das Schicksal Jesu gewesen, von Schwärmern mißverstanden zu werden; das Verbrecherische der Christen sei, daß sie die für jedes Volk eingesetzte altväterliche Verehrung der Götter verlassen.

SEPTIMIUS SEVERUS

Kaiser Septimius Severus.

Diese schriftstellerischen Angriffe auf das Christentum haben gelehrten Entgegnungen von seiten der Christen gerufen, und es sind im Laufe des zweiten und dritten Jahrhunderts bedeutende Apologeten (Verteidiger des Christentums) aufgetreten. Sie suchten das Christentum nachzuweisen, 1) als **wahr**, schon im alten Bund geweissagt und vorbereitet, 2) als **vernünftig**, schon von den heidnischen Weisen zum Teil geahnt, 3) als **moralisch**, ja als die einzige moralische Religion. Als solche Apologeten nennen wir folgende:

Quadratus, Bischof von Athen, überreichte dem Kaiser Hadrian, der im Jahre 126 nach Athen gekommen war, eine Schutzschrift für die Christen. Ein gleiches that damals der christliche Philosoph Aristides. Quadratus rühmte sich, er sei noch mit solchen umgegangen, die Jesus geheilt, ja vom Tod erweckt habe.

Melito, Bischof von Sardes, in ganz Kleinasien als Ascet, Prophet und Schriftsteller hochgeehrt, stellte dem Kaiser Markus Aurelius (161—180) vor, das Christentum, zwar bei den Barbaren entstanden, sei doch die mit dem Kaisertum groß gewordene „Philosophie“, sei neben der politischen Macht des Kaisertums eine staatserhaltende religiöse Kraft. Der Kaiser möge daher seine Mandate gegen das Volk der Frommen zurückziehen.

Athenagoras, ein feingebildeter Mann, richtete an den gleichen Kaiser eine Bittschrift, worin er die gegen die Christen erhobenen Beschuldigungen der Gottlosigkeit und widernatürlichen Laster widerlegt. In einer Schrift über die Auferstehung sucht er die christliche Hoffnung auf die Weisheit, Macht und Gerechtigkeit Gottes zu gründen.

Justinus Martyr, der Evangelist im Philosophenmantel, schrieb ums Jahr 150 „gegen den Juden Tryphon“ und zwei Apologieen oder Verteidigungsschriften an den Kaiser Hadrian und Markus Aurelius. Von Justinus werden wir noch eingehender berichten.

Große Apologeten waren aber besonders Tertullian von Karthago (160 bis 230), der erste bedeutende Kirchenlehrer des Abendlandes in lateinischer Zunge, der, nachdem er im Mannesalter sich zum Christentum bekehrt hatte, die ganze Kraft seines feurigen Geistes an die Verfechtung der christlichen Wahrheit wandte und namentlich eine strenge Sittenlehre vertrat — und

Origenes (185—254), theologischer Lehrer in Alexandrien und Cäsarea, der die erste systematische Glaubenslehre, eine ungeheure Menge von Schriften, namentlich auch acht Bücher gegen „Celsus wahres Wort“ geschrieben hat.

Die Aufgabe dieser Apologeten bestand in erster Linie darin, die den Christen gemachten Vorwürfe zu widerlegen, sodann den Hellenismus und das Göttertum selbst zu bestreiten. — Gegen die Anklage des Atheismus (der Gottlosigkeit) wurde die offenbare Frömmigkeit der Christen und die Beschaffenheit einer geistigen Gottesverehrung, die keine Bilder noch Geschöpfe verehre, geltend gemacht; gegen die Beschuldigung unnatürlicher Laster (Blutschande und Menschenfresserei), die sie bei ihren abendlichen Zusammenkünften treiben sollten, ihre strenge Sitte und Lebensweise; gegen die Anklage des Hochverrats ihre Ergebung in die Verfolgungen, ihre Gebete für den Kaiser. Die Leiden der Christen seien das Werk der bösen Geister, der Tod den Märtyrern kein Übel, die Vorstellung eines leidenden Gerechten komme schon bei Plato vor, die öffentlichen Unglücksfälle seien Strafgerichte wegen Verfolgung des Christentums, die Neuheit kein Beweis gegen die Wahrheit, doch gehen die Wurzeln des Christentums bis auf Moses und Abraham zurück. — In der Bestreitung des römisch-griechischen Heidentums wurde die Unsittlichkeit und das Ungenügende der Vielgötterei durch Thatsachen und Vernunftbeweise dargethan, die geistige Deutung der Mythen (Göttergeschichten) als unredlich gerügt, das Wahre und mit dem Evangelium Übereinstimmende in der Philosophie anerkannt, aber als Ungenügend zur Begründung einer Volksreligion; alles Gute im Heidentum sei aber die Gabe des göttlichen Logos, des ewigen Worts, dessen Licht da und dort auch in die Finsternis der Heidenwelt hineingeleuchtet habe. — Die Wahrheit und Göttlichkeit des Christentums wurde dargethan, indem man auf die sittliche Macht und göttliche Weisheit verwies, die auch gesunkene und arme ungebildete Leute wunderbar umgewandelt habe — ferner auf die religiöse Befriedigung und innere Beseligung durch den Christenglauben, auf die rasche Verbreitung des Christentums trotz ungeheueren Widerstandes, auf die Todesfreudigkeit der Märtyrer, auf die geschichtlichen Zeugnisse des göttlichen Beistandes, auf die Wunder Jesu und die Heilungen in der Kirche, sowie auf die Erfüllung der alttestamentlichen Weissagungen. —

Justin der Märtyrer wurde im Anfang des zweiten Jahrhunderts zu Sichem im heiligen Lande geboren. Seine Eltern waren Heiden und befanden sich in günstigen Vermögensverhältnissen, die es erlaubten, dem Sohne eine gute Bildung zu geben. Dadurch wurde ein brennendes Verlangen nach Erkenntnis der Wahrheit

in ihm geweckt. Er hoffte bei den griechischen Weltweisen zu finden, was ihm fehlte, und ging von einem zum andern, immer enttäuscht. Bald war der Lehrer, bei dem er Wahrheit und Frieden suchte, geldgierig und marktete über den Preis der Stunden; bald hörte er nur von Zweifeln der Ungewißheit; bald sollte er, ehe er die höchste Wahrheit erforschen dürfe, erst alles Mögliche vorher studieren: Musik, Sternkunde, Mathematik. Ein platonischer Philosoph riet ihm einsame Selbstbetrachtungen an, da die Quelle wahrer Weisheit im Menschen selbst liege. So zog sich denn Justin aus dem Gewühle der Menschen in die Einsamkeit zurück, in die Nähe des Meeres. Hier auf- und abgehend, begegnete er einst einem ehrwürdigen Greisen, mit dem sich ein Gespräch entspann. Justin selbst erzählt den Hergang. „Ich fragte den Alten, was ihn hierher geführt habe; es war die Sorge um abwesende Verwandte, deren Rückkehr er erwartete. Nun mußte auch ich über meinen Gang Bescheid geben, worauf ich die Antwort bekam: „Versuche doch lieber ein thätiger Mann zu sein, als ein Weltweiser!" Ein Wort gab das andere. — Justin pries die Philosophie; sie sei die Wissenschaft von dem höchsten Sein (dem Absoluten) und ihr Lohn das selige Leben. — Der Greis bemerkte, man könne nicht eine Wissenschaft vom Höchsten, von Gott haben, auf gleiche Weise, wie von der Musik, Heilkunde, Arithmetik. Diese lerne man durch äußere Erfahrung kennen, Gott durch inneres praktisches Schauen oder durch Lernen von denen, die Gott geschaut und gehört. Nur durch Tugend, vom Heiligen Geist gereinigt, vermöge der Mensch das Göttliche zu erkennen. „Ach, wenn ich nur einmal einen Lehrer fände, dem ich mich anvertrauen könnte!" sprach der Jüngling. Da erwiderte der Greis, der ein Christ war: „Lange vor den griechischen Weltweisen lebten Männer, die in göttlichem Geiste gesprochen und das Zukünftige geweissagt haben, die Propheten. Noch heutzutage sind ihre Schriften vorhanden und wer sie liest, wird äußerst gefördert in der Erkenntnis der Prinzipien (Anfänge) und des Endzieles. Man muß ihnen glauben, denn in Beweise lassen sie sich nicht ein. Die Wahrheit beweist sich selbst, wie das Licht dem Auge. Diese Propheten verkünden den Schöpfer des Alls, Gott den Vater, und den von ihm gesandten Christus, seinen Sohn. Diese Schriften lies. Bete aber zugleich, daß dir die Thore des Lichts geöffnet werden; denn es muß einem von Gott gegeben werden." — Mit diesen Worten schied der Greis und Justin sah ihn nicht mehr. In dessen Herzen hatte, während er zuhörte, ein Feuer zu brennen begonnen, das nicht mehr erlöschen sollte. Justin verschaffte sich die heiligen Schriften der Christen. Darin wehte ein ganz anderer Geist als in den Schriften der Griechen. Auch der Umgang mit den Christen, die er aufsuchte und wegen ihrer Heiterkeit und Standhaftigkeit im Leiden bewundern mußte, machte ihn gewiß, daß man in Christo Gott den Vater finden könne. Er ließ sich taufen und wurde ein Christ. —

Nun wollte Justin ein „thätiger Mann" werden und auch andern zu dem Lichte verhelfen, das ihn selbst erleuchtete und beseligte. Als reisender Evangelist im Philosophenmantel besuchte er viele Städte und Länder, sah Ägypten, Kleinasien, Palästina, Rom und verbreitete mündlich und schriftlich das Evangelium. In Rom gründete er eine Schule für Evangelisten. — Der Schrift gegen den Juden

Tryphon, worin er die Angriffe des Judentums abweist, sowie der Apologie (Verteidigungsschrift), die er an den Kaiser Markus Aurelius richtete, ist schon oben gedacht worden. In dieser zeigt er besonders die sittliche Herrlichkeit des Evangeliums und verlangt für die verfolgten unschuldigen Christen Gerechtigkeit. Wichtig ist, daß Justin ums Jahr 140 sich auf die Evangelien als Werke der Apostel und Apostelschüler beruft, die beim Gottesdienst gelesen und gebraucht werden. Es fehlt auch nicht an feiner Ironie. Er sagt u. a.: „Nach der Art zu schließen, wie Ihr eine Religion behandelt, die alle Menschen zur Tugend erzieht, möchte man fast glauben, Ihr habt Furcht, alle Menschen möchten rechtschaffen werden und Ihr hättet dann niemand mehr zu strafen, ein Gedanke, allerdings mehr würdig eines Henkers als eines weisen Fürsten." — Die Antwort des philosophischen Kaisers auf diese Schrift Justins war die Hinrichtung des christlichen Philosophen mit dem Schwert im Jahre 167.

Wenn wir nun, nachdem wir der ersten Apologeten des Christentums gedacht haben, zu den übrigen bedeutenderen Kirchenlehrern des zweiten und dritten Jahrhunderts übergehen, so ist vor allem zu erwähnen, daß die heidnischen neuplatonischen Angriffe, samt der Entstellung des Christentums durch Irrlehrer es sind, die Veranlassung gegeben haben zu wissenschaftlicher Darstellung des Glaubens. Es bildeten sich namentlich drei christliche Schulen oder Richtungen aus: 1. die kleinasiatische Schule, deren Hauptsitz Antiochien und deren Richtung praktisch-biblisch war. Ihr Hauptvertreter war der aus Kleinasien nach Frankreich übersiedelte, griechisch schreibende Irenäus, der ein Schüler Polykarps gewesen und um 202 als Bischof von Lyon gestorben ist. — 2. Die nordafrikanische Schule in Karthago, hauptsächlich durch den geistesmächtigen Tertullian († 230) und den Bischof Cyprian von Karthago († 258) vertreten. Man könnte diese Richtung die praktisch-kirchliche nennen; sie weist alle fremdartige Philosophie scharf zurück und hält sich streng an das Positive des Christentums. — 3. Die alexandrinische Schule, deren Hauptvertreter der gelehrte Origenes war († 254), welcher als spekulativer Geist sich mehr in die Philosophieen der Griechen einließ.

Irenäus war wahrscheinlich ums Jahr 140 in Kleinasien von griechischen Eltern geboren und genoß noch den Unterricht des Apostelschülers Polykarp, der ihm von dem St. Johannes erzählte, wie Irenäus in einem Briefe an einen Jugendgenossen Florin erwähnt (siehe Seite 30). Seinen Wirkungskreis fand er in Südfrankreich; es bestand lange Zeit ein lebendiger Verkehr zwischen den kleinasiatischen Gemeinden und denen Galliens (Südfrankreichs). Im Jahr 177 wurde Irenäus Bischof von Lyon. Es war kurze Zeit, nachdem dort und in Vienne unter Markus Aurelius die grausamen Christenverfolgungen ausgebrochen waren, welchen u. a. der Bischof von Lyon, Ponticus, der Diakon Sanctus, die Sklavin Blandina und der Knabe Ponticus zum Opfer gefallen waren. — Diese und viele andere sollten durch Marter gezwungen werden, die Laster zu bekennen, welche die Heiden im Mißverstand des heiligen Abendmahls den Christen andichteten, z. B. daß sie bei ihren Zusammenkünften Kinder ermordeten und allerlei Unkeuschheit ausübten, daß sie einen Eselskopf anbeteten u. s. w. Unter den größten Qualen blieb die junge

Blandina fest und bekannte freudig: „Ich bin eine Christin und unter uns wird nichts Schlechtes begangen.“ Nachdem man ihr die Glieder in qualvoller Weise in Form eines Kreuzes auseinandergezogen, legte man auf sie einen glühenden Rost, sie aber blickte mit leuchtendem Angesicht gen Himmel, betete und duldete still. Darnach steckte man sie in ein Netz und warf sie einem wütend gemachten Stiere vor, der sie mit seinen Hörnern stieß und umherwarf. Endlich wurde sie mit einem Schwerte durchstochen. — Zu solcher Zeit und unter solchen Umständen das Bischofsamt in Lyon anzunehmen, dazu brauchte es Mut und große Treue. Irenäus schreckte nicht zurück. Er war, wie schon sein griechischer Name sagt, ein Mann des Friedens, aber ein Todfeind aller Ketzerei und Spaltung, die um geringer Ursachen willen den Leib des HErrn, die heilige Kirche, zerreißt. Sein ganzes Leben hat er die Waffen des Geistes nicht abgelegt. Er schlug den „Gnosticismus“ zu Boden und kämpfte für die Einheit der Kirche. —

Der Gnosticismus war eine der gewaltigen Irrlehren, die damals über die Kirche hereinbrachen. — Als es ziemlich feststand, daß die Religion Jesu nicht durch Gewalt und nicht durch Gründe der Weltweisen überwunden werden könne, als die Heiden in Scharen in die Kirche Christi einzutreten begannen, da suchte der Feind die Kirche selbst durch falsche Lehre, durch jüdischen und heidnischen Aberglauben sowie durch Spaltung zu verderben. Eine neue Lehre bildete sich mitten unter Christen aus, die man Gnosis (Erkenntnis) und deren Anhänger man Gnostiker (Wissende) nannte, weil diese Lehre eine neue höhere Erkenntnis als der einfache Glaube der Evangelien zu bringen schien. Man unterscheidet jüdische und heidnische Gnostiker (auch Häretiker, Irrlehrer genannt). Die jüdischen Häretiker hießen Ebioniten d. h. Arme. Sie hatten eine dürftige Ansicht von Christus und hielten sehr streng am mosaischen Gesetz fest. Den Ebioniten war Christus zwar der Messias, aber nur Josephs und Mariens Sohn, ein bei der Taufe mit göttlicher Kraft ausgerüsteter Mensch. Auch ließen sie Paulus nicht für einen rechten Apostel gelten.

Die heidenchristlichen Gnostiker (Basilides, Valentin rc.) teilten sich in verschiedene Richtungen, hatten aber so ziemlich folgende gemeinsame Lehren (vgl. Eckert, Kirchengesch.):

1. Der Stoff, aus dem die Welt besteht (die Materie), sei nicht von Gott erschaffen, sondern ewig und habe mit Gott, weil dieser ein geistiges Wesen sei, gar keine Gemeinschaft. Er sei Sitz des Bösen, wie Gott Träger des Guten.

2. Nun habe Gott eine Reihe von Geistern aus sich herausgehen lassen, von denen einer immer geringer gewesen sei als der andere. Die ersten Geister hätten am meisten, die letzten am wenigsten, obwohl immer noch etwas, von Gottes Geist an sich getragen. Der letzte und geringste dieser Geister habe die Welt aus dem Weltstoff geschaffen, auch die Menschen. Er wird Weltbildner, Demiurg, genannt.

3. Daher sei in der Welt Gutes und Böses vermischt, das Gute stamme vom Weltbildner, das Böse aus dem Weltstoff. Auch der Mensch sei deshalb eine Mischung von Gut und Bös; dieses stamme aus seinem Fleisch, jenes aus dem Geiste.

4. Die Erlösung der Menschen bestehe in der Abtötung des Fleisches. Die Menschen müßten sich daher aller fleischlichen Genüsse enthalten und ein sehr mäßiges Leben führen. Diese Abtötung des Fleisches nennt man Ascese.

5. Um die Erlösung der Menschen herbeizuführen, habe der höchste Gott den Obersten aller jener Geister in die Welt gesandt. Das sei Jesus gewesen. Sein Leib sei ein Scheinleib gewesen, da ein wirklicher Leib ja Böses an sich getragen hätte. Nach der Kreuzigung sei der Geist aus diesem Scheinleib zum höchsten Gott zurückgekehrt. —

Gegen diese und viele andere Lehren des Gnosticismus hat Irenäus seine „fünf Bücher gegen die Häretiker" geschrieben. Allen unchristlichen Lehren hält er die apostolische Überlieferung entgegen, welche in allen von den Aposteln gestifteten Kirchen sich findet. Diese Überlieferung (Tradition) ist einstimmig, überall dieselbe, während die Irrlehre vielgestaltig und widersprechend ist. Die apostolische Überlieferung findet sich kurz zusammengefaßt in der Glaubensregel, in dem von den Aposteln überkommenen Glauben an Gott Vater, den Schöpfer aller Dinge, und an Jesum Christum, den einigen Sohn Gottes, der Fleisch geworden aus Maria, der Jungfrau, gelitten, auferstanden von den Toten, in den Himmel gefahren und nun in der Herrlichkeit des Vaters, um Alles wieder zu bringen aus dem Verderben, uns einst aufzuwecken und Gericht zu halten über Geister und Menschen. Wo man an dieser mündlichen Überlieferung oder Glaubensregel rütteln oder sie verändern wollte, da ist sie gestützt und geschützt durch die apostolischen Schriften, — und wo die Irrlehre diese verdrehen und falsch verstehen wollte, da ist der Sinn geschützt durch die in allen Kirchen mündlich überlieferte und erhaltene „Glaubensregel". — So betont Irenäus sehr stark die Überlieferung oder Tradition, und auf Tradition hat später die römische Kirche ihr System gebaut. Aber Irenäus kennt keine andere mündliche Überlieferung als die, welche auch schriftlich im Neuen Testament enthalten ist, und sagt, die Heilige Schrift enthalte den Rat Gottes zu unserer Seligkeit vollkommen. Darum verwerfen wir alle Tradition, die über das Evangelium der Heiligen Schrift hinausgeht oder demselben widerspricht. Um so mehr gilt es jetzt, sich an die Heilige Schrift zu halten, als wir in ganz anderen Zeiten als Irenäus leben, der die Bischöfe zu Rom, die sich nach dem Tode des Paulus und Petrus folgten, alle kannte und ihrer treuen Überlieferung gewiß war. Zu des Irenäus Zeit war noch kein Widerstreit zwischen Schrift und kirchlicher Überlieferung. Er konnte sagen: „Wo die Kirche ist, da ist der Geist Gottes und alle Gnade" und: „Wo der Geist Gottes ist, da ist die Kirche." — Wenn ersteren Satz gern die Katholiken anführen und letzteren die Protestanten, so haben wohl beide Recht; aber das Wort kommt nur in der Kirche als ganzer und allgemeiner und in ihrer Wiederherstellung und Vollendung völlig zur Erfüllung.

Irenäus hielt die römische Kirche hoch, da sie Sitz der Apostel Petrus und Paulus und darum Hüterin der apostolischen Überlieferung sei. Aber er sieht im römischen Bischof doch nicht den Vorgesetzten der Gesamtkirche, sondern nur einen Bischof neben andern, und wagt es, den römischen Bischof Victor I., der wegen

Abweichungen in der Osterfestsitte an die kleinasiatischen Gemeinden ein hochfahrendes Schreiben gerichtet hatte, deswegen zu tadeln, obschon er es hinsichtlich jener Sitte mit der römischen Kirche hält. Irenäus schrieb an Victor, der gegen die Kleinasiaten die Kirchengemeinschaft abgebrochen hatte: „Die Apostel haben befohlen, daß wir niemand Gewissen machen über Speise und Trank oder über Feiertage; warum denn Streitigkeiten und Spaltungen? Sollen wir unsere Feste feiern im Sauerteig der Bosheit und Schalkheit und die Kirche Gottes zerreißen? Das Äußerliche beobachten und das Höhere, Glaube und Liebe, fahren lassen? — Verschiedenheit in Gebräuchen kann ganz wohl in der Kirche bestehen, wenn sie nur im Glauben und in der Liebe eins ist.“ —

Irenäus wirkte bis in sein hohes Alter als eine Säule der Kirche und soll im Jahre 202 den Märtyrertod erlitten haben. —

Wir wenden uns zu Tertullian. Etwas jünger als Irenäus, wahrscheinlich ums Jahr 160 geboren, stammte er aus Karthago, wo sein Vater römischer Hauptmann war. Nachdem er Jahre lang als Heide den Beruf eines Rechtsanwaltes ausgeübt hatte, bekehrte er sich zum Christentum, das er fortan mit großer Kraft gegen Juden und Heiden verteidigte. Er war Presbyter geworden und drang auf ein sittenreines Leben. Er kam in Verbindung mit den Montanisten, deren Haupt Montanus gewesen, ein Phrygier, der um 160 zu Pepuza auftrat, die Fortdauer der Wundergaben des Heiligen Geistes und der Prophetie und die Nähe der Wiederkunft Christi lehrte und auf strenge Kirchenzucht drang. Die Montanisten verwarfen die zweite Ehe, alle Kleiderpracht und sinnlichen Vergnügungen; sie hielten auf strenges Fasten, Verschleierung der Jungfrauen, Ausschließung aller groben Sünder. Durch ihren sittlichen Ernst haben sie die Kirche, von der Tertullian nicht ausgeschieden ist, gefördert. Obschon im Abendlande der Montanismus dem Namen nach verworfen wurde, erhielten sich doch viele montanistische Grundsätze, und Tertullians Schriften blieben in hohem Ansehen, so daß selbst der Bischof Cyprian von Karthago Tertullian seinen Lehrer nennt und immer wieder nach dessen Schriften greift. — Stets hat die Kirche in Tertullian einen ihrer großen Lehrer erkannt. Nachdem er von der Lust und Weisheit der heidnischen Welt zum Christentum sich bekehrt hatte, überwunden durch dessen sittliche Hoheit und Lebensmacht, stellte er sich mit aller Glut der Liebe in den Dienst desselben, setzte seine ganze Persönlichkeit dafür ein, und es sind nicht nur Lehren, es sind vielmehr in Fleisch und Blut übergegangene, tiefe und kraftvolle Überzeugungen, es ist seine ganze feurige Persönlichkeit, was in seinen geistreichen Schriften ausströmt. Tertullian ist besonders groß als Apologet. Nicht nur in seiner Hauptschrift, dem Apologetikus, einer Verteidigung des Christentums, sondern in allen seinen zahlreichen Werken hat er es mit Gegnern des wahren und unverfälschten Christentums zu thun, seien diese nun in der Reihe der heidnischen Philosophen oder der christlichen Häretiker oder in praktischen Entstellungen des christlichen Lebens zu suchen. Die eigentümliche Macht der Erscheinung Tertullians liegt in der Vereinigung des klassisch antiken Wesens mit dem christlichen Glauben, ohne daß eines das andere abschwächte. Er ist beides, Christ und antiker Römer, Kind des Himmelreichs und Mann seiner Zeit, voll und

ganz, und weiß darum so mächtig zu seiner Zeit zu reden, weil er ihre Bildung und ihren Geist durchlaufen hat und versteht. Ein schlechter Apologet, wer seinen Gegner nicht versteht!

In kurz gedrängter, lateinischer Sprache hat Tertullian seine Werke geschrieben. Die zwei Hauptschriften sind der „Apologetikus“ und „Das Zeugnis der Seele, die von Natur eine Christin ist“ (De testimonio animæ naturaliter christianæ). Mit Begeisterung stellte er darin das Christentum in seinen herrlichen Wirkungen zur Veredlung des Menschen als göttlich dar. Er zeigt, welche Umwandlung mit jedem vorgehe, der von dem Heidentum zu Christus sich kehre, wie der Unzüchtige keusch und lauter, der Untreue treu werde. Alles, Geschichte, Philosophie, Mythologie, die klassische Litteratur, liefert ihm Materialien zum Angriff gegen das Heidentum, über das er scharf zu Gerichte sitzt, so daß er seine Gegner bis zur Verzweiflung reizt. —

Die ausgewählten Schriften Tertullians sind von Kellner ins Deutsche übersetzt (erschienen in Kempten 1870, Kösel), — und statt längere Auszüge daraus zu geben, verweisen wir auf jene gute Ausgabe.

Ein wichtiges Wort Tertullians mag aber hier doch seine Stelle finden, ein Wort, dem die Kirche wohlgethan hätte, zu folgen. Es ist ein Wort über die Freiheit der Religion, welches Wort zum ersten Male bei Tertullian gehört wird, obschon der Begriff nicht neu ist, sondern tief im Wesen des Christentums, der wahren Religion liegt. Tertullian sagt: „Es ist irreligiös, in der Religion Zwang anwenden. Menschenrecht ist es und gehört zum natürlichen Recht eines Jeden, zu verehren, was er für gut hält; auch schadet oder nützt die Religion des einen dem andern nicht. Gestattet dem einen, ruft er den Vertretern der Staatsgewalt zu, den wahren Gott anzubeten, dem andern, Jupiter; dem einen, die betenden Hände zum Himmel, dem andern, zum Altar der Treue zu erheben; diesem, wie ihr sagt, die Wolken zu zählen, jenem die Felder eines Täfelwerks; dem einen, das eigene Leben, dem andern, einen Bock Gott zum Opfer zu bringen. Hütet euch, dadurch die Irreligiosität zu fördern, daß ihr die Freiheit der Religion und die Wahl der Gottheit nehmt, mir nicht erlaubt, anzubeten, wen ich will und an wen ich glaube, um mich zu zwingen, anzubeten, den ich nicht will. Die Kraft und Wahrheit der Religion und aller religiösen Handlungen liegt in der Überzeugung und in der inneren Huldigung der Seele; diese aber kann man nicht befehlen, noch mit Gewaltmitteln des Staates erzwingen. Wo ist der Gott, der erzwungene Huldigungen liebt? Sollte wohl ein Mensch selbst sie begehren? Alle Völker haben ihre verschiedene Kulte; uns allein verweigert man die eigene Wahl unserer Religion.“

Ein Schüler Tertullians war Cyprian. Er ist ums Jahr 200 in Karthago, der Hauptstadt Nordafrikas, geboren. Seine Eltern waren reich und vornehmen Standes, aber der heidnischen Religion zugethan: der Sohn wandte sich dem Studium der Rechtspflege zu, wurde bald ein berühmter Redner und führte nach Gewohnheit und Sitte seiner Vaterstadt ein weltliches Leben in Üppigkeit und Sinnenlust. Wohl hörte er von den Christen; aber ihre strengen Sitten mißfielen ihm und eine gänzliche Umänderung des Menschen schien ihm überhaupt unmöglich.

Der Sage nach soll er zuerst durch die Liebe zu einer christlichen Jungfrau, deren Geist ihm zu mächtig wurde, bekehrt, d. h. zum Christentum gezogen worden sein. Auch zu einem christlichen Priester Cäcilius, der mit seiner Familie in seinem Hause wohnte, fühlte er sich in Hochachtung und Zuneigung hingezogen. Von demselben aufgemuntert, begann er die heiligen Schriften zu studieren und ließ sich unter die zu unterrichtenden Taufkandidaten oder Katechumenen aufnehmen und endlich taufen. Damals stand er schon in gereiften Jahren; es war ums Jahr 245.

Mit der Taufe ging in Cyprian eine große Veränderung vor. Er nennt die Taufe die „Erleuchtung" und erzählt davon: „Als ich das heilbringende Bad zum neuen Leben erhalten hatte, da war es mir, als ob alle Befleckung meines früheren Lebens abgewaschen wäre; da strömte von oben ein reines Licht in die versöhnte Brust, und mein schwankender Geist gewann wundersam Kraft; was mir vorher unmöglich dünkte, ward mir ausführbar." Er las nun eifrig die Bibel und erleuchtete Kirchenlehrer, besonders die Schriften Tertullians, führte ein strenges enthaltsames Leben und verteilte einen großen Teil seiner Güter unter die Armen. Besonders Witwen und Waisen, namentlich die Familie des genannten Cäcilius, der gestorben war, versorgte Cyprian. Er widmete sich nun ganz dem Dienst der Kirche, was er um so ungehinderter thun konnte, da er unverehelicht blieb. Schnell durchlief er alle Stufen des Amtes, wurde Diakon, Presbyter (Priester) und schon nach etlichen Jahren von der Gemeinde zu Karthago zum Bischof gewählt. — Damals hatten die Christen im römischen Reiche Friede, so daß die Gemeinde zu Karthago auf 20 000 Seelen angewachsen war und zu einer Synode, die Cyprian berief, 87 Bischöfe aus Nordafrika sich versammelten. Mit fester Hand und wahrhaft geistlicher Gesinnung, mit Hirtenweisheit und Hirtenliebe führte Cyprian seine große Herde. Sie hatte eine solche feste leitende Hand nötig; denn mit dem äußeren Wachstum war auch die fleischliche Sicherheit gewachsen und viel Weltliches hatte sich eingeschlichen, gegen das Cyprian mit Ernst einschritt. Er verbot u. a. den Frauen die Kleiderpracht und eiferte gegen die üppigen Schauspiele. Da kam die Verfolgung unter Kaiser Decius wie ein Strafgericht; die Heiden der Stadt schrieen, Cyprian solle den Löwen vorgeworfen werden. Er aber, im Gefühle, seine Stunde sei noch nicht gekommen, zog sich von Karthago zurück und verbarg sich. Aus der Ferne stärkte er durch Briefe seine Gemeinde. Nach mehr als einem Jahre zurückgekehrt, hatte er reichlich Gelegenheit, seine ordnende, regierende und hilfreiche Hand zu erweisen. Es war Uneinigkeit ausgebrochen. Die in der Verfolgung Gefallenen, die aus Furcht den Glauben verleugnet hatten und aus der Gemeinde ausgeschlossen worden waren, baten um Wiederaufnahme, und die „Konfessoren", d. h. die in der Verfolgung standhaft Marter erlitten, aber mit dem Leben davongekommen waren, übten ohne Rücksicht auf den Bischof und rechte Buße der Gefallenen das Recht der Begnadigung aus, indem sie denselben Erlaubnisscheine zur Kommunion ausstellten. Cyprian setzte es durch, daß die Gefallenen zuerst rechtschaffene Buße thun müßten und mit der Wiederaufnahme noch zugewartet werde. — Als im Jahre 251 eine furchtbare Pest ausbrach, daß alle Liebe und Pflege unter den Heiden aufhörte und alles fliehen wollte, da berief Cyprian die Gemeinde zusammen und ermahnte sie, Geld

zusammen zu legen, die Kranken zu pflegen, die Leichen wegzuschaffen und dabei keinen Unterschied zwischen Heiden und Christen zu machen und er ging selbst mit gutem Beispiel voran. Die Heiden staunten über solche Liebe und Todesverachtung. — Als barbarische Völker ins Land einbrachen und eine Menge in die Gefangenschaft schleppten, war es wieder Cyprian, der 5000 Thaler zusammen brachte, dieselben den armen Christen der Umgegend schickte, damit sie mit dem Gelde ihre Gefangenen loskaufen könnten.

Cyprian hat auch Schriften geschrieben, wie Tertullian in lateinischer Sprache. Sie gingen alle aus den Begebenheiten hervor und wirkten auf dieselben ein mit einfacher, oft leidenschaftlicher Beredsamkeit. Ihr Grundgedanke ist, daß die Kirche in Christo eine Einheit und durch die von Ihm eingesetzten Bischöfe als ein einiges Reich zu regieren sei. — In seinem Buche über „Einheit der Kirche“ schreibt Cyprian: „Es soll in aller Welt Eine Herde und ein Hirt sein, und da glaubt jemand, es könnten an einem Orte viele Hirten oder mehrere Herden sein! Niemand glaube, daß die Guten aus der Herde austreten könnten. Wenn sie von uns gewesen wären, so wären sie bei uns geblieben, sagt St. Johannes.“ — Ganz ähnlich Cyprians Lehrer, Tertullian: „Wir bilden durch die Einheit des Glaubens an Einen Gott, Einen Christus, durch dieselbe Hoffnung, durch die nämlichen Sakramente Eine Kirche.“ — Das Bewußtsein, das die Kirche von den ältesten Zeiten her hatte, daß nur in ihr das Heil zu finden sei, drückte Cyprian nachdrücklich in Sätzen aus, wie die folgenden: „Außer der Kirche kein Heil“ (extra ecclesiam nulla salus) und: „Wer die Kirche nicht zur Mutter hat, der hat Gott nicht zum Vater.“ Diese Sätze, die, recht verstanden, wahr sind, wurden schon oft mißbraucht, und es ist namentlich ein Mißbrauch, wenn man die „Kirche“, außer der kein Heil, auf einen Teil derselben so beschränken will, daß dann dieser Teil die „alleinseligmachende“ Kirche oder Gemeinschaft sein soll.

Unter Kaiser Valerian (252—260) brach abermals eine Christenverfolgung aus. Der Prokonsul verbannte den Cyprian nach Curbi, gestattete ihm dann die Rückkehr in seine Gärten bei Karthago und sprach endlich nach Jahresfrist das Todesurteil über ihn als den Feind der Götter Roms und das Oberhaupt einer strafbaren Gesellschaft aus. Als der Bischof das Urteil hörte, sprach er: „Gott sei gelobt!“ — Von einer großen Volksmenge begleitet, wurde Cyprian am 14. September 258 zur Richtstätte geführt. Mit Ruhe ordnete er das Letzte an, zog seine priesterlichen Kleider aus und gab sie den neben ihm stehenden Diakonen, fiel nieder auf seine Kniee und betete unter vielen Thränen. Dann erhob er sich wieder, verband sich selbst die Augen und bot seinen Hals zum Todesstreiche. — Auch sein Blut war ein Same des Lebens. — In dem auf der Stätte der Hinrichtung erbauten Gotteshause ist später das Evangelium von dem noch größeren Augustinus gepredigt worden.

Der bedeutendste Lehrer der alexandrinischen Schule ist Origenes gewesen (185—254). Er war Schüler des berühmten Klemens von Alexandrien, Lehrers an der dortigen Katechetenschule. Sein Vater, Leonidas, ein frommer und gebildeter Mann, gab dem Sohne eine sorgfältige Erziehung und Bildung. Er soll oft in

Verlegenheit gesetzt worden sein durch die tiefsinnigen Fragen des Knaben über göttliche Dinge. Ums Jahr 202 wütete eine Christenverfolgung in Alexandrien. Origenes, 17 Jahre alt, wünschte nichts sehnlicher als den Märtyrertod, und die Mutter versteckte ihm einmal die Kleider, als er sich der Obrigkeit als Christ anzeigen wollte. Den gefangenen Vater bat er brieflich, doch ja nicht wegen der Familie den Glauben zu verleugnen. Der Vater wurde hingerichtet und der Sohn verdiente durch Privatunterricht, auch durch Verkauf von Abschriften römischer und griechischer Schriftsteller seinen Lebensunterhalt. Bald wurde er als Lehrer an der berühmten Katechetenschule zu Alexandrien angestellt. Dieselbe muß schon ums Jahr 150 entstanden sein. Zu diesem Amte pflegte man nur ausnehmend Begabte zu berufen; denn es galt da, nicht etwa unmündige Konfirmanden, sondern gebildete, oft sehr gelehrte, philosophische Heiden für die Taufe vorzubereiten und auch christliche Jünglinge und Männer, die eine gelehrte Erkenntnis des Christentums wünschten, zu unterrichten. Der Unterricht geschah in den Wohnungen der Katecheten, und Männer und Frauen strömten vom Morgen bis Abend dorthin, um zuzuhören, und oft wurden auch die Nachtstunden dazu verwandt. Mit eisernem Fleiß, mit ungeheurer Entsagung widmete sich Origenes seiner großen Aufgabe. Er ließ sich sogar in einer später bereuten Verwirrung hinreißen, das Wort des Herrn Matth. 19, 12 buchstäblich an sich zu erfüllen, in der Meinung, sich dadurch, da er auch Jungfrauen und Frauen zu unterrichten hatte, vor Versuchung und bösen Gerüchten zu schützen. Er übersah dabei, daß die Lust, wie der HErr sagt, aus dem Herzen kommt und daß die Quelle der Lästerung der Welt eine unversiegliche ist. Aber Origenes that es aus inniger Liebe und Hingabe an seinen Heiland, dem er ungeteilt dienen wollte. Und es ist in der That staunenswert, wie viel er gearbeitet und ausgerichtet hat. Wie Paulus suchte den Griechen ein Grieche zu werden, so suchte Origenes, der es mit Heiden und Neuplatonikern und allen möglichen Menschen zu thun hatte, die Spuren der Wahrheit in allen menschlichen Lehrgebäuden auf. Er studierte auch die griechischen Philosophen. Er suchte mit der dort enthaltenen Wahrheit die christliche Lehre in Einklang zu bringen. Doch war das Studium der Heiligen Schrift das Hauptwerk seines Lebens. Er schrieb zum ganzen Neuen Testamente und zu einem großen Teile des Alten Testamentes gelehrte Erklärungen, Kommentare genannt, und erbauliche Betrachtungen und Reden, die man Homilien nannte. Er unterschied, wie der Mensch aus Leib, Seele und Geist besteht, einen dreifachen Schriftsinn. Der erste ist der grammatisch-historische oder buchstäbliche Sinn, der zweite der psychische oder moralische, der dritte der geistliche, allegorische oder typische, prophetische Sinn.

In dem Bestreben, den christlichen Glauben zur allen gründlichen Denkern einleuchtenden Erkenntnis zu erheben, mag Origenes zu weit gegangen sein und manche spekulative Lehre aufgestellt haben über Dinge, die uns nicht geoffenbart sind. Er braucht Sätze, die schon der heidnische Philosoph Plato aufgestellt hat, und spricht von der Ewigkeit der Welt, von der Präexistenz der Seele (Existenz vor der irdischen Geburt u. s. w.). Aber im Grunde steht Origenes doch auf der Bibel, der er die Arbeit seines ganzen Lebens gewidmet hat; nach ihm ist Gott ein absolut

freies Wesen, die Schöpfung der Welt ein Werk seiner absoluten Freiheit, der Mensch frei gefallen und frei zurückgebracht. Köstlich ist auch des Origenes Schrift „Über das Gebet". Sehr bedeutend seine „Verteidigungsschrift gegen Celsus", die wir schon oben erwähnt haben. —

Origenes hat später Alexandrien mit Cäsarea in Palästina vertauscht und ist hier einer berühmten Katechetenschule vorgestanden. Er war wegen seiner Weisheit und Wissenschaft und Ascese so berühmt, daß ihn sogar der heidnische Kaiser Alexander Severus nach Antiochien berief und mit hoher Achtung behandelte. Dort hat er des Kaisers religiöse Mutter, Julia Mammäa, über den christlichen Glauben belehrt. Sowohl dieser Kaiser als dessen Nachfolger Philippus Arabs, der mit Origenes in brieflicher Verbindung stand (249), waren nicht fern vom Reiche Gottes. Aber Arabs wurde gestürzt und Decius kam auf den Thron und faßte den Entschluß, das Christentum durch eine blutige allgemeine Verfolgung auszurotten. Er erließ 250 ein Edikt, daß alle Christen bei Todesstrafe den Ceremonien der heidnischen Staatsreligion sich unterwerfen sollten. Viele fügten sich. Viele Bischöfe aber und Presbyter, die sich weigerten, wurden eingekerkert, gemartert und getötet. Die Verfolgung traf auch Origines. Er wurde gefoltert und ertrug die Qualen mannhaft. Der Kaiser starb und Origenes wurde frei, starb aber bald an den Folgen der erlittenen Mißhandlungen 254 in Tyrus. — Auch er war ein Zeuge Christi.

Das Christentum siegt und wird Staatsreligion.

Nach den bereits berichteten Christenverfolgungen unter den Kaisern Nero, Trajan, Mark Aurel hatten die Christen einige Jahrzehnte Ruhe. Aber die Anklagen und Hinrichtungen wurden erneuert und zahlreich unter Septimius Severus, der 202 ein Gesetz erließ, wodurch der Übertritt zum Christentum verboten wurde. — Besonders heftig wütete infolgedessen die Verfolgung in Afrika (Karthago) und in Ägypten. In Alexandrien starb der Vater des Origenes, Leonidas. Auch viele Frauen starben dort für den Glauben, unter ihnen Potamiäna, eine durch Sittenreinheit und Schönheit ausgezeichnete Jungfrau. Der Soldat, der sie zur Richtstätte abführte, Basilides, beschützte sie gegen die Mißhandlungen und Verhöhnungen des Pöbels. Sie dankte ihm und verhieß ihm, auch er werde die Krone erlangen. Die Eindrücke, die er von den Märtyrern erhalten, waren ihm ein Ruf zu Christus. Er bekehrte sich und folgte denen, die er zum Tod geführt hatte, bald im Glauben und im Tode nach.

In Karthago befanden sich unter den Katechumenen, d. h. unter denen, die für die heilige Taufe vorbereitet wurden, zwei junge Frauen, Perpetua und Felicitas. Sie wurden als des Übertritts zum Christentum schuldig ins Gefängnis gebracht. Erst dort, während der Zeit der gerichtlichen Untersuchung sind sie durch sie besuchende Geistliche getauft worden. Von nun an erfüllte die Dulderinnen eine große Freudigkeit und Festigkeit. Weder die Liebe zu ihrem erst kürzlich erhaltenen Kinde, noch die Bitten ihres greisen Vaters konnten Perpetua wankend machen. Derselbe bat sie inständig, weil er die Gefahr, die ihrem Leben drohte, sah, sie möchte doch sich nicht als Christin bekennen. Sie antwortete: „Du siehst hier ein Gefäß, einen Krug; kann man es mit einem andern Namen benennen, als was es ist?" Der Vater verneinte es, und sie fuhr fort: „So kann ich mich nicht anders nennen, als was ich bin, eine Christin." — Im Gefängnis, dessen Dunkel sie anfangs erschreckte, erkannte sie in einem tröstlichen Gesicht oder Traum den Ausgang ihres Leidens. Sie sah eine goldene Leiter in den Himmel ragen, zu beiden Seiten Schwerter, Lanzen und Messer, und am Fuß der Leiter lag ein Drache. Aufgefordert, die Leiter emporzusteigen, setzte sie mutig ihren Fuß auf den Kopf des Drachen mit den Worten: „Er wird mir nicht schaden, ich gehe im Namen des HErrn Jesu Christi." Sie stieg empor. Oben angelangt, kam sie in einen großen Garten und fand hier den guten Hirten, der sie erquickte.

Beim letzten Verhör machte der Statthalter noch einen Versuch, sie zum Abfall zu bewegen. In Gegenwart des Vaters rief er ihr zu: „Schone deines greisen Vaters und opfere den Göttern für das Wohl des Kaisers." Der Vater selbst bat: „Erbarme dich deines Kindes." Aber Perpetua antwortete: „Ich kann nicht, ich bin eine Christin." Alle wurden verurteilt, am Geburtstage des Kaisers mit den wilden Tieren zu kämpfen. Am Abend vor dem Schauspiel hielten sie noch ein Liebesmahl mit Gebet und Lobgesängen. Einer der Blutzeugen, Saturus, fand ein schnelles Ende durch den Biß eines Leoparden. Perpetua und Felicitas wurden in ein Netz gehüllt einer wilden Kuh vorgeworfen. Endlich erhielten sie alle den Gnadenstoß. —

Der Christen Treue, Wandel und Lehre machten auf ernstere Heiden Eindruck, wenn auch der öffentliche herrschende Geist sie verurteilte. — In der Hauskapelle des Kaisers Alexander Severus befand sich neben andern großen Männern auch das Bild Christi. Oft führte er das Wort Christi im Munde: „Alles, was ihr wollet, daß euch die Leute thun sollen, thut auch ihr ihnen." Er ließ ihn an öffentliche Gebäude anbringen. — So kamen für die Christen wieder viele Jahre der Ruhe, bis der Kaiser Decius auf den Thron kam (249—51) und mit ihm noch einmal altrömischer Geist. Decius sah in dem Christentum, das schon zu einer bedeutenden Macht herangewachsen war, einen Feind, den man auf Leben und Tod bekämpfen müsse. Früher, zu Trajans Zeiten, war eine Anklage nötig, wenn die Christen verfolgt werden sollten. Decius und die auf ihn folgenden strengen und festen Soldenkaiser, die das Reich aus grenzenloser innerer Verwirrung und äußerer Gefahr durch die eindringenden barbarischen Grenzvölker retten wollten, wollten dies wie durch altrömische Tapferkeit und Zucht, so auch durch Rückkehr zur altrömischen Staatsreligion erreichen. Das Heidentum sollte wieder restauriert und die durch den Abfall der Christen beleidigten Götter versöhnt werden. Darum ging das kaiserliche Gebot aus (250), alle Christen sollten ohne Ausnahme aufgefordert werden, die Ceremonien der römischen Staatsreligion zu vollziehen. Ein Termin wurde festgesetzt, bis zu welchem die Christen vor den Ortsbehörden zu erscheinen und den Göttern zu opfern hätten. Die den bestimmten Termin versäumten, wurden vor eine Untersuchungskommission geladen, welche die Aufgabe hatte, durch Drohungen, dann durch Marter und Kerker die Christen zum

Katakombe.

Abfall zu zwingen. Todesstrafe war im Anfang seltener und wurde mehr nur gegen die Bischöfe angewandt; aber es starben viele infolge der erlittenen Mißhandlungen. — Den meisten Christen kam diese allgemeine Verfolgung sehr unerwartet und die Bestürzung war groß. Viele waren des Kampfes entwöhnt, viele auch in Unlauterkeit Christen geworden, und so kam es, daß in dieser Verfolgung durch Decius viel Schwachheit, Feigheit, Untreue gegen den Heiland zu Tage trat. Manche eilten förmlich zu den Altären, um den Göttern zu opfern; andere suchten durch Bestechung der kaiserlichen Beamten einen Schein zu erlangen, daß sie geopfert hätten. Die Kirche nannte solche „Gefallene" und schloß sie aus der Kirchengemeinschaft aus, bis sie Buße gethan und nach langer Zeit wieder aufgenommen werden konnten. Manche traten bleich und zitternd zum heidnischen Altar und wurden ein Spott des Volkes, weil sie zu beidem, zum Opfern und zum Sterben zu feig seien. Über viele Abgefallene kam nachher eine unnennbare Angst bis zum Wahnsinn. — Das war eine Zeit der Sichtung, welche viel Spreu aus den Gemeinden beseitigte. In Rom starben in jener Zeit drei Bischöfe nach einander, Fabianus, sein Nachfolger, Kornelius und dessen Nachfolger Lucius; noch heute sieht man ihre einfachen Grabsteine in den Katakomben. — In Ägypten wurde ein christliches Ehepaar neben einander ans Kreuz geschlagen. Tage lang lebten sie noch am Kreuz und sprachen sich Mut zu. — In Karthago erregte ein Mann der Gemeinde, Namens Numidikus, großes Aufsehen. Er hatte viele Märtyrer auf dem Todesweg zur Treue ermuntert und seine eigene Frau auf dem Scheiterhaufen sterben sehen. Da wurde er selbst verurteilt. Halb verbrannt, mit Steinen überschüttet, ließ man ihn liegen. Seine Tochter suchte des Vaters Leiche, um sie zu beerdigen. Da fand sie noch Leben in ihm. Ihrer sorgsamen Pflege gelang es, ihn herzustellen. Bischof Cyprian hat ihn später zum Presbyter (Ältesten, Priester) gemacht. — Solche Personen, die wie die eigentlichen Märtyrer treu geblieben, aber trotz des guten Bekenntnisses und der ausgestandenen Marter mit dem Leben davongekommen waren, nannte man Konfessoren und ehrte sie hoch.

Das waren die Zeiten, wo die Christen, wenn sie sich gemeinsam erbauen wollten, in Wüsten, Wälder und Katakomben (unterirdische Gänge, wo die Römer die Asche ihrer Verstorbenen beisetzten, flüchteten, um in kleinen Häuflein beim Licht der Thonlampen Gottesdienst zu halten, Gottes Wort zu hören, zu beten und das heilige Abendmahl zu feiern. — Wie feierlich ernst müssen diese Gottesdienste gewesen sein! Wie innig schlossen sich die Verfolgten an einander an! Wie feurig mögen sie ihrer Brüder in der Fürbitte gedacht haben, die im Gefängnis oder vor Gericht waren!

Valerian (253—260) schlug ein gleiches Verfahren ein wie Decius. Im Jahre 258 erließ er ein Edikt: Die Bischöfe, Presbyter und Diakonen (diese Amtsabstufung war also damals auch den Heiden bekannt) sollten sofort mit dem Schwert hingerichtet werden. Senatoren und Ritter sollten zuerst ihre Güter, dann, wenn sie hartnäckig blieben, auch ihr Leben verlieren. — Damals, 258, war es, daß in Karthago Bischof Cyprian mit dem Schwert hingerichtet wurde. In Rom starb Bischof Sixtus. Er wurde in den Katakomben ergriffen, als er eben Gottesdienst

hielt. An derselben Stelle, wo er das heilige Abendmahl gespendet hatte, enthaupteten ihn die Henker, so daß der bischöfliche Stuhl mit seinem Blute bespritzt wurde. Dem Bischof folgte sein Diakon Laurentius im Tode. Er hatte, aufgefordert, die Schätze der Christen auszuliefern, die Armen und Krüppel herbeigebracht und war dann auf glühendem Roste lebendig gebraten worden. Die Liebe Christi in ihm konnte, wie St. Leo sagt, durch die Flamme nicht überwältigt werden; das Feuer draußen brannte matter als dasjenige, das in seinem Innersten glühte. Wohlgemut entrang sich seine Seele der wunden Hülle und schwang sich zu ihres HErrn Freude empor.

„Seit jenem Tage welkte sehr
Des Götzendienstes Macht dahin,
Die Tempel wurden öd und leer,
Zur Kirche Christi strömt man hin."

Wieder folgte eine lange Ruhezeit, die beinahe 40 Jahre dauerte. Die Kirche hatte diese Erquickungszeit nötig, um sich auf den letzten und schwersten Entscheidungskampf vorzubereiten. Wie nach einem Gewittersturm in der Natur alles um so frischer aufwächst, so folgte jetzt auf die Zeit der Verfolgung eine Zeit neuen, um so gedeihlicheren Wachstums. „Viel unlautere Elemente sind ausgeschieden, das Wort Gottes hat seine Kraft bewiesen, das Zeugnis der Blutzeugen hat manches Herz getroffen. Überall nimmt die Zahl der Gläubigen zu. Die Versammlungshäuser der Christen müssen erweitert, neu gebaut werden. In den Städten erheben sich schon große Kirchen. Christen giebt's jetzt überall und unter allen Ständen, sogar in der Umgebung der Kaiser am Hofe. Manchem mochte es scheinen, der Sieg sei schon errungen." Aber es war nur ein Schein. Kaiser und Reich waren noch heidnisch, und dies 1000jährige Römerreich, das im Dienst der Götter groß und mächtig geworden war, raffte sich noch einmal auf zum Vernichtungskampf gegen das Reich des Nazareners, das bestimmt war, an die Stelle der Weltreiche zu treten und einst Himmel und Erde zu erfüllen. (Vgl. Daniel 2, 31—35.)

„Ihren Sieg dankte die Kirche nicht nur der Standhaftigkeit ihrer Märtyrer, sondern ebenso ihrer treuen Arbeit in den Zeiten der Ruhe." — Es war zum Teil eine Arbeit auf den Knieen. Ein feierlicher Gebetsgottesdienst an Altären, wo täglich der dreieinige Gott angerufen und gepriesen, sein Wort gelesen und in kurzen Homilien den Anwesenden ans Herz gelegt und sonntäglich öffentlich gepredigt und die heilige Eucharisti gefeiert wurde, — unterhielt das geistige Leben der Christengemeinden. — Früh schon wurde die Feier der heiligen Eucharisti mit dem Predigtgottesdienst verbunden, am Schlusse des letzteren jedoch die Zuhörer entlassen, die noch nicht getauft waren und deshalb zu den heiligen Geheimnissen keinen Zutritt hatten. Zur Taufe führte ein langer Vorbereitungsweg. Wenn in einem Heiden der Wunsch erwacht war, Christ zu werden, so eröffnete er denselben wohl einem bekannten Gemeindeglied und dieses führte ihn zum Evangelisten oder zu einem Diakonen oder Bischof, und blieb der Heide nach einer kurzen Belehrung bei seinem Wunsche, so wurde er unter die Zahl der Katechumenen oder Taufkandidaten aufgenommen. Damit erhielt er das Recht, sowie die Pflicht, dem Predigtgottesdienste

beizuwohnen. Am Schlusse erst des Katechumenunterrichts wurde man in die eigentlichen Geheimnisse des christlichen Glaubens eingeführt, mit dem überlieferten Glaubensbekenntnis oder Symbolum, dem Erkennungszeichen der Christen und mit dem Vaterunser bekannt gemacht, — und dann erst, wann nach allem der freie Entschluß geblieben und gereift war, kam die heilige Taufe, die gewöhnlich auf die Osterzeit fiel. — Es war nicht menschliche Überredung und Propagandamacherei, was die Menschen dem Christentum zuführte. Im Gegenteil, lange, gründliche Prüfung der Kandidaten von Seite der Kirche und völlige Freiheit der Täuflinge ging ihrer Aufnahme voran.

Der letzte Kampf zwischen dem altrömischen Heidentum und dem Christentum kam, als Diocletian auf dem Kaiserthron saß. Er regierte von 284—305. — Da, wie noch nie erfüllte sich das Wort des HErrn: „Ihr müsset gehasset werden von jedermann um meines Namens willen.“ Den innersten Grund dieses Hasses deckt Christus mit den Worten auf: „Wäret ihr von der Welt, so hätte die Welt das Ihre lieb, nun ihr aber nicht von der Welt seid, sondern Ich euch von der Welt erwählt habe, darum hasset euch die Welt.“ (Joh. 15, 19.) Bei der letzten, diocletianischen Verfolgung war es der heidnische Fanatismus, welcher der Gottheit mit der Tötung der Christen einen Dienst zu thun glaubte, der das Feuer schürte. Es war der Geist von unten, der seine Herrschaft nicht aufgeben wollte und weil es ihm nicht gelang, das Werk von oben in den Seelen geistig zu überwinden, mit äußerer Vernichtung zum Siege zu gelangen hoffte. Aber es ging auch hier durch äußeres Unterliegen zum Siege, und dieser Sieg liegt nicht in der kaiserlichen Erhebung des Christentums durch Konstantin zur Staatsreligion; diese äußerliche Erhebung war eine Folge des inneren geistigen Sieges des Christentums, dessen göttliche Macht und Herkunft an seinen Wirkungen im Leben und Tod seiner wahren Bekenner den vorurteilsfreien Heiden in die Augen leuchtete. —

Gottesdienst in den Katakomben.

Diocletian, ein tüchtiger, staatskluger Kaiser, suchte das sinkende Reich zu regenerieren. Das Regiment suchte er zu festigen durch Erhebung der tüchtigsten Generale zu Cäsaren (oder Unterkaisern), über welchen zwei „Augustus“ die kaiserliche Oberherrschaft ausüben sollten. So sollten immer zwei Augustus und unter

ihnen zwei Cäsare, die nach dem Abtreten jener Augusti an deren Stelle treten und sich durch neue Cäsare verstärken sollten, das Reich regieren. Noch in vielen Stücken schuf Diocletian eine neue Ordnung der Dinge und die Grundlage derselben sollte das altrömische Heidentum sein. Deshalb mußte er nach und nach zur Feindschaft und Verfolgung des Christentums kommen. Er selbst war voll heidnischen Aberglaubens und meinte, seine Thronbesteigung den Göttern und ihren Priesterinnen zu verdanken. Eine solche, eine gallische Druidin, hatte ihm vor Jahren schon die Kaiserwürde geweissagt. Diocletian war der Sohn eines dalmatinischen Sklaven und diente im Heere von unten auf. Als er als Unteroffizier im Lager von Lüttich stand, verspottete ihn eine Druidin einst im Scherz wegen seiner Kargheit. „Ich will freigebiger werden, wenn ich einmal Kaiser bin," scherzte dagegen Diocletian. Da erwiderte das Weib mit feierlich erhobener Stimme: „Spotte nicht, du wirst Kaiser werden, wann du den Eber getötet haben wirst." Manches Jahr verfloß darüber, manchen Eber hatte der ehemalige Unteroffizier, der indes von einer militärischen Würde zur andern aufgestiegen war, auf der Jagd getötet. Es mußte wohl noch nicht der rechte Eber gewesen sein; aber die Weissagung der Druidin kam ihm nicht aus dem Sinn. Nach dem Tode des Kaisers Numerianus sollte der Gardepräfekt Aper, unter der Anklage, ihn getötet zu haben, vor ein Kriegsgericht gestellt werden. Zu den Generalen des Gerichts gehörte auch Diocletian, und kaum wurde Aper vorgeführt, da stürzte Diocletian auf ihn zu und stieß ihn nieder. Er hatte den rechten Eber (Aper heißt Eber) gefunden. Unmittelbar nachher wurde er zum Kaiser gewählt. Als Kaiser hat er seine Herrschaft überall und allezeit an die Götter und ihr Walten angeknüpft.

Damals waren die Christen im Reiche noch stark in der Minderheit; im Orient machten sie etwa 1/12, im Westen etwa 1/15 oder etwas weniger der Gesamtbevölkerung aus. Aber kein einzelner Kult des vielgespaltenen Heidentums im Römerreich, das 60 Millionen Einwohner zählte, hatte so viel Anhänger. Dabei ist zu beachten, daß die Christen hauptsächlich unter der Städtebevölkerung sich befanden, während die Landbewohner damals und noch lange meistens Heiden waren. In Antiochien, der zweitgrößten Stadt im Reiche, soll damals eine Christengemeinde von 50 000 Seelen gewesen sein. Nimmt man noch dazu die feste Organisation und Einheit, die alle Christen in Ost und West verband, so kann man begreifen, daß der unter Diocletian noch einmal aufstrebende römische Staat in der christlichen Kirche einen gefährlichen Staat im Staate und Nebenbuhler erblickte. — Endlich wurde der Kaiser, der in seiner Staatsklugheit eine so große Partei, wie die der Christen, anzugreifen lange Bedenken hatte, von einer fanatischen heidnischen Priester- und Philosophenpartei am Hofe, namentlich auch von seinem christenfeindlichen Mitkaiser und Schwiegersohn Galerius, beständig gehetzt. Die neuplatonischen Philosophen erklärten es für eine strafbare Hartnäckigkeit der Christen, daß sie einer gereinigten Reichsreligion sich nicht anschließen wollten. Was das Christentum Gutes habe, das hätten sie auch und das Christentum Christi sei ein ganz anderes gewesen als das ihrer Zeitgenossen; Christus habe sich nicht für Gott ausgegeben. Wenn man das Christentum auf seine ursprüngliche Reinheit zurückführe, so sei kein Gegensatz mehr vorhanden zwischen ihm und der sich bildenden neuplatonischen Staatskirche. —

Im Februar 303 brach die Verfolgung aus. An einem Hauptfest der Heiden, das auf den 23. Februar fiel, wurde die Losung dazu gegeben. In der Morgenfrühe rückte der Gardepräfekt mit einer Abteilung Soldaten vor die große stattliche Kirche der Residenzstadt Nikomedien, in der gerade der kränkelnde Kaiser Diocletian, sowie Galerius und eine Anzahl höherer Offiziere und Staatsbeamten, die in die Sache eingeweiht waren und zum endlichen Beschluß angetrieben hatten, anwesend waren. — Die Thüren der Kirche wurden eingeschlagen, die vorgefundenen heiligen Bücher verbrannt, die Kirche geplündert und dem Erdboden gleich gemacht. An den Mauern der Stadt war der kaiserliche Erlaß angeschlagen: alle christlichen Kirchen sollten niedergerissen, alle heiligen Bücher verbrannt werden. Jede Versammlung wurde den Christen verboten. Vornehme, die dem Christentum nicht entsagen, sollen ehr- und rechtlos erklärt werden und Rang und Würde verlieren, christliche Sklaven niemals die Freiheit erlangen können. So wollte man durch Verbot des Gottesdienstes und durch Vernichtung aller heiligen Schriften dem Christentum seine Lebensquellen abgraben. Das war aber nur der Anfang der Verfolgung. Im kaiserlichen Palaste brach Feuer aus. Man beschuldigte die Christen. Da flammte der Zorn des Kaisers auf, den man in der kaiserlichen Ratssitzung beruhigt hatte, es dürfe bei der Verfolgung kein Blut fließen; gegen eine blutige Vernichtung der Christen hatte er nun nichts mehr. Selbst am Hofe wurden alle getötet, die den Göttern nicht opferten. Des Kaisers Gemahlin und Tochter, die dem Christentum sehr zugeneigt waren, mußten opfern. — Was in Nikomedien geschah, setzte sich in den Provinzen fort. Wer trotz dem Gesetz des Kaisers an einem christlichen Gottesdienst sich beteiligte, mußte es schwer büßen. So wurden in Abitina in Nordafrika 49 Christen, die zum Lesen des Wortes Gottes und zur Kommunion zusammengekommen waren, in Karthago hingerichtet. —

Bald erschien ein zweites und drittes Edikt, demzufolge alle Geistlichen gefangen genommen und durch Martern zum Opfer gezwungen, diejenigen aber freigelassen werden sollten, die durch Opfern verleugneten. Viele verleugneten, viele aber blieben standhaft und trugen nach der Verfolgungszeit noch lange die Spuren der erlittenen Qualen an ihrem Körper herum. — Endlich verfügte 304 ein viertes Edikt, daß alle Christen ohne Ausnahme gezwungen werden sollten, den Göttern zu opfern. — Nun begann eine Verfolgung, die mit einer Allgemeinheit und Grausamkeit durchgeführt wurde, wie noch keine. Das Blut floß im römischen Reich in Strömen. Nur im Nordwesten des römischen Reiches, in Gallien und Britanien, wo als Cäsar oder Unterkaiser Konstantinus Chlorus regierte, wurden Diocletians Edikte weniger streng durchgeführt. Diocletian starb, wie man sagt, an Gift, das er selbst genommen haben soll. Als auch Konstantin Chlorus gestorben war, rief das in Gallien (Frankreich) stehende Heer dessen Sohn **Konstantin** zum Cäsar aus und das Reich wurde nun in den nächsten Jahren von Galerius und Severus als Oberkaisern (Augustus) und Maximin und Konstantin als Unterkaisern (Cäsaren) regiert. — Während man im Westen, wo Konstantin regierte, die Christen in Ruhe ließ, wütete im Osten die Verfolgung volle sechs Jahre weiter; denn Galerius, Severus und Maximin waren alle fanatische Heiden. Da und dort kam der Mord der Christen

massenhaft vor und nicht selten wurden an einem Orte und an einem Tage 10, 20, ja 100 getötet. Der grausame Galerius erließ sogar die Verfügung, die Christen seien mit langsamem Feuer zu töten. Auch die Verstümmelung der Glieder wurde eine Zeit lang betrieben und galt noch als eine Milderung gegenüber der Todesstrafe. „Die Leichen der Hingerichteten durften nicht begraben werden; man ließ sie liegen, bis Hunde und Geier sie verzehrten. Das war die Zeit, wo römische Statthalter christliche Jungfrauen noch mit dem Zeichen ihrer Würde, der Kopfbinde geschmückt, halb nackt mit Ruten die Straßen auf und ab peitschen ließen, wo es sogar vorkam, daß edle Frauen und Jungfrauen verurteilt wurden, um, ins Bordell geführt, der heidnischen Fleischeslust preisgegeben zu werden. Gerade die philosophisch gebildeten Beamten, die wissens- und tugendstolzen Neuplatoniker waren es, die sich darin in trauriger Weise auszeichneten. Mehr als einmal zogen Frauen und Jungfrauen den Tod der Schande vor." Da ermüdeten selbst die Henker und sogar die Heiden fingen an, sich der verfolgten Christen anzunehmen. — Die roheste Gewalt und Grausamkeit war der Macht des Glaubens gegenüber ohnmächtig gewesen, und es ist ein Eingeständnis dieser Ohnmacht, daß der Kaiser Galerius im Jahre 311 das merkwürdige Edikt erließ, welches die Verfolgung aufhob mit der Erklärung: da der Kaiser sehe, daß seine Absicht, die Christen zu den alten Gesetzen und zum schuldigen Dienst der Götter zurückzuführen, erfolglos gewesen, so wolle er ihnen in seiner Gnade gestatten, wieder Christen zu sein. So möchten sie denn ihren Gott für des Kaisers und des Staates Wohl anrufen, damit der Staat unversehrt bleibe und sie selbst sicher leben könnten." — Ohne Zweifel hat dem grausamen Herrscher das viele vergossene Blut keine Ruhe gelassen. Nun, da er erkrankte und auf dem Totenbette lag, wachte sein Gewissen auf. Noch im gleichen Jahre ist Galerius infolge seiner Ausschweifungen, bei lebendigem Leibe verfaulend, unter großen Schmerzen gestorben — ein trauriges Ende, wie es schon oft Christenverfolger gefunden. —

Die Menschen sterben, aber Gottes Wort und Werk stirbt nicht. Es war genug der heißen Prüfung und feurigen Läuterung der Gemeinde Christi; der HErr machte sich auf und kam seiner bedrängten Kirche zu Hilfe. — Im Regierungssystem des römischen Kaisertums trat um jene Zeit eine gänzliche Veränderung ein. Es war eine doppelte Veränderung: Der Geist des Mannes, den die Vorsehung zum Alleinherrscher des ganzen mächtigen Römerreichs ersehen hatte, wurde dem Christentum geneigt, und durch merkwürdige Wendung des Schicksals sind alle seine dem Christentum feindseligen Mitregenten gefallen und haben jenem von der Vorsehung erkorenen Mann Platz gemacht. Beide Wandlungen, die äußere in der politischen Konstellation und die innere im Geiste jenes providentiellen Mannes, beruhen sichtlich auf höherer Einwirkung und göttlichem Eingreifen! Der HErr lenkt das Herz der Könige, nicht etwa bloß um ihretwillen, sondern um der Millionen willen, die ihnen anvertraut sind. Die Frage, ob Konstantin, als er für das Christentum sich entschied, schon ein wahrer und lebendiger Christ gewesen sei oder politischen Erwägungen gefolgt habe, ist für uns hier nicht die Hauptfrage. Konstantin ist kein Heiliger gewesen; „aber die ihn wegen des öfteren Widerspruches

zwischen seinem Wandel und seinem Bekenntnis gleich zum bewußten Heuchler machen, die wissen nicht, was in einem Menschenherzen alles beisammen sein kann." Ganz abgesehen von seinem persönlichen Charakter steht es uns fest, daß, was Konstantin im Jahre 312 erlebt hat und was in Folge das römische Reich erleben durfte, von Gott und zugleich eine Wirkung des geistigen Sieges ist, den die Sache Christi in diesen Verfolgungszeiten mit Thun und Leiden vor aller Welt Augen errungen hat.

Die Zeit nach des Galerius Tod war eine Zeit höchster Spannung im römischen Reiche. Alles hatte den Eindruck: So kann es nicht bleiben, es bereitet sich eine Umwälzung aller Dinge vor. Die Beteiligten halten zurück, es ist gleichsam die Ruhe vor dem Sturm. Wer wird den ersten Schritt thun? Im Osten des Reiches herrschten nun Licinius und Maximin, und im Nordwesten Konstantin, in Italien und Afrika Maxentius. Aber von gemeinsamer Herrschaft der Vier, wie sie dem Diocletian als Ideal vorgeschwebt hatte, war keine Rede. Jeder herrschte unabhängig von dem andern in seinem Gebiete; keiner traute dem andern, jeder rüstete sich im stillen für den Krieg, im Gedanken, es gilt entweder die andern zu überwältigen oder unterzugehen. Namentlich von Maxentius, dem Tyrannen Italiens, wußte Konstantin, wie feindselig derselbe ihm gesinnt war. Darum entschloß er sich, dem Maxentius zuvorzukommen und brach unversehens mit einem Heere von 40 000 Mann in Oberitalien ein. — Aber Maxentius hatte sich auch vorbereitet und verfügte über ein dreifach stärkeres Heer. Da in dieser schweren Lage, voll Ahnung, daß die Würfel des Schicksals nächstens folgenreich und entscheidend fallen würden, schaute Konstantin nach höherer Hilfe aus. Er selbst erzählt (und der Kirchengeschichtsschreiber Eusebius, ein Zeitgenosse Konstantins, will es aus dessen eigenem Munde gehört haben), daß er damals viel überlegt, bei welchem Gott er Beistand suchen solle, und den höchsten Gott, den sein Vater als Sonnengott verehrt, gebeten habe, ihm zu sagen, ob er sei. Da sei ihm eines Tages ein wunderbares Zeichen erschienen. Als die Sonne sich schon zum Untergange neigte, sah Konstantin ein lichtes Kreuz auf der Sonne stehend und daneben aus Lichtglanz gebildet die Worte: *Τουνω νικα* „Durch dieses siege". Dadurch beunruhigt und noch nicht klar über die Bedeutung des Zeichens, sei ihm in der Nacht Christus erschienen und habe ihm befohlen, dieses Kreuzeszeichen zum Feldzeichen zu machen und dann des Sieges gewiß in den Kampf zu ziehen. Dieser Weisung entsprechend ließ Konstantin ein Feldzeichen mit dem Kreuz und dem Namenszuge Christi (das Labarum) anfertigen; er selbst setzte das Kreuz auf den Helm und seine Soldaten malten es auf ihre Schilde. — Unter diesem Kreuzeszeichen schritt dann Konstantins Heer von Sieg zu Sieg, bis in der blutigen Schlacht an dem Tiber die Macht des Maxentius gänzlich gebrochen wurde. Konstantin zog in Rom ein, und das ganze Abendland war nun in seiner Gewalt. — Zum Danke für diese Erfolge ließ der Kaiser in Rom seine Bildsäule aufrichten mit einem Kreuze in der Hand und der Inschrift: „In diesem heilbringenden Zeichen, das der wahre Beweis der Tapferkeit ist, habe ich eure Stadt vom Joch der Tyrannenherrschaft befreit und gerettet." —

Wohl halten Viele diese Erzählung für eine bloße Sage. Aber ohne allen Grund. Die Zweifler verweisen auf das spätere, zum Teil unchristliche Leben Konstantins und meinen, seine christenfreundlichen Schritte seien alle nur schlaue Berechnung, politische List gewesen. Es sei nicht anzunehmen, daß ein solcher zweideutiger Charakter, dessen Leben mit argen Zornausbrüchen und grausamen Handlungen befleckt gewesen, von der Gottheit solcher Zeichen und Herablassung gewürdigt werde. Aber Konstantin ist von Gott doch gewürdigt worden, große Dinge zum Besten der Christen und des Reiches auszurichten; warum sollte er nicht auch um seiner hohen Stellung willen der Winke von oben gewürdigt worden sein, die er zu seiner Aufgabe bedurfte? Es galt ja ein ganzes Reich; es galt einen gewaltigen Ruck vorwärts in der Weltgeschichte. Oft schon ist es vorgekommen, daß Männer, welcher die Vorsehung in der Weltgeschichte sich bedient, merkwürdiger, höherer Fingerzeige in Träumen oder auf andere Weise gewürdigt wurden! — Sodann ist es Thatsache, daß in jener Zeit, 312 und 313, in Konstantins Stellung zum Christentnm eine große Veränderung eingetreten ist; diese muß doch eine Ursache gehabt haben. — Auch hätte es keinen Sinn gehabt, den Christen zu liebe, um ihres Beistandes gegen Maxentius eher gewiß zu sein, aus rein politischen Gründen das Christenkreuz anzunehmen. Denn die Christen waren noch sehr in Minderheit, weniger als 1/10 der Bevölkerung und Rom eine überwiegend heidnische Stadt. So hätte sich Konstantin, um eine kleine Minderheit zu gewinnen, eine ungleich größere Mehrheit entfremdet; das wäre nicht politisch gewesen. — Auch spricht gegen eine bloß sagenhafte Auffassung unserer Erzählung jene Statue Konstantins in Rom und die Versicherung des Eusebius in seinem Buche, jene aus des Kaisers Mund selbst gehört zu haben. — So zweifle ich denn nicht daran, daß Christus selbst, das erhöhte Haupt der Kirche, sich zu Konstantin herabgelassen und ihm die Weisungen gegeben habe, die nach und nach zur Umgestaltung der Dinge und zum äußeren Siege des Christentums im römischen Reiche geführt haben. — Nicht der Zufall, sondern Gottes Hand regiert die Weltgeschichte. Wohl war Konstantin auch nach jener Erfahrung und nachdem er das Christentum zur Staatsreligion erhoben hatte, noch kein Christ im wahren Sinn des Worts. Aber mit Recht sagt hierüber ein Kirchenhistoriker unserer Tage: „Wo es sich um eine innere Entwicklung der Kirche, um einen Fortschritt ihres inneren Lebens handelt, bedarf es solcher Personen, die diesen Fortschritt in sich selbst durchlebt haben. Wo es sich aber um eine Veränderung in der Stellung der Kirche nach außen handelt, da kann diese recht wohl durch eine Persönlichkeit veranlaßt

Reliefbild des Kaisers Konstantin und seiner Gemahlin Fausta.

werden, die selbst innerlich am Christentum wenig oder keinen Teil hat." Es darf nicht verschwiegen werden, daß 326 der Alleinherrscher seinen Sohn erster Ehe, Krispus, weil er der Ehre seiner Stiefmutter Fausta nachgestellt haben sollte, hinrichten ließ. Der Unthat folgte schwere Reue; aber Mißtrauen und Herrschsucht heischten neue Opfer; es fielen: Fausta selbst, ein elfjähriger Neffe und mehrere Freunde. Konstantin ist auch erst am Ende seines Lebens (337) durch die Taufe in die Kirche aufgenommen worden. — Für einmal war ihm das Kreuzeszeichen wohl mehr ein Gegenstand abergläubischer Verehrung, und er glaubte, den höchsten Gott sich günstig zu stimmen, wenn er das Christentum begünstige, ohne daß er innerlich mit dem Heidentum ganz gebrochen hatte. —

Im Anfange des Jahres 313 kam Konstantin mit Licinius in Mailand zusammen und erließ von dort das Toleranz-Edikt, welches den Christen, wie übrigens auch den Heiden und allen Bewohnern des Reiches, Religionsfreiheit gab. — In weiteren Gesetzen wurden dann die Christen mehr und mehr begünstigt, in manchen Vorrechten die christlichen Geistlichen den heidnischen Priestern gleichgestellt; grausame Strafen, wie die der Kreuzigung, wurden abgeschafft, die Gefangenen milder behandelt, Ehebruch und Entführung für strafbar erklärt; es wurde die Sonntagsfeier allgemein angeordnet, „an dem ehrwürdigen Tage der Sonne" sollten keine Arbeiten gethan werden außer pressanten Feldarbeiten; einige der Unzucht dienende Götzentempel wurden geschlossen. Daneben ließ der Kaiser die heidnischen Gottesdienste und Gebräuche unangetastet. „Die Ceremonien des alten Kultus (des Heidentums) verbieten wir nicht, aber sie sollen am hellen Tage begangen werden." Ja, der Kaiser verwaltete sogar, wie alle bisherigen Kaiser, noch das Amt eines heidnischen Oberpriesters (Pontifex maximus) bei öffentlichen Feierlichkeiten den höchsten Gott anrufend und hatte am Hofe mit Heiden ebensowohl Verkehr wie mit Christen. Es war aber auch schwer, in dem aufs Heidentum erbauten und mit dem Heidentum ganz verknüpften Reiche Kaiser und zugleich Christ zu sein. Als Konstantin auf dem Todbette die Taufe begehrte, sagte er: „Nun schwinde alle Zweideutigkeit!" Es war die Übergangszeit wie für das Reich, so für den Kaiser selbst, aber doch ein Übergang von der Finsternis des Heidentums zum Lichte des Christentums. —

Licinius, unter dem das Morgenland stand, warf sich mehr und mehr dem Heidentum in die Arme und suchte, der steigenden Macht des Konstantin gegenüber, in welchem er seinen Nebenbuhler erblickte, bei den noch zahlreichen Heiden und ihren Priestern und Göttern seine Bundesgenossenschaft. Endlich brach der Kampf aus; es war ein Kampf auf Leben und Tod. Alles erwartete in dem Ausgang desselben ein Gottesurteil, ob der römische Staat heidnisch bleiben oder christlich werden sollte. Licinius selbst sagte: „Nun muß der Ausgang dieses Krieges zwischen seinem Gott und unsern Göttern entscheiden." — In den entscheidenden Schlachten bei Adrianopel und Chalcedon unterlag die Macht des Licinius 324. Bald nachher ließ ihn Konstantin hinrichten.

Nun war Konstantin allein Herr im Reiche. Mit großer Staatsklugheit und Mäßigkeit hat er regiert. Er blieb bis ans Ende beim Grundsatz der Religions-

freiheit für alle; aber man wußte, daß der Kaiser dem Christentum zugethan war und die Christen begünstigte. Massenhaft strömten nun die Heiden in die Kirche. Immer leerer und öder standen die Tempel der Götter. Immer größere und schönere Kirchen wurden gebaut. In Jerusalem erhob sich an der Stätte, wo der HErr gestorben und auferstanden war, die Kirche des heiligen Grabes; auch den Ölberg und Bethlehem schmückte Helena, die Mutter des Kaisers, mit christlichen Heiligtümern. Da das alte Rom zähe am alten Kultus fest hielt, so erbaute sich Konstantin am Bosporus eine neue Residenz, die statt mit Götterbildern mit herrlichen christlichen Kirchen geschmückt wurde, Konstantinopel. — Die Geschichte hat Konstantin, der das römische Reich auf christlicher Grundlage neu erbauen wollte und dem Christentum politisch Bahn gebrochen hat, den Beinamen des „Großen" gegeben. —

Diese Weise, durch äußere politische Machtmittel dem Christentum Eingang zu verschaffen, hatte freilich auch ihre bedenkliche Seite. Es war ja gut gemeint, wenn der Kaiser durch reiche Geldgeschenke die Bischöfe in den Stand setzte, große Unterstützungen zu verabreichen; er meinte damit die Massen für die Wohlthat des Evangeliums zugänglich zu machen und für seine Wahrheit ein gutes Vorurteil zu schaffen. Und absolut verwerflich sind solche Mittel nicht. Auch der Heiland hat Brot verabreicht und Kranke geheilt, nicht bloß gelehrt. Aber das Hauptmittel beim Evangelium muß doch die Wahrheit sein, die Botschaft vom Kreuze. Wo diese Botschaft zu sehr von äußeren Dingen, Beredsamkeit, Geld, Macht, guten Aussichten getragen und unterstützt wird, da zieht es auch Unlautere an, die in der Anfechtung nicht bestehen. Christus hat denen, die in Seine Nachfolge eintreten wollten, gesagt: „Könnet ihr meinen Kelch trinken?" und: „Die Füchse haben Gruben, die Vögel Nester, aber des Menschen Sohn hat nicht, wo Er sein Haupt hinlege." — Ganz andere Aussichten eröffnete nun das konstantinische Staatschristentum, und es trat mit der äußeren Machtentwicklung der Kirche zugleich eine innere geistliche Schwächung ein. — Immer inniger gestaltete sich der Bund der Kirche mit dem Staat, ja schließlich mit der Welt; die Hoffnung auf die Wiederkunft und das Reich des Erlösers wurde mehr und mehr fahren gelassen. Mit der Zeit sind die Bischöfe große, mächtige weltliche Herren geworden, und anderseits haben die weltliche Fürsten ins geistliche Regiment des Hauses Gottes und in kirchliche Lehrentscheidungen eingegriffen und Irrgläubige mit dem weltlichen Schwerte gestraft, wobei der christliche Grundsatz der Religionsfreiheit verdunkelt wurde und die Religion in Gefahr kam, zur Heuchelei zu werden. „Erzwungene Religion ist keine Religion mehr."

Diese Gefahren haben sich schon zu Konstantins Zeit gezeigt. Obschon noch nicht einmal Christ, mischt er sich in die inneren Angelegenheiten der Kirche und beruft das Konzil von Nicäa, wo gegen den Irrlehrer Arius das allerdings herrliche und schriftmäßige nicänische Glaubensbekenntnis aufgestellt wurde; er nimmt dessen Beschlüsse entgegen und sorgt für ihre Durchführung mit staatlichen Mitteln. — Immerhin hat die Welt seit Konstantin den Segen des Christentums in der besseren Gestaltung der bürgerlichen und sozialen Verhältnisse erfahren und bis auf diesen Tag genossen. —

Nach Konstantins Tod (337) kamen seine Söhne auf den Thron, von welchen zuletzt nur einer, Konstantius, regierte. Sie hatten vom Vater weniger die staatsmännische Weisheit, weniger die guten als die schlimmen Seiten geerbt. Wohl wirkten sie auch für das Christentum; aber sie gingen gegen das Heidentum mit Gewaltmaßregeln vor, und ihr Christentum war ein unlauteres, finsteres und engherziges. So ließen sie auch ihren begabten Vetter Julian erziehen, der ein Brudersohn Konstantins des Großen war. Damit sie ihn nicht zu fürchten brauchten, ließen sie ihn zum Geistlichen ausbilden. In sechsjähriger Einsamkeit auf einem kaiserlichen Schlosse Kappadoziens war Julian von elenden Erziehern und von Sklaven umgeben, worüber er sich später schwer beklagt hat. Natürlich wurde Julians Herz durch alles dieses seinen kaiserlichen Vettern und dem Christentum innerlich entfremdet, ohne daß er es äußerlich zeigen durfte. Freunde des alten lebensfrohen Heidentums, neuplatonische Philosophen fanden zu dem lebhaften, mit dem Hofe zerfallenen Jünglinge, den man wieder nach Konstantinopel zurückberufen hatte, geheimen Zutritt. Der Kaiser schickte Julian nach Nikomedien, wo er Philosophie studieren sollte. Er mußte versprechen, dort den berühmten Libanius, Haupt der heidnischen Weltweisen und Christusfeind, nicht zu hören. Er hörte ihn zwar nicht, aber er las seine Schriften. Im Jahre 351 scheint Julian in aller Stille, ohne daß die Christen es wußten, zum Heidentum übergetreten zu sein. Darum nennt man ihn Apostata, d. h. den Abtrünnigen. Auch in Athen hat Julian studiert, in Athen, wo berühmte heidnische Lehrer mit ihrer Beredsamkeit sich bei ihm einschmeichelten, wo der reizende Stützpunkt der alten Religion war, wo ringsherum auf den Höhen und in den Thälern noch die herrlichen Tempel standen und die alte klassische Zeit des schönen Hellas dem Beschauer entgegentrat. Das verleidete dem schwärmerischen Jüngling die Prosa eines Christentums, das er in seinem wahren Wesen nie recht kennen gelernt hatte, ganz.

Im Jahre 356 ernannte ihn der Kaiser Konstantius, der durch Kriege im Osten und Westen bedrängt war, zum Reichsgehilfen und sandte ihn nach Gallien (Frankreich). Hier zeigte Julian große Feldherrngabe und Thatkraft und wurde bald der Liebling des Heeres. Mit Vertrauten diente er im Geheimen den alten Göttern und heidnischen Mysterien; öffentlich aber trat er noch immer als Christ auf. Um den Julian nicht zu mächtig werden zu lassen, rief Konstantius Ende 360 Julians beste Legionen, nachdem sie die Germanen (Allemannen) über den Rhein zurückgedrängt hatten, zurück. Die Legionen weigerten sich und riefen Julian zum Augustus (Oberkaiser) aus. Julian nahm die Kaiserwürde an und rückte an der Spitze seiner Armee nach Osten vor. Da traf die Nachricht ein, Kaiser Konstantius sei im Perserkriege gestorben. Nun hielt Julian seinen Einzug in Konstantinopel als erklärter Heide. Es war 361.

Als Kaiser ging nun Julian mit aller Entschiedenheit darauf aus, das Heidentum wieder herzustellen, suchte aber das Christentum nicht mit Gewalt zu drücken, sondern durch List zu untergraben. Er wollte das Rad der Zeit rückwärts drehen. Er begünstigte, um der Kirche Abbruch zu thun, außer dem Heidentum auch das Judentum, dessen Tempel er, wiewohl vergeblich, wieder aufzubauen versuchte, sowie

die christlichen Sekten. Das Heidentum wollte Julian geistig heben, indem er strenges Leben der Priester, Wohlthätigkeitsanstalten, Predigt, Gesang und manches andere dem Christentum entlehnte und in der heidnischen Religion einführte. Mit eifrigem Besuche der Tempel und Opfer, mit Einfachheit, Arbeitsamkeit, Keuschheit, Mäßigkeit ging er allen voran, um zu beweisen, daß zu diesem die Heiden ebenso gut fähig seien als die Christen. — Die Heiden zog er im Militär und am Hofe den Christen vor. Als eine Grenzstadt um Hilfe gegen die Perser bat, antwortete er ihr, sie sollte zuerst den Götterdienst wiederherstellen. Für die christliche Religion hatte Julian nur bitteren Spott, für die Christen nur Kränkungen aller Art. Zerstörte Göttertempel wurden wieder aufgebaut auf Kosten der Kirchengüter, auf welche zu Konstantins Zeit der heidnische Reichtum übergegangen war. Wenn der durch Julians Gesinnung ermutigte Pöbel sich gegen Christen Gewaltthätigkeiten erlaubte, spottete Julian: „Die Galiläer sollten sich freuen, denn ihr Evangelium heißt sie das Übel ertragen." — Ein kaiserliches Edikt verbot den Christen, als Lehrer der Nationallitteratur der alten Klassiker aufzutreten; er könne es nicht dulden, daß die alten (heidnischen) Schriftsteller von Menschen ausgelegt würden, die sie der Gottlosigkeit bezichtigten. So kam der Unterricht an den höheren Schulen ganz in die Hände der Heiden und die Christen wurden von der Bildung abgeschnitten. Auf die erhobenen Klagen erwiderte er: „Behaltet ihr eure Ignoranz (Unwissenheit); gebt euch mit dem Glauben zufrieden!" — Er spottete über den „toten Juden, der in dreißig Jahren nichts der Rede Wertes zu stande gebracht habe"! —

Julian wurde, weil sein heißes Bemühen, dem Heidentum wieder Leben einzuflößen, keine rechten Erfolge hatte und die Göttertempel nach wie vor leer blieben, immer bitterer gegen das Christentum. Als ein solcher Tempel in Antiochien niederbrannte, schob man die Schuld auf die Christen, und Julian ließ die Kathedralkirche jener Stadt schließen und ihre Güter wegnehmen. — Den Christen verbot er, ein Amt als Richter anzunehmen, da ihre Religion ihnen zu töten verbiete. Als da und dort Christen von Heiden erschlagen wurden, sagte er, ohne den Mord zu bestrafen: „Ist das so ein großes Verbrechen, wenn ein Grieche zehn Galiläer tötet?"

Aber auch immer finsterer und unruhiger wurde der vom Christentum abtrünnige Kaiser. So viel er auch von Tempel zu Tempel lief, von Opfer zu Opfer, Frieden der Seele fand er nicht. Frieden ist nur zu finden bei Gott dem Vater unseres HErrn Jesu Christi, der alle unsere Sünde getragen und uns mit Einem, aber vollkommenen und allgenugsamen Opfer versöhnt hat. —

Julians Wirksamkeit, unter dem das Heidentum noch einmal Freiheit bekam, seine Lebensmacht zu offenbaren, wenn es eine solche besessen hätte, dauerte nur kurze Zeit. Schon im Jahre 363 ging sein Stern zur Neige. Nach großartigen Rüstungen zog Julian ins Feld gegen die Perser und es verlautete, wenn er siegreich wiederkehre, so werde der Kampf gegen das Christentum erst recht aufgenommen. Wieder war alles gespannt, wie die Würfel des Geschickes fallen würden. Als der Rhetor (Professor) Libanius einem christlichen Geistlichen höhnisch zurief: „Was macht denn euer Zimmermannssohn?" — antwortete dieser: „Er zimmert eben dem Kaiser den Sarg." So war es. Julian kehrte aus dem Perserkrieg nicht mehr

zurück. Es war ein unglücklicher Feldzug. In der Hauptschlacht vom 26. Juni 363 wurde er von einem Speere getroffen. Mit einem lautem Schrei sank er zu Boden. In sein Zelt getragen, lebte er noch einige Stunden und schied dann aus seinem kurzen, thatenreichen Leben. Der Ruf, mit dem Julian fiel, wird verschieden berichtet. Die einen sagen, er habe gelautet: „Nazarener, du hast gesiegt!“ Andere: „Sonne (Julian verehrte besonders den Sonnengott), du hast mich betrogen!“

Wahr ist, daß der Nazarener gesiegt hat, und gewiß, daß er siegen wird, bis alle Feinde ihm zu Füßen liegen. Auch Julian war eine kleine Wolke, von der Athanasius mit Recht sagen konnte: „Sie wird vorübergehen!“

Unter Julians zweitem Nachfolger Valentin I. (369—375) war das Heidentum schon so gesunken, daß es nur als „Religion der Bauern“ (Paganismus) bezeichnet wurde. Gratian (375—379) legte den Titel Pontifex maximus (römischer Oberpriester) ab und Theodosius der Große (379—395) verbot den heidnischen Gottesdienst. Als Sammelpunkt des noch vorhandenen Heidentums blieben noch die neuplatonische Schule zu Athen und zu Alexandria. Letzterer stand die „gelehrte und liebenswürdige“ Hypatia vor, die aber in einem Aufruhr als Opfer des Pöbels gefallen ist. Im Jahre 529 verbot Kaiser Justinian I. alle heidnischen Vorlesungen und löste die neuplatonische Schule in Athen auf. Dies war der Untergang des Heidentums und der Sieg des Christentums auf dem Boden des römischen Reichs, welches mehrere Jahrhunderte lang mit allen möglichen Mitteln vergeblich gestritten hatte gegen die Religion des Kreuzes und der Liebe, gegen die Herrschaft Jesu. Seines Reiches aber wird kein Ende sein.

Athanasius und Chrysostomus.

Den äußeren Feind, das Heidentum, hatte die Kirche in zweihundertjährigem Kampfe besiegt. Aber nun suchte der Feind die Kirche selbst durch falsche Lehre und durch ein weltliches Leben von innen zu verderben. Diese Verderbnis kam von christlichen Lehrern selbst und vom Hofe. „Aus euch selbst werden Männer aufstehen, die verkehrte Dinge reden, die Jünger nach sich ziehen,“ hatte der scheidende Apostel einst warnend zu denen gesagt, die der Heilige Geist zu Bischöfen der Kirche gesetzt hatte. (Apostg. 20, 28—30.) Er hatte ihnen befohlen, zu wachen und acht zu haben auf sich selbst und auf die ganze Herde. Solche treue Wächter und heldenmütige Kämpfer gegen Irrlehre und sittliche Verderbnis in der Kirche waren im vierten Jahrhundert Athanasius und Chrysostomus. Athanasius war der Held im Kampfe gegen die mächtige arianische Irrlehre, wodurch damals und in anderer Form noch oft der Christenglaube in Gefahr war, geschwächt und untergraben zu werden, — und Chrysostomus hat besonders gegen die Verweltlichung des Christentums durch irdische Macht und Lüste gestritten. Beide Kirchenväter stehen groß da, wie durch ihre Lehre und ihr Wirken, so auch durch ihre Tugenden, ihre Sittenreinheit, ihre Charaktergröße und ihr ruhiges Beharren in ihrer Lebensaufgabe trotz Verfolgung und Verbannung.

Seit 318 lehrte ein begabter christlicher Priester zu Alexandrien, Namens Arius, öffentlich, Christus, der Sohn, sei das erste und vornehmste Geschöpf des Vaters. Er meinte, da die christliche Religion nur einen Gott kenne, also monotheistisch sei, so könne Christus nicht auch Gott gewesen sein, sondern sei wie alle andern Geschöpfe vom Vater erschaffen worden. Es habe eine Zeit gegeben, da der Sohn nicht gewesen sei. Aber er stehe doch höher als die andern Menschen, weil Gott ihn aus nichts und vor der Zeit der Welt geschaffen habe. Aber nur die moralischen Eigenschaften teile er mit Gott, die Güte, die Barmherzigkeit; dagegen sei er nicht ewig, nicht allmächtig, nicht allgegenwärtig wie der Vater. Mit einem Worte, der „Sohn“ sei nicht Gott, nicht gleichen Wesens mit dem Vater.

Durch diese neue Lehre wurde ein heftiger Kampf entzündet, der die Kirche zu spalten drohte. Arius fand viele Anhänger. Da war es Athanasius, damals Diakon an der Kirche Alexandriens, der aus Liebe zur Kirche in seinen Bischof

drang, gegen diese Irrlehre einzuschreiten. Athanasius war das von Gott erwählte Werkzeug, das mit gewaltiger, geistiger Arbeit, mit langem Kampf und vielem Leiden auf diesem Punkte in Bezug auf die Gottessohnschaft Jesu Christi Irrtum und Dunkel überwinden und der Kirche das Licht der hellen Erkenntnis des Sohnes Gottes aufstecken sollte. —

Um den Frieden und die Einheit des Glaubens herzustellen, berief Kaiser Konstantin 325 eine allgemeine Kirchenversammlung nach Nicäa in Kleinasien. — 318 Bischöfe sollen anwesend gewesen sein. Der Bischof von Alexandrien hatte den gelehrten und ernsten, scharfsinnigen und glaubensfesten Athanasius mitgenommen und auf diesem Konzil zuerst war es, wo Athanasius durch seine ausgezeichnete Widerlegung der Irrlehre und gründliche Verteidigung des wahren Glaubens an den Sohn Gottes die Aufmerksamkeit der Kirche auf sich zog. — Athanasius machte u. a. geltend: Wäre der Sohn nur ein Geschöpf, so wäre die Herrschaft des Teufels nicht wahrhaft gebrochen, der Mensch von der Sünde und ihrem Fluche nicht wahrhaft befreit, nicht wahrhaft mit Gott vereint, nicht göttlicher Natur und Unsterblichkeit teilhaft geworden. — Ein solches Werk kann nicht ein Geschöpf, sondern nur Gott thun. Christus hätte uns das Leben nicht geben können, wenn Er selbst nicht das Leben gewesen wäre. Auch hätte Er uns nicht den Geist senden können, uns neu zu schaffen. — Wie wir von Gott erschaffen sind, so konnten wir nur von Gott erlöst werden. — Viele Mitglieder des Konzils fürchteten, wenn man den Sohn für „wesensgleich mit dem Vater" erkläre, so bekomme man zwei Götter. Aber Athanasius zeigte, wie in Gott eine Mehrheit von Personen, nicht auch eine Vielheit des göttlichen Wesens sei. Das göttliche Wesen oder die Gottheit ist nur Eine; aber in dieser Einen Gottheit sind drei Personen, ähnlich wie drei Seiten sind eines Dreiecks und doch nur Ein Dreieck, wie Licht und Wärme in einem Sonnenstrahl ungetrennt beisammen sind. „Ist Gott Vater," sagte Athanasius, „so kann er den Sohn nicht einmal, wenn auch in einer Zeit vor der Welt, aus freiem Willen wie die Welt geschaffen haben; sonst wäre Er ja eine Zeit lang nicht Vater gewesen. Er muß den Sohn also ewig aus Seinem Wesen erzeugt haben. Ist der Sohn aber aus dem Wesen Gottes gezeugt, so ist Er Ihm auch gleich an Wesen. Wiederum kann Er nicht derselbe (die gleiche Person) sein wie der Vater; denn er ist ja der eingeborene Sohn Gottes, und der geboren ist, muß ein anderer sein als der, aus dem er geboren ist; das Kind ist immer ein anderes als der Vater." —

Auf dem Konzil zu Nicäa wurde die Lehre des Arius verurteilt, und Arius seines Amtes entsetzt. Als Glaube der christlichen Kirche wurde folgendes Bekenntnis aufgestellt, welches, auf der Synode zu Konstantinopel ergänzt, unter dem Namen des Nicänischen Glaubensbekenntnisses bis auf den heutigen Tag in allen christlichen Konfessionen Anerkennung und Gültigkeit erlangt hat.

„Ich glaube an Einen Gott, den allmächtigen Vater, Schöpfer Himmels und der Erden, aller sichtbaren und unsichtbaren Dinge.

Und an einen Herrn, Jesum Christum, den eingeborenen Sohn Gottes, gezeugt von dem Vater vor aller Zeit, Gott von Gott, Licht vom Lichte, wahrhaftigen Gott

vom wahrhaftigen Gott, gezeugt, nicht geschaffen, Eines Wesens mit dem Vater, durch welchen alle Dinge gemacht sind, der um uns Menschen und um unserer Seligkeit willen vom Himmel herabgestiegen und Fleisch geworden ist durch den Heiligen Geist aus Maria der Jungfrau, und ist Mensch geworden; auch gekreuzigt für uns unter Pontio Pilato; Er hat gelitten und ist begraben worden, und ist wieder auferstanden am dritten Tage nach der Schrift, aufgefahren zum Himmel und sitzet zur Rechten des Vaters und wird wiederkommen in Herrlichkeit, zu richten die Lebendigen und die Toten; Seines Reiches wird kein Ende sein.

Und ich glaube an den Heiligen Geist, der da ist HErr und macht lebendig, der von dem Vater und dem Sohne ausgeht, der mit dem Vater und dem Sohne zugleich angebetet und verherrlicht wird, der durch die Propheten geredet hat. Und ich glaube an Eine, heilige, katholische (allgemeine) und apostolische Kirche. — Ich bekenne Eine Taufe zur Vergebung der Sünden, und ich warte auf die Auferstehung der Toten und das Leben der zukünftigen Welt. Amen."

Bischof Athanasius.

An der Aufstellung dieses Nicänischen Glaubensbekenntnisses, in welchem dem großen Irrtum jener Zeit gegenüber das alte Evangelium von der Menschwerdung Gottes in Christo aufs neue und klar bekannt worden ist, hatte Athanasius einen Hauptanteil. Darum richtete sich auch der Haß der Gegner dieses Glaubens hauptsächlich gegen Athanasius, und es gelang denselben, Kaiser Konstantin, auf den er anfangs tiefen Eindruck gemacht, mit allerlei Beschuldigungen umzustimmen, so daß Athanasius 334 vor eine neue Synode in Tyrus gestellt wurde. Dieser war inzwischen Bischof von Alexandrien geworden und sollte nun als solcher verschiedener Vergehungen sich schuldig gemacht haben. Er wurde auf jener Synode zu Tyrus sogar beschuldigt, den Bischof Arsacius ermordet zu haben, so daß manche mit Mißtrauen und Abscheu sich von Athanasius abwandten. Er aber stand ruhig, mit der Sicherheit der Unschuld vor seinen Richtern und Anklägern. „Sind solche da," fragte er endlich, „die den Arsacius gekannt haben?" — „Ja," antworteten manche. Athanasius ging nach der Thüre, öffnete dieselbe und führte einen Mann herein. Es war Arsacius selbst. Die Gegner hatten ihn für tot gehalten; aber er war am Leben und Gott fügte es, daß er kurz zuvor nach Tyrus gekommen und mit Athanasius zusammengekommen

war. So groß die Beschämung der Feinde war, so ruhten sie doch nicht, bis Athanasius vom Kaiser Konstantin nach Trier verbannt war. — Es war im Jahre 336. — Den Arius aber sollte die Kirche zu Alexandrien wieder in die Kirchengemeinschaft und ins Amt aufnehmen. Die Aufregung des Volkes, das gar sehr an Athanasius hing, war groß. Darum ließ Konstantin den Arius zuerst nach Konstantinopel kommen, um sich von seiner Rechtgläubigkeit zu überzeugen. Arius reichte ein allgemein gehaltenes Glaubensbekenntnis ein und schwur, daß er keinen andern Glauben habe als den der Kirche, worauf ihn der Kaiser mit den Worten entließ: „Hast du wirklich den rechten Glauben, so hast du gut geschworen; hast du aber geschworen, obschon dein Glaube gottlos, so mag Gott nach diesem Schwur die Sache richten." — Bald nachher starb Arius eines plötzlichen Todes. Viele sahen darin ein Gottesgericht und berichteten in diesem Sinne an den in der Verbannung lebenden Athanasius, indem sie sich über den Fall des Gegners freuten. Es zeugt von der leidenschaftlosen Seelengröße des Athanasius, daß er in seiner Antwort sagte: „Der Tod ist das allen Menschen gemeinsame Ende, und man darf über keines Menschen Tod triumphieren, wenn es auch ein Feind ist; weiß man doch nicht, ob uns nicht schon vor dem Abend dasselbe Schicksal treffen wird." —

Auch Konstantin starb und Athanasius durfte in sein Vaterland, zu seiner Gemeinde und zu seinem Bistum zurückkehren. Sein Einzug in Alexandrien glich einem Triumphzuge, denn das Volk stand auf seiner Seite und ehrte sein heiliges Leben. Als er aber mit seiner früheren Entschiedenheit gegen die Irrlehrer seines Sprengels auftrat, wurde er durch eine Synode der Arianer zu Antiochien zum zweiten Male abgesetzt und nach Rom verbannt, 341. Dort wirkte er für die reine Lehre; Bischof Julius von Rom und mehrere hundert Bischöfe erklärten sich für ihn, und Athanasius kehrte auf seinen Bischofssitz zum zweiten Male zurück. Aber der Streit ruhte nicht. Synode reihte sich an Synode, und besonders Kaiser Konstantius, arianisch gesinnt, war eifrig bemüht, Athanasius und das nicänische Glaubensbekenntnis schließlich in der Kirche zu Falle zu bringen. Konstantius ermutigte die arianischen Bischöfe und beförderte ihre Synoden und Zusammenkünfte, und es kam sogar das Reichspostwesen in Unordnung, weil der Kaiser die Bischöfe von einer Synode zur andern kutschieren ließ. Auf mehreren Synoden sogar im Abendlande gelang es den Arianern, die Verdammung des Athanasius durchzusetzen. Als dieser aber ruhig auf seinem Posten blieb und fortamtete, drangen Soldaten in die Kirche ein, in der Athanasius mit Priestern und Gemeinde eben Gottesdienst hielt. Es entstand ein furchtbarer Tumult. Die kaiserlichen Soldaten wollten den Bischof gefangennehmen oder töten. Die Soldaten fluchten und tobten und suchten Athanasius. Die Gemeinde stellte sich um den Bischof, um ihn zu schützen. Nur Athanasius behielt seine Fassung. Er ließ den Ältesten, der den Gottesdienst leitete, ruhig im Gesange des 136. Psalmes fortfahren, wobei die Gemeinde immer wieder zu antworten hatte: „Und Deine Güte währet ewiglich." Unbeweglich blieb der Bischof auf seinem Stuhle sitzen. Die suchenden Soldaten kamen nur langsam vorwärts. Unterdessen hatte sich der größte Teil der Gemeinde entfernt, und als

der Bischof sah, daß seine Herde zum größten Teil in Sicherheit war und nicht für ihn zu büßen haben würde, wenn er den Häschern entging, ließ er sich von den ihn umgebenden zahlreichen Geistlichen, Diakonen und Mönchen mit fort ziehen und entkam merkwürdigerweise, obgleich die ganze Kirche umzingelt war. Er entwich zum dritten Male, dieses Mal in die Wüste Ägyptens. — Damals schien es, als ob die Kirche arianisch geworden sei. Das rechtgläubige Bekenntnis war fast aller seiner Vertreter beraubt. Die Großzahl der Bischofssitze im Osten und Westen des Reiches war, unter dem kaiserlichen Druck auf der Kirche, in den Händen der Arianer. Da starb Konstantius, und Julian der Abtrünnige kam auf den Thron. Nicht aus Liebe zur Kirche, sondern um die Verwirrung derselben zu vermehren, ließ er alle verbannten Bischöfe zurückkehren — auch den Athanasius. Als er sich aber getäuscht sah, verbannte Julian den Athanasius wieder. Von der Verfolgung des Christentums durch Julian, die vielen so großes Bangen einflößte, soll Athanasius gesagt haben: „Es ist nur ein Wölklein, es wird vorübergehen." (Nubicula est, transibit.) So war es in der That. Julian ist schon 363 im Kampfe wider die Perser gefallen, wie wir oben erzählt haben. Athanasius durfte wieder zu seinem Bischofssitze zurückkehren und die letzten Jahre friedlich in seiner Gemeinde verleben. Er ist, 75 Jahre alt, gestorben im Jahre 373. — Von den 46 Jahren seines bischöflichen Amtes hat er 20 in der Verbannung zugebracht. Seine Schriften sind Meisterwerke. Schon vor dem Kampfe mit Arius schrieb er mehrere Schriften, so das „Leben des heiligen Antonius", dessen Schüler er gewesen, eine „Abhandlung gegen die Heiden", — eine Schrift über die „Menschwerdung des Sohnes Gottes". Dann: „Vier Bücher gegen die Arianer", eine Rechtfertigungsschrift an den Kaiser Konstantius, eine Auslegung der Psalmen und eine Menge Briefe. Alle seine Werke zeichnen sich durch große Klarheit und würdigen Ton aus; es war ihm nur um die Sache, die Wahrheit zu thun: die Personen verfolgte er nie. Athanasius ist jederzeit gegen alle gewaltsamen Maßregeln in Glaubenssachen gewesen, er sagte darüber:

Athanasius.

„Es ist ein Beweis, daß man zur Wahrheit kein Vertrauen hat, wenn man Gewalt anwendet, um andere dazu zu bringen. Der Satan, weil keine Wahrheit in ihm ist, bricht mit Beil und Schwert ein, wo er Aufnahme findet. Der Heiland aber ist sanftmütig und spricht: ‚Wer mir folgen will, u. s. w.' und: ‚Wer mein Jünger sein will.' Er zwingt keinen; Er klopft nur an und spricht zu der Seele:

‚Thue mir auf, meine Freundin.‘ Wenn man Ihm aufthut, so geht Er ein; wenn man aber nicht will, so zieht Er sich zurück; denn die Wahrheit wird nicht durch Schwert und Heeresmacht, sondern durch Ermahnung und Glauben gepflanzt.“ — Wie Athanasius von tiefer gehorsamer Ehrfurcht vor der göttlichen Wahrheit erfüllt war, so flößte er wiederum allen, die ihn näher kannten, Ehrfurcht ein durch seinen unerschütterlichen Mut, sein freudig und zugleich ruhig und nüchternes Beharren im Dienste der Wahrheit, durch seine hohe und doch kunstlose Beredsamkeit, seinen lebendigen Glauben und seine strenge Lebensweise. Athanasius war in der That einer der Väter der Kirche, ein Vater der wahren Orthodoxie.

Wie an Athanasius, so sehen wir auch an dem etwas jüngeren Chrysostomus, daß das wahre Evangelium immer vom Kreuz der Verfolgung begleitet ist. —

Beinahe 50 Jahre später als Athanasius wurde Chrysostomus geboren, im Jahre 347 in Antiochien, der zweitgrößten Stadt des römischen Reiches. Sein Vater war ein Feldoberster, Namens Sekundus; seine Mutter, Anthusa, stammte aus edler Familie. — Den Vater ereilte ein früher Tod. An seinem Grabe gelobte die zwanzigjährige Witwe, Witwe zu bleiben, und aus Liebe zum Entschlafenen ihr Leben nur dessen Sohn und dessen Erziehung zu widmen. Und es war wohl auch eine Frucht dieser vortrefflichen Erziehung der Anthusa, daß aus ihrem Sohne Johannes — denn so hieß er — der große und berühmte Kirchenlehrer Chrysostomus (Goldmund) geworden ist.

In der Erziehung des Chrysostomus vereinigte sich christliche mit wissenschaftlicher Bildung. Der Jüngling wurde mit den Werken der alten Griechen und der Wissenschaft seiner Zeit bekannt gemacht; aber gegen schädlichen Einfluß dieser heidnischen weltlichen Schriftsteller schützte ihn der christliche Geist, den gleichzeitig die Mutter durch ihr edles Vorbild und durch betende Einführung in die Heilige Schrift auf den Sohn einwirken ließ. — Die wissenschaftlichen Fortschritte und die Beredsamkeit des jungen Johannes waren so groß und glänzend, daß sein Lehrer Libanius, der erste und gelehrteste Vertreter des damaligen wissenschaftlichen Heidentums, als ihn seine Freunde auf dem Totenbette fragten, wen er als Nachfolger wünschte, geantwortet haben soll: „Den Johannes, wenn ihn nicht die Christen geraubt hätten.“ — In der That hatten ihn die Christen, besser Christus, der sich die Starken zur Beute nimmt, geraubt. Obschon der junge Chrysostomus unter der mütterlichen Hut der Anthusa vor schweren Verirrungen und Jugendsünden bewahrt geblieben war, sehnte er sich nach der Erlösung und dem Frieden, den diese Welt mit all ihrer Weisheit uns niemals geben kann. Er ließ sich durch den Bischof von Antiochien längere Zeit im Christentum gründlich unterrichten und empfing die heilige Taufe. Nun gefiel ihm der Advokatenstand, dem er

sich bereits zugewandt hatte, nicht mehr; dem HErrn zu dienen war sein Wunsch. Einer Jugendneigung folgend, zog er sich mehrere Jahre, nach dem Beispiel ernster Mönche, in eine Einsamkeit bei Antiochien zurück, um der Betrachtung, dem Gebet, der Selbstprüfung, dem Studium des göttlichen Wortes, sowie der innigen Freundschaft mit gleichgesinnten Männern zu leben. So erstarkte sein inneres Leben, und schließlich stellte er dem Wunsche des Bischofs, daß sein Licht auf den Leuchter gestellt werde, kein Hindernis mehr entgegen. Er ließ sich in Antiochien zum Diakon, später zum Presbyter weihen und hat dann als Gehilfe des Bischofs in seiner Vaterstadt durch Predigen und schriftstellerischer Thätigkeit gewirkt. Unermüdlich suchte er das Reich Gottes in die Herzen zu pflanzen, alle Hindernisse desselben ohne Menschenfurcht in den Herzen selbst aufzuzeigen und auf alle Weise zu dem zu führen, der der Weg, die Wahrheit und das Leben ist. — Das Volk hing mit Begeisterung an seinen beredten Lippen, um deren Willen er den Zunamen Goldmund oder Chrysostomus erhalten hat. Der Beifall des Volkes war so lebhaft, daß es sich trotz abwehrender Bitten des Predigers nicht enthalten konnte, ihm in der Kirche Beifall zu klatschen. Die Reden des Chrysostomus, in griechischer Sprache gehalten und noch vorhanden, haben in der That eine so feine und feurige Art, daß sie an die größten Redner des klassischen Zeitalters Griechenlands erinnern. Noch heute sind sie genießbar, erbaulich, herz- und geisterfrischend.

Bischof Johannes Chrysostomus.

Der von Beifallklatschen umrauschte Prediger aber schmeichelte seinen Zuhörern nicht, sondern züchtigte ohne Schonung die Sünden derselben und die Sünden seiner Zeit, in der die Lust am Theater das christliche Publikum wieder ergriff und verdarb und die Frauen mit dem Christentum nur tändelten, indem sie die kostbaren Evangelienbücher wohl auf dem Putztisch hatten, aber nicht lasen.

Als der Ruf dieser großen Beredsamkeit auch zu den Ohren des Kaisers nach Konstantinopel gekommen war, berief derselbe den Chrysostomus an den erledigten Bischofsitz der Hauptstadt, und es half kein Sträuben, Chrysostomus mußte folgen. Aber der neue Wirkungskreis war ein schwieriger. Das Leben war noch sinnlicher als in Antiochien, die Geistlichkeit verweltlicht, der Hof, besonders die Kaiserin Eudoxia, verdorben.

Mit Wort und That griff Chrysostomus bessernd ein, vom Prunk, von der Habsucht und Genußsucht des Hofes hielt er sich fern. Wieder klatschte man seinen schönen Reden; aber man bekehrte sich nicht. Er griff ohne Scheu Hoch und Niedrig an, deckte allen weltlichen, leichten Sinn, der unter der Maske äußerlicher Rechtgläubigkeit verborgen war, wie Geiz, Üppigkeit, Kleiderpracht, auf. Zu allem Schönen und Guten ermahnte er. Es mag hier der Ort sein, einige Proben seines Lehrens zu geben. —

Die meisten unserer Jünglinge überlassen sich zügellos ihren Begierden, ohne je etwas Ordentliches zu treiben. Daran sind die Väter schuld, welche ihre Pferde mit großer Sorgfalt dressieren, ihre Jünglinge aber lange Zeit ungezügelt umherlaufen lassen, bis sie in Spiel und Schwelgerei und Unzucht sich beflecken. Die Seele des Jünglings wird für nichts geachtet, daher ist heutzutage alles voll Verwirrung. —

Laßt uns die Kinder, wenn sie aus den Händen der Amme kommen, nicht mit alten Weibermärchen aufziehen, sondern von den ersten Jahren an sie lehren von Gott und dem göttlichen Gericht. Denn das zarte Alter nimmt das, was es hört, leicht in sich auf und es prägt sich den Gemütern ein, wie ein Siegel dem Wachse. —

Wie können eure Knechte anders werden, da sich keiner um sie bekümmert, da sie mit allen schlechten Menschen von Jugend auf umgehen können, ohne Unterricht weder in einer Wissenschaft noch im Worte Gottes zu empfangen. —

Laßt uns durch unsern Lebenswandel die Heiden bekehren und aus diesen Seelen die Kirche aufbauen und diesen Reichtum der Kirche sammeln. Denn nichts ist so viel wert, als eine Seele, auch die ganze Welt nicht. —

Das einzige wahre Übel ist die Sünde. Adam saß im Paradiese; aber da er nicht über sich selbst wachte, fiel er. Hiob saß auf dem Misthaufen; aber da er wachsam blieb, siegte er. —

Auch die Augen sind schön und nützlich, aber wenn sie ohne Licht sehen wollen, so hilft ihnen ihre Schönheit und die eigene Kraft nicht, sondern schadet ihnen sogar. So ist es auch mit der menschlichen Vernunft. Wenn sie ohne den göttlichen Geist sehen will, steht sie sogar sich selbst im Wege. —

Das edle Werk des Glaubens erfordert eine kühne Seele, welche über alles Sinnliche sich erhebt, und die Schwäche des menschlichen Verstandes hinter sich zurückläßt. —

Das Lesen der Heiligen Schrift ist Umgang mit Gott. Deshalb ließ Gottes Gnade durch Zöllner, Fischer, Teppichmacher, durch ungelehrte Laien diese Bücher schreiben, damit sie jedermann lesen und verstehen könne. —

Die Frau kann, wenn sie ihr Spinnrad dreht, mit der Seele gen Himmel blicken, und aus inbrünstigem Herzen Gott anrufen. Der Sklave kann auf dem Kohlmarkt wie in der Küche doch inbrünstig und erweckt beten. Gott schämt sich keines Ortes, er sucht nur eins, ein inbrünstiges Herz, eine wachende Seele. —

Der Satan führt die unverständigen Untersuchungen und die schädlichen Wortstreitigkeiten herbei, weil er die Leute müßig findet, ohne Sorge für die Besserung

ihres Lebens. — Ich kenne Leute, die wie wahnsinnig einander anfallen und wissen doch weder was sie sagen, noch was sie sehen. — Wie viele Propheten haben begehret zu sehen, was wir sehen, und haben es nicht gesehen, und siehe, wir treiben unser Spiel mit solchen Dingen. —

Nicht sowohl die Enthaltsamkeit von Speisen, sondern die Enthaltung von Sünden, das ist das rechte Fasten. —

Nicht mit dem Sack sich bedecken, noch im Zimmer sich verschließen, nicht das allein ist Buße, sondern mit stetem Bewußtsein der Sünden die Länge des Weges ermessen, wie weit wir noch vom Himmelreich entfernt sind. —

Wenn wir Liebe üben, so bedürfen wir keiner Wunder, und wenn wir die Liebe nicht üben, so werden wir von Wundern nicht gewinnen. —

Auch in Konstantinopel, in der üppigen Kaiserstadt, wurde Chrysostomus der Liebling des Volkes; oft sah er 10 000 Zuhörer vor seiner Kanzel. Aber der heilige Ernst und der Freimut des Predigers erweckten ihm auch um so erbittertere Feinde, je größer sein Einfluß bei andern war. Besonders die sittenlose Kaiserin fühlte sich oft von dem ernsten Prediger getroffen, und ihre Bewunderung begann sich in Haß zu verwandeln, der auf seinen Sturz sann. Lügen kamen hinzu. Chrysostomus sollte die Kaiserin, die einer Witwe einen Weinberg in der Vorstadt gewaltsam entrissen hatte, eine Isebel genannt haben. Einst nach einer Predigt, in der Chrysostomus die herrschenden Laster wieder gerügt hatte, befahl die Kaiserin einem Diener, zum Bischof zu gehen und ihm mit der Ungnade der Kaiserin zu drohen; wenn er seine Sprache nicht ändere, so werde sie dahin wirken, daß er des Amtes entsetzt, ins Gefängnis geworfen oder gar umgebracht werde. Der Diener erwiderte: „Was soll das alles bei einem Manne, der nichts als die Sünde fürchtet?"

Der Anlaß zu seinem Sturze blieb nicht aus. — Der Bischof Theophilus von Alexandrien hatte viele Mönche, weil sie den Lehren des Origenes anhingen, gewaltsam aus Ägypten vertrieben und Chrysostomus hatte sie freundlich in Konstantinopel aufgenommen. Deshalb und weil Theophilus vom Ernste des Chrysostomus sich getroffen und von seiner Macht und Begabung und von seinem Ruhme verdunkelt fühlte, sann er auf Rache. Er veranlaßte den ehrlichen Epiphanius, Bischof von Cypern, auf einer Synode den Chrysostomus wegen Irrlehren des Origenes zu verdammen und den Bannspruch selbst nach Konstantinopel zu bringen. Als Epiphanius aber hier die Begeisterung des Volkes für seinen treuen Bischof und die Ursache der Feindschaft der schwelgerischen Höflinge sah, verließ er die Stadt wieder mit den Worten: „Ich lasse euch die Residenz, den Hof und die Heuchelei." —

Aber Theophilus gab seine Anschläge gegen den treuen Knecht Gottes nicht auf. Mit einem Anhange von Bischöfen kam er in die Hauptstadt, hielt vor der Stadt eine „Synode an der Eiche" und ließ unter abgeschmackten Beschuldigungen (Chrysostomus führe unbemerkt ein schwelgerisches Leben, verleite das Volk zum Aufruhr, mache die Sünder sicher, schmähe die Geistlichen und sogar die Kaiserin) den Chrysostomus des Amtes entsetzen. Dieses Urteil wurde durch die

Intriguen der Kaiserin kaiserlich bestätigt und Chrysostomus verbannt. Chrysostomus beruhigte das entrüstete und gärende Volk: „Laßt das Meer toben, den Felsen, auf dem wir stehen, spült es nicht hinweg! Laßt Woge auf Woge sich türmen; das Schifflein Christi, das uns trägt, wird nicht sinken!" — Nach seiner Entfernung wurde Eudoxia, die Kaiserin, durch ein Erdbeben, in welchem sie den Zorn Gottes sah, in Schrecken gesetzt; mit Genehmigung ihres Gemahls sandte sie einen Boten an Chrysostomus mit einem Schreiben, in welchem es heißt: „Ich bin unschuldig an dem Blute Eurer Heiligkeit, kehret doch unverzüglich zurück." —

Schon nach wenigen Tagen war der Bischof wieder in der Mitte seiner Gemeinde, redete wieder zu ihr und segnete sie wieder. Aber seines Bleibens in Konstantinopel war doch nicht mehr lange. Nahe bei der Hauptkirche der Stadt hatte die Kaiserin sich eine silberne Bildsäule errichten und festlich einweihen lassen. Bei dieser Einweihung waren ausgelassene Lustbarkeiten und heidnische Excesse vorgekommen. Chrysostomus rügte das in einer Predigt. Jetzt war der Zorn der Kaiserin wieder entfacht und sie ruhte nicht, bis Chrysostomus abermals abgesetzt und in die Verbannung nach Kukusus (an der Grenze Armeniens) geschickt war. „Gott sei gelobt für alles," sprach er, als er die beschwerliche Reise antrat, auf der er durch Fieber und fanatische Mönche vieles leiden mußte. Am Ziele angelangt, fand er viel Trost in der Liebe des dortigen Bischofs und der Gemeinde. Auch bekam er von Konstantinopel, wohin er Briefe voller Freuden richtete, Geldmittel, um damit im Lande der Verbannung viel Gutes zu thun. In einer Hungersnot unterstützte er Arme, kaufte Gefangene los, die von räuberischen Barbaren, die Einfälle gemacht, weggeführt worden, und that vieles für die Mission unter den Heiden. Besonders die Bekehrung der Goten, von welchen viele im kaiserlichen Heere dienten, lag ihm am Herzen. Er hatte seiner Zeit in Konstantinopel das erste Missionsfest gefeiert unter Anwesenheit bekehrter Goten, denen Ulphilas die Bibel in die gotische Sprache übersetzte, welche Übersetzung heute noch in einem prächtigen Exemplar vorhanden ist, das in der Bibliothek zu Upsala sich befindet. —

Immer noch fürchteten die Gegner die Rückkehr dieses Gerechten. Darum wirkten sie es beim Kaiser aus, daß Chrysostomus noch weiter, an die äußerste Grenze des Reiches, mitten unter Barbaren verbannt wurde. Dort, hoffte man, werde der ohnehin schon kranke Mann dem rauhen Klima erliegen. Bevor das Ziel erreicht war, ist wirklich der fromme Mann, den zwei Soldaten transportierten, den Mühen des Weges und seinen langen Leiden erlegen. Erschöpft ruhte er unterwegs in einer Kirche. Da fühlte er die Nähe des Todes. Er legte seine bestaubten Reisekleider ab, legte ein reines Gewand an, ließ sich betend unter einem Kreuze nieder. Noch einmal tönte es aus seinem Munde: „Gelobt sei Gott für alles." Da verschied er. (407.) —

„Das Gegenwärtige ist nur Wanderschaft, dort ist das Vaterland," hatte Chrysostomus beim Antritt seiner Verbannung gesagt. — Dort, oder vielmehr am großen Tage des HErrn kommt die wahre Rechtfertigung der Zeugen Christi. — Zwar war es auch schon eine Genugthuung, mit der wenigstens das Volk von

Konstantinopel sich zufrieden gab, als 30 Jahre nach des Chrysostomus Tode seine Gebeine nach der Hauptstadt zurückgebracht wurden, um hier, wo der große Evangelist gewirkt hatte, feierlich bestattet zu werden. Als der Sarg vor der Stadt landete, stand der damalige Kaiser, der Sohn jener Eudoxia, am Ufer, beugte sich demütig über ihn und bat im Namen seiner Eltern das Unrecht ab, das man dem entschlafenen Gottesmann gethan. — Aber die wahre Rechtfertigung ist jene noch zukünftige, von der der Dichter spricht:

„Propheten groß, Apostel hehr und hoch,
Blutzeugen ohne Zahl,
Und wer hier trug des schweren Kreuzes Joch
Und der Tyrannen Qual,
Seh ich in Ehren schweben,
In Freiheit allzumal,
Mit Klarheit hell umgeben
Und sonnenlichtem Strahl."

Ambrosius und Augustinus,

die größten Kirchenväter des Abendlandes.

Wahrhaft große Männer und Väter der Kirche von weitreichendem Einfluß sind Ambrosius und Augustinus gewesen, welche wir zusammenstellen, nicht nur weil sie zeitlich sich ziemlich nahe standen, und beide in römischer oder lateinischer Sprache gepredigt und geschrieben haben, sondern weil beide auch in persönlichem Verhältnis zu einander gestanden sind. Ambrosius ist der Lehrer Augustins und das Werkzeug Gottes zur Bekehrung desselben gewesen. Beide waren in früherer Periode Staatsmänner und Rechtsgelehrte, später Bischöfe, beide verdanken sehr viel dem Einfluß ihrer christlichen Mütter. Beide sind erst im reiferen Mannesalter getauft worden. — Sind sie in all dem einander ähnlich, so sind sie sich aber darin unähnlich, daß Augustin, das später größere, einflußreichere Werkzeug der göttlichen Gnade, durch lange und schwere sittliche und geistige Verirrungen gegangen ist, ein „Brand aus dem Feuer gerettet", Ambrosius nicht. —

Ums Jahr 340 wurde Ambrosius geboren in Trier, wo sein Vater als römischer Statthalter von ganz Gallien residierte. Es war eine vornehme Familie, der Ambrosius entstammte; viele Ahnen schon waren hohe Würdenträger des kaiserlichen Rom gewesen. Seit 100 Jahren gehörte diese Familie der christlichen Kirche an, und wenn Ambrosius in seiner Jugend auch nicht getauft wurde, wie es damals oft vorkam, so stand er doch unter dem Einfluß eines christlichen Hauses. — Einst als das schlafende Kind in der offenen Halle des väterlichen Palastes in der Wiege lag, setzte sich ein Bienenschwarm um seinen Mund. Seine Wärterin wollte ihn wegjagen, aber der Vater litt es nicht und sprach: „Wenn das Kind leben bleibt, so wird etwas Großes aus ihm werden." Die Bienen flogen bald davon und der kleine Ambrosius blieb unbeschädigt. — Er war zehn Jahre alt, als sein Vater starb. Die Mutter zog mit ihm und seiner älteren Schwester Marcellina, die das Gelübde geistlicher Jungfräulichkeit abgelegt hatte, nach Rom, wo der junge Ambrosius eine standesgemäße Ausbildung erhielt, damit er Sachwalter und Lehrer der Redekunst (Rhetor) werde. Von der mütterlichen und schwesterlichen Fürsorge behütet, widerfuhr ihm die Gnade, daß sein Seelenleben vor groben Ausbrüchen des Fleisches bewahrt wurde. — Er zeichnete sich frühe in seinem Fache so sehr aus, daß ihn Probus, der Oberstatthalter von Italien, nach dem wichtigen Mailand sandte, um dort zuerst als Gehilfe des dortigen Unterstatthalters und bald hernach als dessen Nachfolger zu amten. Beim Abschied sagte Probus zu ihm: „Gehe und regiere mehr als ein

Bischof Ambrosius und Kaiserin Justina.

Bischof, als wie ein Richter," — ein Wort, das ein gutes Licht wirft auf die Amtsführung der damaligen Bischöfe. —

Ambrosius war noch nicht sehr lange in Mailand, als der dortige Bischof, ein Arianer, starb und sich wegen der Neuwahl große Unruhe erhob; Arianer und Rechtgläubige konnten nicht einig werden. Der Statthalter, der Ruhestörungen befürchtete, eilte mit seiner Stadtwache zur Kirche, erschien unter dem Portal derselben und ermahnte das versammelte Volk zur Ruhe. Da rief bei seinem Anblick ein Kind: „Ambrosius soll unser Bischof sein!" Das war wie ein zündender Funke. Die ganze Schar der Gegenwärtigen, Arianer wie Katholiken (Rechtgläubige), brach in den Ruf aus: „Ja, Ambrosius soll unser Bischof sein!" — Ambrosius erschrak. Er meinte, davon könne keine Rede sein; er sei noch nicht einmal getauft, sei unwürdig und ungeschickt zu diesem hohen geistlichen Amte. Es half aber alles nichts. Das christliche Volk von Mailand beharrte auf dem Verlangen, den Ambrosius, der als Statthalter sich in kurzer Zeit großes Vertrauen erworben hatte, zu seinem Bischofe zu haben. Man wandte sich sogar an den Kaiser und dieser empfahl dem Ambrosius die Annahme. So ließ er sich denn taufen und ins geistliche Amt einsetzen. Sonst durften soche, die erst kürzlich getauft worden waren, nicht so bald ein geistliches Amt bekleiden, am wenigsten ein so hohes, wie das bischöfliche, zu welchem mehrere Vorstufen und längere Vorbereitung führten. Aber in diesem Falle scheinen die andern Bischöfe der Kirche eine Ausnahme gemacht und ihre freudige Zustimmung gegeben zu haben. Der Bischof Basilius der Große schrieb dem Ambrosius: „Der HErr hat dich mitten aus den Richtern der Erde genommen und dich auf den apostolischen Stuhl gesetzt." — Und auf diesem Stuhl hat Ambrosius in der That als ein Kirchenfürst im besten Sinne des Wortes gewirkt. Sofort richtete er sich als Bischof ein. Er besaß Reichtümer an Silber, an Gold, an Ländereien. Das Metall bekam die Kirche zum Besten der Armen. Die liegenden Güter übergab er als Eigentum ebenfalls der Kirche, die Nutznießung derselben aber seiner Schwester Marcellina und ihren frommen Stiftungen, die Verwaltung seinem Bruder.

Bischof Ambrosius.

Ambrosius ist groß gewesen als **Prediger**, als **Seelsorger** und als **Liturg**, d. h. als Leiter und Ordner des christlichen Gottesdienstes. — Augustin,

der einige Jahre später nach Mailand kam, bezeugt, wie er von der Herrlichkeit der dortigen Gottesdienste ergriffen worden sei. Ambrosius hob den Kirchengesang, schuf selbst auch manch herrliche lateinische Kirchenlieder, z. B. Veni, redemptor gentium (Komm, Völkerheiland, Jesu Christ), und das Abendlied: O lux beata trinitas:

„Dreieinigkeit, holdseliger Schein,
In drei Personen Eins allein,
Die Sonne strahlt uns länger nicht,
In unsre Herzen geuß Dein Licht.

Wir preisen Dich zur Morgenstund,
Am Abend preist Dich unser Mund,
Von Ewigkeit zu Ewigkeit
Sein unsere Herzen Dir geweiht!"

Die melodischeren Klänge des griechischen Gesanges hatte er mit den im Abendland gebräuchlichen verschmolzen und so würdigere und zugänglichere Weisen gewonnen. Er führte auch den Wechselgesang ein, durch den dem Volke die Teilnahme erleichtert wurde. — Ein solcher Gebets- und weihevoller Gottesdienst, wo jeden Morgen und jeden Abend der Preis des dreieinigen Gottes erschallt, war und ist etwas Herrliches, wovon Segen und Freude, Andacht, Sammlung, himmlische Gesinnung auf die Gemeinden ausgeht.

Wie als Liturge, so war Ambrosius auch als Prediger groß. Gegen die Sitte der Bischöfe Italiens predigte er sonntäglich. Er war ja früher Rhetor, d. h. Lehrer der Redekunst gewesen, und seine Reden gewannen nun einen erhabenen Inhalt aus der Quelle der Heiligen Schrift, die er mit größtem Fleiß studierte, und durch seine große Erfahrung. Seine Predigten hatten etwas ungemein Fesselndes und zogen auch Männer an, die zunächst nicht um des christlichen Inhalts willen, sondern wegen der schönen, kraftvollen Form ihn zu hören kamen. Aber indem sie den schönen, erhabenen Worten lauschten, um als Rhetoren zu lernen, ging zugleich die Wahrheit, welcher die Form diente, in den Geist der Zuhörer ein. So war es, wie wir weiter unten sehen werden, bei Augustinus, der davon bekennt: „Indem ich mein Herz öffnete, um zu hören, wie gut er sprach, wurde ich unversehens auch inne, wie wahr er sprach." — Was immer auch Ambrosius auf der Kanzel behandelte, es war alles tief durchdacht, von Überzeugung und Begeisterung getragen, und schlug durch; über den jungfräulichen Stand der Christinnen z. B. hat er, wenn Jungfrauen zu ihrem Gelübde eingesegnet wurden, so begeisternd gepredigt, daß manche Mütter zu solchen Anlässen ihre Töchter nicht in die Kirche gehen ließen. So tolerant Ambrosius auch war, so war er doch entschieden rechtgläubig und hat für die Reinheit der Lehre und die Einheit der Kirche so sehr gearbeitet, daß er in Oberitalien und in Illyrien den Arianern eine Kirche und einen Bischofssitz nach dem andern abgerungen hat. Die Arianer sind darum auch seine Hauptgegner geworden. Unter denselben befand sich Justina, die Mutter des damaligen minderjährigen Kaisers. Mit ihrer Hilfe suchten die Arianer einer Kirche vor der Stadt Mailand sich zu bemächtigen, und Ambrosius, der Bischof, wurde vor den Staatsrat citiert und ihm jene Kirche abverlangt. Aber eine entschiedene Weigerung war seine Antwort. Da wurde die Kirche von kaiserlichen Beamten mit Gewalt besetzt. Dem deswegen empörten Volk, das mit einem Aufruhr drohte, gebot der Bischof, auseinander zu gehen und keine Gewalt zu brauchen. Den Soldaten aber, die auch eine Kirche in der

Stadt besetzen sollten und bereits vor dem Gotteshause standen, kündigte er an, wenn sie sich an dem Gebäude, in dem er eben Gottesdienst hielt, vergreifen würden, so würde er sie aus der Gemeinschaft der Gläubigen ausschließen. Und so groß war die Macht seines Wortes und das Ansehen seines Amtes und seiner Person, daß die Soldaten, die zum Schrecken der Gemeinde doch in die Kirche traten, erklärten: „Nicht zum Kämpfen sind wir gekommen, sondern zum Mitbeten." — Groß war die Freude. Die Regierung gab nach, und jene Kirche vor der Stadt wurde dem Bischof und der rechtgläubigen Gemeinde zurückgegeben. — Aber die zähe Kaiserin konnte ihre Niederlage nicht verschmerzen. Sie glaubte, dem Arianismus in Mailand nur dann aufhelfen zu können, wenn die Rechtgläubigen ihres Hauptes, des Ambrosius beraubt würden. Darum ließ sie diesem sagen: „Verlaß die Stadt und gehe hin, wohin es dir beliebt." Der Bischof aber erklärte: „Ich werde mich nie freiwillig von meiner Herde trennen." — Und Ambrosius ist geblieben, die Kaiserin aber starb nach einiger Zeit, und jener hatte von dieser Seite her Ruhe. —

Eine große Treue und Charakterstärke, eine Energie des Willens ohne alle Menschenfurcht hat Ambrosius auch als Seelsorger bewiesen, besonders dem mächtigen Kaiser Theodosius dem Großen gegenüber. Theodosius, der durch seine Siege das Reich vor dem Ansturm der Goten gerettet hatte und das ganze ost- und weströmische Reich in seiner festen Hand vereinigte, war ein durchaus wohlgesinnter, auf das Beste der Kirche bedachter Mann. Aber er war auch zu heftigem Jähzorn geneigt und als Kriegsmann an rücksichtslose Strenge und an durchgreifende Gewalt gewöhnt, so daß er hie und da zu übermäßiger Härte und grausamen Maßregeln sich verleiten ließ. Dies geschah namentlich im Jahre 390. Zu Thessalonich hatte das Volk einige kaiserliche Beamte erschlagen und ihre Leichen durch die Straßen geschleppt. Der Kaiser Theodosius war eben in Mailand, als die Nachricht eintraf. Um zu harten Strafen vorzubeugen, erschienen viele in Mailand versammelte Bischöfe unter der Führung des Ambrosius vor dem Kaiser und baten um Gnade für Recht. Er antwortete beruhigend. Aber einige Wochen nachher lief die entsetzliche Nachricht ein, die Stadt Thessalonich sei auf das furchtbarste gestraft worden. Die kaiserlichen Behörden dort hatten das Volk an dem Ort der öffentlichen Spiele arglos zusammenkommen und dann durch eine Heeresabteilung erschlagen lassen, Unschuldige mit den Schuldigen. Viele Tausende waren in dem entsetzlichen Blutbade umgekommen. — So allgemein auch das Entsetzen war, niemand wagte dem gestrengen Kaiser die Wahrheit zu sagen. —

Da kam der Kaiser wieder nach Mailand. Nun war es an Ambrosius, seine Bischofspflicht, sein Seelsorgeramt auch an diesem Großen der Erde auszurichten. Vorsichtig wich er anfänglich einer persönlichen Begegnung mit dem Kaiser aus und begab sich, gerade unwohl, zur Erholung aufs Land. — Von dort aus schrieb er dem Kaiser einen seelsorgerlichen Brief, in dem wir beides bewundern müssen, die feste Entschiedenheit und auch den milden Ton, mit dem da der Bischof die bittere Wahrheit sagt und die notwendige Kirchenzucht übt. — Es heißt in dem bischöflichen Schreiben unter anderem: „Ich kann nicht leugnen, daß Du Eifer für den Glauben, daß Du Gottesfurcht hast. Aber Du hast auch eine natürliche Heftigkeit,

die sich, wenn sie besänftigt wird, leicht in Mitleid verwandelt. Wenn sie aber von jemand angestachelt wird, so steigert sie sich, daß Du Deiner kaum mehr mächtig bist." — Dann hält er ihm die Sünde vor, die er mit dem Blutbade von Thessalonich begangen habe, und erinnert an Davids Fall und Davids Demütigung. „Du hast Davids Sünde gethan, so thue auch Davids Buße. Die Sünde läßt sich nur durch Thränen und Buße tilgen. Der HErr, der allein zu uns zu sagen vermag: „Ich bin bei euch," Er vergiebt die Sünde nur solchen, die mit Buße zu Ihm kommen. Füge zu der begangenen Sünde nicht noch die andere Sünde hinzu, daß Du Dich erkühnst, das heilige Abendmahl unwürdig zu genießen, was so vielen zum Verderben gereicht; ich wage es nicht, das heilige Abendmahl auszuteilen, wenn Du demselben beiwohnen willst. Ich liebe Dich, ich bete für Dich; aber tadle mich nicht, wenn mir Gott höher steht als Du." —

So war der große Kaiser durch den armen Bischof mit dem sogenannten kleinen Bann belegt, mit der Ausschließung vom heiligen Abendmahl. — Es konnte Ambrosius so freimütig tadeln, weil er nicht an seine Ehre und sein Wohl, sondern an das Heil der ihm Anvertrauten und die Ehre Gottes dachte, und weil er gelernt, sich auch selbst tadeln zu lassen. Man sagt, er habe gepflegt, denen zu danken, die ihn wegen eines Fehltritts getadelt. — Und seine treue Kirchenzucht, die er im Namen des Erzhirten Christus ausübte, war auch von Segen begleitet. Theodosius ging in sich; es gelang den Gegnern des Ambrosius nicht, jenen bleibend gegen seinen treuen Bischof zu verstimmen. Der Kaiser errang einen noch schöneren Sieg als den über die Goten, den Sieg über sich selbst. Er that öffentliche Kirchenbuße, wurde von Ambrosius absolviert und wieder in die Kirchengemeinschaft aufgenommen. Darüber sagt der Bischof in seiner Gedächtnisrede auf den bald hernach heimgegangenen Kaiser: „Er warf den Glanz seiner Krone von sich, beweinte öffentlich in der Kirche seine Sünde, zu der ihn andere verführt hatten, und flehte unter Thränen und Seufzern die göttliche Vergebung an. Nachher verging kein Tag, an dem er nicht seinen Fehltritt bereut hätte." — Seit jener treuen seelsorgerlichen Behandlung kam der Kaiser dem Bischof innerlich noch näher zu stehen, wie er denn einmal sagte: „Ich habe einen Mann gefunden, der mir die Wahrheit gesagt hat. Dies ist Ambrosius. Keiner ist so würdig, Bischof zu sein, wie er." — Noch in seinen letzten Stunden hat der Kaiser nach Ambrosius verlangt. —

Im Frühling 397 erkrankte Ambrosius. Er fühlte, daß sein Abend herbeigekommen. Doch kaufte er seine Zeit noch aus. Auf dem Krankenlager diktierte er noch eine Auslegung des 43. Psalmes, der mit den Worten schließt: „Was betrübst du dich, meine Seele, und bist so unruhig in mir? Harre auf Gott, denn ich werde Ihm noch danken, daß Er meines Angesichts Hilfe und mein Gott ist." — Als man in ihn drang, Gott um Verlängerung des Lebens zu bitten, antwortete er: „Ich habe unter euch so gelebt, daß ich mich nicht schämen dürfte, noch länger unter euch zu leben. Aber ich fürchte mich nicht zu sterben, denn wir haben einen guten Herrn." In der Karwoche entschlief er in Frieden, und in der Osternacht, in der er getauft worden war, wurde sein Leichnam nach seiner Kirche getragen, und unter großer Trauer seiner Gemeinde beigesetzt. —

Noch mehr als Ambrosius mit dem Leben und den Kämpfen der Kirche seiner Zeit verwachsen war Augustinus, der unter den Kirchenlehrern der alten Kirche unbestritten die erste Stelle einnimmt. In seinem Leben spiegelt sich das Leben der Kirche jenes Jahrhunderts wieder. Sie entrang damals sich den Umarmungen des Heidentums und erlebte dann eine großartige Entwicklung. So lagen auch auf Augustins Vorleben die Schatten heidnischer Nacht und Sünde, tiefer sittlicher und geistiger Verirrungen; aber nachdem ihn die göttliche Gnade ergriffen, ist sein Leben für das Reich Gottes nach allen Seiten äußerst fruchtbar gewesen. Die inneren Anfechtungen und Kämpfe, die Häresieen (Irrlehren), welche damals die Kirche nicht nur für jene Zeit, sondern für alle Zeiten durchzumachen und zu überwinden hatte, hat Augustinus in seinem eigenen Leben durchgemacht und konnte daher vor allen andern Gottes Werkzeug zu ihrer Überwindung werden. — Aber nicht bloß der Freund der Kirche wird mit Spannung Augustins Gang verfolgen. Sein Leben hat auch besondere Wichtigkeit für das christliche Haus, indem es zeigt, wie die Erhebung Augustins aus tiefer innerlicher Verderbnis in Zusammenhang steht mit treuer, unablässig fürbittender Mutterliebe. Unsere Erzählung muß daher mit Augustins Mutter, Monika, beginnen.

Monika war 332 geboren als die Tochter christlicher Eltern, die wahrscheinlich in Tagaste in Nordafrika gelebt haben. Mehr als die Eltern hatte eine alte, fromme, hochbetagte Sklavin Einfluß auf ihre Erziehung. Diese Dienerin hatte schon den Vater in seiner Jugend gehütet und war im Hause mehr als Freundin als wie eine Sklavin gehalten. Sie gewöhnte die Kinder streng an Ordnung und Bezähmung ihrer Begierden. So gestattete sie denselben nicht, zu anderer Zeit als über Tisch Wasser zu trinken. Sie sagte: „Jetzt trinkt ihr Wasser, weil ihr noch keinen Wein habt; wenn ihr aber einmal verheiratet und Herrinnen seid über Küche und Keller und Durst und Begierde nicht bezähmen gelernt habt, wird das Wasser euch nicht mehr schmecken, aber die Gewohnheit des Trinkens wird euch geblieben sein.“ — Monikas heiße, lebhaft und tief empfindende Natur wird solche strenge Zucht nötig gehabt haben. Sie kam später in der That in Gefahr, der Trunksucht anheim zu fallen. Man pflegte sie in den Keller zu schicken, im blinden Vertrauen auf ihre Enthaltsamkeit. Zuerst schlürfte sie aus Neugierde aus dem Gefäße, das sie gefüllt hatte; später schmeckte ihr der Wein gut und sie trank mit Begierde, zuerst nur ein wenig und dann immer mehr, bis es eine böse Gewohnheit wurde, die sie für Lebenszeit an Leib und Seele verdorben hätte, wenn nicht Gottes Gnade durch ein scheinbar kleines Ereignis sie noch zu rechter Zeit gerettet hätte. Ein kleiner Vorwurf war das Mittel ihrer Rettung. Eine Sklavin, mit der Monika einmal in Streit geraten war, schalt die junge Herrin eine Weinsäuferin, — eine Beschimpfung, die diese hätte sehr erbittern können, die von ihr aber als heilsame Züchtigung und Warnung aufgenommen wurde, daß sie von da an dem Wein entsagte. Auch hier zeigte sich die Wahrheit des Wortes Salomons: „Die Strafe der Zucht ist ein Weg des Lebens.“

Etwa zwanzig Jahre alt wurde Monika an den Ratsherrn Patricius in Tagaste verheiratet. Er war noch ein Heide, wie viele zu jener Zeit, dazu aufbrausenden

Wesens. Die reichbegabte und kräftige junge Frau kannte die Stellung, die christlichen Frauen in der Ehe geziemt, und betrachtete sich als Dienerin ihres Mannes, den sie nicht durch Predigen und Vorwürfe, sondern durch schöne Sitten und gutes Beispiel für Gott zu gewinnen habe. Obschon sie unter dem Zorn und anderen Sünden des Mannes viel zu leiden hatte, klagte sie nie über ihn, ließ sich in ihrer Liebe und Treue nicht erkalten und wagte es nur in guten Stunden, wenn sich der Zorn des Mannes schon längst gelegt hatte, ihm über dieses und jenes etwa Vorstellungen zu machen. So wurde durch ihr kluges Schweigen und ihr sanftmütiges und demütiges Benehmen der Friede immer schnell wieder hergestellt und gewahrt und Monika ging ohne Striemen und Schläge aus, worüber sich die andern unglücklichen Frauen oft verwunderten. Monika verwies denselben ihren Trotz gegen ihre Männer und erinnerte sie, daß sie nach dem Ehekontrakt gleichsam die Mägde ihrer Männer geworden seien und sich als solche halten müßten, wenn es ihnen besser gehen solle. Auch die Schwiegermutter, die durch Zuträgereien der Sklavinnen gegen Monika eingenommen war, wurde durch beharrliche Freundlichkeit und Aufmerksamkeit der letzteren umgestimmt, so daß sie die Verleumderinnen bestrafte und den Mägden streng verbot, weiter Schlimmes über ihre Schwiegertochter zu berichten. — Liebe und Frieden und Gebet waren die Waffen, mit welchen Monika kämpfte und siegte. Täglich nahm sie am Morgen- und Abendgottesdienst der Kirche teil und stärkte sich am Altare im Gebet zu Gott, für die Lasten des Tages. Darum hat sie auch noch die große Freude erleben dürfen, daß ihr Mann noch vor seinem Tode sich unter das Joch Christi beugte, sich zum HErrn bekehrte und sich taufen ließ.

Im Jahre 354 wurde ihr Sohn Aurelius Augustinus geboren. An Gefühlsinnigkeit und Empfänglichkeit für das Ewige war Augustin der Mutter ähnlich, aber an Unbändigkeit und wilder Glut der Sinnlichkeit dem Vater. Wohl sog er den Namen des Erlösers sozusagen mit der Muttermilch ein; aber getauft wurde er nicht. — Auf die Schulzeit blickte später Augustin mit Trauer zurück. Auf Kosten der Herzensreinheit waren die Lehrer bestrebt, den Geist mit Kenntnissen zu füllen. Immer mehr durchbrach die wilde Natur des Knaben und Jünglings die Schranken der mütterlichen Erziehung. Der Vater aber, damals noch ein Heide, hatte an den tollen Streichen und den Ausbrüchen der Leidenschaften des Sohnes seine Freude, weil er daraus zu entnehmen glaubte, derselbe werde einmal etwas Großes werden. — Mit großer Schärfe und Genauigkeit schildert Augustin in den Konfessionen (Selbstbekenntnissen) die Sünden seiner Jugend und die Bosheit seines Herzens, wie sie schon in der Schulzeit hervorbrach. — So begabt er war, so lernte er anfangs nicht gerne und beschäftigte sich lieber mit Ball und anderen Spielen als mit Lesen, Schreiben und Auswendiglernen. — Wohl trieb ihn etwa, wenn er die Aufgaben nicht gemacht hatte, die Furcht vor Strafe ins Gebet; er bat Gott um Abwendung der Züchtigung, fuhr aber fort, das zu thun, worauf Züchtigung folgen mußte. So konnte ihn Gott nicht erhören. „Gott höret die Sünder nicht,“ heißt es in der Heiligen Schrift, nämlich die nicht, die zum HErrn um Erlassung der Strafe beten, aber dessenungeachtet in ihren Sünden fortfahren. —

Allmählich warf sich der junge Augustin mit großem Fleiß und Eifer auf die Studien. Aber dieser Fleiß kam nur aus Ehrbegierde; er wollte der erste unter seinen Altersgenossen sein und sich eine glänzende Stellung in der Welt verschaffen. Ehrgeiz war es auch wiederum, daß er seinen schlechten Kameraden auch im Bösen nicht nachstehen wollte. Er belog Lehrer und Eltern, bestahl letztere, um seinen Gaumen zu kitzeln; im Spiel hinterging er seine Genossen, um als der Geschickteste zu erscheinen. Man plünderte bei Nacht die Obstbäume des Nachbarn und gab den Raub, ohne viel davon zu genießen, den Schweinen oder warf ihn weg. „Es war das Böse an sich, was mich reizte; ich that es, weil es etwas Verbotenes war, sowie aus Freude an der Genossenschaft“ — klagte sich Augustin später an. — Manche schlüpfrige Dichtungen der alten heidnischen Griechen und Römer lernte er schon im Knabenalter nur zu gut verstehen, und dieser Same trug böse Früchte. — Als er Student geworden war auf der Hochschule in der üppigen, lasterhaften Stadt Karthago, besuchte er Schauspiele, Bäder und andere Orte, wo Unzüchtiges zu sehen war. Die Mutter erschrak, als sie davon hörte, im Innersten und mahnte und warnte den Sohn, bat ihn mit Thränen, die Orte und Gelegenheiten der Wollust zu meiden. Aber er hielt es in der „Eitelkeit seines Sinnes“ für ein weibisches Gerede und fiel so tief, daß ihm, als er noch nicht zwanzig Jahre alt war, aus unerlaubter Verbindung ein Knabe geboren wurde, den er in einer frommen Anwandlung Adeodatus (von Gott gegeben) nannte. Mit der Genossin seiner Lust und seinen Studiengenossen setzte er sein ausschweifendes Leben fort. — Wohl hatte er zu Zeiten bessere Regungen im Gewissen; aber sie hatten um so weniger eine bleibende Besserung zur Folge, als er nach einem Irrtum seiner Zeit, den seine Mutter teilte, immer noch nicht getauft war, das Bad der Wiedergeburt nicht erhalten hatte. Darüber schreibt Augustin: „Wo einer der Sünde nachgeht, so sagt man: „Laßt ihn, er ist noch nicht getauft.“ Aber man sagt auch nicht, wo es sich um leibliche Heilung handelt: „Laßt ihn noch mehr verwundet werden, er ist ja noch nicht geheilt.“ Wie viel besser wäre es gewesen, wenn ich früher geheilt und durch die Fürsorge der Meinigen zur Taufe gebracht worden wäre.“ Einst aber, als Augustin in seiner Jugend von einer plötzlichen Krankheit befallen wurde, eilte die Mutter, den Geistlichen zu rufen, daß er ihn taufe, ehe er sterbe. Aber inzwischen war es besser geworden und die Taufe wurde abermals verschoben, „als ob ich noch mehr beschmutzt werden sollte, ehe ich das Bad der Reinigung erhielte“. — Um so mehr hat Augustin, der durch den Aufschub der Taufe Schaden gelitten zu haben glaubte, später die Taufe der Kinder als apostolische Überlieferung empfohlen. —

Trotz des weltlichen Treibens, womit Augustin gestreckten Laufes auf dem Sündenwege fortrannte, nagte an seinem Herzen stets eine tiefe Sehnsucht nach Gott, und besonders das Leben des „Hortensius“ von Cicero regte ihn zu höherem sittlichen Streben an. In jenem Buche des alten römischen Redners wird gelehrt, es sei Pflicht und Hauptaufgabe der gottverwandten Menschenseele, die Weisheit nicht nur zu suchen und zu lieben, sondern auch zu üben und ihr zu leben. Er nahm sich vor, die Wahrheit zum Ziel des Lebens zu machen und sich von den sinnlichen Begierden frei zu erhalten. Er fing an, in der Heiligen Schrift zu lesen; aber sie

mißfiel ihm, weil die Sprache eines Cicero denn doch ungleich schöner sei als die der biblischen Schriftsteller. — Da suchte er Weisheit und Licht bei der Sekte der Manichäer. Mit verwirrenden Fragen und spottenden Äußerungen über den Glauben und die Lehre der Kirche brachte diese ihn dahin, daß er mit dem kirchlichen Glauben ganz brach und aufhörte, ein Katechumene, d. h. einer von denen zu sein, die auf die christliche Taufe vorbereitet wurden. Die Manichäer verhießen ihm, ihn allein durch Vernunftsgründe zu Gott zu führen, und vertrösteten ihn, wenn er von der Klasse der „Zuhörer" zu der höheren der „Auserwählten" emporgestiegen sei, so werde er nicht nur den Ursprung von Gut und Bös erkennen, sondern von diesem auch frei werden. Sie lehrten nach ihrem Stifter Mani, der persische, buddhistische und christliche Religion in Eins verschmolz, zwei Urwesen, ein gutes und ein böses, aus deren Kampf die Weltentwicklung hervorgegangen sei. Aber Augustins Wissensdurst wurde nicht befriedigt, und als er nach neun Jahren von den geheimen Sünden der „Auserwählten" hörte, trat er enttäuscht aus der Verbindung der Manichäer aus. Mit dem sittlichen Halt verlor Augustin endlich auch allen Glauben an die Wahrheit und verzweifelte an ihrer Erkenntnis. Das Menschenleben erschien ihm als wie ein Schiff, das ohne Steuer und ohne einen leuchtenden Stern dahintreibe. Mit der Zeit aber suchte der rastlose Geist Augustins einen Halt an der neuplatonischen Philosophie, von der früher die Rede war. Diese erschien ihm eine Zeit lang die reine Welt des Geistes zu erschließen. Nach dieser Philosophie legte er sich die Heilige Schrift und Christus zurecht. Christus erschien ihm als ein großer von Gott gesandter Lehrer, der das Volk das habe lehren müssen, was andere durch ihr Denken finden. Aber auch diese philosophischen Gedanken und Ideale gaben ihm den Frieden der Seele nicht; sie gaben ihm keine Kraft, den Kampf des Geistes mit dem Fleische siegreich zu führen. Er blieb nach wie vor ein Knecht seiner Begierden und Leidenschaften. —

Was thut unterdessen seine Mutter? Sie betete unaufhörlich für den verlornen Sohn, der dem einzigen Retter den Rücken gewandt und sich dem Dienst der Welt und des Fleisches ergeben hatte. Ein frommer gläubiger Bischof, der früher selbst ein Manichäer gewesen und dem sie ihr Leid klagte, tröstete sie mit seinem eigenen Beispiele, indem er bemerkte: „Zweifle nicht, der Sohn so vieler Thränen und Gebete kann nicht verloren gehen." —

Der innere Zwiespalt ließ Augustin nirgends zur Ruhe kommen. Er war in Karthago Lehrer oder wie man jetzt sagen würde, Professor der Beredsamkeit geworden und hatte eine ordentliche Anzahl von Studenten um seinen Lehrstuhl gesammelt. Aber es trieb ihn fort aus seiner Heimat; in Rom, der großen Hauptstadt des Weltreichs, wo alle Weisheit und alle Reichtümer der Welt zusammenflossen, hoffte er sein Glück zu machen. Monika erschrak, als sie diese Absicht vernahm, und fürchtete, ihr Sohn werde in Rom erst recht im Strudel der Welt versinken. Sie bat ihn mit Thränen, in Afrika zu bleiben. Augustin hinterging seine Mutter und schiffte sich eines Morgens, als dieselbe noch ruhte, ohne Abschied ein. Sie kam zu spät ans Ufer. Das Schiff verschwand am Horizonte. Da warf sie sich am Meeresstrande weinend und händeringend nieder. Schien es doch, als ob Gott, den

sie um Verhinderung dieser Reise angefleht hatte, sie nicht erhört habe. Aber gerade diese Reise, worin der HErr sie scheinbar und im Augenblick nicht erhörte, war der Weg zur Erhörung der Gebete, die die fromme Mutter allezeit zu Gott emporgeschickt hatte. Die Reise nach Italien war der Weg, auf dem die Gnade des HErrn den irrenden Sohn endlich erfaßte und für immer an sich zog. —

In Italien ließ sich Augustin zunächst in Rom nieder, wieder als Lehrer der Beredsamkeit. Da wurde er im Jahre 385 als solcher nach Mailand berufen, wo der uns schon bekannte Bischof Ambrosius wirkte. Dorthin folgte ihm auch die treue Mutter, für deren Liebe und Sorge kein Weg zu weit, kein Meer zu groß war. — Hier ging ihm allmählich ein neues Licht auf, und Ambrosius Predigten waren das Mittel dazu. Anfangs hatte Augustin nur um der Form willen gehört; aber allmählich wurde ihm auch der Inhalt wichtig. Neue Gesichtspunkte zum Verständnis der Heiligen Schrift und der göttlichen Offenbarung gingen ihm da auf. Er lernte die Geschichte des Reiches Gottes und der Kirche Christi als eine Pflanzung aus höherer Welt kennen, bestimmt, endlich alles Widerstrebende zu überwinden und Erde und Menschheit zu verklären und zu einem seligen Ziel zu führen. Er sah, daß er sich vom Christentum verkehrte Begriffe gemacht hatte. Er sah in Ambrosius einen Frieden, ein beseligendes Licht fester, ruhiger Überzeugung und eine Kraft entgegentreten, wogegen all seine mühsam errungene Weisheit nicht stand hielt. — Und zu gleicher Zeit machte er neue demütigende Erfahrungen seiner sittlichen Ohnmacht. Sein Sohn Adeodatus mit seiner Mutter war dem Augustin ebenfalls nach Mailand gefolgt. Monika faßte den Plan, den Sohn durch eine christliche Ehe zu reinigen und zur Taufe geneigter zu machen. Es fand sich eine Jungfrau, von der man nach vieler Mühe die Zusage erhielt; doch wurde wegen ihrer allzugroßen Jugend die Vermählung um zwei Jahre hinausgeschoben. Adeodatus Mutter brachte das Opfer und kehrte ohne ihr Kind, das bei Augustinus blieb, nach Afrika zurück, nachdem sie zuvor eidlich gelobt, nie einem andern Mann anzugehören. Er nahm das Opfer an und — hing sich wieder an eine Buhlerin, er, der hochgebildete, geistesstarke Mann, der Verlobte einer edlen Jungfrau, während die frühere Genossin seiner Sünde in freiwilliger Entsagung Treue bewahrte. —

Da lernte Augustin bis zur tiefen Selbstverachtung die menschliche Ohnmacht zum Guten erkennen. Er lernte immer mehr das siebente Kapitel des Römerbriefes verstehen. Oft warf er sich auf die Kniee und rief: „Ach, HErr, wie so lange, wie lange willst Du zürnen?" — Die Stunden tiefer Schwermut nahmen bei ihm zu und seine Gesundheit begann zu leiden. Er selbst beschreibt diesen Zustand also: „Ich seufzte darnach, die guten Beispiele der Christen nachzuahmen. Aber ich war gebunden mit einem eisernen Willen. Denn meinen Willen hielt der Feind fest und hatte mir daraus die Kette geschmiedet und mich gebunden; denn aus verkehrtem Willen entsteht die Begier, und wenn dieser gedient wird, die Gewohnheitssünde. Es kämpften in mir zwei Willen, der eine der alte, der andere der neue, jener der fleischliche, dieser der geistliche. Ich war wie einer, der vom Lager sich erheben will, aber von der Macht des Schlummers gehalten wieder niedersinkt. Als der Ruf an mich erging: „Wache auf, der du schläfst und stehe auf von den Toten, so

wird dich Christus erleuchten," so konnte ich nichts erwidern als die Worte der Trägen und Schläfrigen: „Bald, ja bald, laß mich nur noch ein wenig," und dieses: „Nur ein wenig" zog sich in die Länge. Ich lebte fort nach der gewohnten Weise, und meine Angst und mein Seufzen wurde täglich größer." —

Endlich — Augustin war schon 33 Jahre alt — schlug die Stunde der Erlösung. — Ein Freund, Pontitianus, ein frommer und eifriger Christ, hatte Augustin und dessen Genossen Alypius besucht und von der wunderbaren Lebensänderung gewisser Einsiedler und Mönche erzählt. Von der berichteten Weltverleugnung und der Hingebung an ein Gott geweihtes Leben wurde Augustinus tief ergriffen. Er rief, als Pontitianus sich entfernt hatte, dem Alypius erregt zu: „Die Ungelehrten reißen das Reich Gottes an sich und wir bleiben zurück." Augustin eilte in den Garten, Alypius ihm nach, schweigend und staunend über die mächtige Bewegung seines Freundes. Dieser eilt noch tiefer in den Garten hinein und warf sich unter einen Feigenbaum mit einem Strom von Thränen auf die Kniee, indem er seufzte und betete: „Ach, HErr, wie lange willst Du zürnen? Gedenke meiner Sünden nicht! Wie lange, ach, wie lange soll ich von ihnen gehalten werden! Morgen? Warum nicht heute? Warum nicht jetzt? Warum nicht in dieser Stunde das Ende meiner Schande?" — „Da hörte ich auf einmal," — so erzählt er selbst in seinen ‚Bekenntnissen' — „vom Nachbarhause her eine Stimme, wie die eines singenden Knaben oder Mädchens, die oft die Worte wiederholte: Nimm und lies! Nimm und lies! (Tolle, lege.) Ich staunte und sann nach, ob etwa die Kinder bei irgend einem Spiele diese Worte zu singen pflegten, konnte mich aber nicht erinnern, sie jemals gehört zu haben. Ich drängte meine Thränen zurück, deutete es auf ein göttliches Geheiß, die Heilige Schrift aufzuschlagen und zu lesen, was mir zuerst in die Augen fallen würde. Schnell lief ich an den Ort zurück, wo ich eine Abschrift der paulinischen Briefe hatte liegen lassen, schlug sie auf und lese, was mir zuerst in die Augen fällt: „Nicht in Fressen und Saufen, nicht in Kammern und Unzucht, nicht in Hader und Neid, sondern ziehet an den HErrn Jesum Christum und wartet des Leibes nicht zu Wollüsten." (Röm. 13, 13. 14.) Weiter wollte ich nicht lesen und bedurfte es nicht. Durch diesen Spruch ward mein Herz mit dem Licht des Friedens übergossen und alle Zweifelmächte flohen. Ich ging hierauf zu meiner Mutter und erzählte, was mir geschehen war. Sie jauchzte, sie frohlockte, auch ihre Trauer war in Freude verwandelt." —

Dies war die Stunde der Bekehrung St. Augustins. Nun gab er seine Lehrstelle auf, zog sich mit den Seinigen in ein stilles Landhaus bei Mailand zurück, und bereitete sich unter Studien, Gebet und frommen Gesprächen auf den Empfang der heiligen Taufe vor. Am Ostersabbath 387 ist Augustin samt seinem Sohne Adeodatus und Alypius durch Bischof Ambrosius getauft und in die christliche Kirche aufgenommen worden. —

Die Zeit nach der Taufe war für Augustin eine verklärte Zeit. Es erfüllte ihn das Bewußtsein von empfangener großer göttlicher Gnade, und häufig flossen seine Thränen, wenn die Melodieen der Kirchenlieder ihm ins Herz tönten. Bei aller schmerzlichen Rührung über die früheren Sünden waren diese Thränen doch voll Frieden. Nun trieb ihn der Dank und die Freude am HErrn, vom weltichen Leben

ganz zurückzutreten. Man beschloß die Rückreise nach Afrika, wo Augustinus in aller Stille in Tagaste Gott zu leben und zu dienen wünschte. Schon war er mit seiner Mutter, Adeodatus und einem Bruder in Ostia, um sich da einzuschiffen. Manche Tage blieben sie da und Augustinus giebt uns in seinen Bekenntnissen eine ergreifende Schilderung seines letzten Beisammenseins mit der teuren Mutter, die nun, nachdem die Aufgabe ihres Lebens erfüllt war, bald von hinnen genommen werden sollte. Mutter und Sohn saßen am Fenster und sahen über den Garten hinaus und ergingen sich in stillem, lieblichem Gespräche. Sie erhoben gemeinsam ihre Gedanken dorthin, wo keine Sünde, keine Trennung mehr ist und suchten sich eine schwache Vorstellung zu machen von dem Herrlichen, das kein Aug' gesehen, kein Ohr gehört, kein Herz noch fassen kann, was aber Gott bereitet hat denen, die ihn lieben. Die Welt mit ihren Freuden verlor in diesem Augenblick auch für Augustin allen Wert, als seine Mutter sprach: „Sohn, was mich betrifft, so hat nichts mehr in diesem Leben Reiz für mich. Was ich hier noch thun soll, und weshalb ich noch hier bin, weiß ich nicht, denn jede Hoffnung der Zeitlichkeit ist erfüllt. Eins war es sonst, weshalb ich noch zu leben wünschte, daß ich dich noch als gläubigen Christen sehen möchte, bevor ich stürbe. Über die Maßen reichlich hat mir Gott nun dies gewährt, da ich dich jetzt das irdische Gut verachten und als seinen Diener sehe. Was thue ich hier noch?"

Augustinus und seine Mutter Monika.

Kaum fünf oder sechs Tage nach dieser Unterredung erkrankte sie an einem Fieber. Während dieser Krankheit fiel sie eines Tages in Ohnmacht und verlor ihr Bewußtsein. Wir eilten herbei; aber bald wieder zu sich gekommen, blickte sie die Umstehenden, mich und meinen Bruder an, als wenn sie fragte: Wo war ich? Als

sie uns dann trauernd sah, sprach sie: „Ihr werdet hier eure Mutter begraben.“ Ich schwieg und bezwang meine Thränen. Mein Bruder aber äußerte den Wunsch, daß sie nicht im fremden Lande, sondern in der Heimat sterben möchte, was besser wäre. Als sie dies hörte, blickte sie ihn mit stillem Vorwurf an, wandte sich dann zu mir und sagte: „Siehe, was er sagt.“ Und darauf zu uns beiden: „Bestattet hier irgendwo meinen Leib und bekümmert euch nicht deshalb! Nur um eins bitte ich euch, gedenkt meiner am Altar des Herrn, wo ihr auch wandelt.“ Nachdem sie diesen ihren Willen, so gut sie es vermochte, durch Worte kundgegeben hatte, schwieg sie und heftiger griff sie die Krankheit an. Am neunten Tage ihrer Erkrankung, im sechsundfünfzigsten Lebensjahre, wurde ihre gottselige und treue Seele vom Leibe erlöst.

Nach Afrika zurückgekehrt, schenkte Augustin den größten Teil seines Erbes der Kirche und den Armen und lebte mit mehreren gleichgesinnten Freunden in klösterlicher Zurückgezogenheit und Gemeinschaft. Auch Adeodatus gehörte diesem Verein an, starb aber frühe. Im Jahr 391 wurde Augustin von der Gemeinde zu Hippo zum Presbyter (Priester) verlangt und nach einigen Jahren ward er Bischof von Hippo. Eine lange Reihe von Jahren bis zu seinem Lebensende hat er dies Amt verwaltet mit großer Treue und wunderbarer Begabung. Seine Erfahrungen und Kämpfe befähigten ihn, nachdrucksvoll in die Kämpfe einzugreifen, die damals die Kirche zu bestehen hatte. Es waren die Kämpfer gegen den Pelagianismus, gegen die Manichäer und gegen den Donatismus. Im Pelagianischen Streit handelt es sich um Sünde und Gnade. —

Während man im Morgenlande über die Dreieinigkeitslehre und die Person des HErrn stritt, beschäftigte man sich im Abendlande mit der Lehre über Sünde und Gnade. Pelagius, ein britischer Mönch von lobenswertem Charakter, lehrte:

Jeder Mensch werde wie einst Adam von Gott ursprünglich gut geschaffen, und besitze den freien Willen, sich im Leben für gut und böse zu entscheiden. Selbst wenn der Mensch einmal sündige, könne er doch später wieder das Gute wählen. Darum brauchten die Menschen auch keinen Erlöser, sie könnten einander viel mehr helfen und sittlich bessern. Immerhin sei es gut, daß der Heiland in die Welt gekommen sei, denn er habe durch sein Vorbild in einem sittlich guten Lebenswandel den sittlich Schwachen den besten Weg zum Heile gezeigt. —

Gegen diese Lehre trat Augustin auf und lehrte folgendes: Ursprünglich sei Adam von Gott ohne Sünde und mit dem freien Willen geschaffen, zu sündigen oder nicht zu sündigen. „Er konnte sündigen, er konnte auch nicht sündigen, er konnte sterben, er konnte auch nicht sterben.“ Hätte nun Adam niemals gesündigt, so wäre er schließlich durch anhaltende Übung im Guten dahin gekommen, daß er nicht sündigen, nicht sterben konnte, zur Sündlosigkeit und Unsterblichkeit. Nun hat er aber gesündigt und dadurch die Fähigkeit verloren, das Gute zu erwählen; darum gilt nach dem Sündenfall von ihm: er mußte nun immerfort sündigen und er mußte sterben. —

Adam ist der Vater der Menschheit. Da er unfähig war zum Guten, so mußte die ganze Menschheit diese Unfähigkeit, Gutes zu thun, erben. Jeder Mensch also ist von Natur unfähig zum Guten. Sein Wille wird immer das Böse erwählen.

Diesen angeborenen Hang zur Sünde nannte Augustin Erbsünde. Aus ihr gehen alle einzelnen Sünden hervor. Um der Erbsünde willen sind alle Menschen eine große Masse Verdammter; nur einige aus ihr hat Gott nach einem ewigen Heilsplane zur Seligkeit auserwählt. Um sie zu erlösen, hat Gott seinen Sohn in die Welt gesandt. Diese Lehre von der Auserwählung einiger Menschen zur Seligkeit nennt man: Praedestination. —

Auf dem Konzil zu Ephesus 431 wurde die Lehre des Pelagius verdammt und die Lehre des Augustinus als Kirchenlehre angenommen, daß der Mensch weder das Gesetz erfüllen, noch an das Evangelium glauben kann ohne die Gnade, welche vorbereiten, einen freien Willen bewirken, das Gute mitwirken und schließlich in der Treue erhalten muß. —

Den Manichäern gegenüber hat Augustin in seinen Schriften nachgewiesen, daß das Böse im Willen des Menschen und nicht in der Materie, nicht in der Sinnlichkeit als solcher seinen Sitz habe. Ferner zeigt er, daß man nicht durch philosophische Spekulation, nicht durch Verstandesoperationen, zur Erkenntnis göttlicher Dinge gelange. Diese müsse vielmehr von einer inneren Umwandlung ausgehen, und nur eine durch den Glauben geheilte Vernunft könne zur rechten Gotteserkenntnis durchdringen. „Der Glaube geht dem Verständnis voraus: ich verstehe nicht, um zu glauben, sondern ich glaube, um zu verstehen." —

Mit dem Worte Donatismus bezeichnet man eine große Spaltung, welche seit den letzten großen Christenverfolgungen in der nordafrikanischen Kirche Platz gegriffen hatte. Einem Bischof von Karthago, der dem kaiserlichen Gebot der Auslieferung der heiligen Schriften scheinbar dadurch genügt hatte, daß er ketzerische Schriften auslieferte, hatte der damit unzufriedene strengere Teil der Gemeinde einen Gegenbischof, Namens Donatus, gegenübergestellt, und die Spaltung verbreitete sich nach und nach über ganz Nordafrika, indem die Donatisten unter der Kirche Christi nach Eph. 5, 26. 27 eine Gemeinschaft von völlig Reinen und Vollkommenen verstanden, nichts von einer Verbindung mit dem Staate wissen wollten und endlich durch Einführung der Wiedertaufe mit der übrigen Kirche gänzlich brachen. — Der Donatismus nahm so sehr überhand, daß im Jahr 411 bei einer Disputation zu Karthago nicht weniger als 279 donatistische Bischöfe anwesend waren, welchen 286 rechtgläubige, katholische Bischöfe gegenüberstanden, an der Spitze der letzteren Augustin. Da kämpfte er für die Einheit der Kirche und für die Kraft und Bedeutung der Sakramente, auch der Kindertaufe, und sprach auch beherzigenswerte Worte für Liebe und Duldung aus. Anfangs hielt er Anwendung von Gewalt in Glaubenssachen für unstatthaft; später aber verleiteten ihn Ausschreitungen, sowie die Hartnäckigkeit der Gegner, daß er Zwangsmaßregeln des Staates gegen die Donatisten in Schutz nahm, was er damit begründete, daß geschrieben stehe: „Nötige sie, herein zu kommen!" (Luk. 14, 53.) Dies müssen wir bedauern, um so mehr, da in späteren Zeiten kirchliche Verfolger sich auf Augustin stützten. —

Doch wir müssen von dem großen Manne scheiden. Bei Augustinus vereinigten sich frommes Gemüt und durchdringende Kraft des Denkens. Seine geistige Thätigkeit war nach allen Seiten anregend und belehrend, erbauend und bahnbrechend, und

Augustinus ist vielleicht der einflußreichste Lehrer seit St. Paulus gewesen. „Es sind von ihm, wie der HErr von den lebendigen Gliedern seines Leibes verheißen hat, Ströme des lebendigen Wassers nach allen Richtungen hin ausgegangen. Sein fortgehender Einfluß auf jüngere Geistliche, die er zu einer Art Ordensgemeinschaft um sich her versammelt hatte, führte der Kirche treffliche Diener und Bischöfe zu. Durch seine Schwester, welche an der Spitze eines Frauenvereins stand, bewirkte er eine vortreffliche Liebesthätigkeit. Nachdem er seine ganze Habe schon früher den Armen überlassen hatte, behielt er auch von seinen Einkünften nur den allergeringsten, kaum zur Befriedigung seiner Bedürfnisse hinreichenden Teil. Sein Haushalt war von der äußersten Kärglichkeit. Nie duldete er, daß ein altes Gewand oder Gefäß durch ein neues ersetzt wurde, ehe es völlig unbrauchbar geworden war. Bei seinen ärmlichen Mahlzeiten war die köstliche Würze das geistvolle und zugleich liebevolle Gespräch. Eine ernste Inschrift ermahnte jeden Gast, von keinem Menschen übles zu reden. Im Gegensatz zu seiner Strenge in kirchlichen Anschauungen zeigte er in den Angelegenheiten des Gemeindelebens eine für seine Zeit großartige Freiheit. Zu notwendigen Werken der Barmherzigkeit trug er kein Bedenken, die heiligen Geräte zu verkaufen. Als ein reicher Mann der Kirche eine große Schenkung gemacht hatte und hintendrein in Armut geriet, gab er ihm ohne weiteres das ganze Gut zurück. Das Richteramt in manchen Streitigkeiten, welches die Bischöfe damals hatten, und das geistlichen Herrschergelüsten willkommenen Vorschub leisten konnte, lehnte er ab, als unverträglich mit dem Amte, das die Versöhnung predigt. Die Ansicht, daß das Gebet an diesem Orte oder jenem Orte, etwa an Gräbern der Märtyrer etwas voraus habe und besonders erhörlich sei, bezeichnete er oft als Aberglauben und suchte die ganze Kraft der Bitte in der Richtung des Gemüts auf Gott. Herrliche Worte hat er gegen die Einschleppung der Sklaverei in das Christentum gesprochen und warnt davor, einen Sklaven als ein Eigentum zu betrachten.“ —

Augustins Lebensabend wurde noch recht getrübt. Mit den Vandalen brachen die Greuel eines barbarischen Krieges über die nordafrikanische Kirche herein. Auch Hippo wurde belagert. Der müde Kämpfer sehnte sich nach seiner Auflösung. Ein Fieber ergriff ihn im dritten Monat der Belagerung. Da ließ er sich die Bußpsalmen Davids bringen und las sie immer wieder mit viel Gebet und Thränen. Am 28. August 430 ist Augustin im Alter von 76 Jahren verschieden. — Sein ergreifendstes Buch sind die „Bekenntnisse“ und wohl das schönste Wort darin, bezeichnend für sein und unser aller Leben: „Du, Gott, hast uns für Dich geschaffen, und unser Herz bleibt ruhelos, bis es ruht in Dir.“ —

Aufkommen des Mönchtums und Papsttums.

Als die Kirche bei äußerer Ausbreitung und im Genuß zeitlicher Herrlichkeit immer mehr verweltlichte, ließ sie die Hoffnung auf die zukünftige Herrlichkeit und auf das Wiedererscheinen des Erlösers mehr und mehr fahren, und mit dieser Hoffnung, die eine reinigende Kraft hat (1. Joh. 3, 2. 3), schwand auch die ursprüngliche Reinheit. Was war natürlicher, als daß man, statt der Einheit im verklärten Haupt der Kirche, einen irdischen Ersatz dieser himmlischen Einheit und Hauptschaft suchte und dieses sichtbare Haupt der Kirche allmählich im römischen Bischofe fand. — Was war natürlicher, als daß man auch für die verlorene Reinheit und Heiligkeit, bei der durch die Gegenwart und Kraft des Heiligen Geistes fort und fort Fleisch und Welt hätte besiegt werden sollen, einen Ersatz suchte in einer besonderen Heiligkeit, welche außer stande, sich mitten in der Welt („mitten unter dem unschlachtigen und verkehrten Geschlecht," Philipp. 2, 15) zu behaupten, nun in der Weltflucht sich gefiel. So ist das Papsttum aufgekommen und das Mönchtum. Beide sind Symptome einer eingetretenen Krankheit am Leibe der Kirche; beide aber hat Gott nach Seiner Treue und Gnade auch wieder zum Guten gebraucht, zur Förderung seiner Reichszwecke auf Erden. Beide Institute, Mönchtum wie Papsttum, sind auch Zeugen gewesen für große Wahrheiten des Christentums. —

In Ägypten zuerst ist das Mönchtum, oder ihm voran das Anachoreten- oder Einsiedlerwesen aufgekommen. Schon zur Zeit des Heidentums gab es dort, wo die Stille der Wüste einlud und verlassene Bauwerke und Höhlen in der Nähe einer dichten Bevölkerung in Menge sich fanden, viele Einsiedler, die durch sinnliche Abtötung ein erhöhtes geistiges Leben erzwingen wollten. — Durch das Christentum wurde die Sehnsucht, von der schlechten Welt sich los zu machen, verstärkt und wuchs noch mehr in jenen Jahrhunderten, da das römische Reich unter den Einfällen der Barbaren zusammenbrach, alles drunter und drüber ging und im chaotischen Durcheinanderwogen der Völker, der Religionen, der Sitten, für Tausende jeder sittliche Halt verloren ging. — Man darf es sich nicht so vorstellen, als ob mit dem Aufkommen „christlicher Kaiser" nun im Reiche gleich alles neu geworden sei. Das Heidentum mit seinen verderblichen Sitten und Lastern wurzelte zu tief im Volksleben und Menschenherzen, als daß kaiserliche Gesetze demselben hätten ein Ende machen können. So waren z. B. seit 325 die Gladiatorenspiele unter Strafe gestellt;

aber das Übel wurzelte zu tief und alle Maßregeln konnten es nicht ausrotten. Es bedurfte noch anderer Mittel als nur staatlicher Verordnungen. Hundert Jahre später kam unter Kaiser Honorius ein Mönch Namens Telemach aus dem Orient nach Rom, stürzte sich in den Zirkus und suchte die Kämpfenden von einander zu trennen. Die wütenden Zuschauer töteten ihn mit Steinwürfen; aber Honorius, gerührt von dieser That des Märtyrers für die Menschenliebe, verbot nun, unterstützt durch einen Umschwung der öffentlichen Meinung, absolut die Gladiatorenkämpfe, die nun ganz durch die Kämpfe mit wilden Tieren ersetzt wurden. — Scharfe Gesetze mußten noch lange Zeit von den christlichen Kaisern erlassen werden gegen Mädchenraub, Päderastie, gegen das Konkubinat der Männer und ähnliche heidnische Sitten. Der Staat war wohl ein christlicher geworden; aber er war noch weit davon entfernt, alle Forderungen des Gottesreiches zu den seinigen zu machen, und man mußte es noch ferner erfahren, wie schwer es sei, als Soldat oder Beamter oder sonst im Dienst einer öffentlichen Institution ein Christ zu sein. Daher zogen sich auch jetzt noch viele Ernstere unter den Christen vom Staatsdienst zurück. Ja, da die Kirche selbst daran war, zu verweltlichen und von jenem Geist, der zur Märtyrerzeit die Christen beseelt hatte, abzukommen, so zogen sich viele sogar von der öffentlichen Kirche in die Einsamkeit zurück und es bildeten sich zweierlei Lebensweisen aus, wie Eusebius, der im vierten Jahrhundert lebende Kirchenhistoriker, sagt: „Die eine geht über die Natur und das gemeine Leben hinaus, sie verlangt keine Güter und Kinder, nimmt keinen Anteil an den gewöhnlichen Beschäftigungen der Menschen, sondern ist bloß dem Dienste Gottes und dem Himmel geweiht und sucht durch innere Sammlung, fromme Werke und Worte Gott zu versöhnen und für sich und die Mitmenschen bei Gott priesterlich einzutreten. — Die andere Lebensweise ist weniger anstrengend und menschlicher: sie enthält sich der gewöhnlichen Arbeiten und Geschäfte nicht und widmet nur gewisse Tage zu andächtigen Übungen, dafür steht sie aber auch nur auf der zweiten Stufe der Frömmigkeit.“ —

Während die große Masse der Christen sich mit dem minderen Maß der Christlichkeit begnügte, suchten Andere in der ersteren Lebensweise Stillung ihres Verlangens nach christlicher Vollkommenheit. Das bloß äußerliche Christentum der Massen, dem so manche Geistliche mit anheim gefallen waren, konnte sie nicht befriedigen. Auch die theologischen Streitigkeiten stießen viele ab. Die reichen Frauen Konstantinopels ließen auf ihre langen, weiten Gewänder die Abbildungen biblischer Geschichten sticken; Chrysostomus empfand dies, wie manch anderes, als rein äußerliches Wesen; besser wär's, sagt er, die Geschichten blieben dem Herzen eingeprägt. In Bezug auf das damalige geistliche Amt geben viele Kirchenschriftsteller ein abschreckendes Bild von der Habsucht, der Streitlust, dem Ehrgeiz, der Ämterjagd und der Üppigkeit des Klerus. So begreift man denn, daß die ersten Einsiedler und Mönche in eine Abneigung gegen den Klerus (die Geistlichkeit) hineinkamen und in ihrer der Welt und dem Fleische abgestorbenen und freiwilligen Geistlichkeit etwas Höheres sahen. Übrigens darf man einen Klerus, zu dem ein Athanasius, Ambrosius, Augustin, Chrysostomus und so viele andere treffliche Männer gehörten, nicht für ganz entartet halten. Selbst der strenge Augustin bezeugt: „Wie viele Bischöfe, Presbyter und Diakonen habe ich

als vorteffliche und heilige Männer kennen und um so mehr bewundern gelernt, als es schwer ist, in diesem stürmischen Leben die Tugend zu bewahren." — Diesen Gefahren des stürmischen Lebens erlagen indes viele, so daß Chrysostomus klagt: „Im Genusse des Friedens sind wir gesunken und haben die Kirche mit unzähligen Übeln gefüllt. Da wir verfolgt wurden, waren wir weiser, williger, eifriger. Was das Feuer für das Gold, das ist für die Seele die Anfechtung."

So suchten denn Viele aus den Gefahren des stürmischen Lebens Zuflucht in der Einsamkeit. Als Vater der Einsiedler und Mönche wird Antonius genannt Geboren 251 in Oberägypten soll er 105 Jahre alt geworden sein. Die nach seinem Tode erschienenen Biographien enthalten viel Sagenhaftes. Der historische Kern scheint folgender zu sein. Frühe schon hatte Antonius einen Zug zum beschaulichen Leben und zur Weltentsagung. Diesem Zuge folgte er, als er seine Eltern verloren und nun als „reicher Jüngling" einst in der Kirche die Worte des Evangeliums hörte: „Willst du vollkommen sein, so verkaufe, was du hast, und folge mir." Er entsagte seinem Vermögen teilweise und gab es den Armen und behielt nur so viel, als seine Schwester zu bedürfen schien. In der Folge machte auch das Wort auf ihn Eindruck: „Du sollst nicht auf den morgenden Tag sorgen." Er brachte seine Schwester in einem Verein frommer Jungfrauen unter und gab noch alles hin, was er hatte. — Dann zog er sich in die Einsamkeit zurück, um dort frommen Betrachtungen und strengen Bußübungen zu leben. Aber er war auch in der Einsamkeit greulichen Versuchungen ausgesetzt. Durch übertriebenes Fasten im Geist geschwächt, glaubte er allerlei teuflisches Blendwerk zu sehen. Der Teufel nahte sich ihm in Gestalt eines buhlerischen Weibes, das ihn zur Sünde verführen wollte. Oder die Schrecknisse der einsamen Wüste traten vor ihn in Gestalt von wilden Tieren, die er durch Gebet unschädlich machen mußte. Sogar körperliche Mißhandlungen glaubte er von den bösen Geistern zu erleiden. — Später aber gestaltete sich des Antonius Einsiedlerleben zu einer Art seelsorgerlicher Thätigkeit, die heilend auch auf sein Gemüt zurückwirkte. Sein Ruf zog eine Menge herbei, die im Kampf der Heiligung oder in ähnlichem Einsiedlerleben seinen Rat und Zuspruch oder seine Vermittlung in Streitigkeiten suchten und fanden. Zweimal tauchte Antonius

Basilius der Große.

in Alexandrien auf, einmal in der Zeit der letzten großen Christenverfolgung, bei der er die Verfolgten tröstete und Christus bekannte, ohne von den Heiden, die den wundersamen Mann anstaunten, ergriffen zu werden; das andere Mal in den Kämpfen der Kirche gegen Arius, um für den rechten Glauben Zeugnis abzulegen. — Seine Enthaltsamkeit war eine erstaunliche, und doch fristete er dabei so lange sein Leben. Den Einsiedlern empfahl er außer dem Gebet auch Handarbeiten. Besser als nach Wundern und Heilungen zu trachten, sei es, nach der Heiligung zu jagen; denn „Wunder thun, ist nicht unser, sondern des Heilands Werk". — Ein Büchergelehrter war Antonius nicht; aber er hatte einen reichen Geist. Als einmal ein heidnischer Philosoph ihn fragte, wie er es doch in der Einöde aushalten könne ohne Bücher, die den Verkehr mit Menschen ersetzen, antwortete er: „Was ist das Erste, der Geist oder die Bücher? — Da liegt das ganze Buch der Schöpfung vor mir, und ich kann in ihm Gottes Wort lesen, so oft ich will. — Ihr habt mit euren Beweisen und Schlüssen noch keine Seele zum Heidentum bekehrt, wir aber schon Unzählige zum Evangelium mit unserem Glauben." Um der Bewunderung der Menschen aus dem Wege zu gehen, zog er sich noch tiefer in die Wüste zurück und lebte dort von den Früchten einiger Dattelpalmen, säete ein wenig Korn und tauschte die Körbe, die er flocht, gegen Brot aus. Als Antonius seinen Tod herannahen fühlte, befahl er seinen Freunden, sein Grab geheim zu halten, um alle abgöttische Verehrung seiner Überreste zu verhindern. — Aus vielen seiner Äußerungen leuchtet schlichte Einfalt und Demut. „Der Mensch muß seine Schuld vor Gott auf sich nehmen und bis zum letzten Augenblicke seines Lebens auf Versuchungen gefaßt sein," sagte er. „Vertraue nicht auf deine Gerechtigkeit." —

Die Zahl der Nachfolger des Antonius nahm bald so überhand, daß an die Stelle des Einsiedler-(Anachoreten)lebens das gemeinsame Mönchsleben trat. Der Stifter desselben war Pachomius, welcher auf der Nilinsel Tabenä eine Mönchsniederlassung errichtete und durch eine Regel, die er als Abt seinem Verein gab, das Mönchswesen ordnete und das Klosterwesen einrichtete, welches bald von Tausenden angenommen wurde. Zu Gebet, leichten Arbeiten und gemeinschaftlichen Mahlzeiten fand man sich da zusammen. Auch Vereine christlicher Jungfrauen gestalteten sich unter des Pachomius Anregung zu Frauenklöstern. Nach Gaben und Beschäftigung wurden die Mönche in verschiedene Klassen eingeteilt. Den Hauptvorzug des Mönchtums sah man in der Ehelosigkeit und der entsagungsvollen Lebensweise, um deren Willen man es ein „Engelsleben" nannte. Aber es kamen Übertreibungen und Selbstpeinigungen der seltsamsten Art vor, und namentlich erwies sich der Müßiggang als gefährlich. Darum suchte Basilius der Große (gestorben 379), Bischof von Cäsarea, die Mönche dem thätigen bürgerlichen Leben und den kirchlichen Ordnungen näher zu bringen durch eine Mönchsregel, die vornehmlich im Osten des römischen Reiches zur Geltung kam. — Basilius ist wegen seiner Frömmigkeit und seines sittenreinen Lebenswandels mit Recht zu preisen. Als Jüngling, da er studierte, hielt er sich ängstlich von der Sünde fern; er kannte nur zwei Straßen, die zur Kirche und die zur Schule. Auch er hatte, ehe er Bischof wurde, mönchischen Neigungen gehuldigt und mit seinem Freund und Studiengenossen Gregor von Nazianz und

Andern einige Jahre fern von der Welt unter Gebet, geistlichen Betrachtungen, Studien der Heiligen Schrift und Handarbeiten zugebracht. Da sammelte er viele Erfahrungen, die er später durch seine „Regel" und seine Ratschläge andern nutzbar machte. Er kannte die Schattenseiten wie die Lichtseiten des Mönchtums und es ist lehrreich, einige seiner Aussprüche darüber zu hören.

„Mit Freuden gedenke ich jener Zeit der Ruhe und Einsamkeit, wo nicht einmal ein Wanderer unsere einsame Wildnis betrat. Wie schwelgte ich damals in Entbehrungen! Wer giebt mir jene Nachtwachen und Lobgesänge, jene Erhebungen zu Gott, jenes überirdische, unkörperliche Leben, jene Gemeinschaft und Seelenruhe der Brüder wieder?" — Das Mönchsleben erschien dem Basilius, der vorher in der Unruhe, Zerstreuung und Versuchung einer großen Weltstadt gelebt hatte, als Rückkehr zur Einfachheit und Wahrheit der Natur, als Fliehen aus der Ueberfeinerung der verderbten Gesellschaft, als Bekämpfen der Genußsucht und jeder Selbstsucht. — Doch verschweigt Basilius die Kehrseite nicht und schreibt einmal: „Wohl habe ich den Aufenthalt in der Stadt als die Quelle von tausend Übeln verlassen, aber mich selbst konnte ich nicht verlassen! — Ich bin durch die Einsamkeit im Ganzen nicht viel gefördert worden." — Darum ist er wohl für das Mönchtum d. h. für das von Gebet und Arbeit getragene Zusammenleben von Mönchen, aber gegen das völlige Einsiedlerleben. „Das Einsiedlerwesen widerspricht dem wahren Wesen der Liebe, indem jeder nur für das sorgt, was ihm selbst not thut. Ein solcher wird auch nicht leicht seine Fehler und Sünden erkennen. Wehe dem, heißt es, Predig. Salom. 4, 10, der allein ist, wenn er fällt; es ist kein anderer da, der ihm aufhelfe. In einer Gemeinschaft geht die Wirkung des Geistes auf alle über; die jedem verliehene Gnadengabe kommt allen zu gut. Wer aber nur für sich allein lebt, hat vielleicht eine Gnadengabe, macht sie aber nutzlos, indem er sie bei sich selbst begräbt." — Wie bedeutsam sind diese Worte des weisen und frommen Bischofs.

Diese von Basilius dem Großen gezeichneten Licht- und Schattenseiten haben sich in der That im Mönchsleben reichlich gezeigt. Wahr ist, daß viele Christen durch das Beispiel der Mönche zu ernsterem Leben erweckt wurden. Die Klöster, wo fleißig gearbeitet wurde, zeichneten sich durch große Wohlthätigkeit aus. Ganze Schiffladungen von Lebensmitteln konnten die für sich ärmlich lebenden Mönche Ägyptens und Syriens nach Gegenden senden, wo man Not litt. Den Mönchen, die nur beten wollten, rief Chrysostomus zu: „Der HErr sagt: Sorget nicht, nicht aber: arbeitet nicht." — Aber es flohen nicht nur Gebildete aus Jammer über die Lage des Staates und der Zeit in die Klöster, sondern eine Masse floh dorthin ohne inneren Beruf, aus Faulheit oder Nachahmungstrieb, um dem Heeresdienst oder um Gläubigern oder anderen schweren Lebens- und Berufsaufgaben zu entgehen. — Und manche, die sich in den Klöstern schwärmerischen übertriebenen Kasteiungen überließen, gerieten ins Verderben, in Stumpfsinn und Verrücktheit, in Lebensüberdruß, ja Selbstmord. Der berühmte und gelehrte Mönch Johannes Cassianus beschreibt eine Gemütskrankheit, der viele Mönche verfielen, die er Acedia nennt: Tiefste Niedergeschlagenheit, Gottverlassenheit, Geistesverödung. So erging ein ernstes Gericht über dieses übermenschliche engelgleiche Leben, über diese „göttliche Philosophie".

Eine gar abnorme Erscheinung unter den Einsiedlern waren die sogenannten Säulenheiligen (Styliten), unter welchen Symeon in Syrien († 459) der berühmteste war. — Von Jugend auf ein Virtuose in der Entsagung wollte er es darin zur Vollkommenheit bringen. Etwa 30 Jahre alt wählte er eine etwa 7 Ellen hohe Säule zu seinem bleibenden Aufenthalt. Durch wiederholte Veränderung wuchs dieselbe bis auf 36 Ellen. Auf einer solchen Säule verweilte er 30 Jahre lang. Leute in der Nähe versahen ihn mit den nötigen Lebensbedürfnissen. In den Stunden, die er nicht der Betrachtung und dem Gebet widmete, hielt er Ansprachen an die zuströmenden und ihn anstaunenden Neugierigen und Verehrer. Bald wurden der Säulenheilige mehrere. An einen derselben schrieb ein Kirchenlehrer warnend: „Wer sich selbst erhöhet, wird erniedrigt werden," und an einen anderen: „Wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen."

Im Abendlande nahm das Mönchswesen einen andern Gang, indem man es hier mit größerer Besonnenheit und Ruhe aufnahm und es für Kirche und Menschheit nutzbar umgestaltete. Ein ernster Mönch Jovinian hatte hier vor den Übertreibungen gewarnt und den zu großen Bewunderern des Mönchtums Sätze entgegengestellt wie folgende: „Es giebt keine doppelte Sittlichkeit. Alle Christen haben denselben himmlischen Beruf und dieselbe Würde; eheloses Leben oder Ehe, Essen oder Fasten macht keinen Unterschied zwischen den Christen. Es kommt alles aufs innerliche Leben, die Gesinnung, die Gemeinschaft mit Christo, den Gehorsam an. Fasten ist nichts Heiligeres als Essen mit Danksagung. Dem Reinen ist alles rein; Christus ist von den Pharisäern ein Fresser und Weinsäufer genannt worden und hat an der Hochzeit zu Cana teilgenommen. Ehelosigkeit und Fasten kommen auch im heidnischen Kultus der Kybele und Isis vor u. s. w.

Der Erneuerer und Reformator des Mönchtums im Abendlande ist Benedict von Nursia. Er war 480 zu Nursia, in der Landschaft des späteren Kirchenstaates geboren. Von den Eltern nach Rom geschickt, empfand er bald Ekel an den ausgelassenen Sitten der Lehrer und Schüler, zog sich in eine Wildnis in der Nähe von Neapel zurück und lebte dort als Einsiedler. Eine große, heftige Versuchung zur Wollust überwand er, indem er sich nackt in Dornen und Disteln herumwälzte. Mönche eines nahen Klosters machten ihn zu ihrem Abte; ihre Widerspenstigkeit trieb ihn aber wieder in die Einsamkeit. Aber es war in ihm der Trieb zum Regieren und Wirken erwacht, und so bildete er aus den Leuten, die sich in seiner Nähe niedergelassen und unter seine Leitung gestellt hatten, nach und nach 12 Klöster. Die alte Welt brach damals in Erschütterungen zusammen, das weströmische Reich hatte ein Ende genommen, die Ostgothen beherrschten Italien. Rom war fünfmal eingenommen, mehrmals geplündert worden. Da entflohen viele junge Römer der Welt, stellten sich unter Benedicts Leitung und begannen um höhere Güter zu kämpfen als um irdische Größe und Herrschaft. Auf einem Berg bei Neapel gründete nun Benedict auf den Trümmern eines Götzentempels ein Kloster, aus welchem später die prächtige Abtei Monte-Cassino sich entwickelte. Da führte er 529 seine Benedictiner-Mönchsregel ein, die das Muster für alle folgenden Mönchsregeln geworden ist und nahezu 500 Jahre lang fast einzige Geltung im Abendlande hatte.

Aus der Mönchsregel Benedicts, die 73 Kapitel umfaßt, führen wir folgendes an: Die Hauptwaffe des geistlichen Kampfes ist der Gehorsam, Rückkehr zum Gehorsam gegen Jesum, von dem der Mensch durch Ungehorsam sich abgewendet hat. Es gilt, dem eigenen Willen zu entsagen, um dem HErrn Jesu Christo zu dienen. Für den Mönch ist der Abt der sichtbare Stellvertreter Christi, da gilt das Wort: „Wer euch hört, der höret mich." Dem Abte, seinem geistlichen Vater, darf man nicht widersprechen. — Die Aufnahme ins Kloster soll erschwert werden durch allerlei Demütigungen und Vorhalt der Schwierigkeiten eines solchen Lebens. Auch geht derselben mindestens ein Probejahr voran, nach dessen Beendigung der „Novize" wieder in die Welt zurücktreten kann, wenn er will. Bleibt er aber bei seinem Entschluß, so wird er für immer in die Klostergemeinschaft aufgenommen. Dann giebt er sein Vermögen den Armen oder dem Kloster. Denn neben dem Gehorsam ist Armut und Keuschheit das zweite Stück im Mönchsgelübde. — Ein wichtiges Gelübde war die Stabilitas loci, d. h. das Versprechen, nicht umherzuschweifen (wie damals viele Mönche thaten), sondern beständig im Kloster zu bleiben. „Durch die Stabilität werden wir in der Veränderlichkeit dieser Welt der Ewigkeit und Unveränderlichkeit Gottes ähnlich. Man stirbt der Welt, wenn man das Zeitliche verläßt; aber man stirbt Gott, wenn man seinen angewiesenen Platz verläßt." — Zur Sittenänderung gehörte auch ehrbare Beschäftigung, Lesen und Handarbeit, wobei ein älterer Mönch die jüngeren beaufsichtigte. „Ein müßiger Mensch ist gleichsam ganz hungrig: Die Ohren hungern nach Gerüchten, die Augen nach Neuigkeiten, die Kehle nach Speise und Trank. Die Veränderung des Körpers allein durch Tonsur, Kleidung und Lebensweise ist noch nichts. Die Umkehr muß innerlich geschehen: Die bösen Gedanken müssen aus dem Herzen weichen, daß sie nicht zu Possen in Worten und Werken verleiten und zur Sünde verführen." Darum soll der Mönch seinem Oberen auch seine bösen Gedanken beichten, — und dieser den ihm Anvertrauten ein weiser und liebender Seelsorger sein. — Zur Förderung im tugendhaften Leben oder besser:

Benedict von Nursia.

zur Abgewöhnung des Bösen müssen auch Strafen dienen und strenge Zucht: erst geheimer, dann öffentlicher Verweis, Fasten, Schläge, Exkommunikation, Ausschließung vom Abendmahl. „Mit dem Exkommunizieren soll der Abt wie ein weiser Arzt umgehen, gleich dem Hirten, der 99 Schafe zurückließ, um das eine zu suchen."

Der Gottesdienst beginnt nach Benedicts Regel um 2 Uhr morgens als Matutin, und geht durch Prima um 6 Uhr, Tertia um 9, Sexta um 12, Nona um 3, Vesper um 6 und Completorium um 9 Uhr hindurch, — in sieben kanonischen Stunden, nach Psalm 119, 164. („Sieben mal des Tages lobe ich Dich") und Psalm 119, 62, („um Mitternacht stehe ich auf, Dir zu danken für Deine Rechte"). —

Die Lebensweise war sehr mäßig, doch frei von aller übermäßigen Strenge. Sogar ein wenig Wein war erlaubt; Fleisch aber sollen nur Kranke und Schwache bekommen, die andern bloß Gemüse, Fische, Eier, Früchte. Bei Arbeit auf dem Felde sind die Portionen größer. Die Besorgung der Küche und das Amt des Vorlesens bei Tische geht der Reihe nach mit wöchentlicher Dauer auf alle Mönche über. Die Kleidung besteht in einer schwarzen Kutte, einem langen, mit einer Schnur zusammengehaltenen Gewande. — Die Zeit war genau eingeteilt: 7 Stunden gehörten dem Psalmengesang, der Schriftlesung und der Betrachtung, 2 Stunden frommer Lektüre und etwa 7 Stunden der Handarbeit zu Hause oder auf dem Felde. — Seit 538 veranlaßte Cassiodorus, ein Benedictiner, der als Staatsmann und Gelehrter geglänzt hat, die Mönche auch zu wissenschaftlicher Thätigkeit, und so wurden die Benedictiner derjenige Orden, der sich um die allgemeine Kultur von der unteren Sphäre der Anbauung des Landes bis hinauf zur Pflege der Wissenschaften die schönsten Verdienste erwarb. — Sie haben Großes geleistet für die Civilisation Europas, für die Erhaltung der Heiligen Schrift, der Werke der alten Klassiker, der vorchristlichen griechischen und römischen Schriftsteller und der Kirchenväter; sie haben auch viel gethan zur Bekehrung der heidnischen Völker Europas. Von Monte-Cassino aus entfaltete Benedict von Nursia eine wahrhaft apostolische Wirksamkeit und wurde dadurch, sowie durch seine humanen Werke der Krankenverpflegung und Armenunterstützung auch Ungläubigen und Irrgläubigen zum Segen. Einst traf er mit dem gotischen König Totilas zusammen. Dieser warf sich dem schlichten Mönch zu Füßen, nahm dessen Mahnungen demütig an und ging mit dem Bewußtsein von ihm, durch das Gespräch mit dem frommen Manne ein besserer Mensch geworden zu sein. 543 starb Benedict nach dem Genusse des heiligen Abendmahles am Fuße des Altars.

Wir scheiden für einmal vom Mönchtum, aber wir werden ihm im Verlauf unsrer Geschichte wieder begegnen und dann sehen, inwiefern es in seiner weiteren Entwicklung ein Zeuge für Gott und eine höhere Welt gewesen ist und inwiefern nicht.

Wenden wir uns nun zu dem Berichte, wie das Papsttum aufgekommen ist.

Schon das Neue Testament zeigt uns, wie unter den Aposteln, den Gründern und Regierern der Kirche des HErrn, Gemeinden entstanden sind mit Ältesten (Presbytern) und Diakonen und wie bald an die Spitze der Ältesten, wo deren mehrere waren, ein Aufseher (Episcopus) oder Bischof getreten ist, dem befohlen war, die Gemeinde des HErrn zu weiden. Unter den Bischöfen erhoben sich die Bischöfe

der Städte bald zu größerem Ansehen als die Bischöfe von Landgemeinden; letztere sanken nach und nach zu Presbytern, zu Priestern unter bischöflicher Leitung herab. — Unter den städtischen Bischöfen ragten dann bald die Bischöfe der Provinzialhauptstädte hervor als Metropoliten, und unter den Metropoliten erhielten und behaupteten ein größeres Ansehen die Bischöfe von Jerusalem, Alexandrien, Antiochien, Konstantinopel und Rom. — Man nannte diese fünf Bischöfe Patriarchen. Ihr besonderes Ansehen hatten sie dem Ansehen ihrer Gemeinden zu verdanken. Jerusalem war ja die judenchristliche, Antiochien die heidenchristliche Muttergemeinde gewesen, von welchen die Juden- und Heidenbekehrung ausgegangen war. — Alexandrien war nach Rom so ziemlich die erste Stadt im Reiche; dort soll Markus gelebt und gewirkt und durch ihn die apostolische Überlieferung des Petrus einen Hauptsitz gefunden haben. — Konstantinopel war seit Konstantin Residenz der Kaiser, die durch ihre Hofbischöfe einen Einfluß auf den Gang der kirchlichen Angelegenheiten sich zu wahren suchten. Endlich war in Rom diejenige Gemeinde, wo St. Petrus und St. Paulus eine Zeit lang gewirkt haben und wo sie auch als Märtyrer gestorben sind. Dort hatte man auch die meiste Gewähr, die wahre apostolische Lehre, Ordnung und Überlieferung zu finden, wenn es unter streitenden Bischöfen galt, das Rechte und Gültige, vom HErrn der Kirche Gebotene und Hinterlassene festzusetzen. Auf diesen Umstand, daß die römischen Bischöfe die besten und zuverlässigsten Bewahrer der apostolischen Überlieferung und Schriften seien und daß, wer in der Einheit des Glaubens Christi und der Kirche bleiben wolle, nicht in Widerspruch mit der römischen Kirche stehen dürfe, haben schon außerrömische Kirchenväter des zweiten und dritten Jahrhunderts, z. B. Irenäus in Lyon und Cyprianus in Karthago, hingewiesen.

So erhoben sich denn nach und nach die Bischöfe zu Rom zu besonderem apostolischem Ansehen. — Man gewöhnte sich, in wichtigen Verhandlungen und Streitigkeiten über wichtige Dinge des Glaubens, der Disciplin und des Gottesdienstes die Meinung der römischen Bischöfe zu erfragen und ihrer Entscheidung, die meistens der überlieferten Glaubensregel wirklich gemäß war, sich zu fügen. Aus der Gewohnheit wurde nach und nach ein Recht oder eine Pflicht. 445 machte Kaiser Valens den Bischöfen die Übereinstimmung mit der römischen Tradition zur Pflicht und 451 galt auf dem Konzil zu Chalcedon die Stimme des römischen Bischofs als maßgebend, als die rechte Lehre der Kirche. Dazu kam, daß die Verbindung mit Rom schon dadurch allen Bischöfen und Gemeinden im ganzen römischen Reich nahegelegt war, daß Rom der Mittelpunkt der alten Welt war, wohin alle Straßen liefen, wo alle möglichen Geister zusammenströmten, wo der Sitz der alten Bildung und Macht war. Es lag ein gewisser, fast abergläubischer Zauber schon auf dem Namen der alten ewigen Roma, welche ein Jahrtausend die Völker beherrscht und erzogen hatte, und dieser Zauber wich auch dann nicht von Alt-Rom, als Neu-Rom, Konstantinopel, gegründet und kaiserliche Residenz geworden war. Es gab eben nur eine Roma. War die Kirche geneigt, mit der Welt einen Bund einzugehen, so konzentrierte sich diese Welt hauptsächlich in Rom. Dieses Ansehen der Stadt, deren Ruhm in die entferntesten Länder gedrungen, mußte natürlich auch den Bischöfen von Rom zu gute kommen.

Auch das Verhältnis zu den Fürsten kommt in Betracht, wenn wir das Aufkommen des Papsttums, d. h. der Gewalt des römischen Bischofs über die ganze Kirche verstehen wollen. — Einerseits war günstig, daß der kaiserliche Hof, der so oft ins geistliche Regiment eingriff und das Ansehen des Bischofs verdunkelt hatte, nicht mehr in Rom, sondern im entfernten Konstantinopel war; so konnte man sich seiner Übergriffe eher erwehren, desto mehr, je mehr in den Stürmen und Nachwehen der Völkerwanderung das oströmische Kaisertum an Macht in Italien verlor. Bei dem beständigen Wechsel der Herren Italiens nach dem Zusammenbruch des weströmischen Kaisertums, wo Italien bald ein deutsches Reich unter Odoaker, bald ein ostgotisches Reich unter Theodorich und seinen Nachfolgern, bald wieder eine oströmische Provinz, dann wieder zum großen Teile eine Beute der Longobarden war, — da war der beständige in allem diesem Wechsel der römische Bischof. Schon deshalb, aber auch weil diese römischen Bischöfe, als Vertreter ihrer längst reichlich beschenkten Gemeinde mächtige Großgrundbesitzer in Italien waren, wurden sie von allen Seiten geschont, berücksichtigt, gehoben.

Dies geschah hauptsächlich auch von seiten der aufstrebenden karolingischen Könige der Franken. Es war um die Mitte des achten Jahrhunderts, als Pipin der Kleine, der mächtige Hausmeier des Frankenkönigs, letzteren als einen Schwächling abzusetzen und sich selbst auf den fränkischen Königsthron zu setzen gedachte. Er benutzte dazu das Ansehen des römischen Bischofs oder Papstes und fragte an, ob der König zu heißen verdiene, der die königliche Macht und Würde habe, oder der, der nur den Titel führe. Der Papst, der die Verhältnisse kannte, antwortete: Der verdiene König zu sein, der die königliche Macht besitze. Darauf steckte Pipin seinen König, den letzten Merowinger, in ein Kloster und regierte von nun an selbst als König mit einer Macht, die sich dann unter seinem Sohne Karl dem Großen großartig entfaltet hat. Ein Dienst ist aber des andern wert. Der Papst in Rom war von den Longobarden in Rom bedrängt und rief den Frankenkönig Pipin zu Hilfe. Dieser stieg zweimal über die Alpen, besiegte die Longobarden und schenkte die ihnen abgenommenen Ländereien dem Papste, woraus der spätere Kirchenstaat geworden ist. So wurde der römische Bischof aus einem geistlichen Herrn ein weltlicher Fürst, dem es nun fortan nicht an weltlichen Mitteln fehlte, das Ansehen und den Einfluß des römischen Stuhls in der Christenheit zu befestigen. — Indem der Papst in Pipins Fall über den rechtmäßigen Besitz des fränkischen Thrones entschied, lag die Versuchung nahe, in ähnlichen künftigen Fällen ähnliches zu erlauben und Fürsten nach Gutdünken ein- und abzusetzen.

Wie durch Pipin dem geistlichen Einfluß des römischen Bischofs im Frankenreiche Bahn gebrochen wurde, so ist dies ungefähr zur selben Zeit in Deutschland gewesen. Dort hat in großartiger apostolischer Missionsthätigkeit Winfried oder Bonifatius mit seinen Mitarbeitern eine Menge Heiden bekehrt, Kirchen und Bistümer gegründet und dieselben alle dem römischen Stuhl unterworfen, von welchen Bonifatius sich für seine Mission hatte autorisieren und weihen lassen. — Schon früher war etwas Ähnliches mit England geschehen. — Ums Jahr 600 wirkte in England, von Papst Gregor dem Großen gesandt, der Mönch Augustin mit

40 Mitarbeitern und taufte Tausende von Angelsachsen, zuletzt den König Ethelbert, König von Kent, selbst, dessen Gemahlin Bertha aus Franken schon vorher Christin und Veranlassung jener Sendung Augustins gewesen war. Da wurde das ältere, romfreie Christentum der von den Angelsachsen unterdrückten Briten immer mehr zurückgedrängt, bis ganz Britannien endlich zu den Füßen des römischen Bischofs lag. — Was aber die gotischen Völker, Ostgoten und Westgoten betrifft, so hatte an ihnen der römisch-katholische Einfluß lange Zeit einen Damm, indem diese Völker dem arianischen Glauben ergeben waren und mit dem katholischen Rom nichts zu schaffen haben wollten. Aber es änderte sich in dieser Beziehung, als im Jahre 589 der arianische Westgotenkönig Rekkared in Spanien sich zum rechten Glauben der Kirche bekehrte und in die geistliche Abhängigkeit von Rom eintrat. Die Macht der Ostgoten aber, die von Italien aus ein großes Reich beherrscht hatten, verschwand nach und nach vor der wachsenden Macht der orthodoxen fränkischen Könige und Kaiser. — So war es die großartige Missionsthätigkeit der römischen Bischöfe, besonders Gregors des Großen, welche dieses Bistum nach und nach über das ganze westliche Europa ausgedehnt hat, und was lag näher, als dies große Bistum mit der allgemeinen christlichen Kirche zu verwechseln, die in Rom ihr sichtbares Haupt, einen Stellvertreter Christi und Gottes habe?

Dies biblisch zu begründen, war freilich nicht so leicht. Doch fand sich dafür eine Handhabe in den Worten, die Christus zu St. Petrus gesprochen hat: „Du bist Petrus, und auf diesen Felsen will Ich meine Kirche bauen und die Pforten der Hölle sollen sie nicht überwältigen. Und Ich will dir des Himmelreichs Schlüssel geben; was du auf Erden binden wirst, soll auch im Himmel gebunden sein; was du auf Erden lösen wirst, soll auch im Himmel los sein.“ (Matth. 16, 18. 19.) Daraus schließt man, Petrus sei der Apostelfürst und Stellvertreter Christi auf Erden, die römischen Bischöfe aber seien als solche Nachfolger des Petrus, der 25 Jahre Bischof in Rom gewesen sei. Also seien auch die römischen Bischöfe sichtbares Oberhaupt der Gesamtkirche und hätten eine einzigartige Stellung unter allen Bischöfen auf Erden.

Aber diese Schlußfolgerung steht auf schwachen Füßen. Wohl hat der HErr jenes Wort Matth. 16 zu Petrus gesprochen. Aber Er hat die Macht zu binden und zu lösen nicht allein dem Petrus, sondern auch den andern Aposteln, ja der Gemeinde zugesprochen. (Siehe Matth. 18, 17. 18; Joh. 20, 22. 23.) Wohl war Petrus, schon durch seine erste Pfingstpredigt, wodurch der Grund zur Kirche, zur Sammlung ihrer Erstlinge, gelegt wurde, ein Fels, aber ein Fürst unter den Aposteln zu sein, maßte er sich nicht an; ein Apostel Paulus z. B. stand in keiner Abhängigkeit vom Apostolat des Petrus. — Ferner war St. Petrus zwar in Rom und ist dort unzweifelhaft im Martyrium gestorben wie St. Paulus. Aber Petrus war in Rom als Apostel, nicht als Bischof, — und wenn er auch als Bischof die römische Gemeinde kurze Zeit geleitet hätte, so wären doch deswegen die späteren Bischöfe von Rom nur Bischöfe, keineswegs Apostel, keineswegs mit apostolischer Vollmacht über die ganze Kirche ausgerüstet. — Darum haben auch solche Bischöfe, die wie Cyprian sehr die Treue und Zuverlässigkeit der römischen Überlieferung, die Einheit der Kirche

und die Notwendigkeit betont haben, nicht in Widerspruch zu stehen mit der Überlieferung der römischen Gemeinde, dem Sitze von zwei Aposteln, — die Einheit der Kirche nicht in einem sichtbaren Haupt in Rom gesehen. — Sogar Papst Gregor der Große (ums Jahr 600) protestierte gegen den Titel „allgemeiner Bischof“, den der Patriarch von Konstantinopel sich beilegen ließ. Er protestierte dagegen nicht nur für den Patriarchen von Konstantinopel, sondern auch für sich. — Denn als der Patriarch von Alexandrien dem Gregor einmal sehr unterwürfig geschrieben hatte: „Wie Du befohlen hast,“ antwortete dieser: „schreibe nicht mehr so. Dem Range nach bist Du mein Bruder, den Sitten nach mein Vater. Nicht befohlen habe ich, sondern nur eröffnet, was mir nützlich schien. Hinweg mit solchen Worten „allgemeiner Papst“; sie frönen der Eitelkeit und verwunden die Liebe. Wie wir unsere Rechte behaupten, so halten wir die besonderen Rechte einer jeden einzelnen Kirche in Ehren.“ — Gregor nannte sich nur „Knecht der Knechte Christi“.

Gleichwohl ist es Thatsache, daß gerade Gregor der Große (um 600) neben Leo dem Großen (um 444) hauptsächlich der Begründer des großen Ansehens und der geistlichen Macht des römischen Stuhles geworden ist.

Leo der Große, ein jüngerer Zeitgenosse Augustins, war eben in Gallien als Friedensstifter zwischen zwei römischen Feldherrn beschäftigt, als er zum Bischof von Rom gewählt wurde. Er entwickelte eine unermüdliche Thätigkeit für das Wohl der Kirche, beseitigte pelagianische Geistliche, deckte die Irrlehren der Manichäer auf, wußte die Bischöfe Galliens und Afrikas unter seine geistige Macht zu beugen und überhaupt die Kirche in dem Verfall der Zeit mit gewaltiger Kraft zusammenzuhalten. — Die Greuel des Krieges und die Wirren der Völkerwanderung brachen damals besonders über Italien herein. Leo war es, der die Wunden der Elenden zu heilen suchte, und dem furchtbaren Hunnenkönig Attila, dem er mit seinen Priestern entgegenging, solche Ehrfurcht einflößte, daß derselbe von weiterem Vordringen nach Rom abstand. — Auch den Vandalenkönig Geiserich konnte Leo bewegen, Rom, wenn auch nicht mit einer schrecklichen Plünderung, doch mit Mord und Brand, zu verschonen. Leo war ein bedeutender Kirchenlehrer und Prediger. Auf dem Konzil zu Chalcedon 451 drang die von Leo gegen den Abt Eutyches aufgestellte rechtgläubige Lehre durch: „daß Christus wahrer Gott und wahrer Mensch, nach der Gottheit von Ewigkeit her gezeugt und dem Vater in allem gleich, nach der Menschheit von Maria der Jungfrau in der Zeit geboren und uns Menschen in allem gleich, nur ohne Sünde sei, und daß nach seiner Menschwerdung die Einheit seiner Person in zwei Naturen bestehe, die unvermischt und unverändert, aber auch ungeteilt und ungetrennt vereinigt seien.“

Größer noch und folgenschwerer für die Kirche als Leos Wirken scheint die wahrhaft apostolische Thätigkeit Gregors des Großen gewesen zu sein. — Er stammte aus einer reichen und vornehmen römischen Familie, betrat zuerst die juristische Laufbahn, wurde vom Kaiser zum Prätor, zum obersten Beamten von Rom ernannt, verließ aber in der Folge, um den seelengefährlichen Zerstreuungen und Ehren solchen Berufes zu entgehen, die Welt, gründete aus seinem Vermögen sieben Klöster und trat selbst in eines derselben als Mönch ein. Mit Treue und großem Ernst und

Strenge gegen sich selbst erfüllte er die Mönchspflichten. Als Gesandter des Papstes kam er dann an den kaiserlichen Hof in Konstantinopel, wo er sich großes Vertrauen erwarb. Zurückgekehrt wurde er trotz seines Sträubens von der Geistlichkeit und der Gemeinde von Rom zum Bischof gewählt. Mit großer Klugheit und Kraft erfüllte er nun sein hohes Amt und suchte den Einfluß desselben über alle Teile der Kirche auszudehnen, immer das wahre Wohl, das geistliche Leben und Gedeihen derselben im Auge behaltend. Durch Wort und Beispiel steuerte Gregor der Sittenlosigkeit unter Geistlichen und Laien, bewies eine ungeheure Wohlthätigkeit, war fern von persönlichem Ehrgeiz und von Habsucht, war in politischen Dingen dem Kaiser gehorsam, aber selbständig und seinem himmlischen Herrn treu in geistlichen Sachen. Berühmt ist sein „Hirtenbuch", eine Anweisung zu wahrhaft geistlicher Praxis, mit hundert goldenen Regeln, woraus wir nur Folgendes anführen:

„Die Seelsorge ist die Kunst aller Künste. Niemand begehre dieses Amt ohne gründliche Wissenschaft und rechte Lebenserfahrung. Viele lehren schnell, was sie nur durch Nachdenken, nicht durch die That des Lebens gelernt haben und was sie mit ihren Worten predigen, bekämpfen sie mit ihren Sitten.

Gregor der Große.

Der Hochmut ist die gefährlichste aller Versuchungen. Die Demut ist die wahre Hoheit des Priestertums. Herren sollen die Geistlichen über das Volk sein, aber nicht, um über dasselbe zu herrschen, sondern um es emporzuziehen ins Himmlische. — Der wahre Priester muß ebenso sehr aufwärts trachten zu dem heiligen Haupte der Kirche im Himmel, als unterwärts sich herablassen in Erbarmen und Liebe zu den ihm Anvertrauten, die auch ihr Verborgenes ihm zu offenbaren nicht erröten. Zu einem rechten Hirtenherzen nehmen die Schwachen, wenn sie die Fluten der Versuchung erfahren, ihre Zuflucht wie zum Schoße der Mutter.

Es ist eine Sünde, ein ehebrecherischer Gedanke, wenn der Seelsorger, der doch nur Brautwerber ist, durch den der Bräutigam der Kirche seine Gaben sendet, den Augen der Braut zu gefallen sucht. Nein, nur das eine Verlangen darf ihn beseelen, dem HErrn die Braut zu gewinnen. Doch um dies thun zu können, bedarf es auch einer gewissen Anhänglichkeit der Gemeinde an den Diener des HErrn.

Das sind schlechte Hirten, die rauh sind gegen die, von denen sie nichts zu fürchten haben, zart gegen die, von denen sie zu fürchten haben."

Gregors große Seele wohnte in einem schwächlichen und kränklichen Körper, er litt viel an Magen- und Unterleibsbeschwerden und an der Gicht. Die Amtsdauer Gregors ging von 590 bis 604, bis ihn der Tod von einem Leben erlöste, das fast während der ganzen Zeit des großartigen Wirkens dieses wahren Völkerhirten mehr ein Sterben als ein Leben war. Im Jahre 599 schrieb er: „Es sind jetzt 11 Monate her, daß ich aus Ursach meiner Sünden mich äußerst selten von meinem Lager erheben kann; so heftig sind die Schmerzen des Podagra, daß mir das Leben zur schwersten Pein wird." — Und im Jahre 601: „Ich bin nicht mehr, der ich ehedem war, obwohl ich mich nicht erinnere, jemals etwas gewesen zu sein." Er bat seine Freunde, für ihn um Geduld zu beten, damit er nicht die Sünden, von welchen die Schmerzen ihn reinigen sollten, durch Murren vergrößere. — Auch die Feindschaft der Gottlosen suchte Gregor geduldig zu tragen. „Ich halte den für keinen Abel," pflegte er zu sagen, „der keinen Kain zum Bruder hat".

Am 12. März 604 ist dieser treue Diener des HErrn, nach einem Ambrosius, Augustin, Chrysostomus, „der letzte Kirchenvater", zu seiner Ruhe eingegangen. Hätten die folgenden Päpste alle seinem Beispiel der Demut und Treue gefolgt und ihre Stärke nur im HErrn gesucht, so wäre wohl der römische Stuhl ein Werkzeug göttlichen Segens geblieben.

Mohamed und der Islam.

Auf der Höhe Gregors hat sich das Papsttum nicht gehalten. Wohl stieg es an äußerer, weltlicher Macht und Herrlichkeit noch höher, aber mit der äußeren Machtstellung ging ein inneres geistliches Sinken Hand in Hand. Schon um die Mitte des neunten Jahrhunderts erscheinen die römischen Bischöfe bereits als Herren der ganzen Kirche. Um jene Zeit erschien eine Gesetzessammlung, die „pseudoisidorische Dekretaliensammlung", so genannt, weil man sie fälschlich auf Isidor von Sevilla zurückführte, der 200 Jahre früher eine Sammlung alter Kirchengesetze herausgegeben hatte. Die neue Sammlung suchte die Ansprüche der Päpste als altchristliche Rechtsordnung darzustellen, so daß der Papst von Christo selbst zur Regierung der ganzen Kirche berufen, über allen Bischöfen stehe, ohne ihn kein Konzil berufen, kein Bischof noch Geistlicher von einem weltlichen Gericht belangt werden könne. — Diese pseudoisidorische Gesetzessammlung ist einige Jahrhunderte später, besonders aber im Reformationszeitalter als unecht erwiesen worden. Ihre Entstehung gehört nicht ins siebente, sondern ins neunte Jahrhundert, wie schon das schlechte fränkische Latein und die vielen chronologischen Verstöße zeigen. Nichtsdestoweniger glaubte man Jahrhunderte lang daran und schon Nikolaus I. (858—867) berief sich darauf. Man hat diesen deshalb mit Recht als ersten Papst bezeichnet. — Auch die frühe aufkommende Behauptung, daß schon Kaiser Konstantin dem Papste die weltliche Herrschaft über Italien verliehen habe, die sogenannte „Schenkung Konstantins" ist eine unhistorische Legende, die aufgekommen war, um die Päpste als unabhängig von den Kaisern, nicht als ihre Vasallen, erscheinen zu lassen. — Nikolaus I. hatte mehrere günstige Anläße, seine Macht zu beweisen. Lothar II. von Lothringen hatte sich durch zwei schurkische Bischöfe von seiner Gemahlin scheiden lassen, um eine andere Frau heiraten zu können. Unter Berufung auf die Gesetzessammlung des Isidor griff der Papst ein, setzte die beiden Bischöfe einfach ab und zwang Lothar, seine Gemahlin wieder anzunehmen. Der Erzbischof Hinkmar von Rheims hatte einen ungehorsamen Bischof abgesetzt. Nikolaus I. erklärte, nach der Isidorischen Gesetzessammlung dürfe das nur der Papst, und zwang den Erzbischof, den abgesetzten Bischof wieder in sein Amt einzusetzen. — Damals begannen die Päpste, die dreifache Krone zu tragen, während der HErr den Dornenkranz getragen und den Versucher abgewiesen hatte, aus dessen Hand Er die Reiche dieser Welt zu empfangen verschmähte.

Die unwahre weltliche Höhe erwies sich denn auch bald als ein Unsegen. Im zehnten Jahrhundert und in der ersten Hälfte des elften sehen wir den päpstlichen Hof in tiefster sittlicher Entartung und Schmach. Der römische Adel riß die Besetzung des päpstlichen Stuhles an sich, und vornehme Frauen begründeten das sogenannte Buhlregiment (Pornokratie), durch welches ihre Günstlinge und Söhne mit der höchsten geistlichen Würde der Kirche bekleidet wurden. Wohl unterscheidet die römisch-katholische Lehre zwischen Person und Amt, und wir müssen in der That die Treue Gottes rühmen, welche bei allen Fehlern der Päpste, der Reformatoren u. s. w., die zur Seligkeit notwendigen Wahrheiten und Gnadenmittel dem gläubigen Volke erhalten hat. Aber die größte Verderbnis im Wandel und Untrüglichkeit im Lehren, — das verträgt sich nicht! — In jener Zeit, von der wir reden, waren die Päpste die liederlichsten Menschen; sie verkauften das päpstliche Amt, wenn sich ein Käufer fand, sie verstrickten sich in Blutschande, Meineid, Gotteslästerung und Mord. Selbst der kräftige Kaiser Otto I., der einschreiten mußte, konnte das römische Unwesen nicht nachhaltig brechen, und zuletzt kam es so weit, daß drei Päpste einander feindselig gegenüber standen (1046). Da berief der deutsche König Heinrich III. eine Synode nach Sutri, setzte alle drei Päpste ab und erhob viermal nach einander würdige deutsche Bischöfe auf den römischen Stuhl, — eine Übermacht freilich des Staates, die ernsten Männern wieder bedenklich erscheinen mußte.

So stand es in der abendländischen Kirche. Stand es besser in der morgenländischen griechischen Kirche, am Hofe der christlichen Kaiser in Konstantinopel? — Ach nein! — Das oströmische Reich war ein faulender Staatskörper und das wahre Christentum daselbst in schrecklichen Lehrstreitigkeiten, Bilderdienst und heuchlerischem äußerem Schimmer fast unbekannt geworden. Gottes Gerichte mahnten zur Buße: „Gedenke, wovon du gefallen bist und thue Buße! Wo nicht, so werde ich kommen und deinen Leuchter wegstoßen von seiner Stätte." (Offb. 2, 5.) Das Reich erlitt furchtbare Stöße und Plünderungen durch die von Osten andringenden Barbarenvölker der Hunnen, Vandalen, Gothen. Diese Stöße gingen vorüber und jene Horden wandten sich nach Westen, wo Gott sie als Geißel brauchte für das morsch gewordene weströmische Kaiserreich, welches im fünften Jahrhundert zusammenbrach. — Als Gottesgeißel für die griechischen Kirchen in Kleinasien, Ägypten, Nordafrika und Konstantinopel war eine ganz andere Macht bestimmt, die im siebenten Jahrhundert im fernen Arabien aus ganz kleinen Anfängen sich schnell zu riesiger Größe erhob und dazu bestimmt schien, die Christenheit des Ostens zu züchtigen und dort den Leuchter von seiner Stelle zu stoßen. — Sieben Jahrhunderte lang pochte diese feindliche Macht schrecklich an den Thoren Konstantinopels und riß ein Stück nach dem andern vom Reiche ab. Doch erst im Jahre 1453 ward es ihr gestattet, Konstantinopel zu erobern, das griechisch-christliche Kaisertum gänzlich aufzulösen und den Halbmond auf den Zinnen der Sophienkirche aufzupflanzen. Die westlichen germanischen Völker, ursprünglich gar roh und wild, mußten erst durch das Christentum so weit gebändigt und gesittigt werden, daß ihnen die geistigen Schätze der alten Kulturstaaten, Kenntnis der griechischen Sprache und Wissenschaft,

die bisher in Konstantinopel ihren letzten Sitz hatten, überantwortet werden konnten. Dies war kurz vor der Reformation der Fall. Damals flohen vor dem Einbruch der Türken griechische Weise und Gelehrte mit dem Besten des Altertums ins Abendland und brachten mit den alten Klassikern namentlich auch das Neue Testament in seiner griechischen Grundsprache mit, woraus ein neues wissenschaftliches und kirchliches Leben im Westen entstanden ist, der Humanismus und die Reformation. — Erst da sank Byzanz, als für seine geistigen Schätze eine neue Heimat gefunden und zubereitet war. —

Längst vor dem Falle Konstantinopels waren die asiatischen Provinzen verwüstet und genommen, Ägypten und Nordafrika vom Reiche abgerissen und von den wilden Arabern mit Füßen getreten. Diese Länder alle waren, ganz anders als jetzt, Sitze hoher Kultur gewesen; sie waren überdeckt mit Kirchen und Klöstern. Hier sah man Bischöfe, Priester, Mönche, Nonnen auf allen Straßen. Hier waren so viele gelehrte Schriften zur Verteidigung des Christentums geschrieben worden. Hier, in Konstantinopel, in Antiochien, in Alexandrien, in Karthago waren die Stätten, wo jene großen Männer, ein Chrysostomus, Origenes, Athanasius, Cyprian, Tertullian, Augustinus gewirkt hatten. Und alle diese christliche Kultur sollte mit Strömen von Blut erstickt werden? Ja, durch ein gerechtes Gottesgericht! Von jenem ursprünglichen Christentum war nur ein Schein geblieben, die Kraft war längst daraus gewichen. Andachtsübungen genug, Lippengebete, Leibeskasteiungen, Wallfahrten und fromme Werke genug; aber wenig gebrochene Herzen, selten eine bußfertige Seele, fast nirgends ein Leben in selbstverleugnender Demut, Treue und Barmherzigkeit, in brünstiger Heilandsliebe. Da hub der HErr an, das sichere Volk mit Ruten zu schlagen, wie Er vor Zeiten an Juda und Israel gethan.

Und diese Zuchtrute ist hauptsächlich der Mohamedanismus gewesen. Der Stifter dieser neuen Religion ist Mohamed. Er war 571 in Mekka im südlichen Arabien geboren. Die Araber waren ein freies, kriegerisches, phantasiereiches Hirtenvolk, in viele Stämme gespalten, das von Ismael und Abraham seine Herkunft ableitete. Das Innere der großen Halbinsel Arabien ist eine weite, von Beduinenstämmen durchstreifte Sandwüste, wo selten eine Oase mit Quelle und Schatten und Palmenbäumen sich findet, wo nur das Kameel durchkommt, das Hunger, Durst und Schlaflosigkeit ertragen kann. Auf dem Kameele und auf dem edlen flüchtigen Pferde beruht der ganze Reichtum der Wüstenbewohner. Diese sind ein durch das Wanderwesen abgehärtetes, genügsames und einfaches Volk, glühend in Liebe und Haß und schnell zur Rache. Neben den Tugenden der Gastfreiheit, Mäßigkeit, des Mutes, des männlichen Festhaltens am gegebenen Wort besitzen die Araber heftige Leidenschaften und Laster, Grausamkeit und Blutdurst, Raubgier und Fehdelust. Wo wir bei den Germanen (alten Deutschen) übersprudelnde Kraft sehen, ist bei den Arabern alles überflutende Leidenschaft; wo bei den Germanen Reinheit des Leibes und der Seele, ist bei den Arabern rohe Sinnlichkeit und furchtbare fleischliche Triebe. Bei den Germanen Heldenkampf wider sich selbst und sittliche Erhebung über Not und Lust, bei den Arabern Versinken in die Gebilde und Märchenwelt einer glühenden Phantasie und sinnliche Begeisterung. Bei den

Germanen war die Ehe rein, das Weib hochgeachtet, bei den Arabern Vielweiberei mit all ihrem Gefolge von Unzucht, Falschheit und Grausamkeit. — Der südwestliche, von fruchtbaren Thälern durchzogene Küstenstrich (Yemen) heißt wegen seiner Fruchtbarkeit das glückliche Arabien. Da gedeihen in der tropischen Atmosphäre bei den vom nahen Ozean herwehenden Winden kostbare und edle Früchte: Weihrauch, Zuckerrohr, Kaffee, Granatäpfel, Feigen und Dattelpalmen. Da finden wir die Städte Medina und Mekka, und ein bildungsfähiges Volk lebte hier in stolzer Unabhängigkeit, durch ausgebreiteten Karawanen- und Seehandel reich geworden und dem Luxus und dem Wohlleben ergeben, während die Nomaden der Wüste ein einfaches mäßiges Leben führten.

Ein Sohn dieses Volkes war Mohamed. Vater und Mutter starben ihm frühe, und der arme Waise kam in die Hand eines Oheims Abu Taleb, eines Kaufmannes, der ihn auf seine Handelsreisen mitnahm. Dadurch wurde er mit Heiden, Juden und Christen und ihrer Religion bekannt. Heiden waren seine Volksgenossen, unter denen sich zwar Überreste einer reineren Gotteserkenntnis erhalten hatten; aber diese waren mit Sternendienst und der Verehrung vieler Abgötter vermischt. Im Nationalheiligtum in Mekka, der Kaaba mit dem schwarzen Stein, der vom Himmel gefallen sein sollte und von den arabischen Pilgern verehrt und geküßt wurde, waren 360 Götzen aufgestellt. Längst wohnten Juden im Lande, die sogar selbständige kleinere Reiche gestiftet hatten; auch Christen hatten sich bei den Verfolgungen im römischen Reiche dahin zurückgezogen. Aber weder das Judentum noch das Christentum lernte Mohamed in reiner Gestalt kennen. Die Christen in Arabien bildeten ein Gewirre von Sekten, in deren Lehren und Gebräuchen viel widersprechendes und irriges sich fand. Durch ihre endlosen heftigen Lehrstreitigkeiten und ihren Bilderdienst fühlte sich Mahomed abgestoßen. Doch befriedigte ihn wie viele Araber das Heidentum mit seiner Vielgötterei nicht mehr. Er kam auf den Gedanken, die sinkende Volksreligion durch eine andere zu ersetzen, den Götzendienst zu stürzen und die Urreligion der Araber wieder herzustellen. Nachdem Mohamed, 25 Jahre alt, mit der reichen 40jährigen Kaufmannswitwe Chadidscha sich verheiratet und damit ein sorgenfreies Leben bekommen hatte, begann er, sich häufig in die Einsamkeit zurückzuziehen, über göttliche Dinge nachzudenken, bis er endlich, 40 Jahre alt, als Prophet auftrat mit dem Vorgeben, vom Engel Gabriel Offenbarungen und den Auftrag empfangen zu haben, eine neue Religion zu stiften, deren Hauptsätze seien: „Es ist nur ein Gott, Allah, und Mohamed ist sein Prophet.“ Er hoffte, mit dem Gemisch seiner teils heidnischen, teils jüdischen, teils christlichen Lehren nicht nur bei seinen Volksgenossen, sondern auch bei Juden und Christen Eingang zu finden, da die Juden auf einen Messias warteten und den Christen von Jesus ein Tröster verheißen war.

Mohamed lehrte einen ewigen Gott, verwarf die Lehre von der heiligen Dreieinigkeit, die er dahin mißverstand, als ob Maria die dritte Person in der Gottheit wäre; er nahm aus der biblischen Religion die Auferstehung der Toten und ein jenseitiges Leben auf, behielt die herkömmlichen Wallfahrten nach Mekka, die von Abraham hergeleitete Sitte der Beschneidung, gebot häufige Waschungen mit Wasser

oder Sand, fünf tägliche Gebete mit nach Mekka gerichtetem Angesichte, Fasten, besonders im Monat Ramahdan, währenddessen bis abends nichts genossen werden sollte, Almosen, verbot Wein und Schweinefleisch, auch Bilder, gestattete aber Vielweiberei. — Später kam hinzu das Gebot, den Glauben (Islam=gläubige Ergebung) mit dem Schwerte zu verbreiten, was mehr als alles andere ins Paradies bringe.

Mohamed.

Das Paradies schilderte Mohamed als Inbegriff aller sinnlichen Freuden, wo schwarzäugige Jungfrauen, ewig jung und ewig schön den Seligen bedienen werden, der in schattigen Hainen und an sprudelnden Quellen ruhen, in marmornen Palästen an herrlichen Getränken und köstlichen Früchten in goldenen Schüsseln, an Perlen und Diamanten sich erlaben werde. — Kein Mohamedaner bleibe ewig in der Hölle, wie er auch gelebt haben möge. Auch die Hölle schilderte Mohamed mit den grellsten Farben. Da heißt es von den Verdammten:

Nehmet ihn und bindet ihn,
In die Gluten werfet ihn,
Denn er glaubte nicht an Gott,
Teilte mit den Armen nicht sein Brot,
Darum hat er keinen Freund gefunden,
Keine Speise als das Eiter seiner Wunden.

Um die Muselmänner mit Mut und Todesverachtung zu erfüllen, lehrte ihr Prophet den Fatalismus; — Dauer, Schicksal und Ausgang des Menschen sei ihm durch göttlichen Ratschluß unabänderlich voraus bestimmt. „Wen sein Schicksal ereilt am Tage der Schlacht, der wäre ihm auch nicht in des Weibes Armen entgangen.“ — Die Religion Mohameds ist nicht dazu angethan, die Sittlichkeit ihrer Anhänger zu heben. Wohl forderte sie die Tugenden, die sich unter den Arabern und ihren Vätern her vererbt hatten, Tapferkeit, Gastfreundschaft, Mäßigkeit im Essen und Trinken, Almosen. Aber sie ließ ihnen fast alle Laster, die sie vordem gehabt. Es fehlte dem Mohamed die Erkenntnis der Sünde, der Notwendigkeit der Vergebung, Versöhnung und Wiedergeburt, der Heiligung, der Menschwerdung Gottes, der Ausgießung des Heiligen Geistes. Der natürliche sündliche Mensch, so wie er leibt und lebt, sollte durch etliche äußere Werke und durch ein nichtssagendes Bekenntnis in den Himmel gebracht werden, während das Christentum lehrt, daß Fleisch und Blut das Reich Gottes nicht ererben können.

Darum ist es für uns außer Frage: Mohameds Vorgeben einer göttlichen Offenbarung beruhte auf Selbsttäuschung oder auf Betrug oder auf beidem zugleich. — Wenn er auch ausgezeichnete Eigenschaften besaß, so vermochte er sich zur Höhe wahrer, christlicher Sittlichkeit nie zu erheben, und besonders der reinen, sündlosen Gestalt des Menschensohnes gegenüber erscheint Mohamed erst recht als ein falscher Prophet mit argen Flecken und Schatten. Wohl war er körperlich und geistig begabt, eine imponierende Gestalt, mit dunklen, leuchtenden Augen, kühn gebogener Adlernase, — eine weiche, fast weibliche Erscheinung, die aber, wenn die Glut der Begeisterung und der Leidenschaft aus seinem Auge strahlte, wie ein geborener Herrscher erschien, dem alles sich beugen muß. Dabei besaß er einen scharfen Verstand, eine glühende Phantasie, eine seltene Beredsamkeit, die von einer wohltönenden Stimme unterstützt, alles mit sich fortzureißen vermochte. — Aber Mohamed scheute, um seine Absichten zu erreichen, selbst Gift und Dolch nicht; nach arabischen Quellen sind sechs von ihm begangene Meuchelmorde erwiesen. Ohne Zweifel hat er auch Offenbarungen erheuchelt. Er erlaubte seinen Anhängern vier Frauen. Aber als ihn nach mehreren gelüstete, gab er vor, der Engel Gabriel habe ihm geoffenbart, er, der Prophet, sei an keine Zahl gebunden. So gesellte er sich bald diese, bald jene Frau zu, so daß ihre Zahl auf elf stieg. Mohamed war nervös aufgeregt, verfiel zu Zeiten in krankhafte, dem magnetischen Schlaf und der Besessenheit ähnliche Zustände, und was ihm daraus nachher als Erinnerung blieb, mag er für höhere Eingebungen gehalten haben, zumal wenn es seinen wachen Träumen und stolzen Entwürfen entsprach. So hat er sich wahrscheinlich selbst betrogen und betrog wieder andere. Einmal, erzählte er, sei er auf einem geflügelten Rosse nach Jerusalem und

von dort durch verschiedene Himmel bis zum Throne Gottes getragen und hier von den früheren Propheten und den Engeln als der geliebteste Prophet begrüßt worden. Denn nach Mohameds Lehre waren auch Abraham, Moses, Jesus und andere Propheten Gottes; aber Mohamed ist der größte und letzte. Die verstockten Juden haben die Propheten verfolgt und Jesum kreuzigen wollen, seien aber von Gott verblendet worden, daß sie an seiner Stelle einen andern ans Kreuz schlugen.

Doch gehen wir weiter in unserer Geschichte. Im Jahre 611 also trat Mohamed als Prophet auf. Seine Gemahlin Chadidscha ließ sich überzeugen, ebenso ein junger enthusiastischer Vetter Ali. Die anderen Familienglieder und der ganze Stamm der Koreischiten, dem die Hut der heiligen Kaaba mit dem schwarzen Stein oblag und dem auch Mohamed angehörte, hatte anfangs nur Spott und Verachtung für den Propheten. Dies steigerte sich so sehr, daß Mohamed seinem Tode nur durch eine schnelle Flucht (Hedschra) aus Mekka entgehen konnte. Diese Flucht des Propheten nach Medina im Jahre 622 ist der Beginn der mohamedanischen Zeitrechnung.

Von dieser Flucht an änderte sich auch die Methode des Propheten, für seinen Glauben zu werben. Er griff zum Schwerte. Medina stand meist auf feindseligem Fuße mit Mekka; in Medina fand Mohamed leichter und um so eher Anhänger, als ihn die Koreischiten aus Mekka verfolgten und bekriegten. Es kam zu öfteren Gefechten und Schlachten, wobei Mohamed an der Spitze seiner kriegerischen Anhänger aus Medina sich sogar einen mit Mekka verbundenen jüdischen Staat unterjochte und vernichtete und sich andere kriegerische Lorbeeren sammelte. Die Folge war, daß sein Anhang sich stets vergrößerte, bis er nach sieben Jahren als geistlicher und weltlicher Herrscher der Gläubigen siegreich in Mekka einzog, ja sich in kurzer Zeit ganz Arabien unterwarf. Die einen unterwarfen sich, weil sie seinen Lehren Glauben schenkten, die andern, weil das Schwert sie zwang oder sein kriegerischer Ruhm sie blendete. —

Und das Schwert trug den Islam immer weiter. — Mit den Heiden, wenn sie den Islam nicht annahmen, wurde verfahren wie mit jenem jüdischen Stamm: die Männer wurden getötet, die Frauen und Kinder zu Leibeigenen gemacht, so daß die meisten aus Furcht vor solchem Schicksal die neue Religion annahmen. — Die Juden und Christen wurden, wenn sie Widerstand leisteten, ebenso behandelt; im andern Falle wurde ihnen freie Ausübung ihrer Religion und der Kopf gelassen gegen Entrichtung einer Kopfsteuer. Aber sie wurden an den meisten Orten so schimpflich und hart behandelt, daß eine Menge vom Glauben abfiel, zum Islam übertrat und dann Reichtümer und Ehren erhielt. Mohamed wollte seine Religion zur Weltreligion machen; alle Völker sollten, wie Einen Gott, so nur einen Propheten und Einen Kalifen annehmen; der letztere aber als Mohameds Nachfolger im Weltlichen und im Geistlichen unumschränkter Herrscher über alle Gläubigen (Moslemim) sein. „So hoch der Moslem über dem Christen, Juden und Heiden steht, die als Hunde vor ihm zu kriechen hätten, so tief müsse er selbst sich vor dem Kalifen beugen, einem Wurm gleich vor ihm im Staube liegen.“ — Schon dachte Mohamed daran, auch außerhalb Arabiens seine Herrschaft und seine Lehre zu verbreiten, zu deren Annahme er vorläufig brieflich den christlichen Kaiser zu

Konstantinopel und den Perserkönig aufforderte, als im Jahre 632 seinem Leben ein Ziel gesetzt wurde. Er starb an Gift, das ihm eine seiner Frauen, eine Jüdin, gereicht hatte. Im Gefühl des nahen Endes unternahm er, in Medina wohnend, noch einmal eine Wallfahrt nach der Kaaba in Mekka, an der Spitze von viel tausend „Gläubigen". Mit der größten Sorgfalt vollzog er alle heiligen Gebräuche. Nach Medina zurückgekehrt, ließ er sich noch in die Moschee tragen und fragte u. a., ob er jemandem etwas schuldig sei, er wolle es erstatten. „Und wenn ich jemand unrecht gestraft, hier ist mein Rücken, er vergelte es. Die Schande diesseits ist erträglicher als die Schande jenseits." Es meldete sich einer, dem er drei Denare schuldig war, und Mohamed ließ sie ihm auszahlen. Bald nachher verschied er. Sein Leichnam wurde in einen eisernen Sarg gelegt und zu Medina in einer Moschee zur Verehrung der Pilger beigesetzt.

Mohameds Lehren und Aussprüche sind nach seinem Tode in dem sogenannten Koran, dem heiligen Religionsbuche der Mohamedaner, gesammelt worden. Der Koran enthält in 114 Kapiteln oder Suren Reden Mohameds, Lobpreisungen Gottes, Ermahnungen, Legenden aller Art, Reden gegen Götzendiener, Juden und Christen, auch Gesetze und Entscheidungen in rein bürgerlichen Sachen, alles bunt und planlos durch einander gemischt und in unzähligen ermüdenden Wiederholungen. Darunter findet sich auch manche Oase mit guten sittlichen Betrachtungen und schönen Bildern voll Schwung und Poesie. Aber sittlich und schriftstellerisch steht der Koran tief unter der Bibel, von der einzigen großartigen Bedeutung der letzteren in religiöser Hinsicht zu geschweigen. — Was für eine heilige, wunderbar fortschreitende Einheit ist im Bibelbuche, dessen Schriften doch hinsichtlich der Entstehung zeitlich so weit auseinander liegen! Der Koran ist nur Einer Zeit entsprungen; aber was für eine Zerfahrenheit!

Die Grundverschiedenheit des Islam und des Christentums erhellt sogleich deutlich nicht nur aus der Vergleichung beider Religionsbücher, des Koran und der Bibel, und des arabischen Propheten mit dem demütigen und sanftmütigen Menschensohne, sondern ebensosehr, wenn man die Anhänger Mohameds, wie sie sich nach seinem Tode darbieten, mit der Gemeinde des HErrn nach seiner Himmelfahrt vergleicht. Welch ein Kontrast! Hier Ein Herz und Eine Seele, dort grimmiger Haß, Zwietracht und Mord. Im Streit über die Nachfolge des Propheten und die Herrschaft fielen in kurzer Zeit mehrere Kalifen und mit ihnen Tausende, ja Hunderttausende in Schlachten und durch Gift und Dolch. — Und wie nach innen, so wütete das Schwert auch nach außen; denn während das Christentum durch das Zeugnis der Wahrheit in Kraft des Heiligen Geistes, durch Liebe und Dulden sich verbreitet, war es nach der Lehre des falschen Propheten die Gewalt, womit sein Glaube unter den Völkern verbreitet werden sollte.

Mohameds Nachfolger, die Kalifen, setzten die gewaltsame Verbreitung des Islam fort, und wie ein Waldstrom, der seine Dämme durchbricht, ergoß sich das kriegerische, abgehärtete, fanatisch erhitzte Volk der Araber nach Norden und nach Westen hin über die erschlafften, in Luxus, Weichlichkeit und Trägheit verkommenen Nachbarstaaten. In kurzer Zeit war Palästina und Syrien erobert, dann Ägypten, dann die

ganze Nordküste Afrikas bis zur Meerenge von Gibraltar. Karthago sank in Trümmer und die christlichen Bewohner wurden mit der Schärfe des Schwertes geschlagen; der Islam erlangte überall die Herrschaft. Die nomadischen Berberstämme traten mit den Überwindern, denen sie an Sitten, Charakter und Lebensweise ähnlich waren, in ein inniges Verhältnis. „Von da an schied Nordafrika, einst der Sitz römischer Bildung und Zivilisation, aus der Reihe der kultivierten Länder. Wohlberittene Beduinenstämme gründeten mohamedanische Räuberstaaten auf den Trümmern alter Kultur und Herrlichkeit und das Licht des Evangeliums, das in den Tagen des hl. Augustinus seine erleuchtende und erwärmende Kraft über das ganze Abendland ausgestrahlt hatte, wurde ausgelöscht und verdrängt durch den Glauben an die mohamedanische Gottheit und durch orientalische Werkheiligkeit."

Dabei blieben die Araber nicht stehen. Sie begannen Europa zu bedrohen mit Angriffen in Osten und Westen. Konstantinopel widerstand denselben noch bis ins fünfzehnte Jahrhundert; aber das Westgotenreich in Spanien erlag 711 in der großen siebentägigen Schlacht bei Xeres de la Frontera der Macht der Araber. Die schönsten Provinzen Spaniens wurden erobert und in Spanien die Herrschaft der Araber oder Mauren aufgerichtet, mit der Hauptstadt Cordova. Nicht genug, — die Anhänger Mohameds überstiegen die Pyrenäen und drohten dem fränkischen Reiche und dem Christentum den Untergang, bis endlich der tapfere Karl Martell, der Großvater Karl des Großen, im Jahre 732, gerade hundert Jahre nach des Propheten Tod, in der mörderischen Schlacht bei Tours den Sarazenen eine furchtbare Niederlage bereitete und sie über die Pyrenäen zurückwarf. Das Abendland war gerettet. Aber noch mehrere Jahrhunderte dauerte die Herrschaft der Araber in Spanien, und auch Italien, besonders Sizilien mußte immer neue furchtbare Angriffe der Muselmänner erfahren, von deren Grausamkeit und wildem Fanatismus wir uns eine Vorstellung machen können, wenn wir folgenden Bericht eines Augenzeugen über die Einnahme von Syrakus im neunten Jahrhundert lesen: „Wir haben zehn Monate widerstanden; oft bei Tag, vielmal des Nachts gestritten, zu Wasser, zu Land und unter der Erde; gegen den Feind, gegen seine Werke nichts unversucht gelassen. Das auf den Dächern wachsende Gras war unsre Speise; Gebeine von Tieren ließen wir mahlen, um sie für Mehl zu gebrauchen; endlich haben wir Kinder verzehrt; schreckliche Krankheiten waren Folgen des Hungers. Wir, auf die Feste der Türme rechnend, glaubten Entsatz abwarten zu können; der mächtigste Turm brach. Noch hielten wir drei Wochen lang. In einem Augenblick, da von Hitze erschöpft unsere Kriegsleute Rast nahmen, plötzlicher Generalsturm, Einnahme der Stadt! Unsere Flucht ging in St. Salvators Kirche. Der Feind uns nach. Obrigkeiten, Priester, Mönche, Greise, Weiber, Kinder mähete sein Schwert. Hierauf wurden die Edelsten, Tausende an Zahl, vor der Stadt mit Steinen, Prügeln, Geißeln ermordet; der Kommandant Niketas von Tarsus, halb geschunden, mit herausgerissenen Eingeweiden, an einem Stein tot geschmettert; alle großen Häuser verbrannt, die Burg niedergerissen. An dem Tag, da sie Abrahams Opfer feiern (am Bairam), wollten viele den Erzbischof und uns verbrennen; ein alter Mann, der viel bei ihnen vermag, rettete uns. Geschrieben vierzehn Schuh

unter der Erde, unter unzähligen Gefangenen, Juden, Afrikanern, Lombarden, Christen und Unchristen, Weißen und Mohren zu Palermo."

Wir scheiden von dem grausen Gemälde und werden den Sarazenen wieder begegnen bei den Kreuzzügen, in denen sich das christliche Abendland erobernd nach dem Morgenland wandte, um den Mohamedanern Palästina und das heilige Grab wieder abzunehmen.

Die Mohamedaner sind bis heute dieselben geblieben. Dies zeigen die Türkengreuel in Armenien, wo in unserer Zeit unter den Augen der christlichen Großmächte mehr als 100 000 Christen von den Söhnen des Propheten in grauenhafter Weise hingeschlachtet worden sind. — Aber diese auf Blut und Gewalt, nicht auf Wahrheit und Liebe gegründete Macht kann nicht bestehen; ihre Tage sind gezählt. Der Islam ist eine Geißel Gottes über die Sünden der Christenheit und wird nach seinem Gebrauche weggeworfen für immer.

Die Glaubensboten aus Irland und England.

Schon zur Zeit der alten Römer, deren Herrschaft sich auch über Frankreich, die Schweiz, West- und Süddeutschland und Britannien ausdehnte, hatte das Christentum in den genannten Ländern Fuß gefaßt, indem es sich von Lyon, Vienne, Trier, von Oberitalien aus über die Alpen dorthin ausbreitete. Aber die Christen waren noch ziemlich vereinzelt und durch den Ansturm der Völkerwanderung, der von Osten nach Westen drängenden heidnischen Völker wurden die christlichen Ansiedelungen und die christliche Kultur zum größten Teil verwüstet. Da kamen denn aus Ländern, wo noch mehr Überreste der alten Kirche sich fanden, aus Irland und England, Glaubensboten nach dem Festlande, um das hier ersterbende christliche Leben aufs neue anzufachen, neu zu gründen und fester zu pflanzen. Die irische Kirche verdankt ihre Begründung hauptsächlich dem S. Patrik. Er war ein Schotte, Sohn eines christlichen Diakonen und Enkel eines Presbyters oder Priesters. Die Eltern ließen es sich angelegen sein, Patrik christlich zu erziehen und zu leiten. Aber es schien umsonst zu sein. Patrik ergab sich jugendlichen Lüsten und riß durch seine Überlegenheit auch andere zu Leichtsinn und Jugendstreichen hin, geriet sogar in einen schweren Sündenfall. Einst befand er sich mit zwei Schwestern am Strande des Meeres, als Seeräuber aus Irland sie überfielen und sie trotz ihres Jammergeschreis auf ihre Schiffe schleppten. In Irland wurden die Schwestern an einige Häuptlinge des Landes verkauft. Patrik wurde auf die Weide geschickt, um die Schweine zu hüten, und hier war es, wo er wie der verlorene Sohn in sich schlug und von dem Herrn gefunden wurde. Jetzt, ferne von seinen Eltern, gedachte er ihrer, die er durch seinen Lebenswandel so oft betrübt hatte, beklagte es, die Lehren seines christlichen Vaters und die Bitten und Mahnungen seiner frommen Mutter verachtet zu haben. Besonders fiel ihm jene Sünde, die er begangen hatte, schwer aufs Herz. Unter vielen Bußthränen wurde das früher in ihn gepflanzte göttliche Wort lebendig. Er bekehrt sich und gelobt, wenn ihn Gott aus seiner Sklaverei erlöse, wolle er sein Leben seinem Dienste weihen und später als Missionar den heidnischen Iren das Evangelium verkündigen. Nach sechs Jahren entkommt er in seine Heimat. Er empfing die Ordination als Presbyter oder Priester, setzte nach Irland über (430) und wirkte dort mit großem Erfolge bis ins höchste Greisenalter. Es wird erzählt, er habe sich anfangs, um die neugierigen Heiden um sich zu sammeln, mit einer Pauke aufgestellt und dann, nachdem

er eine Weile die Pauke geschlagen, der ihn umgebenden Schar von Christus erzählt, von seiner Entäußerung, seinem Wandel unter den Menschen, seinem Leiden, seinem Sterben und Auferstehen, und weil es von Herzen kam, so ging es auch zu Herzen, und eine Menge bekehrte sich und ließ sich taufen, darunter selbst Könige des Landes. Einen alten Barden, Sänger der alten Götter und Helden, lehrte Patrik nun Lieder von Christo singen. Auf den Ländereien, die ihm die Fürsten schenkten, legte er Klöster, eine Art Missionsschulen, an und lehrte die Mönche das Volk unterrichten. Namentlich das Kloster Bangor wurde mit der Zeit der Mittelpunkt, von welchem Glaube und fromme Sitte weithin sich verbreiteten. Als Patrik nach vielen Anfeindungen von Seite der Heiden, über 100 Jahre alt, starb, hatte er die Freude, den größten Teil des Volkes dem Evangelium zugethan zu sehen. Aus jenen Klöstern Irlands gingen hernach viele Boten des Evangeliums hervor. Die Richtung derselben war nicht römisch. Die Heimatkirche des Patrik war noch romfrei; sie kannte noch verheiratete Kleriker (Geistliche), wie der Vater und der Großvater des Patrik. Die alten Briten, die nach der Eroberung Englands durch die Sachsen nach dem Norden zurückgedrängt worden waren, blieben mit vielen kirchlichen Neuerungen, die unterdessen unter Roms Einfluß bei andern Völkern eingeführt worden, unbekannt. Sie blieben mehr bei den einfacheren ursprünglichen Zuständen des Morgenlandes. Von Papstgewalt, Fegfeuer, anderen Taufgebräuchen, Verbot der Priesterehe 2c. wußten sie nichts. Daher trat in der Folge diese mehr einfache, altertümliche, romfreie, iro-schottische Kirche, wie sie namentlich nach Patrik in Irland und in seinen Klöstern erblühte, mit der mehr äußerlichen Richtung und Weise der römischen Kirche in einen merkwürdigen Gegensatz. „Bei den Briten waren die armen strengen Mönche Volksmänner von höchstem Ansehen. Es ist ein freieres und freudigeres Leben in diesen Briten. Sie binden sich nicht an die kirchlichen Stätten, sondern wählen für ihre Wirksamkeit Feld und Wald und die Hütten der Landleute, und Besuche in den Häusern zu religiösem Gespräch sind althergebrachte Sitte.“ In den Klöstern Irlands fand man gottselige Stille, tiefsinnige Beschaulichkeit und strenge Zucht. Das Land verdiente den Ehrennamen insula sanctorum, Insel der Heiligen. In Wildnissen und Felseneilanden nahmen die heldenmütigen Mönche den gottergebenen Kampf mit der Armut und den Schrecknissen der Natur auf. Die göttliche Begeisterung und der Ernst des Lebens zog mehr Zöglinge an, als die Klöster fassen und erhalten konnten. Da trieb denn der Wandertrieb des nordischen Volksstammes, aber auch Bekehrungseifer und die Anschauung, ein armes Pilgerleben helfe zur Vollkommenheit, die Briten hinaus, um in fernen Gegenden, mitten unter wilden Heiden das Kreuz aufzupflanzen. Wie durch das Gebot an Abraham (1. Mose 12) fühlten sie sich angetrieben, zu Zwölf, einen Dreizehnten als Führer, mit dem Stabe und Ranzen auszuziehen, wohin sie der HErr führen würde.

Unter diesen Glaubensboten ragt vor allen Columban hervor. In seiner Brust glühte das Feuer, das der HErr auf Erden anzuzünden gekommen ist. Er wurde ums Jahr 550 in Irland geboren, trat in das Kloster Bangor, das damals 3000 Mönche gezählt haben soll, wurde dort fromm und gelehrt ausgebildet

Bonifatius haut die dem Donnergotte Wuotan geweihte Eiche um. (Von H. M. v. Heß.)

durch die Mittel des göttlichen Wortes und sonstigen edlen Wissens und erlangte die Erlaubnis des Abtes, mit 12 Brüdern über das Meer nach Gallien (Frankreich) zu gehen. Der herrschenden Entartung dieses Landes setzte Columban mit seinen Genossen ein strenges und enthaltsames Leben voll Lauterkeit und Einfalt des Glaubens entgegen, so daß sich bald der Ruf der Heiligkeit um sie verbreitete. Der Burgunderkönig lud sie ein, seinem Volke ihre Thätigkeit zu widmen. Columban sollte sich in einem Kloster niederlassen, das ihm Ruhe, Behaglichkeit und Ansehen versprach. Er aber ließ sich lieber in den Ruinen eines alten Schlosses nieder. Hier scheuten sie keine Arbeit, den Boden urbar zu machen und sich so den allernötigsten Unterhalt selbst zu gewinnen. Daneben widmeten sie sich der Bekehrung der Heiden oder halb heidnisch gewordenen Christen. Bei aller Genügsamkeit gerieten die Männer doch oft in Mangel und mußten einmal drei Tage lang nur von Baumrinden und wildwachsenden Kräutern leben. Dies war um so empfindlicher, als sie damals einen Kranken bei sich hatten. Columban betete um Hilfe und sie blieb nicht aus. Es hielt ein Mann mit Pferden, die allerlei Lebensmittel trugen und berichtete, es habe ihn innerlich getrieben, ihnen zu Hilfe zu kommen. Aber die Stellung Columban's in Burgund war eine sehr schwere. Da er selbst dem Burgunderkönige Theoderich Vorstellungen machte wegen seiner Unzucht, welche dessen schändliche Großmutter, die alte Brunhilde, begünstigt hatte, um statt des ausschweifenden und unfähigen Königs selbst zu regieren, — so traf ihn der Haß dieser alten Königin und sie ruhte nicht, bis Columban mit seinen Gefährten vertrieben war. Gewaltsam wurden sie auf ein Schiff gebracht, um nach Irland zurückzukehren. Aber der HErr hatte es anders beschlossen. Wind und Wellen hinderten die Fahrt, was die Schiffer als ein Zeichen des göttlichen Zornes über die Behandlung ihres unfreiwilligen Gefährten ansahen. Sie setzten ihn mit allen seinen Sachen ans Land, und merkwürdigerweise drehte sich der Wind und sie konnten sofort absegeln.

Columban ging nun über den Rhein in das Gebiet der Allemannen, kam in die Schweiz und schlug sein Zelt am oberen Ende des Zürichsees auf. Hier fand er noch wildere Heiden als in den Vogesen Burgunds. Doch erwies sich auch da die Macht des Evangeliums und des Gebetes, indem manche sich bekehrten und sich taufen ließen, so daß zu weiterer Ausbreitung des Christentums eine kleine Stammgemeinde sich bildete. Es erhob sich aber ein Aufruhr der Heiden gegen Columban, der die Götzenaltäre in den Zürichsee gestürzt hatte, und er mußte weichen. Er wandte sich nach Arbon am Bodensee, wo er einen christlichen Priester fand, Namens Willimar, der ihn und die Seinen mit Freuden aufnahm. Dann ließen sich die Glaubensboten in Bregenz, am Anfang des Bodensees, nieder, wo sie drei Jahre blieben. Der Boden war fruchtbar und die umwohnenden Allemannen für die evangelische Botschaft empfänglich. Auch hier hatten einst Christen gewohnt; aber die wilden Hunnen unter Attila hatten alles verwüstet und nur wenige Spuren des Christentums übrig gelassen. Allemannen waren später eingerückt. Diesen predigte nun Columbans Schar, die sich samt vielen armen Leuten der Umgegend mit Fischfang, Bodenkultur und Verfertigen von Fischernetzen

ernährte. — Auch hier war ihres Bleibens nicht. Von den Heiden vertrieben, wandte sich Columban bei schon herannahendem Alter nach Oberitalien über die Alpen. Schwer war ihm, daß er seinen besten und treuesten Schüler Gallus bei Willimar in Arbon zurücklassen mußte, weil er an einem Fieber krank war. — In Rhätien ließ Columban einen andern Gehilfen zurück, den Siegbert, der in der Nähe der Rheinquellen das Kloster Disentis gründete, eine Leuchte des Christentums und der Kultur für das Bündner Land. Längere Zeit blieb Columban in Mailand und bekämpfte den Arianismus der Longobarden. Dann gründete er in den Apenninen das Kloster Bobbio, die Musteranstalt seines Mönchvereins für lange Zeit, bis dieser sich mit den Benedictinern vereinigte. Hier ist Columban im Jahr 615 gestorben.

Columban und Gallus.

Columban war ein großangelegter Geist, eine tiefe geistliche Natur, deren Frömmigkeit nicht auf Menschensatzungen, sondern auf Gottes Wort ruhte. Darum war er auch so freimütig, selbst gegen die römischen Bischöfe. In einem kirchlichen Streit, dem sogenannten Dreikapitelstreit, schrieb er einen Brief an Papst Bonifatius IV., in welchem er zwar seine Achtung gegen die römische Kirche ausspricht, sie zugleich aber auch vor einer darauf, daß dem Petrus die Schlüssel des Himmelreichs verliehen worden, gegründeten Anmaßung warnt. Beiden Parteien ruft er zu, sie sollten einmütig sein. — Weil Columban sich selbst so sehr in der Zucht hielt und der Herrschaft des Geistes Gottes unterwarf, darum übte er so großen Einfluß auf andere aus; er durfte Menschen, die so wild waren als die Wölfe und Bären in ihren Wäldern, sanft und milde werden sehen wie Lämmer und Schafe. Mit der tiefen Andacht eines stillen Gemütes verband er eine mächtig nach außen wirkende Kraft und Energie. Über der großen, nach außen gerichteten Thätigkeit versäumte

er die Pflege seines eigenen Innern nicht. Oft ging er mit seiner Bibel tiefer in den Wald hinein, las oder meditierte gehend oder ließ sich mit dem Buche auf einem hohlen Baumstamm nieder. An Sonn- und Festtagen zog er sich gern in Felsenhöhlen oder an andere ganz einsame Plätze zurück, um sich hier dem Nachdenken über göttliche Dinge und dem Gebete hinzugeben. „Möchte doch Gott,“ schrieb er einst, „mich, der ich zwar gering, aber doch sein Knecht bin, aus dem Schlaf der Trägheit wecken und mit dem Feuer seiner Liebe so entzünden, daß es in mir ohne Aufhören brenne.“ — Selbstverleugnung, demütige Hingabe und Gehorsam gegen den göttlichen Willen in Christo waren die Seele seines Lebens. „Der tritt die Welt zu Boden, sagt er, wer sich selbst überwindet. Wer sich selber schont, der kann die Welt nicht hassen. In seinem eigenen Innern liebt oder haßt man die Welt. — Mit Gewalt müssen wir das Himmelreich an uns reißen. Wir müssen nicht nur von unsern Widersachern, sondern am heftigsten von uns selbst bekämpft werden. — Wenn du dich selbst besiegst, bist du der Sieger über alle.“ — Goldene Worte aus Columbans eigener Erfahrung geboren.

Wie wir oben mitgeteilt, hatte Columban seinen Gallus samt zwei jüngeren Gehilfen in der Schweiz krank zurücklassen müssen. Bald erholte sich Gallus bei dem Priester Willimar in Arbon. Er sehnte sich nach einer einsamen Stätte in der waldigen Wildnis, wo er sich ansiedeln und dem Herrn und seinem Dienste leben könnte. Der heilige Mann begab sich in Begleitung von Willimars Helfer ins Gebirg, ein paar Stunden südlich von Arbon und fand dort eine kleine Fläche zwischen mäßigen Hügeln, die gegen das Appenzellerland ansteigen, an den Wasserfällen der klaren Steinach. Hier fiel Gallus, zufällig in ein Gesträuch verwickelt, zu Boden; er sah darin einen göttlichen Wink. Da formte er von einem Zweig ein Kreuz, hängte daran seine Tasche mit den darin enhaltenen Heiligtümern und weihte den Ort mit Beten und Fasten zu einer Stätte des Herrn ein. Es mochte ums Jahr 613 sein. Das waren die bescheidenen Anfänge des später so bedeutend gewordenen Stiftes St. Gallen.

Gallus baute sich und seinen Freunden hier eine Zelle, d. h. eine Niederlassung von ärmlichen Hütten. Strenge und uneigennützige Arbeit, mit Gebet und Wohlthun verbunden, war das Leben dieser Männer. Eine Glocke, die noch jetzt gezeigt wird, rief die Brüder zum Gebet und zur Arbeit. Ackerbau, Wissenschaft, Predigt und Unterricht machten die Arbeit aus. Die Zahl dieser Arbeiter nahm zu, indem teils Eingeborene, bekehrte Heiden, teils nachziehende Mönche aus Irland eintraten. Gallus war die Seele des Ganzen. Auch nach außen knüpfte er wichtige und gesegnete Verbindungen an. Es wird erzählt, Friedeburg, die Tochter des allemannischen Herzogs Gunzo in Überlingen, sei, von einem bösen Geiste gequält, erkrankt und der Herzog habe deshalb, da fränkische Priester wegen ihrer Unreinigkeit und Laster nichts über die Krankheit vermocht, nach dem im Rufe der Heiligkeit stehenden Gallus geschickt. Gallus betete mit der Kranken und legte ihr die Hand aufs Haupt; da sei der Dämon von ihr gewichen. Zum Danke wollte der Vater den Gallus auf den erledigten Bischofsstuhl von Konstanz erheben. Gallus aber lehnte ab und empfahl den Helfer Johannes von Grabs, der dann auch gewählt

wurde. Bei der Einweihung sprach sich der allgemeine Wunsch aus, daß Gallus die Predigt halte. Dies geschah so, daß Gallus neben dem Bischof Johannes stand, diesem die Predigt lateinisch ins Ohr sagte, worauf dieser sie dem Volke und der Geistlichkeit vortrug. Es war eine Erzählung der heiligen Geschichte von Anfang der Welt bis auf Christus und die erste Christengemeinde. Eine solche Predigt des heiligen Gallus, die mit Beziehungen auf das Leben der Zuhörer, mit Ermahnungen und Segnungen schließt, wird noch im Stiftsarchiv zu St. Gallen aufbewahrt. Damals mußte in jeder Predigt so viel als möglich alles Wesentliche des Christentums gelehrt werden. Gallus wurde ein rüstiger Greis, über 90 Jahre alt. „Der HErr verläßt seine Diener nicht, und hat Er einen zu einer Säule der Kirche bestimmt, so wählt Er ihn fest und dauerhaft.“ Im Jahre 640 machte Gallus einen Besuch in Arbon, um dort zu predigen. Unter der Predigt ergriff ihn ein Fieber. Man trug ihn in das Haus des Pfarrers, und dort ist er ruhig im HErrn entschlafen. Man hat ihn nach seiner Zelle gebracht, wo sich später über seinem Grabe das Kloster St. Gallen erhob. Im Beisein des Bischofs Johannes und unzähligen Volkes wurde er bestattet. Bald wurde seine Grabstätte von unzähligen Wallfahrern besucht, im Glauben, daß auf dem Orte, den der Gottesfreund durch sein frommes Leben geweiht, ein besonderer Segen ruhe. — Das Kloster St. Gallen aber wurde eine Pflanzstätte der Wissenschaft, eine reichliche Quelle kirchlicher Stiftungen, eine Schule, aus welcher eine große Reihe weiser und gelehrter Männer, ja auch viele berühmte und verdiente Fürsten und Kirchenhäupter hervorgegangen sind.

Von zahlreichen andern Glaubensboten aus Irland haben wir nur Namen und Spuren ihres Wirkens. Nicht zu ihnen zu rechnen ist St. Fridolin, der zu Anfang des sechsten Jahrhunderts der erste Apostel Allemanniens gewesen, ein Frauenkloster in Säckingen am Rhein oberhalb Basel gegründet, in Chur und Glarus das Evangelium verkündet haben soll. Er war wohl ein Allemanne oder Franke. Sein Leben ist später mit vielen Sagen ausgeschmückt worden. So soll Ursus, ein angesehener Mann des Landes Glarus, dem Fridolin seine Güter vermacht haben, dessen Anrecht aber von den Erben des Ursus nach dessen Tode bestritten worden sein. Da ruft Fridolin, um sein Recht zu beweisen, den Toten aus dem Grabe und führt ihn als Zeugen vor Gericht. Immerhin ist sicher das hohe Alter des Stiftes Säckingen, und ebenso, daß die Abhängigkeit des Glarner Landes von jenem Stifte in die ältesten Zeiten hinaufreicht.

Ein Irländer dagegen ist Kilian gewesen, durch welchen im siebenten Jahrhundert das Evangelium zu den Thüringern im Herzen Deutschlands kam. Im Kloster erzogen, gefiel ihm die Zurückgezogenheit so gut, daß er der Welt zu entsagen beschloß. Aus dem Kloster aber trieb ihn zu neuem Dienste die Betrachtung des Bildes des gekreuzigten Heilandes, das ihm zu sagen schien: „Das that Ich für dich, was thust du für Mich?“ — Mit mehreren Genossen zog er über Frankreich nach Deutschland und hier den Main hinauf in die Gegend von Würzburg, wo er das Herz des Herzogs Gozbert fürs Christentum gewann. Viele Franken und Thüringer ließen sich taufen, darunter auch Geilana, des Herzogs Gemahlin.

Da aber Kilian auf die Trennung der Ehe des Herzogs drang, da Geilana die Witwe seines Bruders war, so ließ das erzürnte Weib in Abwesenheit des Herzogs den Missionar nebst zwei Gefährten töten. Die Rache blieb nicht aus. Die gedungenen Mörder töteten sich selbst; Geilana wurde wahnsinnig und Gozbert von seinen Unterthanen vertrieben.

Aus England gekommen ist der Glaubensbote Willibrord, der mit vielen Mitarbeitern unter den heidnischen Friesen im Nordwesten Deutschlands und in Holland thätig war. Aber der Friesenkönig Radbod zeigte sich ihm feindlich und führte Krieg wider die Franken und das Christentum. Nach einem Siege des Franken Karl Martell über Radbod war dieser eine Zeit lang williger, die Predigt des Evangeliums in seinem Lande zu gestatten. Ein Gehilfe Willibrords, Namens Wulfram, war sogar im Begriff, Radbod zu taufen. Der König hatte schon einen Fuß ins Taufbecken gesetzt, als er plötzlich fragte: „Wo ist die Mehrzahl der Friesen und ihrer Könige und Väter, im Himmel oder in der Wallhalla?" Wulfram erwiderte: „Von Deinen Vorgängern, den Fürsten der Friesen, die ohne das Sakrament der Taufe gestorben sind, sind wohl die meisten in der Hölle, in eurer Wallhalla." — „So will ich," sagte der trotzige Friese, „weil ich lieber bei meinen Voreltern, als mit wenigen Unansehnlichen im Himmel sein mag, bei der Religion meiner Väter bleiben" und zog seinen Fuß vom Taufbecken zurück.

Der aber am meisten zur Missionierung Deutschlands gethan, am meisten Deutsche getauft und in die christliche Kirche eingeführt hat und darum der Apostel der Deutschen genannt wird, das ist Winfried oder Bonifatius. Auch er kam aus England herüber. Ums Jahr 680 wurde er dort im Königreich Wessex geboren und stammte aus edlem, vielleicht fürstlichem Geschlechte. Der Vater sah in ihm den Erben seiner weltlichen Macht und Schätze. Aber Gott hatte andere Gedanken mit ihm und der Knabe zeigte früh, wozu er berufen sei. Den Gesprächen ernster und frommer Geistlichen, die oft des Vaters Haus besuchten, hörte Winfried mit großer Aufmerksamkeit zu und träumte sich früh in das künftige Wirken eines Geistlichen hinein. Er wollte Geistlicher werden. Der Vater aber widersetzte sich. Doch endlich willigte er ein, sei's infolge schwerer Krankheit, sei's, daß er in der tiefen Neigung die höhere Bestimmung erkannte, sei's, daß er hoffte, den frischen, fröhlichen und thatkräftigen Sinn werde das Klosterleben bald ermüden. — Winfried trat in ein Kloster ein, lernte und lehrte auch selbst. Im 30. Jahre wurde er zum Priester geweiht, als Gesandter zwischen dem Könige und dem Erzbischof von Kanterbury verwendet und wegen seiner hohen Einsicht hochgeschätzt. Eine ehrenvolle Laufbahn in seiner Heimat lag vor ihm, er wählte aber die dornenvolle eines Missionars unter fremden Völkern und ging zunächst nach Friesland. Ungünstiger Verhältnisse wegen mußte er aber bald zurückkehren. Obschon in seiner Heimat zum Abte gewählt, trieb es ihn wieder fort, seinem künftigen großen Berufe entgegen. Er hatte Deutschland im Auge. Um sicherer zu gehen, ging er vorerst nach Rom, damit er vom Papste als Missionar geweiht und beauftragt werde. Die Verbindung mit dem Papste konnte ihm den Schutz der fränkischen Herrscher und zugleich eine gewisse Unabhängigkeit von denselben in geistlichen Dingen zusichern.

Winfried teilte überhaupt nicht die Richtung der romfreien iro-schottischen Kirche, von der wir oben gesprochen haben, anerkannte vielmehr die Oberhoheit des römischen Bischofs und verhielt sich schroff abweisend und hart gegen diejenigen, welche vor der päpstlichen Oberhoheit sich nicht beugten. Wenn so der fleischliche Eifer und die Abneigung gegen die Iro-Schotten, die ihn beseelte, Tadel verdient, so ist andererseits anzuerkennen, daß er ein großer und glücklicher Organisator war, der seine Zeit erkannt, mit weisem Blick in die Zukunft schaute und mit starker Hand die Kirchen Deutschlands unter die feste, damals noch heilsame Zucht Roms gebracht hat. In dem Teile Deutschlands, wo Winfried seine großartige Thätigkeit entfaltete, waren damals drei verschiedene Bestandteile zu unterscheiden: 1) ganz christianisierte Striche westlich vom Rhein, 2) teilweise bekehrte Länder wie Thüringen und Bayern, 3) ganz heidnische Gegenden, Niederhessen bis zu den Sachsen. Die vorhandene Geistlichkeit war in einem gesunkenen Zustand; Bonifatius bezeichnet sie als vom Christentum abgefallen, die Zahl der Irrlehrer größer als die der Rechtgläubigen. Wenn Bonifatius sie Mörder und Ehebrecher nennt, so versteht er dabei solche Geistliche, die Kriegsdienste thaten und das Cölibatsgelübde der Ehelosigkeit nicht gethan hatten. Es fehlte in Deutschland alle kirchliche Ordnung und jeder feste Verband, als Bonifatius erschien. Seit 80 Jahren war keine Synode mehr gehalten worden. Die iro-schottischen Missionare hatten zwar einen lobenswerten Unabhängigkeitsgeist, der Jesum als das alleinige Haupt der Kirche ehren wollte; doch hat derselbe in Verbindung mit ihrem Wandertrieb jede dauerhafte Organisation gehindert. Wir werden weiter unten sehen, wie fest da Winfrieds Hand eingegriffen und die Kirche Deutschlands gestaltet hat.

Der Papst hatte Winfried freundlich aufgenommen und wies ihn zu den Thüringern. Hier und an den Ufern der Lahn hat dann Winfried zunächst gewirkt, in Amöneburg den Grund zu einem Kloster gelegt und viele Bekehrte getauft. — Im Jahr 723 machte Bonifatius eine zweite Reise nach Rom, berichtete dem Papste über seine Missionsthätigkeit und wurde von demselben zum Bischof der neuen deutschen Kirche geweiht, wobei er aber schwören mußte, samt seinen Kirchen unverbrüchlich dem Stuhle des heiligen Petrus anzuhangen und in steter Glaubenseinheit mit demselben zu verbleiben. So kam schon bei ihrer Gründnng die deutsche Kirche in Abhängigkeit von Rom.

Bei seiner Rückkehr nach Deutschland war die Lage des Bonifatius nicht erfreulich. Das alte Heidentum wehrte sich seines Lebens. Viele getaufte Hessen und Thüringer waren wieder abgefallen, andere schwankten; das Heidentum hatte noch die Oberhand. — Da beschloß Bonifatius durch eine kühne That dem Götzendienst auf den Leib zu gehen. Bei Geismar in Hessen, nicht fern von den Grenzen der noch heidnischen Sachsen, stand eine alte, dem Donnergott Wuotan geweihte heilige Eiche, hochverehrt von den Heiden. Vor den Augen des versammelten Volkes legte Winfried selbst die Axt an sie, und seine Treuen folgten seinem Beispiele. Die Heiden sahen wütend zu, wollten aber die Frevler dem Gerichte ihres Gottes überlassen. Der Baum war schon stark angehauen. Da, so erzählt die Legende, rauschte es im Wipfel der Eiche, alle Blätter schauerten und die Äste schlugen

knarrend und ächzend zusammen. Da meinten die Heiden, es kündige sich die Nähe ihres Gottes an; sein Zornesodem gehe ihm als ein Sturmwind voran. Aber Bonifatius merkte, daß es seines Armes nicht mehr bedürfe und trat bei Seite. Und siehe da, der mächtige Stamm erkrachte von unten bis oben und mit einem Male stürzte die gewaltige Masse mit solcher Wucht zu Boden, daß die Krone zerbrach und der Baum selbst in vier Stücke auseinanderfiel. Bonifatius blieb unverletzt. Da erkannten die Heiden die Schwäche ihrer Götter, sagten sich von ihnen los und ließen sich taufen.

Bonifatius zog im Lande umher mit gutem Erfolge. Er führte ein tragbares Zelt bei sich, um in dem wüsten Lande nicht unter freiem Himmel zu übernachten. Eine Menge Gehilfen und Gehilfinnen, die aus England gekommen waren, gesellten sich ihm bei und die Zahl der Gläubigen in allen Gauen wuchs außerordentlich. Bis zu seiner dritten Reise nach Rom (738) soll Winfried mit seinen Mitarbeitern über 100 000 Personen getauft haben. Alle diese fügte er in feste Gemeinden zusammen mit kirchlicher Zucht und Ordnung nach des Papstes Anweisung. Von Rom kehrte Bonifatius als Erzbischof und päpstlicher Kommissär für Deutschland zurück, errichtete viele Bistümer (Salzburg, Freysing, Regensburg, Hersfeld, Fulda, Würzburg ꝛc.) und Klöster (Tegernsee, Wessobrunn ꝛc.), die alle unter ihm, dem nunmehrigen Erzbischof von Mainz standen. Als solcher hielt er mehrere Synoden, aus deren noch vorhandenen Beschlüssen wir die damaligen kirchlichen Zustände erraten können. Dem ersten deutschen Nationalkonzil 742 wohnten auch weltliche Große bei und die Beschlüsse wurden von Karlmann unter seinem eigenen Namen als des weltlichen Herrschers veröffentlicht. Den Geistlichen wurde das Tragen von Waffen, die Teilnahme an Jagd und Krieg, die Beschäftigung mit Hunden, Habichten und Falken untersagt. Ausschweifungen sollten streng bestraft werden. Gegen den heidnischen Aberglauben wurden ernste Gesetze gegeben. Verboten wurde: das Verbrennen der Leichname, die heidnischen Trinkgelage im Februar, die Entweihung der Kirchen durch üppige Lieder, Zank und Streit, die Götzenverehrung in heiligen Hainen, die Amulette, das Weissagen aus dem Wiehern der Pferde u. s. w.

So kam in die deutschen Kirchen durch Bonifatius mehr Zucht und Ordnung. Es ist aber nicht zu leugnen, daß er in der Handhabung derselben auch zu weit ging und manche Vorurteile hegte, die wir nicht teilen können. Er überschätzte das Mönchtum und das Papsttum, verehrte die Reliquien und verfolgte Männer, die ebenfalls unter den Deutschen missionierten, die sich aber nicht dem römischen Bischofe unterordnen wollten. Als solche werden genannt Adalbert, ein Franke, und Clemens, ein Schotte. Adalbert war ein talentvoller Mann, der große Gewalt über die Gemüter hatte, sich aber in zu starke Verachtung Roms verlor und unter dem Volke, das ihn als Fürbitter und Wunderthäter schätzte, sowie am Hofe eine Rolle spielen wollte. Auf einem Konzil in Rom wurden 745 beide verdammt. Adalbert wurde gefangen gesetzt im Kloster Fulda, entkam aber und wurde von Viehhirten erschlagen. Clemens, der andere Gegner des Bonifatius, war diesem an christlicher Erkenntnis überlegen, kam ihm aber an Weisheit und richtigem Takt nicht gleich. Was aus ihm geworden, ist unbekannt.

Dem „Apostel der Deutschen" nahte endlich der Feierabend; er sollte das blutige Ende eines Märtyrers finden. Nachdem durch den Papst Winfrieds begabtester und vertrautester Schüler Lullus zu seinem Nachfolger im erzbischöflichen Amte bestimmt worden war, zog Bonifatius noch einmal in hohem Alter als Missionar aus nach Friesland. Mit 52 Gefährten bestieg er ein Schiff, das ihn dorthin brachte. In seinen Bücherkasten legte er sein Sterbekleid. Predigend und taufend zog er wie früher umher. Bei Dockum schlug er einige Zelte auf. Auf Pfingsten 755 hatte er die Getauften zur Firmung beschieden. Aber statt ihrer erschien ein Haufe bewaffneter Heiden. Die Leute Winfrieds wollten gegen sie die Waffen brauchen. Aber er verbot es ihnen. „Vergießt nicht Blut, ihr Kinder, sprach er, wir sollen nicht Böses mit Bösem vergelten. Heute ist der Tag, nach dem ich mich längst gesehnt habe; vertrauet auf den HErrn, der uns jetzt auf einmal aus allen Gefahren des Lebens befreien will." Gleich nach diesen Worten sank er durchbohrt nieder. Seine Begleiter hatten fast alle ein gleiches Schicksal. Der Leichnam des Bonifatius wurde im Kloster Fulda begraben.

Bonifatius Tod. (Von H. M. v. Heß.)

Kaiser Karl der Große.

Karl der Große ist das Werkzeug, dessen Gott sich besonders bedient hat, um beim Beginn des Mittelalters, gegen Ende des achten Jahrhunderts, die christliche Kirche zur Lehrerin und Erzieherin der Völker zu machen und diese Kirche gegen ihre zahlreichen Feinde mächtig zu schützen. Als er im Jahre 768 nach dem Tode seines Vaters, des Frankenkönigs Pipin, zur Herrschaft gelangte, da hatte im Lande der Franken, zwischen dem Rhein und der Rhone und dem Atlantischen Ozean schon mehrere Jahrhunderte das Licht des Evangeliums die alte heidnische Finsternis verscheucht, Kirchen und Bethäuser erhoben sich, Bischöfe und Priester weideten das Volk und leiteten es an zur Gottesfurcht und gesittetem, friedlichem Wandel. Aber so stand es im Abendlande nur noch in Italien und Britannien. Dort hatte in Rom der oberste Bischof der Christenheit seinen Sitz und von England und Irland waren schon längst eifrige und hochbegabte Glaubensboten nach dem Festlande, auch in die Wälder, an die Seen und Flüsse Helvetiens ausgegangen. — Diese christlichen Länder waren aber ringsum von Heiden und Ungläubigen umgeben, welche von allen Seiten in die Christenheit einzudringen trachteten. In Spanien standen die Mauren, die dem Islam ergeben, über die Meerenge von Gibraltar eingedrungen waren, bis Karl des Großen Großvater, der tapfere Karl Martell bei Tours sie geschlagen und nach Spanien zurückgeworfen hatte, wo sie noch immer als eine der Christenheit Gefahr drohende Macht standen. — Im Norden des Frankenlandes, an der Weser und Elbe wohnten die tapferen heidnischen Sachsen, alte Erbfeinde der Franken, welchen das sanfte Joch Christi als schmähliche Knechtschaft erschien. Ebenso feindlich sowohl dem Reiche als dem Christentum waren im Nordosten Deutschlands die Slaven und Wenden, und im jetzigen Ungarlande die Avaren oder Hunnen, grausam und unablässig Einfälle ins deutsche Gebiet machend. Dabei war auch in den Ländern, die das Christentum angenommen, dasselbe noch nicht recht befestigt, sondern hatte mit altheidnischen Gebräuchen, mit Roheit und Aberglauben zu kämpfen. Da bedurfte es eines solchen gewaltigen Herrschers, wie Karl der Große war, welcher mit außergewöhnlichem Feldherrntalent, mit furchtbarer Tapferkeit und Kraft große christliche Weisheit und staatsmännische Begabung verband und sich berufen fühlte, mit den Mitteln seiner Macht, sowie der Bildung und der Thätigkeit der Kirche den Götzendienst

der barbarischen Völker im Herzen Europas zu stürzen und das Evangelium auszubreiten und zu gründen.

Am 2. April 742 erblickte Karl, wahrscheinlich in Aachen, das Licht der Welt. Sein Schulunterricht war gering, seine religiöse Unterweisung notdürftig; aber außerordentliche Fortschritte machte er im Reiten, Jagen, Schwimmen und in den Waffen. Bedeutend muß der Einfluß seiner frommen Mutter gewesen sein, die er stets in hohen Ehren hielt. Erst in späterem Mannesalter lernte Karl schreiben, wozu er eine Schreibtafel mit sich führte, auf welcher er besonders in schlaflosen Nächten sich übte. Jene Zeit war solchen Künsten nicht günstig; besonders unter den Franken waltete der kriegerische Sinn vor, in welchem einst ein alter Germane, nach den Grenzen der Deutschen gefragt, antwortete: „So weit, als die Spitze dieses Schwertes reicht.“ —

Nachdem Karl schon als Jüngling sich Kriegslorbeeren geholt und in der Verwaltung einiger Grafschaften sich Erfahrungen gesammelt hatte, führte ihn der 24. September 768, der Todestag seines Vaters, in den vollen Ernst seines Berufes ein. Er teilte sich in das Reich mit seinem Bruder Karlmann. Aber bald brach Zwietracht zwischen den Brüdern aus. Karlmann hatte dem Bruder seine Hilfe versagt im Kampfe gegen den Herzog von Aquitanien. Auch fühlte sich der zum Herrscher geborene Karl gehemmt und gehindert durch den ihm nicht ebenbürtigen Bruder. Es lag eine höhere Vorsehung darin, daß Karlmann früher starb und daß das von demselben beherrschte Volk die Regierung nicht den Söhnen Karlmanns, sondern Karl übertrug. Dies führte zum Kriege. Karlmanns Witwe und Söhne waren zu Desiderius, dem König der Longobarden, geflohen, der zu Pavia regierte, und hatten um so mehr bei demselben Gehör gefunden, weil Karl des Desiderius Tochter, die er zum Weib genommen, zurückgeschickt und statt derselben Hildegard, die Tochter eines Schwabenherzogs, geheiratet hatte. Wenn auch der Papst hiemit einverstanden war, welcher die Longobarden die stinkendste Nation der Welt genannt hatte, so ist jene Scheidung doch ein Flecken im Leben des großen Karl, dessen Frömmigkeit noch oft in den Hintergrund trat, wenn es sich um die Gelüste seines Willens und Fleisches handelte. Erst nach und nach wurde seine wilde Kraftnatur, der sich alles beugen mußte, durch den Geist des Evangeliums überwunden und geheiligt. — Nachdem der Longobardenkönig Karls friedliches Anerbieten einer bedeutenden Entschädigungssumme zurückgewiesen hatte, kam Karl mit einem Heere nach Italien, eroberte Pavia, steckte Desiderius ins Kloster und setzte sich in Mailand selbst die eiserne Krone der Longobarden aufs Haupt. Damals machte Karl auch in Rom einen Besuch und wurde dort wie selten ein Gast empfangen. Dreißigtausend Bürger mit ihren Fahnen, eine Menge Geistlicher, der Papst an der Spitze, mit ihren Kreuzen, begrüßten beim Einzug den Fürsten.

Um jene Zeit brach auch der Krieg mit den Sachsen im Norden aus, der mit Unterbrechungen dreiunddreißig Jahre gedauert hat und auf beiden Seiten mit ungeheurer Zähigkeit geführt wurde. Bei Karl handelte es sich teils darum, das Frankenreich gegen die öfteren Einfälle der Sachsen zu schützen, teils darum, die Sachsen unter christlichen Einfluß zu stellen. Aber die Sachsen waren ein kerniges,

tapferes, charakterfestes, echt deutsches Volk, welches an den Herzögen Alboin und Wittekind kräftige und trotzige Feldherren hatte. So oft auch Karl in ihr Land vorgerückt war, Festungen und heidnische Heiligtümer zerstört und Missionare ins überwundene Land geschickt hatte, — sobald Karl aus dem Lande weg und anderswo mit Krieg oder friedlichen Aufgaben beschäftigt war, fielen die Sachsen wieder ab, verbrannten die christlichen Anpflanzungen und Kirchen und vertrieben oder töteten die fränkischen Geistlichen. Immer wieder mußte der Frankenkönig entweder aus

Taufe Wittekinds. (Nach A. Rethel.)

Italien oder aus Spanien, wo er die Mauren bis über den Ebro zurückgedrängt hatte, oder aus Ungarn u. s. w. nach dem Norden eilen, um sich der Sachsen zu erwehren und seine Siege zu behaupten. Nach neuen Siegen wurden neue Burgen angelegt, viel Volk und vornehme Sachsen getauft, Kirchen gebaut und von fränkischen und schon auch sächsischen Geistlichen das Evangelium gepredigt. Beruhigt kehrte Karl ums Jahr 782 ins Frankenland zurück. Aber Wittekind, der geflohen war und sich nicht bekehrt und sich nicht hatte taufen lassen, schürte die Flamme des Aufruhrs abermals; die christlichen Priester wurden aufs blutigste verfolgt und am

Berge Suntel im Braunschweigischen ein großer Sieg der Sachsen über die Franken errungen. Auch dieses Mal siegte aber Karl wieder und trat dann mit furchtbarer Strenge gegen die Empörer auf. Die Schuldigsten mußten ihm ausgeliefert werden, und ihrer Viertausend und Fünfhundert wurden an einem Tage bei Verden an der Aller enthauptet. Nach diesem Blutgerichte erhoben sich die Sachsen erst recht wie eine Tigerin, deren Junge getötet sind, und es wurden noch mehrere Jahre blutige Schlachten geschlagen. Endlich gebrauchte Karl mildere Mittel, trat mit Wittekind und Alboin in Unterhandlungen, und die Folge war, daß diese Heiden endlich ihren Nacken unter das Joch Christi beugten, die Taufe und das Christentum annahmen und sich dem großen Frankenkönige unterwarfen. — Freilich brach der Krieg nach wenigen Jahren wieder aus und erst im Jahre 803 war der Friede dauernd gesichert. —

Mit Ernst und Strenge wachte nun der christliche Herrscher, der im Sachsenlande eine Reihe von Bistümern und eine Menge Kirchen gegründet und überall hin fromme thätige Priester gesandt hatte, um die Saat des Evangeliums auszustreuen, — über dem Bestande des Christentums. Rückfall ins Heidentum und Götzendienst wurde mit schweren Strafen geahndet. Der Tod stand — so erzählt uns eine noch vorhandene Kirchenordnung — nicht bloß auf dem Aberglauben, auf Empörung gegen Könige und Grafen, auf Ermordung der Priester und der Gutsherren, auf Mädchenraub und Menschenopfer, auf Bündnisse mit Heiden gegen die Christen, sondern auch auf Beraubung, Anzündung und Beschädigung der Kirchen und Kapellen, auf Verweigerung der Taufe und auf dem Beharren im Heidentum, auf dem Verbrennen der Leichen, auf der Unterbrechung von Fasten, wenn damit Hohn gegen die Kirche verbunden war. Auf der andern Seite errichtete Karl auch Asyle für die Verbrecher, begnadigte jeden, der freiwillig beichtete und sich besserte; später hob er viele blutige Bestimmungen auf und stellte die Sachsen seinen Franken fast gleich. —

Wenn Karl den Götzendienst der Sachsen mit Gewalt zerstörte und die Waffen in der Hand das Christentum ausbreitete, so können wir diese Vermengung von Politik und Religion nicht gutheißen. Aber wir müssen zugeben, daß die Sachsen als Erbfeinde der Franken nicht nur deren Religion, sondern auch deren Staat beständig bedrohten, kriegerische Abwehr nötig machten und daß es wohl im Willen der Vorsehung lag, das senfkornartige Wirken des Evangeliums durch politische Unterwerfung der Sachsen und der andern heidnischen Nachbarvölker vorzubereiten. Auch hat Karl bei aller Strenge, die er oft walten ließ, doch auch wieder auf seinen geistlichen Freund und Minister Alkuin gehört, den er wegen seiner hohen geistigen Bildung hoch ehrte. Derselbe tadelte offen des Königs allzustrenges Verfahren gegen die Sachsen. „Drei Dinge," schrieb ihm Alkuin, „sollten zur Bekehrung der Heiden zusammenkommen: die Verkündigung des Glaubens, die Taufe und die Belehrung über die Gebote Gottes. Der christliche Glaube sei der Art, daß er nur freiwillig angenommen werden könne; als Überzeugung des Herzens könne er niemals erzwungen werden, wenn auch die Taufe erzwungen werden könne, welcher Zwang aber dem Glauben eher schade als nütze. Bei der Taufe müsse der

Erwachsene für sich antworten, was er glaube und begehre. Darum sollten die Prediger mit Weisheit und Liebe die göttliche Wahrheit lehren; Gott öffne dann denen, welchen er wolle, das Herz." — Auf solchen Rat und in eigener Erkenntnis hat es dann der große Kaiser an geistlicher Einwirkung auf die unterworfenen Völker keineswegs fehlen lassen, unter welchen eine thätige Mission tüchtiger Prediger und Priester nicht vergeblich arbeitete. Kirchen und Klöster, die er in Menge errichtete, waren wahrhafte Pflanzstätten christlicher Bildung und milderer Sitten für die rohen Völker, und wenn es mit der Umwandlung auch langsam ging und wenn vieles zu wünschen übrig blieb, so ist doch Großes und Segensreiches ausgegangen von dem Manne, der seine Laufbahn mit Gewaltthat begann und auch später sich hie und da von den Leidenschaften seiner urkräftigen Natur hinreißen ließ, der aber nie aufhörte, gegen seine Leidenschaften und inneren Feinde, die jeder Mensch im eigenen Busen trägt, zu kämpfen und auf die Stimme der Besonnenheit zu hören. Dabei traute Karl der Große nicht auf seine eigene Kraft, sondern suchte seine Hilfe im Gebete beim Herrn, dem er sich als Werkzeug und Knecht zur Verfügung stellte. Wie es ihm damit ernst war und nach welchen Grundsätzen er seine Regierung zu führen beflissen war, zeigt besonders ein Gebet, das man von ihm hat. Es lautet:

> „Allmächtiger, ewiger, unaussprechlich großer, unüberwindlicher, gnädiger Gott, der Du mit dem Sohn und dem Heiligen Geist von Ewigkeit bist und alle Dinge im Anfang geschaffen hast, ich bitte Dich, Du wollest mich, Deinen Diener, dem Du das Scepter in die Hand gegeben hast, also regieren, daß ich Dich auf dieser Erde allein fürchte, Deinem Namen in meinem Reiche diene und Dich ehre, und an- und aufnehme Jesum, den Du gesandt hast, das menschliche Geschlecht von Tod, Sünde, Teufel und Hölle zu erlösen, und den Du als alleinigen Erlöser der Seelen dargestellt hast, daß wir Ihm sollen trauen und Ihn anbeten. Du wollest mich im rechten Glauben bewahren und mir durch Deinen Heiligen Geist Gnade geben und mich also leiten und führen, daß ich in meinen Landen Deine Ehre fördere, Recht und Gerechtigkeit pflanze und erhalte nach Deinem Gesetze, das Böse strafe und dem Guten aufhelfe um Deines lieben Sohnes Jesu Christi willen. Amen."

Solchem Beter und Kämpfer hat Gott auch ungeheure Erfolge geschenkt, auf geistlichem wie auf weltlichem Gebiet. Sein Reich dehnte sich nach Besiegung der Nachbarvölker vom Ebro in Spanien bis zur Theiß in Ungarn, von Rom bis an die Nordsee aus, über das ganze jetzige Frankreich, den größten Teil von Deutschland, Belgien, die Schweiz, Ober- und Mittel-Italien, das nördliche Spanien. Und alles regierte er teils unmittelbar, indem er oft im Reiche herumreiste, selbst zu sehen und zu richten, teils mittelbar durch seine Herzöge und Grafen, sowie durch die Bischöfe. Sogar der erste Bischof der Christenheit, dessen weltlichen Besitz Karl vermehrt hatte, huldigte dem Kaiser, der ihn sozusagen als Kultusminister betrachtete und gebrauchte. Denn Karl betrachtete sich als Landesvater, und wie nun der Vater nicht bloß Herr des Hauses ist, der das äußere Leben in demselben zu ordnen hat, sondern zugleich der Priester, der für und mit der Familie beten, Gottes Wort in derselben treiben, auf Zucht und Sitte halten, überhaupt das geistige Wohl der

Seinen wie das leibliche fördern soll, — so hielt Karl dafür, daß ihm auch die Sorge für das Geistliche und Kirchliche in seinem Reiche zukomme. Darum erließ er eine Menge wohlthätiger Kirchengesetze, ernannte die Bischöfe in seinem Reiche, verlangte auch, daß kein Papst sein Amt antreten dürfe, ohne zuvor die Bestätigung des Kaisers gesucht und erhalten zu haben. Eine solche Macht in unrechten Händen könnte furchtbar schaden; aber in Karls Händen waren diese strammen Zügel, auch wenn sie ins Kirchliche übergriffen, nur wohlthätig. Seinem gewaltigen Geiste beugte

Karls des Großen Krönung zum römischen Kaiser. (Nach A. Rethel.)

sich alles, auch der Papst. Demselben, Leo III., schrieb der Kaiser: „Mir liegt ob, mit Hilfe der göttlichen Barmherzigkeit, die heilige Kirche Christi überall gegen jeden Anfall der Heiden und jede Verwüstung der Ungläubigen mit den Waffen nach außen zu verteidigen und im Innern durch Anerkennung des Glaubens zu befestigen. Euch liegt ob, heiliger Vater, wie Moses die Hände zu Gott zu erheben und meinen Kriegsdienst durch Gebet zu unterstützen.“ —

Als Karl im Jahre 799 in Paderborn in Westfalen sein Hoflager aufgeschlagen hatte, erschien vor seinem Throne der Papst Leo III. als demütiger Bittsteller. Derselbe war in Rom von seinen Feinden mißhandelt und gefangen gesetzt

worden, dann aber entflohen und bat nun, von vielen fränkischen Bischöfen begleitet, Karl um Hilfe. Dieser eilte im folgenden Jahre, 800, selbst nach Rom, stellte eine strenge Untersuchung an und verwies die Schuldigen des Landes. Es war Weihnachten, Karl begab sich zur Kirche. Sie war bis auf den letzten Platz besetzt. Karl beugte seine Kniee, um still zu beten. Da tritt der Papst heran und schmückt Karls Haupt mit der Krone der alten römischen Kaiser, indem er ausruft: „Leben und Sieg Karl dem Erlauchten, dem von Gott gekrönten, frommen, großen und Frieden bringenden römischen Kaiser." — Das ganze Volk stimmte ein. Das war ein großer und feierlicher Augenblick, wie er selten vorkommt im Leben der Völker, denn das war der Anfang des deutschen Kaisertums, das tausend Jahre bestanden und auf die Geschicke vieler Völker eingewirkt hat bis auf den heutigen Tag. Ob Karl überrascht war oder ob es die Folge vorangegangener Verabredung war, hat im Grunde keine Bedeutung.

Nachdem nun Karls erster Grundsatz, seine Macht zu erhöhen und möglichst auszudehnen, verwirklicht war, führte er seinen andern, die germanischen Völker mit dem Christentum zu durchdringen, um so kräftiger durch. Als irdischer Schirmherr der Kirche und Vorsteher der Christenheit fühlte er sich von Gott berufen, daß er in Kirche und Reich zum Rechten sehe und die Seelen derer, die Gott seiner Herrschaft unterworfen, den Weg des Heils führe. Er sorgte für das Große wie für das Kleine, für Recht und Gerechtigkeit, für den Schutz der Armen und Bedrängten, für die Kirche und die Reinheit ihrer Lehre, für Predigt und Gottesdienst, für Schulen und Unterricht der Kinder und für die Wissenschaft. Die Bischöfe ermahnte der Kaiser zu untadeligem Wandel und zur Wachsamkeit über Leben und Predigt der Priester, daß sie dem Volke das lautere Evangelium verkündigten und nichts aufkomme, was der Heiligen Schrift zuwider sei. „Sie sollen predigen," verordnete der Kaiser, „von der Dreieinigkeit und der Menschwerdung Christi; sie sollen das Laster strafen, zur Liebe mahnen, Glaube und Hoffnung erwecken und auffordern zu allen christlichen Tugenden." — Den Geistlichen übergab er eine Sammlung von Predigten der alten und großen Kirchenlehrer mit einer von ihm selbst verfaßten Vorrede, damit sie dieselben gebrauchen und sich nach diesen Mustern bilden sollten. Auch sorgte er für die Geistlichen durch die Einrichtung des Zehnten, den er zu vier Teilen bestimmte, den ersten Teil für die Bischöfe, die neben den Grafen und Großen des Reiches Sitz und Stimme in der Reichsversammlung hatten, den zweiten für die übrige Geistlichkeit, den dritten und vierten für die Armen und den Kirchenbau. Denn für Hebung der kirchlichen Baukunst hat Karl der Große viel gethan, wovon das Münster zu Aachen das schönste Denkmal ist. Diese Kirche schmückte Karl mit kaiserlicher Pracht und ließ Säulen, Marmor und Kunstwerke aus Rom und Ravenna kommen, und hier in Aachen, wo er am liebsten weilte, feierte er gern die hohen Feste Weihnachten und Ostern. Es war die Freigebigkeit des großen Kaisers, welche viele Bischöfe und Äbte in den Stand setzte, würdige Gotteshäuser zu bauen. So erbaute Haito, Bischof von Basel und Abt von Reichenau, der Karls Vertrauen besaß und von ihm als Gesandter nach Konstantinopel geschickt worden war, auf der Insel Reichenau an der Stelle des zuerst von

Pirmin errichteten Gotteshauses die Marienkirche, die im Jahre 816 eingeweiht worden ist. — Um den Gottesdienst zu heben, ließ Kaiser Karl Sangmeister, sowie die ersten Orgeln aus Italien kommen; den barbarisch rohen Gesang der Sachsen und Franken verglichen die Italiener mit dem Geheul wilder Tiere oder dem Rumpeln eines Lastwagens, der über eine hölzerne Brücke fährt. Auch die Einführung von Glocken begünstigte er. — Viel hat Karl der Große auch für die Schulen, d. h. für den Unterricht des Volkes und der Jugend gethan, wenn auch die Zeit noch nicht dazu angethan war, den jetzigen Schulzwang aufkommen zu lassen. In den Klöstern sollte der Jugend Gelegenheit geboten werden, die Buchstaben kennen, lesen und schreiben zu lernen. Auch sollte jedermann, alt und jung, das Vaterunser, die zwölf Artikel des Glaubens und die zehn Gebote wissen. Es ist bekannt, wie Karl, der öfter Schulen zu besuchen pflegte, eines Tages in seiner Hofschule ein Examen anstellte, und als er die Fleißigen zu seiner Rechten, die Trägen zu seiner Linken stellte, ergab sich, daß letztere größtenteils Kinder reicher und vornehmer Eltern waren. Freundlich lobte er die ersten; aber mit strengem Ernste strafte er die andern, indem er sagte: „Ihr aber, ihr Söhne der Edlen, ihr feinen Püppchen, die ihr euch so reich und vornehm dünket und das Wissen nicht nötig zu haben meint, ihr faulen, unnützen Buben, ich sage euch, euer Adel und euere hübschen Gesichter gelten nichts bei mir und ihr habt nichts gutes bei mir zu hoffen, wenn ihr eure Faulheit nicht durch eifrigen Fleiß wieder gut macht." —

Im Lernen ging er mit gutem Beispiel voran. Wir haben oben gehört, wie Karl als Mann noch die Schreibekunst sich anzueignen suchte. Er zog gelehrte Männer an seinen Hof, unter diesen den großen Lehrer Alkuin aus Irland, der seit 782 sein Minister war, und Einhard, welchem wir eine ausführliche Lebensbeschreibung und Schilderung Karls des Großen verdanken. In der Gesellschaft dieser gelehrten und weisen Männer schämte er sich nicht als König und Kaiser zu lernen. Selbst auf seinen Kriegszügen ließ er sich aus den Schriften der alten Griechen und Römer vorlesen. Holte er sich hier Kenntnisse und Lebensklugheit, so war es die Heilige Schrift, aus der er täglich Licht und Kraft schöpfte für seinen Geist. Erst dadurch, daß er die christliche Bildung über alles schätzte und sich dem Geist und der Zucht des Evangeliums unterwarf, ist er wahrhaft groß geworden. Man hat ihn oft mit Alexander dem Großen verglichen, und er hat in der That vieles gemein mit demselben. Er war demselben gleich an Kraft, Eroberungslust, Ruhmbegier und Sinnlichkeit. Aber Alexander war groß im Zerstören, Karl groß im Bauen. Alexander ließ gewaltige Ruinen hinter sich, um welche seine Feldherren sich stritten; Karl hinterließ Pflanzungen und Saaten für eine neue Zeit. Alexander zerstörte nicht nur das Perserreich mit seinen Waffen, durch Unmäßigkeit und Trunksucht zerstörte er auch seine Gesundheit und sank in ein frühes Grab; Karl überwand die Barbarei zuerst in sich selbst, haßte die Trunksucht und machte Leib und Seele dem Geiste und der ihm von Gott gegebenen Aufgabe dienstbar. So besteht zwischen den beiden großen Herrschern doch ein gewaltiger Unterschied; es ist der Unterschied des alten Heidentums und des Christentums. Während Alexander der Große die Gesänge Homers mit sich führte und mit

seinem Schwerte unter sein Kopfkissen legte, war es Gottes Wort, welchem Karl der Große den Haupteinfluß auf sein Leben gestattete.

Lassen wir noch einige Züge des Bildes an uns vorübergehen, welches Einhard, der ihn also persönlich kannte, von Karl dem Großen entwirft. Karl der Große war von großem, starkem Körperbau und zeichnete sich durch seine hohe Statur aus;

Kaiser Karl der Große.

seine Länge betrug sieben seiner Füße. Er hatte große, feurige Augen, eine etwas große Nase, schönes Silberhaar und ein lächelndes, heiteres Angesicht. War er zornig, so hatte sein Blick etwas Durchbohrendes, Schreckliches. Seine Gestalt zeichnete sich, mochte er stehen oder sitzen, durch ungemeine Würde aus. Er schritt fest einher; seine ganze körperliche Haltung war männlich, seine Stimme hell. Er erfreute sich

einer guten Gesundheit; nur daß er vier Jahre vor seinem Tode häufig an Fiebern litt und zuletzt an einem Fuß lahm wurde. Von seiner Kraft wird erzählt, daß er einen Sarazenen mit einem Schwerthieb spaltete und Hufeisen zerknickte. Er ritt und jagte häufig, wie es bei den Franken Sitte war, denn keine Nation fand sich damals auf Erden, welche in diesen Künsten es den Franken gleich zu thun vermochte. Auch übte und stärkte er seinen Körper häufig durch Baden und Schwimmen. Sein Anzug unterschied sich für gewöhnlich wenig von der schlichten Kleidung eines seiner Unterthanen. Stets trug er ein Schwert an seiner Seite. Dieses Schwert pflegte er, wenn er einen Befehl, z. B. an einen halsstarrigen Untergebenen, unterzeichnet hatte, zu schütteln und zu sagen: „Hier ist mein Befehl und hier das, das ihm Gehorsam schaffen soll." — Bei Festlichkeiten trug er ein golddurchwirktes Kleid und mit Edelsteinen besetzte Schuhe; eine goldene Schnalle befestigte seinen Mantel, und sein Haupt war mit einer goldenen, mit Edelsteinen verzierten Krone geschmückt. — In Speise und Trank war er mäßig; die Trunkenheit verabscheute er und ließ, wenn einer betrunken war, ihn so lange Wasser trinken, bis er wieder nüchtern war. Das Fasten konnte er nicht gut vertragen. Selten schmauste er und vorzugsweise nur bei Festen und in großer Gesellschaft. Auf seine Tafel kamen täglich vier Schüsseln, außer dem Braten, welchen die Jäger auf den Spießen brachten und den er lieber aß als alles andere. Während der Tafel liebte er Kurzweil oder ließ sich etwas, namentlich aus der Geschichte der alten Zeit, vorlesen. Wein und Getränke genoß er so mäßig, daß er über Tafel selten mehr als dreimal trank. Nach Tisch legte er Kleidung und Schuhe ab und ruhte zwei bis drei Stunden. Dafür war sein nächtlicher Schlaf nicht fest; er erwachte vier- bis fünfmal und stand auch aus dem Bette auf. — Er besaß eine überströmende Beredsamkeit und vermochte seine Gedanken aufs klarste und deutlichste auszudrücken. Das Lateinische verstand er so gut wie seine Muttersprache. Im Ausdruck war er gewaltig. Seinen Kindern war er ein zärtlicher und gewissenhafter Vater und ließ sich von ihnen auf seinen Reisen begleiten.

So glücklich und großartig sich das Leben Karls im ganzen gestaltet hatte, — es war nicht nur voll Unruhe, Mühe und Arbeit, es blieb auch nicht ohne schweres Kreuz. Einer seiner Söhne machte gleich Absalom eine Verschwörung unter dem Volke und trachtete seinem Vater nach Leben und Reich, so daß ihn der Kaiser in ewiges Gefängnis setzen ließ. Dann starben seine besten und tapfersten Söhne Karl und Pipin vor ihm, die in mancher heißen Schlacht glücklich für ihn gekämpft hatten. Dies beugte den Kaiser tief und er alterte schnell.

Es war im Jahre 813. Karl, in der Vorahnung seines nahen Todes, berief seinen Sohn Ludwig und einen großen Reichstag nach Aachen. Diesem stellte er seinen Sohn vor und fragte, ob sie denselben als ihren künftigen Kaiser und König anerkennen wollten. Sie bejahten es. Dann war ein feierliches Hochamt in der Kirche, wo Karl noch einmal in kaiserlicher Pracht, wenn auch schwach und auf seinen Sohn gestützt, erschien. Beide knieten nieder und beteten lange. Nachdem sie sich erhoben, redete der Kaiser mit lauter Stimme zu seinem Sohne und ermahnte ihn vor den Grafen und Bischöfen und unzähligem Volke zum letzten Male, Gott zu

fürchten, seine Schwestern und Verwandten zu lieben, die Kirche zu schützen, die Frevler zu strafen, den Armen zu helfen und seinem Volke mit unsträflichem Wandel voranzuleuchten. „Willst du diese Pflichten treu und gewissenhaft erfüllen, mein Sohn?“ — „Ja, mit Gottes Hilfe,“ antwortete Ludwig. — „Wohlan denn, so nimm die Krone und setze sie dir selbst aufs Haupt und stets erinnere sie dich an dein Versprechen.“ — Ludwig that, wie ihm geheißen, und sie stimmten mit allem Volke den Lobgesang an und kehrten in den Palast zurück.

Wenige Wochen nachher ergriff den Kaiser, der so mit der Welt abgeschlossen hatte, ein heftiges Fieber. Seine gewöhnliche Medizin, das Fasten, half diesmal nicht; die Kräfte schwanden mit jedem Tage. Am neunten Tage empfing er aus den Händen eines Bischofs das heilige Abendmahl. Als er morgens fünf Uhr des Todes Nähe fühlte, hob er die rechte Hand empor, drückte auf Stirne und Brust und Füße das Zeichen des Kreuzes, streckte die Hände noch einmal aus, faltete sie über die Brust, schloß die Augen und sang mit leiser Stimme: „In deine Hände befehle ich meinen Geist.“ — Das waren seine letzten Worte; dann verschied er. — „Bald verbreitete sich die Kunde, daß der Kaiser, der so viele Jahre ruhmvoll geherrscht hatte, gestorben sei, und überall war tiefe Trauer und Klage, denn alle fühlten, daß ein großer Mann geschieden.“ —

Mit Recht wurde ihm, da er in Aachen sitzend auf einem goldenen Sessel in seiner Gruft beigesetzt wurde, ein goldenes Evangelienbuch in die Hand gegeben; denn durch dieses ist er groß geworden.

Claudius von Turin,

ein biblischer Reformator des neunten Jahrhunderts.

Je mehr der Baum des Christentums sich ausbreitete, desto mehr begannen die Vögel der Irrlehre, die Geister des Irrtums und der Verderbnis in demselben zu nisten, wie der HErr vorausgesehen hatte. Besonders seit den Tagen Konstantins, in welchen die Kirche anfing, zu einer mächtigen und reichen Staatskirche zu werden, nahm das innere Verderben derselben überhand. Gott aber hat nach seiner Treue die Kirche nie ganz verlassen, sondern zu aller Zeit so viel an Gnade und Licht in ihr erhalten, daß, wer es benützte, selig werden konnte. Nicht nur ist durch beständiges und treues Abschreiben die Heilige Schrift erhalten und den späteren Geschlechtern als Quelle reiner Lehre überliefert worden; auch mündlich durch Predigt und Unterricht pflanzte sich die Kenntnis des apostolischen Glaubensbekenntnisses, der zehn Gebote und des Vaterunser und damit die Grundwahrheiten von dem Glauben, der Hoffnung und der Liebe fort. Und zur Erhaltung des überirdischen Lebens und zur Spendung der unentbehrlichen Gnade sind auch immerdar die heiligen Sakramente der Taufe und des Abendmahls erhalten worden. Zu diesen Zeugnissen von Christus kamen aber je und je lebendige Zeugen hinzu, die mit Wort und Wandel, Wirken und Leiden das Licht und das Salz der Erde geworden sind, welches die Jünger Jesu sein sollen. Ein solcher Zeuge Christi im karolingischen Zeitalter war der Bischof Claudius von Turin, — der schon zu Lebzeiten Karls des Großen, hauptsächlich aber unter dessen Sohn und Nachfolger, Ludwig dem Frommen, gelebt und gewirkt hat und im Jahre 839 gestorben ist. Er ist schon, aber mit Unrecht, ein kritischer Aufklärer genannt worden, verdient jedoch eher den Namen eines biblischen Reformators, der um so mehr unser Interesse verdient, als er schon 600 Jahre vor der Reformation, in gar finsterer Zeit gewirkt hat als tragische Gestalt, deren Wort fast wirkungslos verhallte und das einbrechende Verderben der Kirche und die Vergröberung des Christentums nicht aufhalten konnte.

Claudius war in Spanien geboren, in dem nordöstlichen Teile, den Karl der Große den Mauren abgewonnen und seinem Reiche einverleibt hatte. Frühe muß er nach Frankreich gekommen sein, wo er unter Kaiser Ludwig dem Frommen im damaligen Aquitanien, westlich von Lyon, als Geistlicher und als Lehrer an einer kaiserlichen Hofschule wirkte. Die wissenschaftliche Bildung jenes Zeitalters war

vorzugsweise eine kirchliche, und so galt denn auch das Studium des Claudius den heiligen Schriften, die er nach und nach erklärte, indem er Kommentare herausgab, d. h. Erklärungen verschiedener biblischer Bücher, so der Bücher Mosis, des Galaterbriefes, des Epheserbriefs, der Briefe an die Korinther, des Matthäusevangeliums. Diese Kommentare waren lateinisch geschrieben und für die Bildung der Geistlichen bestimmt, deren Wissenschaftlichkeit und Sittlichkeit Kaiser Ludwig wie sein Vater zu heben mit Ernst bemüht war. Denn es kam in jenen rauhen Zeiten oft vor, daß Bischöfe und Geistliche über den Freuden der Jagd und den Trinkgelagen Studium und Seelsorge vergaßen und vernachlässigten. Zu den Erklärungen der heiligen Schriften benützte Claudius hauptsächlich die Kirchenväter, die Schriften der Bischöfe und Kirchenlehrer der früheren Jahrhunderte. Besonders der große Augustinus war es, mit Hilfe dessen Claudius ins Verständnis der paulinischen Briefe und des göttlichen Gnadenwerkes eindrang. Den Augustinus, dem auch Luther so viel verdankte, nannte Claudius „einen rechten Liebhaber des HErrn, einen Griffel der Gottheit, eine Zunge des Heiligen Geistes". Mit eigenen Gedanken webte Claudius die Aussprüche der Kirchenväter in lebendiger, fortlaufender Rede zusammen, ohne daß er seine Gewährsmänner angiebt. Letzteres thut er nicht, weil er — wie er sagt — bei fortgesetztem Studium oft dahintergekommen sei, wie ein von ihm erst für original genommener Gedanke doch wiederum von noch früheren entlehnt und wie alles Gemeingut der Kirche sei durch die fortlaufende Gnade und Erleuchtung des Geistes der Verheißung. — Darum wollte Claudius für seine Arbeiten kein persönliches Verdienst beanspruchen, nannte sich vielmehr einen Bettler, der hinter den Schnittern her Ähren auflesen dürfe. Diese Kommentare begnügen sich nicht mit dem zunächstliegenden buchstäblichen Sinn der Schrift, sondern suchen im Buchstaben der Geschichte und Lehre noch einen höheren geistigen allegorischen Sinn, über dessen Berechtigung Claudius sich so ausspricht: „Wie das Fleisch gewordene Wort von einem geringen Körper umschlossen war, so wird das Schriftwort von dem armen Leibe des Buchstabens umgeben." —

Die Gunst Kaiser Ludwigs beförderte den frommen, mutigen und fleißigen Priester und Lehrer ums Jahr 820 auf den Bischofsstuhl von Turin in Norditalien. Dies geschah auch in der Absicht, dem besonders in Italien aufkommenden katholischen Heidentum einen Damm entgegen zu setzen. Die Italiener waren mehr und mehr Bilderanbeter geworden und die griechische Kirche war ihnen hierin in bösem Beispiele vorangegangen. Karl der Große und sein Nachfolger Ludwig der Fromme dagegen fühlten sich berufen, diesem Unwesen Schranken zu setzen, wenn sie auch Bilder in den Kirchen bis zu einem gewissen Grad und in gewissem Sinn zuließen. Auf der zweiten Kirchenversammlung zu Nicäa 787 hatte die morgenländische Kirche die Verehrung der Bilder gestattet, ja sanktioniert. Diesem Beschlusse setzte Karl der Große 790 die sogenannten „Karolinischen Bücher" entgegen, welche zwar für die Anrufung der Heiligen um ihre Fürbitte, aber gegen Verehrung der Bilder sich aussprechen. Bilder könnten gestattet werden und nützlich sein als Schmuck der Kirchen, als Erinnerung an heilige Begebenheiten und Personen und zur Weckung der Andacht; aber Gott allein dürfe angebetet werden und zur Erhebung zum

ewigen Licht in die unsichtbare Welt bedürfe es des Glaubens, der von allem Sichtbaren absehe und das Herz, nicht die sinnlichen Augen in Anspruch nehme. Schon der Papst Gregor I., ein paar Jahrhunderte früher, war zu weit gegangen, als er das sich Niederwerfen vor den Bildern gestattete, wenn er auch bemerkte, diese Huldigung gelte nicht dem Bilde, sondern dem Urbilde. Solche Unterscheidung zu machen, war eben das gewöhnliche Volk nicht fähig, ebenso wenig als die andere zwischen Anbetung und Anrufung, wenn man sagte, anbeten dürfe man Gott allein, anrufen aber auch die Heiligen.

Mit der Versetzung nach Turin war Claudius auf den Kampfplatz gestellt und er hielt nun den Kampf gegen den Aberglauben, nicht nur den der Bilderverehrung, sondern auch den der Anrufung der Heiligen, des Reliquiendienstes, der Wallfahrten, der Überschätzung des römischen Stuhls — für seine Aufgabe, die er mit den Waffen der Heiligen Schrift furchtlos erfüllte. Mit Feuer predigte der Reformator von der Anbetung Gottes im Geiste, von der Nachfolge Christi im Wandel, von der Gerechtigkeit, die die Gnade allein im Glauben wirkt und gegen allen Aberglauben. Und dem Wort ließ der eifrige Bischof die That folgen; er entfernte aus den Kirchen seines Sprengels Bilder und Weihgeschenke aller Art. Schnell verbreitete sich der Ruf dieser That in weiten Landen und zog unserem Bischof viele Feinde zu, darunter auch manche ehemalige Freunde, wie den Abt Theodomir, von welchem Claudius mit David sagte: „Auch mein Freund, der mein Brot aß, tritt mich unter die Füße.“ „Weil ich, was alle verehrten, allein niederzureißen anfing, wurde ich von allen verlästert, und wenn mir der HErr nicht geholfen hätte, hätten sie mich lebendig verschlungen.“ — Theodomir schrieb gegen Claudius und warnte ihn vor Ketzerei und Sektiererei, suchte auch, wiewohl einstweilen umsonst, auf einer Versammlung von Bischöfen und Großen ein verdammendes Urteil gegen seinen ehemaligen Freund zu stande zu bringen. Claudius schrieb Theodomir: „Es verzeihe dir der HErr, der Zeuge meines Lebens ist und mir dieses Werk anvertraut hat,“ und antwortete mit einer Verteidigungsschrift. Heute noch, nach tausend Jahren, ist es lehrreich, zu vernehmen, wie da der reformatorische Bischof über Heiligenverehrung, über Bilderdienst, über Reliquien, Wallfahren und Rom sich ausspricht.

Die erste Kirche hielt das Andenken ihrer Märtyrer in Ehren. War es möglich, so entzogen die Christen die Überreste derselben der Beschimpfung und Schmach, welche die Verfolger selbst den Toten noch anzuthun pflegten und bereiteten ihnen ein ehrliches Begräbnis. Die unterirdischen Gewölbe, wo sie ihre Toten bestatteten, dienten nicht selten zugleich zu gottesdienstlichen Versammlungen, und was war da beim Blick auf das Grab eines geliebten und verehrten Märtyrers, dem Herzen natürlicher und für das fromme Gemüt erwecklicher, als wenn die geistlichen Vorsteher das Andenken an den Vollendeten erneuerten, seinen Glauben und seine Treue priesen und zur Nachahmung vorstellten? Besonders an den Todestagen der Märtyrer geschah dieses. Nach dem vierten Jahrhundert aber fing man an, die Märtyrer und andere, die sich durch ein heiliges Leben ausgezeichnet hatten, um ihre Fürbitte anzurufen, ähnlich wie ein unglücklich verwaister Sohn nach seiner entschlafenen

Mutter ruft; es war im Anfang nicht mehr als Ausdruck der Sehnsucht nach den Vollendeten und des Glaubens an die fortdauernde Gemeinschaft mit denselben — keine Anbetung. Aber nach und nach artete bei vielen unter dem Volke die Anrufung wirklich in Anbetung aus. Wie wenn sie allgegenwärtig wären, rief man die Heiligen an verschiedensten Orten an, verehrte sie als Mittelspersonen und vertraute auf ihr Verdienst, indem man zur Entschuldigung sagte, man bringe ja auch vor den irdischen König seine Bitten durch dessen Diener und Räte und lasse sie durch dieselben befürworten. „Aber der König, sagt Claudius, ist Mensch und muß als solcher, da er nicht allwissend ist, von anderen hören, wie es sich mit den Bittenden und ihren Wünschen verhält. Gott aber ist Gott, allwissend und allgegenwärtig kennt Er einen Jeden aufs vollkommenste und hört eines Jeden Bitten. Zudem, wer den Sohn eines Königs zum Fürsprecher hat, wird nicht seine Diener um ihre Fürbitten angehen. Christus aber, der Sohn Gottes, ist unser Fürsprecher und zwar der Fürsprecher für alle. (1. Joh. 2, 1.) Die Schrift lehrt (1. Tim. 2, 5): Es ist ein Gott und ein Mittler zwischen Gott und Menschen, nämlich der Mensch Jesus Christus, der sich selbst gegeben hat für alle zur Erlösung. Sein Verdienst ist genugsam und vollgültig für alle, während alle andern, auch die Märtyrer und Heiligen, nur durch Christi Verdienst aus Gnaden selig werden. In Ezechiel 14, 14 ff. steht: Wenn gleich die drei Männer, Noah, Daniel und Hiob (in dem Lande, wo die Einwohner in Sünden leben) wären, so würden sie allein ihre eigene Seele erretten durch die Gerechtigkeit, aber weder ihre Söhne noch Töchter. Daraus erhellt, daß keiner auf das Verdienst und die Fürbitte der Heiligen vertrauen soll; wer an ihrer Seligkeit teil nehmen will, muß denselben Glauben, dieselbe Gerechtigkeit und Wahrheit bewähren. Durch die Seligkeit bloß eines andern ist noch niemand selig geworden, durch die Klugheit eines andern niemand klug, durch eines andern Tapferkeit niemand tapfer, durch dessen Mäßigkeit oder Gerechtigkeit niemand mäßig oder gerecht. Alles Heil ist von der Nachfolge zu erwarten. — Gegen die Verehrung der Heiligen wird schon in den Karolinischen Büchern das Beispiel eines St. Petrus, St. Johannes und St. Paulus geltend gemacht; Petrus wollte nicht von Kornelius angebetet sein, sondern richtete diesen auf mit den Worten: Stehe auf, denn ich bin auch ein Mensch; zu St. Johannes sprach der Engel, vor dem er niederfiel: Thue es nicht, ich bin dein Mitknecht; und St. Paulus entsetzte sich vor den Lykaoniern, die ihn anbeten wollten. —

Mit der Zeit war die Verehrung der Heiligen auf ihre Überreste, Gebeine, Werkzeuge, Kleider u. s. w., auf die sogenannten Reliquien übertragen worden. Auch der Reliquiendienst hat sich nur allmählich und aus unschuldigen Anfängen entwickelt. Zuerst wollte man bloß durch den Anblick solcher teurer Überbleibsel das Andenken der verstorbenen Heiligen beleben und auffrischen. Später nahm man aber die Gebeine aus den Gräbern, stellte sie in kostbar verzierten Kästen auf den Altären auf, fing an, da vor diesen Gebeinen seine Gebete zu verrichten, und wenn infolge der erhöhten Andacht oder durch Gottes gnädige Herablassung solche Gebete auffallende Erhörung fanden, so schrieb man den Gebeinen zu, was Sache der Andacht oder der göttlichen Barmherzigkeit war, und begann zu solchen wunderthätigen

Reliquien zu wallfahren. Eine Folge hiervon war wieder, daß man sich durchaus in den Besitz solcher Reliquien von Heiligen zu setzen suchte, was nach und nach einen ärgerlichen Handel absetzte, bei welchem viele Täuschungen vorkamen. Zu den berühmten Reliquien jener Zeit gehörte die lacryma Christi (Christi Thräne) in Vendome, das Blut Christi, in Reichenau um 923 entdeckt, in Mantua schon 804 die heilige Lanze, durch Nägel vom Kreuze Christi geheiligt, um 935 von Heinrich I. erworben. Eine sonderbare, dem Altertum völlig fremde Leidenschaft, die Begier nach heiligen Leichen, hatte sich der christlichen Welt bemächtigt; sie steigerte sich in der finsterer werdenden Zeit bis zur völligen Raserei, die besonders auch durch Reliquienraub sich kund gab. Beinahe wäre der heilige Romuald während seines Aufenthaltes in Frankreich ein Opfer der Raserei geworden, wie Peter Damiani im Leben dieses Heiligen erzählt. Als sich das Gerücht verbreitete, der Heilige wolle Frankreich verlassen, nahmen sich die Bewohner jener Gegend vor, wenn sie das Vorhaben des Heiligen auf keine andere Weise hindern könnten, ihn zu töten, um doch den Leichnam als Schutzwehr gegen allerlei Übel behalten zu können. In Rom wurden Morgenländer darüber ertappt, daß sie Gebeine aus den in der Nähe der Kirche befindlichen Gräbern stahlen, um sie im Orient als Reliquien zu verhandeln. In Spanien ergab es sich einmal, daß die mit heiliger Scheu verehrten Überreste nicht von dem betreffenden Märtyrer, sondern von einem hingerichteten Verbrecher herrührten. Mit Ernst sprach und schrieb Claudius gegen diesen Aberglauben. „Wenn die Heiligen nicht wollten, daß man sie im Leben verehre, wie viel weniger, daß man nach ihrem Tode das verehre, was an ihnen nicht einmal zu Gottes Bild gehörte, das sie vielmehr mit den Tieren gemein hatten!" — Damit nicht Abgötterei mit seinem Leichnam getrieben werde, hatte der Einsiedler Antonius befohlen, sein Grab geheim zu halten; von Moses aber heißt es: „Und der HErr begrub ihn im Thal, im Lande der Moabiter, und hat niemand sein Grab erfahren bis auf diesen Tag." (5. Mose 34, 6.)

Gleichen Eifer bewies Claudius in seiner Bekämpfung des Bilderdienstes. Er sah darin einen Rückfall ins Heidentum. „Man mag die Namen verändern und den äußeren Anschein, statt Jupiter einen Petrus malen, statt Saturn einen Paulus; der Schein ist verschieden, die Sache ein und dieselbe. Warum doch nicht, wenn es erlaubt wäre, die Heiligen lieber bei Lebzeiten als später ihre Bilder anbeten? Jenes ist eine Vergötterung von Gottes Geschöpf, dieses von Geschöpfen der Menschenhand. Darum schaue du, aufrecht geschaffen, lieber zum Himmel hinauf, als daß du dich beugst vor den Bildern." — Sogar gegen das Kreuz und dessen Verehrung spricht sich Claudius aus. „Wenn man jedes Holz, das die Form des Kreuzes hat, anbeten will, weil Christus am Kreuze gehangen, so muß man alle Jungfrauen anbeten, weil eine Jungfrau Ihn geboren, alle Krippen verehren, weil Er in einer Krippe gelegen, alle Windeln, weil Er in Windeln gewickelt worden, ja, alle Esel, weil Er auf einem Esel geritten." „Hier übersieht Claudius die einzige Bedeutung, die Golgatha in jenem einzigen Leben hat, und das Bedürfnis, hiefür ein einziges Zeichen zu haben." Ist er in seiner Polemik zu weit gegangen, so fühlt er hie und da das selbst und bemerkt zu seiner Entschuldigung, gegen Thörichte müsse man etwa auch thörichte

Waffen, gegen steinerne Herzen Steinwürfe brauchen. Auch ist nicht abzusehen, wie ein zur Abgötterei, zum Fetischismus geneigtes Volk anders geheilt werden kann, als wenn man ihm seine Götzen wegnimmt. Und schließlich hat er doch darin recht, daß er sagt: „Nicht das Kreuz anzubeten, nein, es zu tragen, hat uns der HErr befohlen."

Etwas gemäßigter war des Claudius Widerstand gegen die Wallfahrten nach Rom, die längst aufgekommen waren und für sehr verdienstlich und segensreich galten. „Sind Wallfahrten so not, was soll man von dem Mönchtum halten, das die Leute hinter den Mauern gefangen hält und an der heilsamen Reise hindert?" Claudius bekämpft die Meinung, als ob nur an einem bestimmten Orte wahre Buße möglich und rechte Vergebung der Sünden zu hoffen sei, und in Bezug auf Rom warnt er vor einer Überschätzung des „apostolischen Stuhles". Sogar das Mißfallen des Papstes konnte Claudius nicht irre machen. Als der Papst Paschalis I. († 824) sich gegen das Vorgehen des Claudius ausgesprochen und die Gegner dieses als Beweis benutzt hatten, daß dieser im Unrecht sei, erwiderte er: „Apostolisch ist nicht, wer auf apostolischem Stuhl sitzt, sondern wer apostolische Pflichten erfüllt, in der Apostel Lehre bleibt und ihrem Wandel nachfolgt; ohne das ist man ein heuchlerischer Pharisäer." — Auch gebe es, meint er, zwei apostolische Primate, einen des Petrus zur Gründung der Kirche unter den Juden und einen des Paulus zur Gründung der Kirche unter den Heiden. — Gegen die Verdienstlichkeit der Mönchsgelübde macht Claudius geltend, kein Mensch werde durch eigene Werke gerecht, sondern allein im Glauben durch die Gnade Gottes, die im Innern wirke und wohl auch Werke schaffe, aber Werke zu Gottes Ehre nach seinem Gesetz und zu des Nächsten Nutz und Frommen.

Ohne Leiden und Verfolgung ging es auch bei diesem Zeugen der Wahrheit nicht ab. Seine Gegner schrieben Schriften gegen ihn und verklagten ihn beim Kaiser Ludwig, bittend, er möge doch nicht dulden, daß diese Schlange länger die seufzende Mutterkirche zerfleische. Doch ging der Kaiser auf diese Anschuldigungen schließlich nicht weiter ein und der Bischof blieb aller Anfechtung ungeachtet in seinem Amte. Die Beschuldigungen, daß Claudius ein Irrlehrer sei, der Spaltung anrichte, waren in der That unbegründet. Er stand als Lehrer ganz auf biblischem Boden und hielt, wenn er auch unterschied zwischen Kirche und römischer Kirche, fest an der Gemeinschaft der einen katholischen Kirche, ohne im Entferntesten an eine separierte Kirche zu denken. „Unitatem teneo, konnte er mit Grund seinem Gegner sagen: ich halte an der Einheit der Kirche fest." Aus Augustinus, aus den Vätern und Lehrern der alten Kirche und besonders aus den Schriften des großen wunderbaren Paulus hat Claudius seinen Geist genährt und ist durch die Barmherzigkeit seines Gottes, auf den allein er vertraute, im Dienst der Kirche erhalten worden bis an sein seliges Ende.

Alfred der Große von England.

Alfred war ein Enkel Egberts, der am Anfang des neunten Jahrhunderts die Oberherrschaft über die sieben kleinen Reiche Englands und damit über alle Angelsachsen, die sich von Deutschland aus dort niedergelassen hatten, erlangte. — Egbert zuerst soll sich König von England genannt haben. Längst war christliche Religion und Kultur in England heimisch geworden und hatte sich von da und von Irland aus durch ausgezeichnete Missionare nach dem europäischen Festlande, auch nach der Schweiz, verbreitet, in deren Wildnissen Gallus und Columban den Samen des Evangeliums ausstreuten. Allein in den Tagen Egberts und Alfreds war England in Gefahr, von neuer heidnischer Barbarei überschwemmt und verschlungen zu werden. Es waren die wilden Normanen, die seekundigen Bewohner des Nordens Europas, welche in zahlloser Menge sich auf die Küsten des Westens, besonders Englands, warfen, sich da festsetzten, die Flüsse hinaufzogen und weit und breit sengten und mordeten, Kirchen und Klöster einäscherten, Männer und Frauen als Sklaven fortführten und mit Beute beladen heimkehrten, um immer wieder zu kommen. Diese Normanen hatten auch den Teil Frankreichs, die Normandie genannt wird, erobert und machten sich nun in England so furchtbar, daß eine Menge Einwohner nach dem Festland floh und manches Bistum und andere christliche Leuchten vom Schauplatz verschwanden. Alfred der Große war nun das Werkzeug Gottes, durch welches England, die altberühmte Pflanzstätte christlicher Kultur für Europa, aus jähem Verderben gerettet wurde, und durch welches neue Saatkörner edelster Bildung ausgestreut wurden.

Wie es die Normanen oder Dänen trieben, mag man aus folgendem Beispiele sehen. Durch die Beute, welche aus England heimgebracht wurde, gelockt, zogen immer mehr unter ihren Stammeskönigen aus; selbst Lodbrock, ihr Oberkönig, fand es in seinem wilden, nach Abenteuern dürstenden Sinn anziehender, das Meer zu befahren und die Küstenländer zu plündern, als friedlich sein Volk zu regieren. Nach vielen Raubzügen scheiterten seine Schiffe im Osten Englands, und er rettete sich mit nur wenigen Leuten ins Innere. Der englische König Ella nahm ihn gefangen und ließ ihn, da er Namen und Stand nicht offenbaren wollte, in einen Turm werfen, in dem Gewürm und Schlangen hausten. Der Gefangene blieb dessen ungeachtet auf seiner Weigerung und erklärte, er werde lächelnd sterben. Er starb auch wirklich. Als die Kunde davon nach Dänemark kam, machten sich seine zehn

Söhne gegen England auf. Zur Beutelust kam nun bei ihnen und ihren Scharen ein grimmiger Durst nach Rache. Sie landeten und rückten verheerend vor. Ella wurde von ihnen in blutiger Schlacht geschlagen und grausam getötet; dann zogen sie gegen andere angelsächsische Provinzen. Auch Edmund, der König von Mercien, fiel in ihre Hände. Die Normanen erboten sich, wenn er vom Christentum abfalle, ihm sein Land unter ihrem Oberbefehl zu lassen; allein er wies das mit Entschiedenheit zurück. Darüber erbittert, ließen Lodbrocks Söhne den unglücklichen König an einen Baum binden, mit Pfeilen nach ihm schießen, und zuletzt, da er auch jetzt noch standhaft beim Glauben verharrte, ihm das Haupt abschlagen.

Im Jahre 849 wurde Alfred auf einem königlichen Landsitze, der mitten im dichten Walde lag, geboren. Seine fromme, tugendhafte Mutter, die Königin Osburg, überwachte seine erste Jugend. Sie pflanzte ihren Kindern neben der Frömmigkeit auch Sinn für die Heldenlieder und Sagen der Vorzeit, besonders des englischen Altertums, ein. Eines Tages las die Mutter in einem Buche sächsischer Gedichte, dessen schön gemalte Anfangsbuchstaben die Augen der Kinder fesselten. „Wer zuerst daraus lesen kann, der soll es behalten," sagte Osburg. Alfred, obschon der jüngste der Brüder und kaum vier Jahre alt, nahm das Buch stracks aus der Mutter Hand, lief damit zum Lehrer und ruhte nicht, bis er es lesen konnte und auswendig wußte und das Buch bekam. Die Mutter ist wohl früh gestorben, und der Vater nahm seinen Liebling, der durch ungewöhnliche Geistesgaben sich auszeichnete, als er noch nicht zehn Jahre alt war, mit sich auf die Pilgerfahrt nach Rom. Diese Reise durch Frankreich, über die Alpen und in Italien, sowie der Aufenthalt in der „ewigen Stadt", müssen auf den geweckten Knaben tiefen Eindruck gemacht haben. Er sah und lernte verstehen, was die alten Kaiser und die aufblühende Kirche geschaffen hatten; die Eindrücke blieben haften und kamen in dem späteren Sachsenkönig wieder zum Vorschein. In Rom, wo er sich ein ganzes Jahr aufhielt, wurde Alfred vom Papste gesegnet und gesalbt.

Bevor er aber zum Königtum gelangte, waren noch manche Prüfungen und Wechselfälle des Lebens zu bestehen. Nach des Vaters frühem Tode kam der älteste Bruder Alfreds auf den Thron, und nach dessen Tode der zweite und der dritte. Diesen königlichen Brüdern stand der vierte und jüngste, Alfred, in aufrichtiger Treue bei, und manche heiße Schlacht gegen die Dänen hat er schon als Jüngling durchfechten helfen. Bald wurde er der Liebling des Volkes, dessen Herz und Achtung er hauptsächlich durch vier Tugenden gewonnen hatte, durch Leutseligkeit, Tapferkeit, Sittenreinheit und Beredsamkeit. Ein Zeugnis seiner frühen Frömmigkeit ist ein Büchlein, das er sich selbst damit anlegte, daß er eine Anzahl Psalmen und Gebete eigenhändig hineinschrieb, und das er beständig bei sich trug. Dabei war er ein frischer und fröhlicher junger Mensch, der fleißig dem Waidwerk oblag und auch körperliche Bildung und Abhärtung nicht vernachlässigte. Sein Bruder Ethelred war noch nicht lange auf dem Throne, als sich Alfred mit einer sächsischen Grafentochter verheiratete, der er in herzlicher Liebe sein Leben lang zugethan blieb. Auf dieser, mit großem Pompe gefeierten Hochzeit war es, daß der kaum zwanzig Jahre zählende Prinz zum ersten Male einen unheimlichen Anfall einer Krankheit bekam, die dann

lebenslang an ihm zehrte und aller ärztlichen Kunst spottete. Da es heißt, von dem traurigen Anblick sei die Freude der Hochzeitsgesellschaft plötzlich verstummt, so liegt es nahe, an epileptische Krampfanfälle zu denken. Wenn diese Anfälle später wiederkehrten, so gab es Stunden, in denen er für alles unfähig gemacht schien. Allein die Ruhe eines Tages, einer Nacht, oft selbst einer Stunde, richtete stets seinen Mut wieder auf; im Kampf mit den körperlichen Beschwerden und Hindernissen stählte sich seine Willenskraft so sehr, daß er nicht nur im Kampfe mit den wildesten Feinden den Mut behielt, sondern auch in unablässigem Streben beharrte, sich und sein Volk auf eine höhere geistige Stufe heranzubilden. —

Alfred der Große von England.

Nach etlichen Jahren starb Ethelred, und nun stieg Alfred auf den Thron, indem sich die ihm vom Papste gleichsam prophetisch gespendete Salbung erfüllte. Damals stand Alfred im Alter von zweiundzwanzig Jahren, und seine Regierung dauerte von 871 bis zu seinem Lebensende 901, — dreißig Jahre. Großes hat Alfred in dieser Regierungszeit geschaffen und gelitten. Selten hat ein König seine Regierung in schwierigeren Umständen angetreten. Die heidnischen Normanen waren siegreich in die Provinzen vorgedrungen, das eigene Volk war erschöpft, die streitbare Schar zusammengeschmolzen, und gleich den Qualen, welche das Fleisch des Königs züchtigten, drohte das allgemeine Verderben Land und Leute zu verschlingen. Jahre lang rang Alfred im Verzweiflungskampfe mit dem Geschicke; aber die Mittel zur Verteidigung schwanden zusehends, und der Feind faßte immer festeren Fuß im Lande. Todesmüde legte das

Volk die Waffen nieder und das Land unterwarf sich dem Joche der heidnischen Sieger. Nur da oder dort in der Wildnis oder auf natürlichen Festen hielt sich wohl noch eine kleine tapfere Schar mit dem Vorsatz, dem Feinde das Letzte, das Leben, so teuer als möglich zu verkaufen.

Alfred suchte eine Zuflucht in den dichten Wäldern Sommersets. Er fand sie zuerst in dem Hause eines Hirten, bei dem er unerkannt einige Zeit verweilte. Die Frau des Hirten ahnte so wenig, wen sie beherberge, daß sie ihm die geringsten Geschäfte auftrug, und herrisch mit ihm redete, wenn er, solcher Arbeiten ungewohnt, etwas verfehlte. So, als er einst damit beschäftigt war, Bogen und Pfeile zu schnitzeln, befahl sie ihm, auf die Brotkuchen, welche sie gerade am Feuer hatte, acht zu haben und sie zur rechten Zeit vom Feuer zu entfernen. Sie selbst ging indes anderen Geschäften nach; allein ein Brandgeruch, der ihr in die Nase drang, ließ sie nichts Gutes erwarten. Sie eilte in die Küche und fuhr den König, der bei seinem Schnitzeln in tiefes Sinnen versunken war, mit rauhen Worten an: „Mensch, was siehest du nicht nach dem Brot, und issest es doch so gern." Alfred schwieg; denn noch durfte er sich nicht zu erkennen geben.

Es wollte übrigens schon solches Schweigen von ihm gelernt sein; denn er war von Natur heftig und hatte sich bis dahin nicht selten vom Zorn zu übergroßer Strenge und Härte hinreißen lassen. Nicht minder war er im Gefühl seiner reichen Begabung stolzen Sinnes; die hohe Würde, welche er einnahm, sowie die Siege, welche er errungen, und der Ruhm, der ihm für seine glänzende Tapferkeit zu teil geworden, hatten ihn noch übermütiger gemacht. Jetzt, da der Sieg ihm entwichen, und er, verlassen und nirgends sicher, in einer armseligen Hütte sich verbergen mußte, lernte er die Hinfälligkeit alles Irdischen erkennen und dem Stolz auf Ehre und Gut entsagen. In der Einsamkeit führte ihm der HErr diese und jene Härte, die er gegen andere begangen, vor die Seele, lehrte ihn seinen Zorn und überhaupt die Sünden seines Lebens erkennen und bereuen. Er beugte ihn, wie durch seine äußere Lage, so durch das innere Züchtigen seines Geistes. Alfred widerstrebte ihm nicht; er ließ von dem Geiste Gottes sich strafen und demütigte sich vor Gott, suchte die Gnade Christi und fand sie. Er rühmte später selbst den Nutzen, den ihm sein Leiden gebracht und sagte: „Niemand begehre ruhiges Wohlleben, wenn ihm anders daran gelegen ist, Tugenden der Seele oder Achtung bei den Menschen oder die ewige Seligkeit zu erlangen." —

Es gelang Alfred nach und nach, eine Anzahl tapferer und treuer Sachsen an sich zu ziehen, mit welchen er mitten im Waldbdickicht ein verschanztes Lager anlegte. Der Ort wurde überdies von Sümpfen und einem Flusse zu einer Art Insel gebildet, und nur eine schmale, durch ein Bollwerk geschützte Brücke führte zum Lager. Von da zogen die Bewohner Tag und Nacht aus, teils um Wildpret, Fische oder sonstige Lebensmittel herbeizuschaffen, teils um Kundschaft einzuziehen, wie es im Lande stehe. Welche Änderung mit dem vorher oft harten Könige vorgegangen war, zeigte sich, als eines Tages ein Armer, der sich verirrt hatte, an die Brücke kam. Alfred hielt, da die andern alle ausgezogen waren, gerade selbst die Wache, und der Verirrte bat ihn um Gotteswillen um Brot für seinen Hunger. Alfred, der seine Gemahlin

ebenfalls ins Lager berufen hatte, rief dieser, sie solle sehen, ob noch Brot im Vorrat sei. Sie kam mit der Antwort, es sei nur noch ein einziges Brot vorhanden; sie wisse nicht, womit sie die bald heimkehrenden Kriegsmänner speisen solle. „Gelobet sei Gott für seine Gaben!" erwiderte Alfred. „Gieb dem Armen im Namen Christi das Brot zur Hälfte. Der Herr, welcher mit fünf Broten und zween Fischen fünftausend Mann speiste, kann machen, daß die andere Hälfte zu unserer Sättigung hinreicht." Die Königin gab das Brot, und Alfreds Vertrauen wurde nicht zu Schanden, indem die Ausgesandten mit einem großen Vorrat von Fischen heimkehrten. In der Nacht darauf träumte ihm, der längst verstorbene Abt Authebert trete an sein Lager, versichere ihn, Gott werde sich Englands wieder erbarmen und dem, der sein letztes Brot mit dem Armen geteilt habe, wieder auf den Thron helfen. Als er seiner Gemahlin den Traum erzählte, erstaunte sie, denn sie hatte ganz dasselbe geträumt. Man hat keinen Grund, den Traum der beiden Gatten zu bezweifeln. Ähnliches hat sich zum öftern schon zugetragen.

Was in dem Traum angesagt war, geschah nicht lange nachher. Die Zahl tapferer Männer mehrte sich in dem Lager, und die von den Dänen mißhandelten Sachsen im Lande umher sehnten sich nach Befreiung. Da wagte sich endlich Alfred selbst in das Lager der Feinde. Als Harfner verkleidet, ergötzte er die Krieger durch sein Saitenspiel und den Gesang seiner Lieder; er kam bis an das Zelt ihres Königs Guthrum und fand das ganze Heer keines Überfalles gewärtig. Deshalb sandte er seine Getreuen eiligst im Lande umher und rief seine Sachsen zu den Waffen. Diese sammelten sich erfreut um ihren König, den sie schon tot geglaubt hatten, schwuren ihm aufs neue Treue und zogen wider das Heer der Dänen. Dasselbe erlitt eine große Niederlage (11. Mai 878 bei Eddington), ihr Lager wurde erstürmt, bald deckten Tausende von ihnen die Wahlstatt, die Übrigen flohen und zogen sich in die Feste Reding zurück. Hier umzingelt, wurden sie nach vierzehn Tagen durch Hunger zur Übergabe gezwungen. Die Feinde baten um Gnade, versprachen Geißeln zu geben und ihr oft gebrochenes Wort besser zu halten. Alfred gewährte Pardon. Da ließ ihm Guthrum sagen: „Ich bin geneigt, zum Christentum überzutreten." Diese Botschaft wurde im angelsächsischen Lager mit großer Freude aufgenommen; denn es gab keine sicherere Bürgschaft des Friedens, als wenn die Feinde dem Heidentum den Rücken kehrten und in die Kirche Christi eintraten. Gern sorgte Alfred für christlichen Unterricht der Heiden. Nach sieben Wochen erschien Guthrum mit dreißig seiner ersten Heerführer im Feldlager des englischen Königs, und die feierliche Handlung ging vor sich. Alfred selbst hob den früheren Gegner aus der Taufe, der nun den Namen Athelstan und ein Lehen in England unter Alfreds Oberherrschaft annahm. —

Nach diesem lang ersehnten Höhepunkt schien nun eine ruhige Zukunft vor dem Könige zu liegen, und die Friedensarbeit desselben konnte beginnen. Freilich wurde dieselbe nach etlichen Jahren abermals unterbrochen durch neue Einfälle, ja sogar nach Guthrums Tod durch Aufstände der in England niedergelassenen Normanen. Alfred konnte sich rühmen, in 56 Schlachten mitgefochten zu haben. Erst in den letzten sechs Jahren der Regierung Alfreds erfreute sich das Land ungestörten

Friedens. Da machte sich der eifrige und weise Herrscher daran, des Volkes Wunden zu heilen. Er beförderte Ackerbau und Gewerbe, baute die eingeäscherten Kirchen und Klöster wieder auf, zog christliche Gelehrte ins Land und wirkte durch weise Gesetze für Ordnung und Recht, für Verbreitung wahren Christentums und damit des Wohlstandes und der Bildung. Er schuf eine neue zweckmäßige Gemeindeverfassung, begründete Britanniens Macht zur See, indem er Verbindungen mit fernen Ländern anknüpfte und eifrig den Bau von Seefahrzeugen betrieb. In Wiederherstellung von Sitte, Ordnung und Recht konnte er nötigenfalls auch unerbittliche Strenge beweisen; so ließ er in einem Jahre 24 Richter, die durch ihre ungerechten Urteile unschuldiges Blut vergossen hatten, nach Gesetzesstrenge hinrichten. In den Tagen Alfreds war durch dessen Verdienst die Ehrlichkeit in England eine Haupttugend; goldene Armbänder, die man an Straßen aufgehängt, oder Geldbeutel, die man auf den Wegen verloren hatte, war man sicher, nach Tagen und Wochen an demselben Orte unberührt wiederzufinden. Besonderes Verdienst hatte der edle König um die Volksbildung, um niedere und höhere Schulen. „Die gesamte freigeborene Jugend meines Volkes, verfügte er, mag zum Lernen angehalten werden, so lange sie noch keinen anderen Geschäften nachzugehen hat, bis sie englische Schrift vollkommen lesen kann. Im Latein aber unterweise man diejenigen, die man weiter lehren und zum Dienst der Kirche weihen will." — Alfred selbst lernte noch im 36. Lebensjahr Latein und hat später wichtige lateinische Bücher ins Englische übersetzt; so z. B. Gregors Hirtenbuch für die Bischöfe, Boethius' Buch über den Trost der Philosophie, Orosius' Geschichtsbücher, wobei er sich ziemlich frei bewegte, viel Eigenes hinzufügte, überhaupt als Schriftsteller thätig war. Sein Gedenkbuch ist eine merkwürdige Sammlung von interessanten Aussprüchen und Thatsachen aus alten Schriftstellern, vermischt mit eigenen Zuthaten. Selbst den Plan einer Bibelübersetzung ins Englische hegte Alfred, damit sein Volk die heiligen Schriften so gut als die Römer und Griechen in eigener Sprache lesen könnte; die Ausführung dieses Gedankens mußte aber einer späteren Zeit überlassen bleiben. In der Übersetzung des Orosius verbreitet sich der königliche Schriftsteller auf Grund von Reiseberichten auch über die Gestade der Ostsee und sogar über die Fahrt um das Nordkap ins weiße Meer, und in der Einleitung zu Gregors Hirtenbuch, das er an allen Bischofssitzen niederlegen ließ, ergeht er sich in freier und gebundener Rede in inniger, frischer Weise über die Verwahrlosung, aus welcher der König sein Volk erretten will. „Wenn man diese schönen Proben seines Stiles liest, so staunt man, wie in einem solchen Zeitalter ein Fürst, der ruhmreich das Schwert geführt, als Gelehrter und Schriftsteller, als erster Prosaist in einer deutschen Mundart thätig ist und sich zum Lehrer seiner Unterthanen und ihrer Nachkommen hat aufschwingen können."

Wo waren die Quellen seiner Kraft? — Daß die Seele dieses Mannes, die in gebrechlichem Körper wohnte und mit den schwierigsten Umständen zu kämpfen hatte, so Großes vermochte, das lag daran, daß sie stets durch Gottes Wort und durch Gebet sich aufrichtete. Seit der König es aufgegeben, sich auf sich selbst zu verlassen und sich nicht schämte, Gott auf den Knieen zu ehren und anzurufen, vermochte er Erstaunliches. Alfred gehört zu den Invaliden der Erde, deren einer

gesprochen: „Wenn ich schwach bin, bin ich stark und vermag alles, weil die Kraft Christi bei mir wohnet.“ Täglich wohnte der König dem Gottesdienste bei und täglich las er in der Heiligen Schrift. Ein anderes Geheimnis seiner Fruchtbarkeit war die pünktliche Einteilung und Benutzung der köstlichen, schnell verschwindenden Zeit. Er teilte den 24stündigen Tag in drei gleiche Teile; der erste war seinen Berufs- oder Regierungsgeschäften, der zweite seiner persönlichen Bildung und Förderung durch Wissenschaft, Gebet und Lesen, der dritte der körperlichen Ruhe und Erholung durch Schlaf, Essen u. s. w. gewidmet. Noch jetzt ist pünktliche Beobachtung der Zeit ein Ruhm und Segen vieler ausgezeichneter Männer in England. — Die Stelle einer Uhr ersetzten dem Könige sechs Wachskerzen, die täglich in der Kapelle aufgestellt wurden und durch dünne Scheiben von Rindshorn vor dem Zugwinde geschützt waren. Jede brannte gerade vier Stunden, und ein Geistlicher mußte es dem Könige melden, wann sie zu Ende gebrannt war. Von seiner genauen Lebensordnung wich Alfred fast nie und nur unter außerordentlichen Umständen ab. Dieselbe Sorgfalt wandte er auf die Einteilung seiner Einkünfte, wovon ein Teil für den Gottesdienst und die Armen, Klöster und Schulen, ein anderer für weltliche Zwecke, Hofbeamte, Künstler, Anstellung ausgezeichneter Fremder rc. bestimmt war.

Frühe ging der arbeitsvolle Lebenstag zur Neige. Die ständige Krankheit, die schweren Kriegszeiten, die andauernden Anstrengungen verzehrten die Kräfte schneller, als wenn er nicht auf dem Thron gesessen wäre. Am 28. Oktober 901 starb König Alfred und vertauschte die irdische Krone mit der himmlischen.

Ehe wir ganz von ihm scheiden, wollen wir uns noch einige der schönen Aussprüche zu Gemüte führen, die sich in seinen Sprüchen finden.

„Der Welt Herrlichkeit vergeht zu Staub, und das Leben schwindet schnell dahin; auch wenn du die Herrschaft der Erde und den größten Reichtum besäßest, enden deine Tage bald. Kein Gewinn, nur Elend ist im Glücke dieser Erde ohne Christus. Richten wir also unsern Wandel nach seinen himmlischen Geboten. Dann erfüllt sich an uns das Wort Salomos: Heil dem, der in dieser Welt das Gute zu thun sich befleißigt! Dann kommen wir zuletzt dahin, wo wir das Gute finden.“

„Wir sorgen am besten für uns selbst, wenn wir leben, wie uns Jesus leben gelehrt hat. Denn dann hilft Er uns.“

„Ohne Weisheit hat Reichtum wenig Wert; denn wodurch unterscheidet sich das Geld von einem Steine als durch weisen Gebrauch?“

„Niemand falle vom Guten ab und dem Bösen zu, wenn ihm das Glück, wonach er verlangt, nicht nach Wunsch zufällt, oder weil er nicht alles, was er begehrt, genießen darf. Denn Christus vermag, wenn Er will, aus dem Übel Gutes zu schaffen und dazu seine Gnade zu schenken. Selig ist der Mensch, dem Gnade widerfährt.“

König Alfred teilt sein letztes Brot. (Nach J. Boydell.)

Königin Mathilde.

Wir sind in der Zeit, da König Alfred der Große von England seine Augen geschlossen hatte. Noch bedeckten in deutschen Landen tausendjährige Urwälder große Strecken des Landes, und auch die Roheit und Unbändigkeit des natürlichen Menschen war vielfach noch ungemildert und ungeschwächt. Aber in diese heidnische Finsternis war das Licht des Evangeliums gedrungen, in Deutschland besonders durch Bonifatius, von welchem wir früher berichtet haben, und im Norden bei den skandinavischen Völkern durch Ansgar (Anschar). Anschar war im Jahr 801 im nördlichen Frankreich geboren, verlor frühe seine fromme Mutter, von der er einen zarten Körper, aber eine rege Einbildungskraft und ein lebendiges religiöses Gefühl geerbt hatte. Einst machte auf den fast zu munteren, mutwilligen Knaben ein Traumgesicht tiefen Eindruck. Er befand sich an einem schlammigen, schlüpfrigen Orte und sah nicht zu fern auf einem lieblichen Pfade eine Schar weißgekleideter Frauen, darunter seine selige Mutter, die einer hehren lichten Gestalt folgten. Vergeblich bemühte er sich, von seinem Schlamme loszukommen und seine Mutter zu erreichen. Jene Gestalt sprach zu ihm: „Mein Kind, willst du zu deiner Mutter kommen? — Dann mußt du allen Leichtsinn fliehen und die kindischen Späße aufgeben und auf dich selbst, ein ernstes Leben führend, acht haben. Denn gar sehr verabscheuen wir alles, was Leichtsinn und Müßiggang verrät, und wer an dergleichen Freude findet, kann nicht in unserer himmlischen Gesellschaft sein." — Anschar hatte noch öfter solche Träume, wurde ernst, trat ins Kloster und wurde ein ausgezeichneter Mönch, ja Rektor des neugegründeten Klosters Neu-Corvey an der Weser, das bald eine Pflanzschule des Christentums, der Missionen und der gelehrten Bildung wurde. — In jener Zeit kam der vertriebene Dänenfürst Harald hilfesuchend nach Deutschland zu Kaiser Ludwig dem Frommen und ließ sich an dessen Hof in Mainz taufen. Auf seiner Rückreise nach Jütland begleitete ihn nun Anschar, predigte das Evangelium unter den Dänen, gründete Schulen und kaufte leibeigene dänische Knaben, um sie zu Geistlichen für ihr Vaterland zu erziehen. Vertrieben aus Dänemark, ging Anschar 830, vom fränkischen Kaiser gesandt, nach Schweden, woher Kunde gekommen war, daß das Volk und der König Verlangen nach dem Evangelium zeige. Unter unsäglichen Schwierigkeiten und ausgeplündert durch Seeräuber kam Anschar an den schwedischen Hof, wo sich christliche Gefangene jubelnd um ihn und seine Gefährten zum Gottesdienst sammelten.

Mehrere Schweden ließen sich taufen, auch der angesehene Herigar, der auf seinem Gute die erste christliche Kirche baute. Als Stütz- und Ausgangspunkt für die Mission im Norden gründete Ludwig der Fromme das Bistum Hamburg und Anschar wurde da Erzbischof und apostolischer Vikar für den Norden. Aber bald stürmte Mißgeschick von allen Seiten auf den armen Erzbischof ein. Die Normannen überfielen 840 Hamburg und zerstörten Kirche, Stadt, Kloster und Bibliothek. Alles verließ Anschar, selbst der Bischof von Bremen wies ihn aus Neid von der Thür. Eine adelige Witwe aber gab ihm auf ihrem Gute bei Hamburg eine Wohnung. Anschars Lage verbesserte sich, als nach jenes Bischofs Tod Hamburg und Bremen von Ludwig dem Deutschen zu einem Erzbistum vereinigt wurden. Nun zog Anschar 850 als Erzbischof in Bremen ein und hat nun von da an Großes gewirkt zur Einführung des Christentums in Dänemark und Schweden. Unermüdlich war er thätig für die Nähe und Ferne. Er legte Hospitäler für Arme und Kranke an, kaufte Gefangene los und verschaffte den Heidenboten die Mittel für ihren Unterhalt; denn sie sollten den Heiden nicht beschwerlich fallen. Er selbst führte ein gar enthaltsames Leben, begnügte sich mit Wasser und Brot, bis das Alter etwas bessere Kost verlangte, trug ein härenes Gewand auf bloßem Leibe, und bei allem blieb er demütig. Als man einst von seinen Wunderthaten, von Heilungen sprach, die durch sein Gebet geschehen seien, äußerte er: „Wenn ich dessen würdig wäre bei meinem Gott, so möchte ich ihn bitten, mir ein einziges Wunder zu gestatten, nämlich dies, daß Er aus mir durch seine Gnade einen guten Menschen mache.“ Als er am Abend seines Lebens bedauerte, daß ihm nicht der Märtyrertod zu teil geworden, wurde ihm bemerkt, sein ganzes Leben voll Leiden und Kampf sei ein Zeugnis für den HErrn gewesen. Anschar verschied am 2. Februar 865. Seine letzten Worte waren: „Gott sei mir Sünder gnädig! In deine Hände befehle ich meinen Geist!“ — Er war der „Apostel des Nordens“.

Das Evangelium hatte sich streitbare Männer und hochherzige Frauen und Jungfrauen dienstbar gemacht, daß sie, die einen durch Kampf und Streit, die andern durch Milde und Barmherzigkeit und fromme Andacht Gottes Reich immer mehr ausbreiteten. Solche Werkzeuge und Pflanzstätten des Christentums waren in jener Zeit noch besonders die Klöster — damals noch nicht Sitze träger Ruhe und stolzen Überflusses, sondern Burgen heiligen christlichen Lebens in einer wildbewegten Zeit. Hier fand die verfolgte Unschuld Rettung, die Not der Armen Hilfe, die Waise Zuflucht und Heimat, das verlangende Herz Glaubenstrost; von hier aus verbreitete sich höhere geistige Bildung über Volk und Land.

In der Kirche eines solchen Klosters — es war das Kloster Herford in Westfalen — kniete anno 909 eines Tages in frommer Andacht die neunzehnjährige schöne und tugendhafte Tochter des sächsischen Grafen Theoderich, die von ihren Eltern dem Kloster übergeben worden war, nicht um Nonne zu werden, sondern um in der Schrift und nützlichen Handarbeiten unterwiesen und mit trefflichen Kenntnissen ausgerüstet, später wieder ins weltliche Leben zurückzukehren. — Da traten einige edle Ritter in die Kirche, unter ihnen Heinrich, der Sohn des alten Sachsenherzogs Otto, zu welchem der Ruf von der Schönheit und den Tugenden dieser Grafen-

tochter gedrungen war. Heinrich schaute die ihm vom Vater empfohlene Jungfrau, wie sie dasaß, den Psalter in der Hand, edel von Gestalt und Angesicht, züchtig gekleidet, — und er wurde von Liebe zu ihr ergriffen. Bald eilte er hinaus aufs Feld, wo das Lager seiner Mannen war, schmückte sich mit prächtiger Kleidung und ritt dann mit starker Begleitung ins Kloster. Die Äbtissin empfing ihn mit Auszeichnung. Da eröffnete er ihr den Grund seines Kommens und das Ziel seiner Wünsche und bat, Mathilde, so hieß die Jungfrau, sehen und sprechen zu dürfen. Dies wurde bewilligt. Mathilde wurde gerufen. Wie sie jungfräulich einherschritt, züchtig und würdevoll — wie der Chronist sagt — schneeweiß wie die Lilie ihr Glanz, und der Rose gleich ihr Gesicht, da konnte Heinrich ihr die Liebe seines Herzens nicht verbergen und er hielt sogleich um ihre Hand an. Die Äbtissin war um eine Antwort verlegen, da es nicht in ihrer Hand liege, das Mädchen ohne Zustimmung der Eltern zu versagen. Da aber auch Mathilde den Jüngling lieb gewonnen, und die Eltern nahe in Engern wohnten, so ließ jene Einwilligung nicht lange auf sich warten, und schon Tags darauf führte Heinrich seine Braut mit sich fort nach Sachsen, wo in Wallhausen am Fuße des Harzgebirges die Vermählung gefeiert wurde. Es war im Jahr 909 nach Christi Geburt.

Dies ist Mathilde, die Gemahlin Heinrichs I., des späteren Königs der Deutschen, dessen Name so sehr glänzt in der Geschichte. Drei Jahre nach der Vermählung starb Heinrichs Vater, Otto, und Heinrich folgte ihm als Herzog der Sachsen. Aber nach wenigen Jahren sollte Mathilde mit ihrem Gemahl zu noch höherer Würde steigen. Nach dem Tode des deutschen Königs Konrad von Franken wählten die Großen der Franken und der Sachsen Heinrich zum König von Deutschland. Es war im Jahre 919. Mit Heinrich kam das sächsische Herzogshaus zur deutschen Königs- und Kaiserwürde, und es sind aus denselben ausgezeichnete Regenten hervorgegangen, welche die äußeren Feinde Deutschlands mit Kraft zurückwiesen und der inneren Zerrüttung mit Weisheit abhalfen. Schon Heinrich I., der Finkler genannt, wirkte in beider Hinsicht wohlthätig und großartig. Zwei Herzoge, Burkhard von Schwaben und Arnulf von Bayern, erhoben sich gegen seine Wahl. Der erstere war bald besiegt, der letztere aber immer noch mächtig genug, um einen langen und blutigen Kampf fürchten zu lassen. Sein Heer stand bereits dem des Königs Heinrich gegenüber, als ihn dieser zu einer Besprechung einladen ließ. Der Bayernherzog glaubte, es handle sich darum, die Sache durch einen Zweikampf auszumachen, und erschien, die Hand entschlossen und stolz ans Schwert gelegt. Heinrich aber bot ihm die Hand zum Frieden. „Wärest du," sagte er, „zum Könige erwählt worden, so würde ich dich willig anerkannt haben, nun aber ich der Erwählte bin, kann ich das Gleiche von dir erwarten." Zugleich erbot er sich, ihm alles, was sich mit Recht und Billigkeit vertrage, zuzugestehen. Das gute Wort fand eine gute Statt. Arnulf versöhnte sich mit dem Könige und die Heere zogen im Frieden heim. Es war nicht Feigheit oder Furcht, was Heinrich zu solcher Friedfertigkeit bewog. Seinen Mut bewies er später besonders gegen die Ungarn, die von Zeit zu Zeit sengend und brennend die deutschen Lande durchzogen und selbst bis über den Rhein nach Frankreich drangen. Zum Schutz gegen sie befestigte Heinrich die Städte mit

Mauern und führte mehr Reiterei unter seinen Scharen ein. Dann wagte er es, 934 bei Merseburg die wilden zahllosen Horden anzugreifen und schlug sie so gewaltig aufs Haupt, daß sie ihre Raubzüge für lange Zeit einstellten und sich überhaupt nicht mehr nach Sachsen wagten. Für den großen Sieg über die gefürchteten Feinde gab Heinrich Gott die Ehre und erbaute zum Zeichen der Dankbarkeit viele Kirchen im Lande. Für die verwaisten Töchter aber der im Kriege gefallenen Edlen gründete er, von seiner Gemahlin Mathilde angeregt und unterstützt, das Fräuleinstift Quedlinburg.

Von Heinrich I. entwirft ein Geschichtsschreiber folgendes Bild: „Ein deutscher Mann im schönsten Sinne des Wortes, war er mutig und thatkräftig, ein Schrecken der Feinde des Reichs, während er durch Leutseligkeit und Milde die Herzen seines Volkes unwiderstehlich an sich fesselte, bescheiden im Glücke, unerschrocken im Unglück, einfach im Leben, heiter beim frohen Mahle, von unermüdlicher Thätigkeit, rasch im Handeln, beharrlich in der Ausführung einmal gefaßter Entschlüsse. Waffenübung und Jagd waren seine Lieblingsbeschäftigung. Hatte er einmal die Lanze ergriffen, so ruhte er nicht eher, als bis er alle seiner Gegner besiegt hatte, und auf der Jagd erlegte er oft mit eigener Hand eine Menge Eber, Hirsche und Bären an einem Tage. — Seiner Mathilde war er von ganzem Herzen zugethan bis an seinen Tod, und oft milderte sie durch ihre Fürbitte die Strenge seiner Gerechtigkeit."

Mit Weisheit und Liebenswürdigkeit stand die Königin ihrem Gemahl bei und unterstützte seine große Aufgabe mit Gebet und Werken der Barmherzigkeit. Auch wurde sie die Mutter und Erzieherin ausgezeichneter Kinder. Ihr ältester Sohn war Otto I. der Große, der zweite, Heinrich, ihr Liebling, wurde Herzog von Bayern, der dritte, Bruno, ein würdiger Priester, hat als Erzbischof von Köln und als Regent Lothringens dem Reiche große weltliche und geistliche Dienste geleistet. Zwei Töchter, Gerberga und Hathuwin, kamen als Gattinnen an französische Höfe, die eine als Herzogin, die andere als Königin. Alle Kinder aber waren der Mutter mit großer Verehrung zugethan. Was die Königin Mathilde besonders zierte, war ihre große Demut; je höher die Macht des Hauses stieg, desto mehr blieb sie demütig, der Vergänglichkeit alles Irdischen eingedenk und eine leutselige Freundin der Armen, Unglücklichen und ihrer Untergebenen. So unermüdlich thätig sie auch war bei Tage mit Sorgen für die von ihr gestifteten Klöster, mit Ordnung und Unterricht in ihrem Hauswesen, mit weiblichen Handarbeiten, so pflegte sie doch des Nachts von der Seite des Königs hinweg zu schleichen, um ihr Herz im Gebet zu Gott zu erheben. Täglich besuchte sie die Gottesdienste der Kirche und unterstützte mit ihren Fürbitten die Unternehmungen ihres Gemahls.

Nachdem Heinrich das Vaterland von den schrecklichen Hunnen oder Ungarn befreit hatte, kam er dem Wunsche der Königin entgegen und legte selbst Hand an eine Klosterstiftung. Am Fuße des Harzes, auf Fluren, welche die Bode durchfließt, lag eine Pfalz, ein Königsschloß, wo Heinrich oft und gern mit Mathilde verweilt hatte. Hier auf diesem Grund und Boden, den er Mathilde zum Wittum geschenkt hatte, baute er, wie oben schon erwähnt, das Kloster Quedlinburg, um einst samt seiner Gemahlin in demselben seine letzte Ruhestatt zu finden. Von den Nonnen

in Wendhausen, einer unwegsamen Gegend, wo sie Mangel litten, war die Bitte eingegangen, man möchte sie versetzen. Es waren meist Nonnen aus vornehmen Geschlechtern. Dieser Bitte kam nun der König entgegen durch die Versetzung in das Kloster auf der weitaussehenden Höhe bei Quedlinburg.

Bald nach dieser Stiftung erkrankte der König und fühlte die Nähe des Todes. Da rief er Mathilde zu sich, sprach erst lange still mit ihr allein, dann mit vernehmlicher Stimme: „Mein treues und geliebtes Weib! Dem HErrn sei Dank, daß du mich überlebst. Keiner hat je ein so frommes, in jeder Tugend erprobtes Weib gewonnen wie ich. Du hast mich oft im Zorn besänftigt, mir stets guten Rat gegeben, mich, wenn ich irrte, auf den rechten Weg zurückgeführt und mich gemahnt, mich der Unterdrückten anzunehmen. Habe Dank für alles. Jetzt empfehle ich dich und unsere Kinder und meine bald scheidende Seele dem Schutze des allmächtigen Gottes und dem Gebete seiner Auserwählten.“ — Auch Mathilde dankte in tiefer Rührung für alle Liebe und Treue und eilte zum Altar der Burgkirche, um für das Seelenheil ihres sterbenden Gemahls zu beten. Während sie noch betete, begann die Seelenmesse für den bereits Dahingeschiedenen. Heinrich hatte ausgehaucht. Da kehrte sie zu ihren Kindern zurück, welche das Totenbett des Vaters weinend umstanden. „Teure Söhne,“ sprach sie, „nehmt euch das zu Herzen, was ihr hier sehet. Ehret Gott und fürchtet ihn, der solche Macht hat über uns Sterbliche. — Sehet, wie alle Herrlichkeit der Welt ein Ende nimmt. Selig, wer bessere, wer ewige Schätze sammelt.“ — In der Kapelle der Kirche zu Quedlinburg ruhen Heinrichs Gebeine. Er war anno 936 im sechzigsten Lebensjahre heimgegangen. —

Mathildens Witwenstand dauerte über 30 Jahre. Zunächst kamen für sie schwere Zeiten. Zwar führte ihr Sohn, der große Otto, durch seine starke und gerechte Herrschaft, durch seine vielen Siege Reich und Thron zu dem Glanze in Karls des Großen Tagen zurück, wie er denn auch sein Szepter über Italien schwang in Rom sich die Kaiserkrone aufsetzte und lasterhafte Päpste absetzte. Auch war Otto ein Sohn, der seine Eltern ehrte, und mitten unter seinen kriegerischen Thaten, wenn er durch blutige Strenge unbändigen Sinn und rohe Raub- und Kriegslust gedämpft hatte, brach bei ihm ein edler, weicher Sinn hervor. Aber es gelang den Feinden der königlichen Witwe, die Otto im Besitze der reichen vom Vater ihr geschenkten Familiengüter gelassen hatte, ihre große Wohlthätigkeit zu verdächtigen, als ob sie in unbedachter Freigebigkeit zu viel vergeude. Da setzte Otto seiner Mutter Schranken und entzog ihr jene Güter. Sie zog sich ins Kloster Engern zurück und fuhr fort, der Andacht und der Wohlthätigkeit, nur in beschränkterem Maße, zu leben. Das viele Ungemach von Seite ihrer Söhne Otto und Heinrich, die unter sich uneins, beide aber der Mutter entfremdet waren, schrieb sie ihrer eigenen Schuld zu und demütigte sich vor Gott. Und Er erhörte die Gedemütigte wieder. Ottos fromme Gemahlin Editha wußte in seinem Herzen Reue über sein strenges Verfahren gegen die Mutter zu erwecken, und er war um so zugänglicher, als zur Zeit schwere Krankheitsheimsuchungen in der königlichen Familie eingekehrt waren. Er erkannte sein Unrecht und schrieb seiner Mutter einen reuevollen Brief. „Ich kann mich nicht eher freuen, als bis ich dich gesehen habe,“ heißt es darin. Voll Freude darüber

machte sich Mathilde sogleich zu ihm auf den Weg; Otto aber, der ihr entgegengereist war, sprang vom Pferde, als er sie erblickte, und bat sie knieend um Verzeihung. Die Mutter umarmte ihn weinend, ermahnte ihn, sich zu beruhigen, da sie die ihr widerfahrene Kränkung durch ihre Sünden reichlich verdient habe. Seit jener Zeit störte nie wieder ein Zwist das schöne Verhältnis zwischen Mutter und Sohn. — Mathilde erhielt ihre Güter zurück und hatte nun wieder Mittel, mit barmherzigem Wohlthun und milden Stiftungen fortzufahren. Hierin wurde sie von Otto selbst unterstützt. Er baute viele Kirchen, stiftete Bistümer und Klöster. So erstand am Grabe der frommen Editha, die Otto schon 946 verlor, — in Magdeburg ein Erzbistum, welchem die Missionsarbeit unter den Wenden übertragen wurde.

Im Jahre 951 zog König Otto, Mathildens Sohn, nach Italien, um Berengar, Markgraf zu Ivrea, der sich die Königswürde angemaßt hatte und die junge Witwe des Königs Lothar, Adelheid, gefangen hielt, zu züchtigen, und Adelheid zu befreien. Das Leben dieser Adelheid, welche in der Folge die zweite Schwiegertochter der Mathilde, die zweite Gemahlin Ottos geworden ist, ist reich an wunderbaren Fügungen und vielfachem Wechsel der Geschicke, daß seine Erzählung fast wie ein Märchen erscheint. Adelheid war die Tochter des Königs Rudolf von Burgund und wurde noch in zarter Jugend verheiratet nach Italien an den jungen König Lothar. Berühmt in allen Landen wegen ihrer Schönheit, ihrer Tugend und ihrer Gaben, schien sie zu großen Dingen auf Erden berufen; aber ihr Weg ging erst durch tiefes Dunkel. König Lothar war dem trotzigen Sinn der Großen seines Reiches nicht gewachsen. Nach kurzer Regierung starb er schnell, vielleicht durch Gift der Feinde, und Adelheid, die junge kinderlose Witwe, fiel in die Gewalt Berengars und der Willa, seiner hinterlistigen und grausamen Gemahlin. Man wollte sie zwingen, deren sittenlosen Sohn zu heiraten, um die Krone Italiens an Berengars Familie zu bringen, und als Adelheid sich weigerte, wurde sie in einen dunkeln und tiefen Kerker zu Como geworfen. Ja, Willa riß ihr voller Wut mit eigener Hand die königlichen Kleider vom Leibe, raufte sie bei ihren langen, schönen Haaren und schlug sie mit Fäusten wund und blutig. Berengar aber ließ sich die Krone aufsetzen, die er mit räuberischer Hand an sich gebracht hatte. Später wurde Adelheid in einen grauenhaften Kerker der Burg Garda am Gardasee geworfen, wo ihr von allem Gefolge nur eine treue Dienerin und ein Geistlicher, Namens Martin, mit den Tröstungen der Religion, gelassen wurde. Da rief Adelheid in der Tiefe des Kerkers Gott um Hilfe an, und Gott rührte das Herz eines frommen Bischofs, daß er darauf sann, wie er die unglückliche Gefangene befreien könne. Seine Boten fanden Eingang in den Kerker und waren die Veranlassung, daß der Priester und die Dienerin von innen ein Loch in die Erde gruben, die Mauer durchbrachen, bis sie endlich nach langer gefahrvoller Arbeit eine Öffnung zu stande brachten, die ins Freie führte. Es war Nacht, als die Königin nach langen Qualen zuerst wieder unter Gottes Sternenhimmel trat und des Dankes voll aufatmete. — Etwas entfernt vom Schlosse am Ufer des Sees fanden die Flüchtigen die erste Zufluchtsstätte in Schilf und Weidengebüsch. Da blieben sie den Tag über, bis wieder die Nacht anbrach, zitternd vor Frost und Hunger und

vor Angst wegen der Verfolger. Ein Fischer fand sie und erbarmte sich ihrer; er zündete ihnen ein Feuer an, daß sie sich wärmen konnten, und gab ihnen von Speise und Trank, was er hatte. Dann flohen sie weiter; am Tage, wenn die Sonne hoch am Himmel stand, suchten sie eine Zuflucht in den dichten Kornfeldern. Einmal waren die Verfolger, die Berengar ausgesandt, den Flüchtigen ganz nahe; sie beugten sogar mit ihren Speeren die dichten Halme rückwärts und vorwärts, um zu sehen, ob Adelheid hier verborgen sei. Aber Gott deckte die Königin und die Feinde sahen sie nicht. Endlich kam Adelheid in Sicherheit, indem die Mannen jenes Bischofs, der die Rettung ausgesonnen, sie in das feste Schloß Canossa geleiteten.

Mittlerweile hatte Otto, der mächtige König der Deutschen, von den Drangsalen der Königin Adelheid, denen ihre hilflose Jugend preisgegeben war, gehört, und er beschloß, das Recht der verfolgten Königin zu schirmen und den Übelthaten Berengars ein Ende zu machen. Er zog mit einem Heer über die Alpen, eroberte die Hauptstadt der Lombardei, Pavia, und Berengar, gehaßt und verlassen von den Großen des Landes, wagte nicht zu widerstehen. Otto ließ die Königin Adelheid nach Pavia führen und warb um ihre Liebe; sie aber verband sich gern mit ihrem Befreier. Feierlich ward in Pavia Hochzeit gehalten, und Adelheid übergab ihrem Gemahl ihr Anrecht auf die Krone Italiens. Wie seiner Zeit Karl der Große nannte sich jetzt auch Otto I. einen König der Franken und Longobarden.

Auch nach Polen und Böhmen und Dänemark drangen Ottos Waffen siegreich vor, und da die Überlegenheit seiner Waffen den Heiden als Überlegenheit des Christengottes erschien, so ließen sich die Fürsten jener Länder taufen und erhoben das Christentum zur Staatsreligion. —

Große Schmerzen und tiefen Kummer bereitete dem Könige, sowie seiner Mutter die Empörung seines Bruders Heinrich, sowie später die seines Sohnes Liudolf, gegen welchen Otto sogar die Waffen ziehen mußte. Heinrich wurde samt seinen Anhängern überwunden und gefangen gesetzt, später aber begnadigt, nachdem er fußfällig den königlichen Bruder um Verzeihung gebeten hatte. Ja, Otto belehnte sogar, nachdem das Herzogtum Bayern frei geworden, seinen Bruder mit diesem Herzogtum und hatte nun zeitlebens an demselben eine treue Hilfe. — Liudolf aber, Herzog von Schwaben, hatte gegen seine zweite Mutter Argwohn gefaßt, als ob sie ihn zu Gunsten ihrer Kinder vom Throne verdrängen würde, und er geriet in die Hände und Einflüsterungen der Feinde Ottos, zog sich vom Vater zurück, jagte Tage lang mit seinen Spießgesellen in den dunkeln Wäldern und schmiedete finstere Pläne, bis endlich der Krieg ausbrach. Es war ein langer Bürgerkrieg, der das ganze Land erregte und Leben und Thron Ottos bedrohte. Doch wandten sich nach und nach Liudolfs Freunde von ihm ab und suchten die Gnade Ottos, und endlich, als es galt, das Reich gegen den wieder eingebrochenen alten Erbfeind, gegen die Ungarn, zu verteidigen, wurde auch Liudolf anderen Sinnes und unterwarf sich reuigen Herzens seinem tiefgekränkten Vater. Liudolf lebte nicht mehr lange und so geschah dennoch, was er hatte abwenden wollen, des Reiches Erbe wurde Adelheids ältester Sohn, Otto II.

Wie von diesen Wirren wurde das Herz der Königin Mutter aufs schmerzlichste getroffen durch den frühen Tod ihres Sohnes Heinrich, den sie so sehr geliebt, da er „der schönste Mann seiner Zeit“ an Thätigkeit und Tapferkeit seinem Vater Heinrich I. am ähnlichsten zu sein schien. Durch ihre Vorliebe hat Mathilde vielleicht selbst Unheil auf das Haupt des Sohnes gebracht und, ohne es zu wollen, Mitschuld gehabt an seinen Verirrungen. Darum freute sie sich um so mehr über seine Wiederkehr auf die Wege des Rechts und darüber, daß Heinrich zum Herzog von Bayern erhoben, nun ganz im Sinn und Geist seines Bruders Otto zu wirken suchte. Aber Heinrich wurde von einer bedenklichen Krankheit ergriffen und siechte dahin. Da eilte er zu seiner Mutter, um bei ihr Trost und Pflege zu suchen. „Mein teurer Sohn,“ sagte sie zu ihm, „thue Buße wegen deiner Sünden, daß Gott dir gnädig sei, denn der Ausgang deiner Krankheit ist ungewiß und ich fürchte, daß ich dein Angesicht nicht mehr sehen werde.“ — Wirklich machte bald nach seiner Rückkehr ein früher Tod seinem Leiden ein Ende. Die Mutter erhielt die Trauerbotschaft in Quedlinburg. Alsbald berief sie die Nonnen zur Kirche und forderte sie auf, für das Seelenheil des abgeschiedenen Sohnes zu beten, indem sie selbst zuerst ihre Kniee vor dem Altar beugte. „O HErr, allmächtiger Gott,“ betete sie, „erbarme Dich der Seele Deines Knechtes, den Du aus dieser Welt gerufen; gedenke doch, wie wenig Freuden er im Leben genossen hat und wie seine Tage voll Kummer und Elend gewesen sind.“ — Dann trat sie zum Grabstein König Heinrichs und seufzte: „Wie glücklich bist du, daß du diesen Schmerz um meines Kindes Tod nicht mehr erlebt. Dich berührt all dies Leid nicht mehr. Wenn ich deines Todes gedachte, so war es stets mein Trost, daß dieser Sohn mir geblieben, der dein Antlitz, deine Gestalt und deinen Namen trug. Nun ist auch er dahin.“ — Von da an trug Mathilde tiefe Trauer. Das königliche Scharlachkleid legte sie ganz ab, verschmähte alle Ergötzungen der Welt, alle Spiele und weltlichen Lieder und diente mit noch größerer Hingebung den göttlichen Zwecken der Gottesverehrung und der Liebe der Armen und Unglücklichen. Mit bleibender Teilnahme aber folgte die Mutter im Geiste dem unruhigen Leben ihres großen Sohnes, seinen Kriegen und Siegen. Auf dem Lechfelde bei Augsburg war Otto 955 mit den Ungarn zusammengetroffen, die das südliche Deutschland abermals überschwemmt hatten. Suchen andere nicht selten durch geistige Getränke den Mut zu beleben, so kannte Otto ein besseres Mittel; er nahm das heilige Abendmahl, kniete mit seinem ganzen Heere zum Gebet nieder, bevor die Schlacht begann, und man schwur, treu zusammen zu halten bis in den Tod. Dann erhoben sie sich und errangen einen herrlichen Sieg. Von nun an ließen die Ungarn auch Süddeutschland in Ruhe und nahmen nach und nach das Christentum und damit mildere Sitten an. —

Mächtig und stark erwies sich Otto auch in Italien. Drei große mehrjährige Römerzüge hat er über die Alpen gemacht. Auf dem ersten war es, daß er Adelheid von Berengar befreite und sie und mit ihr die lombardische Krone gewann (951). Zehn Jahre später, 961, zog Otto zum zweiten Male über die Alpen, von dem durch Berengar hart bedrängten Papste gerufen. Berengar wurde gefangen

und nach Deutschland geschickt. Nun krönte der Papst König Otto in der Peterskirche zu Rom zum Kaiser, und Otto war nach vielen Kämpfen und wunderbaren Fügungen im Besitze der höchsten Macht, die es zu jener Zeit in der Christenheit

Abschied Ottos von seiner Mutter Königin Mathilde.

gab. Aber der damalige Papst Johann XII. lebte in schändlichen Lüsten und stand mit vielen Weibern in sündhaftem Umgange. Auch war er grausam und wild wie ein Kriegsknecht und scheute sich nicht Blut zu vergießen. Solchem Frevel beschloß Otto ein Ende zu machen. Er eroberte 963 Rom und berief eine Versammlung

von deutschen und italienischen Bischöfen, die über den Papst richten sollten. Als „meineidiger Verräter und lasterhafter Mensch“ wurde Johann XII. des Amtes entsetzt und ein frommer und trefflicher Mann Namens Leo zum Papste gewählt. Johann aber starb bald darauf mitten in seinen Lastern und verschmähte sogar auf dem Sterbebette das heilige Abendmahl.

Als Otto seine Macht in Rom befestigt hatte, brach er wieder heimwärts auf, besonders um seine alte Mutter noch einmal zu sehen. 965 kam Otto als Kaiser nach Deutschland zurück, und im Palaste des Erzbischofs Bruno von Köln, seines Bruders, fand sich die ganze weitverzweigte königliche Familie um die jetzt 75jährige Mathilde zusammen. Auch ihre fürstlichen Töchter Hathuwin und Gerberga waren aus Frankreich gekommen. Statt des verstorbenen Sohnes Heinrich war dessen Sohn Heinrich gegenwärtig. Man kann sich die Freude der Mutter denken, noch einmal vor ihrem Ende ihre geliebten Kinder und Enkel um sich zahlreich versammelt zu sehen. Und auf was für eine reiche Geschichte und wundersame Lebenserfahrungen konnte sie im Anblick der Ihrigen zurückblicken! Bischof Balderich, einst Brunos Lehrer, ein ehrwürdiger Greis, sprach über die Versammlung den Segen und begrüßte Mathilde mit den Worten: „Freue dich, erlauchte Königin, über die Gnade, womit dich Gott geehrt; hier ist des Psalmisten Wort erfüllt: „Der HErr segnet dich aus Zion, daß du siehst deiner Kinder Kinder.“ — In der That war Königin Mathilde ein Baum, gepflanzt an Wasserbächen, von welchem galt, was Psalm 92 geschrieben steht: „Die gepflanzet sind in dem Haus des HErrn, werden in den Vorhöfen unseres Gottes grünen. Noch im Alter werden sie Frucht tragen, sie werden saftig sein und blühen, um zu verkünden, daß der HErr fromm ist; Er ist mein Hort und ist kein Unrecht an Ihm.“ — Bald kam die Trennung, für einige Glieder der Familie die Trennung für immer. Erzbischof Bruno starb nach wenigen Monaten. Hathuwin und Gerberga kehrten nach Frankreich zurück und sahen die Mutter nie mehr. — Mathilde aber ging mit ihrem kaiserlichen Sohne nach Nordhausen, um ihm dies neu gegründete Kloster, wo ihre treue Dienerin Richburg als Äbtissin waltete, ans Herz zu legen. Auch das Stift zu Quedlinburg wurde von Mutter und Sohn noch gemeinsam besucht, und Ottos einzige Tochter Mathilde wurde dort als Äbtissin geweiht. Dann galt's den Abschied für immer; denn der Kaiser mußte wieder in ferne Lande ziehen. Am Tage des Abschieds wohnten Mutter und Sohn zusammen dem Gottesdienste bei in der Kirche ihres so geliebten Klosters Nordhausen. Nachher empfahl sie dem Sohne noch die Sorge für dies Kloster und sagte: „Mir ahnt, wir sehen uns zum letzten Mal.“ Sie traten vor die Kirche, umarmten sich unter Thränen und sagten sich Lebewohl. Dann, als Otto zu Pferde stieg, ging die Königin wieder in die Kirche und warf sich an der Stelle nieder, wo ihr Sohn soeben noch gestanden, weinte und betete für sein Wohl. Dies blieb nicht unbemerkt und wurde dem Kaiser draußen angesagt. Er sprang vom Pferde und kehrte zur Kirche zurück. „O Mutter,“ sagte er, „wie kann ich dir danken für deine Gebete und Thränen.“ — Sie wechselten noch einige Worte, dann sprach die Königin: „Was nützt es, länger zu zögern! Es muß ja doch geschieden sein! Je länger wir zaudern, desto

größer wird der Schmerz. So ziehe denn hin im Frieden, mein Sohn. Mein Antlitz wirst du hienieden wohl nicht mehr sehen; aber alles, was mir am Herzen liegt, habe ich deiner Liebe empfohlen." — So schieden Mutter und Sohn, — er aufs neue in Unruhe und Kampf, zunächst nach Thüringen, dann über die Alpen zum dritten Römerzug, — sie nach Quedlinburg, wo ihr Gatte ruhte und wo auch sie ihre letzte Ruhestatt suchen wollte.

Mitten im Winter, in den letzten Tagen des Jahres 967 trat Mathilde ihre letzte Reise nach Quedlinburg an. Als dort ihr Zustand immer bedenklicher wurde, rief sie die getreue Richburg an ihre Seite, um im letzten Kampf ihren Beistand zu empfangen. Die Sterbende legte noch eine Beichte ihrer Sünden ab, nahm das heilige Abendmahl und benutzte die letzten Stunden, um allen, die sie umgaben, christlichen Rat und Trost zu spenden. Sie ließ eine Matratze auf die Erde legen, bettete ihren Leib darauf und streute Asche auf ihr Haupt. „Für uns geziemt sich kein anderer Tod als in Asche und auf Stroh," sagte sie. Ihre Augen waren nach oben gerichtet; sie breitete die Arme aus und machte das Zeichen des Kreuzes. Dann entschlummerte sie unter frommen Gebeten und Gesängen in jenem Frieden, den diese Welt nicht giebt. Es war am 14. März 968.

Mit Ehrfurcht blicken wir empor zur Königin Mathilde, dieser echt deutschen Frau und wahren Christin, die als Gemahlin Heinrichs I. und als Mutter Ottos des Großen „mit dem unvergänglichen Wesen des sanften und stillen Geistes" so großen Einfluß auf die Mit- und Nachwelt ausgeübt hat und zu den „Starken gehört, die der Erlöser sich zum Raube nimmt".

Heinrich IV. und Gregor VII.

oder

Kaiser und Papst.

Mein Reich ist nicht von dieser Welt, hatte Christus vor dem Römer Pilatus erklärt. „Wäre mein Reich von dieser Welt, so würden meine Diener darob streiten." — Wie ist das doch mit der Zeit vergessen und von der Kirche weltliche Macht und Ehre erstrebt, für geistliche Zwecke mit fleischlichen Waffen und Mitteln gekämpft worden! Das zeigt sich besonders in dem Kampfe, der im elften Jahrhundert zwischen Kaiser und Papst gekämpft worden ist. Wohl waren die Zwecke, die der damalige große Papst Gregor VII. verfolgte, im letzten Grunde geistliche oder kirchliche, indem er dem in der Kirche eingerissenen Verderben wehren wollte. Aber die Verirrung bestand darin, daß er bei dieser angestrebten sittlichen Reformation sich zu sehr in die irdische Politik einließ, während die Politik der Christen (nach Phil. 3) eine himmlische ist, nicht die Beherrschung der jetzigen Welt, sondern die Herbeiführung der zukünftigen erstrebt, durch die geistlichen Mittel, die Gott dazu verordnet hat, durch Predigt des Evangeliums, Dienst und Anbetung Gottes, Aneignung des Heils im Namen Jesu Christi.

In der Zeit, von der wir zu berichten haben, war die Kirche furchtbar verderbt. Eine Menge unwürdiger Geistlicher verwaltete das Amt; besonders unter den hochstehenden Geistlichen führten viele ein schwelgerisches Leben, hielten eine Menge Diener, lebten in sittenlosen verbotenen fleischlichen Verbindungen, führten sogar die Waffen, wie denn infolge von Schenkungen Bischöfe und Äbte reiche und mächtige Herren geworden waren, welche es den weltlichen Fürsten in allem gleich thaten, ganz entgegengesetzt dem Verbot des HErrn: „Unter euch soll es nicht also sein, ihr sollt nicht Herren, sondern Diener aller sein, wie ich gekommen bin, nicht daß mir gedient werde, sondern daß Ich diene und mein Leben hingebe für Viele." Dieser kirchliche Verfall, bei dem die Hirten nicht die Herden, sondern sich selbst weideten, hing zum Teil damit zusammen, daß die geistlichen Ämter, besonders die höheren, der Bischöfe und Prälaten, mit Geld und Geschenken erworben oder gekauft wurden, was man Simonie nannte, weil nach Apostg. 8 seiner Zeit der Zauberer Simon geistliche Macht mit Geld hatte erkaufen wollen. Die durch solche Simonie ohne Rücksicht auf Würdigkeit ihre geistliche Stelle erlangt hatten, suchten dann die ausgelegten großen Summen durch allerlei Steuern und Lasten in ihrem Sprengel

wieder einzutreiben, so daß ein ärgerlicher Handel in dem Hause Gottes entstand, das ein Bethaus, nicht eine Räuber- und Mörderhöhle sein sollte. So ging es bis hinauf zum päpstlichen Stuhl, den oft gar unwürdige Menschen inne hatten. So bestieg diesen Stuhl im Jahre 956 ein lasterhafter Jüngling als Papst Johann XII., im Jahre 1033 sogar ein zwölfjähriger Knabe aus der Familie der Grafen von Tuscoli, der seine Macht zu Bubenstreichen benutzte.

Diesem Verderben gegenüber kam in der Kirche eine reformatorische Bewegung auf, die sich besonders an den italienischen Mönch Nilus und an das Kloster Clugny anschloß. In einem solchen strengen, der Sittenreformation zugeneigten Kloster Roms war auch Hildebrand erzogen worden, der später zu päpstlicher Macht und Größe aufstieg. In diesen Kreisen wollte man allerdings der Sünde wehren, aber mehr durch Auflegung des Jochs des Gesetzes, als durch das Joch Christi, des sanftmütigen und demütigen. Zurückdrängen wollte man die Sünde durch harte Maßregeln, statt daß man sie durch Hingebung an die göttliche Gnade innerlich überwand. Wie weit diese Härte gehen konnte, davon wird folgendes Beispiel erzählt. Der Abt eines italienischen Klosters hatte einigen aufrührerischen Mönchen die Augen ausstechen und die Zungen ausschneiden lassen. Desiderius, Abt von Monte Cassino, unter dessen Oberleitung jenes Kloster stand, war darüber sehr aufgebracht und legte jenem Abte eine harte Buße auf. Als Hildebrand dahin kam, genehmigte er nicht, was Desiderius verfügt, sondern beförderte jenen Abt später zum Bischof. Doch hat er sich in der Folge gegen die Todesstrafe der Ketzer erklärt.

In Hildebrand war ein gewisses sittliches Salz, und damit wollte er die verdorbene Christenheit erneuern. Aber er that es mit der Strenge und Unbeugsamkeit eines alten Römers und vergaß die Warnung Jesu gegen die Eiferer: „Wißt ihr nicht, welches Geistes Kinder ihr seid.“ — Hildebrand, der spätere Gregor VII., hat die römische Kirche allerdings reformiert, aber durch die pharisäische Strenge und Starrheit, die er ihr einpflanzte, eine spätere, tiefere Reformation derselben fast unmöglich gemacht, weil es dazu nur durch Beugung und Buße gehen kann, nicht durch Glauben an eigene Unfehlbarkeit. Gefährlich war auch der Wahn, daß der römische Stuhl es sei, der zur Alleinherrschaft in der Kirche, ja zur Beherrschung der ganzen Christenheit berufen sei. Erst galt es nach Gregors Sinn, das Papsttum von aller weltlichen Abhängigkeit zu befreien, um es alsdann zum Heil der Völker zu einer unbeschränkten Macht auf Erden zu erhöhen. „Ihr werdet sein wie Gott“ — dieser alten Versuchung der Schlange erlagen schon viele hochstrebende Geister, auch Gregor VII.

Derselbe war wahrscheinlich um 1020 geboren, von armen Eltern, kam früh in ein strenges römisches Kloster, wurde Mönch und zeichnete sich durch Sittenstrenge, hohe Begabung und seinen konsequenten, geschlossenen Charakter aus. Seine äußere Erscheinung war unbedeutend, daß man nicht hätte ahnen können, was für ein gewaltiger Geist unter der unscheinbaren Hülle verborgen war. Mit voller Seele schloß sich Hildebrand den streng Gesinnten unter den Geistlichen an, die über das Verderben in der Kirche trauerten; er hielt sich mehrere Jahre in Frankreich im

Kloster Clugny auf, wo er emsig den Studien oblag. Entweder hier oder in Worms lernte ihn der gleichgesinnte Papst Leo IX. kennen, der eben vom Kaiser zum Papst gewählt worden war. Gleich von Anfang übte Hildebrand auf Leo jene geheimnisvolle geistige Gewalt aus, den solche geschlossene Charaktere haben, und machte sich dem Papste unentbehrlich. Er wußte im Papste Reue darüber zu erwecken, daß er sich von einem weltlichen Fürsten hatte wählen lassen, und bestimmte ihn, als Pilger nach Rom zu reisen und dort erst von den Kardinälen und der römischen Gemeinde sich rechtmäßig zum Papst erklären zu lassen. Nun begann Hildebrands großartige geistliche Thätigkeit, indem er unter mehreren auf einander folgenden Päpsten, deren Wahl er leitete, die Seele und der ausschlaggebende Ratgeber des päpstlichen Stuhles war, wozu er sich nicht nur durch seine kirchliche Richtung, sondern auch durch seine große Kunst in diplomatischen Verhandlungen eignete. Erst im Jahre 1073 bestieg er selbst den päpstlichen Stuhl.

Das erste folgenschwere Werk, das er durchführte, war das Verbot der Priesterehe, oder die Einführung des sogenannten Cölibates. Die Sache war nicht ganz neu. In der morgenländischen Kirche war die zweite Ehe der Geistlichen längst verboten, indem man 1. Timoth. 3, 2 dahin deutete. Im Abendland war durch das Mönchtum das ehelose Leben im Ansehen gestiegen; man hatte daran erinnert, daß, wie im Alten Testament die Priester, so lange sie die heiligen Handlungen vornahmen, im Tempel, also außerhalb ehelicher Verbindung, schliefen und lebten, so im Neuen Bund die Priester um ihres Dienstes am Altare willen ehelos sein müßten. So hatte schon der römische Bischof Siricius 385 die Stelle 3. Mose 20, 7 (Ihr sollt heilig sein) auf die Ehelosigkeit der Priester bezogen. Man fing an, im Geistlichen den Kanal aller göttlichen Gnade und in seiner Ehe eine Entheiligung des Leibes zu sehen, — im Widerspruch mit 1. Timoth. 3, 2 (ein Bischof sei eines Weibes Mann) und 1. Timoth. 4, 1—4 („Teufliche Lehren sind's, zu verbieten, ehelich zu werden 2c.")

Im Jahre 1074 erneuerte Gregor VII. das schon oft gegebene und noch öfter übertretene Cölibatsgesetz. Durch Familienlosigkeit sollten die Geistlichen zugleich unabhängiger von Welt und Staat gemacht werden. Ein Sturm der Entrüstung ging durch die Welt, weil bestimmt wurde, allen Geistlichen, die ihre Frauen nicht entließen, sollte der Eintritt in die Kirche und die Darbringung der Messe nicht mehr gestattet sein. Besonders in Deutschland erhob sich großer Widerspruch. „Indem der Papst das Wort des HErrn (Matth. 19, 12) von denjenigen, die sich selbst zu Eunuchen machen (ein Wort, das nicht alle fassen, sondern nur die, welchen es gegeben sei) sowie das Wort Pauli: „besser heiraten, als brennen" ganz vergesse, wolle er die Menschen mit tyrannischer Gewalt zwingen, gleich den Engeln zu leben. Indem er dasjenige, was in den Gesetzen der Natur gegründet sei, zu unterdrücken suche, öffne er aller Unreinheit der Sitten Thür und Thor." — Mit Hilfe der Mönche, durch Legaten und Gesandte, durch mächtige Laien gelang es dem Papste, das Eheverbot doch populär zu machen und das Volk dafür einzunehmen, so daß es nach und nach zum Sieg gelangte und die verehelichten Priester immer mehr einen schweren Stand hatten und nach und nach unmöglich wurden.

Als auf diesem Gebiet der Sieg auf die Seite des Papstes neigte, wagte er es, auch gegen die Simonie, den Verkauf geistlicher Stellen, vorzugehen. Dieser Handel war wirklich ein arger Mißbrauch, so allgemein er damals auch war. — Als Herren über großes Gebiet waren die Bischöfe und Äbte zugleich weltliche Herren, die als solche von den Fürsten als Lehensherren abhängig waren. Deshalb erlaubten sich letztere auch bei der Wahl jener geistlichen Würdenträger drein zu reden, ja sie zu wählen und durch Verleihung von Ring und Stab mit ihrer Würde zu belehnen. Das nannte man Investitur. Nicht nur die Simonie, die Erlangung geistlicher Stellen mit Geld, auch die Investitur, die Einsetzung der hohen Geistlichen und Bischöfe ins Amt durch Fürsten oder Laien überhaupt, verbot nun Gregor VII. und belegte alle mit dem Banne, die sich der Simonie oder Investitur schuldig machten. Einerseits müssen wir dieses Vorgehen als recht erkennen, sofern weltliche Herren im Hause Gottes, in der Kirche, keine Vollmacht haben, da es hier geistlich, nach göttlicher Ordnung zugehen und die Kirche als göttliche Stiftung von weltlichem Einfluß frei sein soll. — Anderseits aber liegt darin auch ein Unrecht, wenn Bischöfe und Äbte als Besitzer von Ländereien von ihren Lehensherren, den Fürsten frei sein sollten. Zur völligen Freiheit vom Staate hätte es gehört, sich auch der weltlichen Herrschaft und politischen Macht zu entledigen, durch welche Papst und Bischöfe von den Königen der Erde abhängig und in politische Händel verwickelt wurden. Zu solcher Entsagung bis zur Armut Christi reichte aber die Art des kirchlichen Sinnes bei Gregor und den Seinigen nicht aus. Es war keine wahre Befreiung, es war vielmehr bei aller zeitweiligen Obmacht über Staat und Fürsten ein innerliches Überwundenwerden der Kirche vom Geist der Welt und der Zeit. Mit dem Verbot der Investitur, mit dem Verlangen, daß alle geistlichen Stellen in den christlichen Ländern allein vom Papste abhängig sein sollten, wurde ein Kampf heraufbeschworen, der Jahrhunderte lang nicht ruhte. Mit großer Klugheit ließ Gregor da, wo man kalt und entschlossen seinen Anmaßungen gegenübertrat, wie in Frankreich und in England, die Sache für diesmal auf sich beruhen. Um so fester aber griff er zu und führte die Sache durch, da, wo ihm das Terrain günstiger erschien, in Deutschland.

In Deutschland regierte damals ein König, der, erst 15 Jahre alt, auf den Thron gelangt war, Heinrich IV. — Als sein Vater, Heinrich III., starb, war er erst sechs Jahre alt, und es bemächtigten sich nun nach einander zwei ehrgeizige Erzbischöfe des königlichen Kindes, um dadurch Einfluß auf die Regierung und die Staatsgeschäfte zu bekommen, zuerst Hanno von Köln, dann Adalbert von Bremen. Den ersten, einen strengen, harten Mann, der ihn gewaltsam von seiner Mutter getrennt hatte, haßte Heinrich. Dagegen liebte er Adalbert, da dieser ihm schmeichelte, die Zügel schießen ließ und ihn mit dem Wahne unbeschränkter kaiserlicher Macht erfüllte. Von Erzbischof Adalbert giebt Adam von Bremen folgendes Charakterbild:

„Sein Geist war scharfsinnig und mit einer reichen Fülle von Fähigkeiten versehen. In geistlichen wie weltlichen Angelegenheiten von großer Klugheit hatte er ein berühmt starkes Gedächtnis für die Festhaltung dessen, was er von andern vernahm oder durch wissenschaftliche Studien sich sammelte und eine außerordentliche Beredsamkeit,

dasselbe vorzutragen. Ferner war er ausgezeichnet durch Schönheit des Körpers und dabei ein Freund der Keuschheit. Seine Freigebigkeit war derart, daß er, während er selbst es für unwürdig hielt zu bitten, und während er im Empfangen langsam war und sich dadurch gedemütigt fühlte, bereitwillig und freudig auch denen reiche Gaben gewährte, die nicht darum baten. Seine Demut erscheint in einem zweideutigen Lichte, da er sie allein gegen die Knechte Gottes, die Armen und Pilger bewies und zwar in solchem Grade, daß er oft vor dem Schlafengehen dreißig und mehr Bettlern selbst niederknieend die Füße wusch, wogegen er sich vor den Großen dieser Welt und vor Seinesgleichen zu keiner Art von Demutserweisung verstand. — Da nun so viele Tugenden in ihm zu einem Kranze sich vereinigten, so hätte ein Mann wie er wohl glücklich sein können, hätte es nur nicht ein Fehler gehindert, dessen Häßlichkeit allen Glanz, in dem der Erzbischof strahlte, verdunkelte; dies war die Eitelkeit, die vertraute Hausmagd der Reichen.

Adalbert nährte kühne Pläne. Er, der die Heidenmission im Norden Europas in ausgedehnter Weise trieb, wollte Bremen zu einem nordischen Patriarchat erheben, unter dem 12 Bischöfe walten sollten. Stieß er dadurch beim Papste an, so entfremdete er sich durch seine Herrschsucht besonders die Sachsen, gegen die er oder sein Mündling Heinrich IV. viel Willkürlichkeiten sich erlaubte. Dies muß mit ins Auge gefaßt werden, wenn man die Sachlage verstehen will beim Ausbruch des Streites über Simonie und Investitur.

Auf einer Synode zu Rom 1075 bannte Papst Gregor fünf Räte Heinrichs IV., die sich der Simonie schuldig machten. — Heinrich war damals im Alter von 24 Jahren, an Geist und moralischer Kraft mit Gregor gar nicht zu vergleichen, unbesonnen, das eine Mal heftig aufbrausend, gewaltthätig und grausam, das andere Mal feig, schwach und mutlos, doch in vielen Stücken ein trefflicher Regent.

Als Heinrich jene fünf vom Papst gebannten Räte beibehielt und nicht entließ, erneuerte Gregor die Forderung, daß jene Räte entlassen würden, sowie das Recht, alle Bischofssitze in Deutschland allein zu besetzen und suchte den damals noch leichtfertigen König überhaupt zur Buße über seine übrigen Sünden zu bringen. Als dies nichts fruchtete, forderte er Heinrich geradezu nach Rom, daß er sich dort vor dem Papste verantworte. Dies war zu viel für den Kaiser und seine Deutschen. Empört über die unerhörte Anmaßung berief Heinrich die deutschen Bischöfe nach Worms zusammen und Gregor wurde für abgesetzt erklärt. Ein königlicher Abgesandter sollte den Beschluß Gregor überbringen. Als der Papst 1076 die Fastensynode beginnen wollte, trat vor derselben der Gesandte des Kaisers auf und verkündigte das Absetzungsurteil von Worms, das sich darauf stützte, daß Gregor nicht auf gesetzliche Weise gewählt worden sei und daß er weltliche Gewalt an sich zu reißen getrachtet habe. In diesem Urteil heißt es: „Heinrich von Gottes Gnaden, nicht durch menschliche Willkür König, an Hildebrand, der kein Papst mehr ist, sondern ein falscher Mönch.“ Es schloß mit den Worten: „Möge den Stuhl Petri ein anderer besteigen, der Gewaltthaten nicht durch die Religion beschönigt, sondern die reine Lehre des heiligen Petrus vorträgt. Ich, Heinrich, und alle unsere Bischöfe, wir rufen dir zu: Steige herab, steige herab.“ — Gregor hörte mit Ruhe zu, ermahnte, diese, der

Canossa. (Nach dem Gemälde von O. Friedrich.

Kirche vorbehaltenen Stürme zu leiden und sprach Bann und Absetzung aus über den König und alle Bischöfe, die mit ihm hielten. Zugleich entband er die Deutschen ihres Unterthaneneides.

Hatte der Papst hiezu ein Recht? — Wohl hatte seiner Zeit Ambrosius den Kaiser Theodosius seiner öffentlichen schweren Sünden wegen exkommuniziert, aber nicht abgesetzt. St. Paulus ermahnt, sogar den heidnischen Obrigkeiten Gehorsam zu erweisen, und der von den Unterthanen dem König geleistete Eid war heilig. — Die Papstpartei aber behauptete, wer sich demjenigen widersetze, dem Gott die Leitung der Kirche anvertraut habe, einem solchen dürfe kein rechtmäßiger Gehorsam mehr erwiesen werden. — Dann hörte überhaupt aller Gehorsam gegen Menschen in den göttlichen Ordnungen auf, weil alle Menschen Sünder sind.

Trotzdem wurden der Bannfluch und die Absetzung für Heinrich verhängnisvoll. Der König wäre anders dagestanden, wenn er nicht wegen mannigfacher Übertretung der zehn Gebote ein geschlagenes Gewissen gehabt hätte, ohne sich durch Buße und Besserung gereinigt zu haben. Nun fehlte es ihm in der kritischen Stunde wegen Mangels an Frieden mit Gott an Mut und Klarheit. — Dazu kam die äußere Schwierigkeit, daß Heinrich durch Härte und Ungerechtigkeiten die Sachsen und mehrere deutsche Fürsten, die Herzöge von Schwaben, Bayern und Kärnthen sich verfeindet hatte. Diese versammelten sich zu Tribur am Rhein und erklärten, wenn Heinrich nicht innerhalb eines Jahres vom Bann losgesprochen werde, so sei er der Regierung verlustig; auch solle der Papst zu einem Reichstag nach Augsburg kommen, die Klagen gegen Heinrich anhören und als Richter entscheiden.

Heinrich gab nach und wollte nun den Papst in Italien aufsuchen, um vom Banne los zu werden und jener ihm in Augsburg zugedachten Demütigung zu entgehen. Einige Tage vor Weihnachten in dem sehr kalten Winter 1076 reiste er mit seinem treuen Weibe Bertha und seinem dreijährigen Söhnlein und nur wenigen Dienern über die Alpen. Da seine Feinde ihm die gangbarsten Alpenpässe verlegt hatten, mußte der König auf dieser Reise die größten Schwierigkeiten überwinden. Als er in Italien ankam, war Gregor schon auf der Reise nach Augsburg begriffen. Erschreckt durch die Ankunft des Königs, dem er feindliche Absichten zutraute, flüchtete er in das feste Schloß Canossa, welches der Markgräfin Mathilde von Toskana gehörte. „Voll von Ehrgeiz und Enthusiasmus stand dieses dreißigjährige Weib ganz im Dienste des Papstes, dem sie ihren Geist und ihr Herz ergeben hatte, stets bereit, eine getreue Magd des heiligen Petrus, wie Gregor sie nannte." — Aber der Papst hatte keine Ursache zur Furcht; denn Heinrich hatte noch immer, obschon die Lombarden ihm wider den Papst beigestanden wären, weder Mut noch das Gefühl seiner Würde wieder gefunden, er bat vielmehr den Papst demütig um Lossprechung vom Bann. Davon aber wollte Gregor, der sich bald von seinem Schrecken erholt hatte, vor der Hand nichts wissen, verlangte vielmehr, der König solle vor ihm auf die erniedrigendste Weise Buße thun. — Der Papst wollte ein Exempel statuieren, das für Jahrhunderte nachwirken sollte. — Heinrichs Buße war ihm nicht willkommen, da sie ihn zu hindern schien, auf dem Fürstentage zu Augsburg als Richter zu erscheinen und sich in die deutschen Angelegenheiten zu mischen. Darum ließ sich der

Papst nur unter der Bedingung herbei, daß, auch wenn Heinrich Buße gethan hätte und vom Kirchenbann losgesprochen oder absolviert wäre, gleichwohl alles auf dem Reichstage in Augsburg unter des Papstes Vorsitz ausgemacht werden sollte. — Heinrich verstand sich zu allem und wurde am 25. Januar 1077 in die mit einer dreifachen Mauer umgebene Burg Canossa geführt. Hier mußte er zwischen der zweiten und dritten Mauer ohne Gefolge und ohne königlichen Schmuck im wollenen Bußgewande und barfuß drei Tage hinter einander bis zum Abend stehen, ohne Speise zu sich zu nehmen, und um die Gnade der Vergebung flehen. Am vierten Tage wurde dem schmachvollen Auftritt ein Ende gemacht. Der Papst ließ den König vor, erteilte ihm die Absolution oder Lösung vom Kirchenbann und feierte sodann in Gegenwart einer zahlreichen Menge die Messe (das heilige Abendmahl). Nach der Messe blieb der König zum Mahle bei dem Papste, der ihn beim Abschied noch einmal an sein Versprechen, sich bis zur Entscheidung in Augsburg aller Regentenhandlungen zu enthalten, erinnerte.

So war denn der König zwar vom Banne gelöst, aber seine Absicht, die Regierung sich nicht länger entzogen zu sehen, war doch nicht erreicht. Dies erbitterte ihn nachträglich wider den harten Diener Christi, und auch in der Lombardei wie in Deutschland rief die Demütigung des Königs allgemeine Entrüstung hervor und zog viele von des Papstes auf Heinrichs Seite. Dieser eilte nach Deutschland, wo seine Feinde in der Person Rudolfs von Schwaben einen Gegenkönig gewählt hatten. Es kam zum Krieg zwischen beiden Parteien, wobei der Papst in kluger Zurückhaltung sich weder für den einen, noch für den anderen König erklärte, bis er meinte, der Sieg neige auf Rudolfs Seite. Da erst entschied er sich für Rudolf, sandte ihm eine Krone mit der Inschrift: „Diese Krone gab Christus dem Petrus, Petrus dem Rudolf." Aber Gott war nicht mit diesem vom Papst gesegneten Gegenkönig. In einer Schlacht wider Heinrich verlor er die rechte Hand und einen Tag später, infolge einer Verwundung durch Gottfried von Bouillon, sogar das Leben. Darin sah Rudolf selbst mit vielen seiner Zeitgenossen ein Gottesgericht. Auf dem Todbette erwachte sein Gewissen und er sprach zu den Bischöfen, die ihn verleitet hatten, seinen dem König Heinrich früher geleisteten Eid zu brechen: „Sehet, das ist die Hand, mit der ich meinem Herrn Heinrich Treue geschworen habe. Jetzt muß ich Reich und Leben lassen. Bedenket wohl, ob ihr mich recht geführt habt." — Noch jetzt zeigt man im Dom zu Merseburg Rudolfs Grabmal; auch seine gedörrte Hand wird dort in einem Futterale aufbewahrt.

Nachdem König Heinrich in Deutschland gesiegt, zog er nach Italien, um den Papst zu züchtigen, der ihn abermals in den Bann gethan und für abgesetzt erklärt hatte. In Italien fand er großen Anhang, selbst unter Mathildens Vasallen. Er ließ sich in Mailand mit der eisernen Krone der Lombardei krönen, eroberte Rom, ließ den Erzbischof Wibert von Ravenna, einen Gegner Gregors, zum Papste einsetzen unter dem Namen Clemens III. und wurde von diesem in der Peterkirche zum römischen Kaiser gekrönt. Dann belagerte er Gregor, der sich in die Engelsburg geflüchtet hatte. Durch den Normannenherzog Robert Guiskard von Unteritalien ward Gregor endlich aus seiner Gefangenschaft befreit. In Rom aber war seines Bleibens nicht

mehr; denn sein Befreier hatte in Rom mit seinen Normannen eine furchtbarere Verwüstung angerichtet als seiner Zeit die Goten und Vandalen. Drei Tage lang plünderten sie und durch einen furchtbaren Brand sank Roms frühere Herrlichkeit größtenteils in Trümmer. Vom Fluche der Römer beladen, begab sich Gregor VII. nach Salerno. Dort starb er. Er soll noch gesagt haben: „Ich habe die Gerechtigkeit geliebt und das Unrecht gehaßt; darum sterbe ich in der Verbannung." — Wir aber erkennen eine höhere Gerechtigkeit darin, daß der Mann, der den Bann so stark mißbraucht hat, selbst in der Verbannung sterben mußte. — Seine Absichten für das Papsttum waren großartig, und seine Nachfolger, besonders Innocenz III., haben sie zum Ziele durchzuführen verstanden; aber seine Politik, zu der er als geistlicher Vater nicht berufen war, wurde nach und nach unsicher und verlor allen Boden unter den Füßen, so daß er wie ein Schwärmer in den Abgrund stürzte.

Seinen Gegner aber, den Kaiser Heinrich IV., der durch Unglück geläutert später ein besser Leben und Regiment geführt hat, ließ das Schicksal oder besser, ließen die Sünden seiner Jugend bis ans Ende nicht zur Ruhe kommen. Es gelang seinen päpstlichen Feinden, seine Söhne auf ihre Seite zu ziehen, daß sie sich gegen den Vater empörten. Der Vater mußte die Regierung niederlegen zu Gunsten seines Sohnes Heinrich V. und wurde von diesem gefangen gehalten. Endlich starb er zu Lüttich 1106. Das Volk jammerte allgemein um seinen unglücklichen Kaiser, aber im Lager des Sohnes erscholl lauter Jubel. Die Papisten verfolgten ihn noch im Tode. Die Leiche des gebannten Kaisers mußte lange Zeit in einem ungeweihten Gebäude auf einer Insel der Maaß liegen bleiben. Ein Mönch, der aus Jerusalem zurückgekehrt war, betete Tag und Nacht an dem Sarge und weihte durch sein frommes Gebet die Stätte besser, als Papst und Bischof es vermocht hätten. Endlich, erst etliche Jahre später, wurde die Leiche des Kaisers nach Speyer gebracht und im dortigen Dome bei seinen Vätern begraben. — Er hat gefehlt, aber auch gebüßt.

Der Kampf zwischen „Kaiser und Papst", zwischen weltlicher und geistlicher Macht ruhte noch ein paar Jahrhunderte lang nicht. Am höchsten unter allen Päpsten hat es im Einfluß auf die weltlichen Fürsten Innocenz III. gebracht, von welchem noch weiter unten die Rede sein wird. — Nicht der Scene von Canossa gleich, aber doch ein Akt, der die schwindelnde Höhe des Papsttums im Mittelalter darstellt, war es, als Kaiser Friedrich I., der gewaltige Barbarossa, nach dem unglücklichen Abschluß seiner Kriege mit dem lombardischen Städtebund, dessen Hauptstütze des Kaisers erbittertster Feind, der kühne und kluge Papst Alexander III. war, sich mit diesem seinem alten Feinde auf demütigende Weise aussöhnen mußte. Bei einer Begegnung in Venedig mußte der Kaiser dem Papst ehrerbietig die Füße küssen.

Die Kreuzzüge.

Zu Ende des elften Jahrhunderts ergriff die christlichen Völker eine gewaltige Bewegung, welche zweihundert Jahre andauerte. Es sind die sogenannten Kreuzzüge. Ihrer werden sieben gezählt, die auf die Jahre 1096, 1147, 1189, 1203, 1227, 1249 und 1270 fallen. Es war eine umgekehrte Völkerwanderung, von Westen nach Osten. In der eigentlichen Völkerwanderung vom vierten Jahrhundert ergriff die barbarischen Völker ein Zug von Osten nach Westen und trieb sie dem Evangelium und der Kultur entgegen, welche im römischen Reiche Platz gegriffen hatten. In den Kreuzzügen machten sich die christlichen Völker nach dem Morgenlande auf, um sich da mit den unchristlichen Mohamedanern zu messen und ihnen das heilige Grab zu entreißen. Die Kreuzzüge, so christlich ihr Zweck auch zu sein scheint und so groß auch die Begeisterung ist, von der sie getragen waren, waren doch im Grunde ein Zeichen der Verirrung und des Abfalls von dem reinen und wahren Evangelium. Denn während uns dieses Gott im Geiste und in der Wahrheit dienen heißt, war die Kirche zur Zeit der Kreuzzüge in Reliquiendienst versunken. Dem Nichtgöttlichen, das in irgend einer äußeren Beziehung zum Göttlichen stand, wurde göttliche Verehrung gezollt, und wie man Gebeine heiliger Personen oder ähnliche Gegenstände abergläubig verehrte, so galt nun der Kirche das heilige Grab, wo Jesu Leichnam geruht hatte und das heilige Land, wo er gewandelt hatte, als die höchste Reliquie. Sie zu gewinnen, sei wohl das Blut von Millionen wert. Man suchte, im Widerspruch mit Luk. 24, 5. 6, den Lebendigen bei den Toten, und vergaß die Mahnung: „Er ist nicht hier, Er ist auferstanden.“ Darum haben die Kreuzzüge, wenn sie auch gute und mannigfache Folgen hinterließen, ihren nächsten Zweck nicht erreicht. Obschon sie sechs Millionen Menschen das Leben kosteten, blieben schließlich die Mohamedaner im Besitze des heiligen Grabes. Wegen des Mißerfolgs trat nach der ursprünglichen, irre geleiteten Begeisterung bei Vielen eine Ernüchterung, ja Erkaltung des Glaubenslebens ein, wie denn um jene Zeit ein Büchlein Aufsehen machte, welches von Moses, Christus und Mohamed als „drei Betrügern“ handelte, und die in den langen Kämpfen eintretende Verrohung wirkte nachteilig auf die Sittlichkeit ein; an die Zeit der Kreuzzüge schließt sich unmittelbar die Zeit des Faustrechts an.

Doch lassen wir die Geschichte reden. — Schon seit den Zeiten des ersten christlichen Kaisers Konstantin, dessen Mutter zur Grabstätte Christi wallfahrtete und

über derselben eine Säulenhalle oder Kirche, die „Kirche des heiligen Grabes", erbauen ließ, kam das Wallfahren nach Jerusalem und den heiligen Stätten auf, die Jesu Fuß einst berührt hatte. Die Reliquien und Erinnerungen, die man von dort zurückbrachte, hatten in den Augen der Christen hohen Wert, und immer mehr erwachte die Begierde, solche Heiligtümer, Wasser aus dem Jordan, Splitter vom Kreuze Christi, Erde des heiligen Landes u. s. w. zu besitzen. Man glaubte, der Vergebung der Sünden und der Seligkeit gewiß zu werden, wenn man den Strapazen einer solchen Pilgerreise sich unterziehen, am heiligen Grabe beten oder gar im gelobten Lande sein Leben beschließen könnte. Wer im dunklen Pilgerkleide, mit Stab und Tasche die große Wallfahrt unternahm, der konnte überall, besonders in den Klöstern, auf gastfreie Aufnahme rechnen. So gehörte denn das Wallfahren nach Palästina immer mehr zur mittelalterlichen Frömmigkeit und kam immer mehr auf.

Nachdem aber das gelobte Land samt Jerusalem in die Gewalt der mohamedanischen Türken gefallen war, wurden die Christen, sowohl die niedergelassenen als die Pilger, von ihnen grausam bedrückt, oft in Scharen beraubt und ermordet und die christlichen Heiligtümer verhöhnt und entweiht. Von 7000 Pilgern, mit welchen mehrere deutsche Bischöfe ums Jahr 1065 nach dem heiligen Lande zogen, kamen nur 2000 zurück; die meisten der übrigen waren von den Türken überfallen und erschlagen worden; selbst der christliche Patriarch von Jerusalem wurde am Bart auf dem Boden geschleppt. Von all dieser Mißhandlung und Verhöhnung wurde der Einsiedler Peter von Amiens, der alles selbst gesehen und erlebt hatte, tief ergriffen, und er faßte schon in Palästina den Entschluß, im Abendland Hilfe zu suchen. Mit Bittschreiben des Patriarchen kehrte er zurück und machte auf den Papst Urban II. durch seine Schilderungen tiefen Eindruck. Auf des Papstes Geheiß ritt nun Peter auf einem Esel durch Italien und Frankreich, um zum Kampfe wider die Feinde des Kreuzes aufzufordern. Von des langen Weges Mühen abgezehrt, einen Strick um den Leib, barfuß und in der Hand ein Kruzifix, predigte er allem Volk und bewegte ihnen mit seinen glühenden Worten, wenn er das Elend der Christen im Morgenlande schilderte, das Herz. — Der Gedanke des Kreuzzuges war aber nicht sowohl in Peter von Amiens, als vielmehr in des Papstes Seele entsprungen. Schon Gregor VII., dessen ebenbürtiger Schüler Urban II. war, hatte sich mit dem Gedanken getragen, an der Spitze eines christlichen Heeres das heilige Land zu befreien; aber der lebenslängliche Kampf mit Heinrich IV. hatte ihn an der Ausführung des Gedankens gehindert. Nun nahm ihn Urban II. mit großer Energie auf. Darin, daß die Kirche diese Kreuzzüge ins Werk setzte, und daß Millionen von Kriegern ihrem Rufe folgten, darin zeigte sich die Macht der geistlichen Gewalt auf ihrer Höhe. Urban hielt zuerst eine Kirchenversammlung in Italien, dann in Frankreich zu Clermont 1095, und eine Menge von Geistlichen und Laien strömte zusammen. Auf einer Bühne unter freiem Himmel sprach der Papst selbst von den Leiden der morgenländischen Christen, von jenes Landes Heiligkeit, von der christlichen Bruderliebe, wie es besser sei, die Waffen gegen die Ungläubigen für eine heilige Sache zu führen, als in nutzlosen Fehden sich unter einander zu verzehren. „Jeder verleugne sich selbst und nehme sein Kreuz auf sich, daß er

Christum gewinne!" — Da rief die Versammlung wie mit Einem Munde: „Gott will es, Gott will es!" — „Dies soll die Losung in euerm Kampfe sein," sprach der Papst. Die Begeisterung ergriff Hohe und Niedere, sie thaten das Gelübde, am Zuge teilzunehmen und hefteten zum Zeichen dessen ein rotes Kreuz auf die rechte Schulter. Daher der Name „Kreuzzug".

Derer, die von der Begeisterung mit ergriffen wurden und mitziehen wollten, waren in allen Christenlanden eine große Zahl. Es trennte sich freudig der Mann vom Weibe, das Weib von dem Manne, die Eltern von den Kindern, die Kinder von den Eltern. Der Landmann gedachte nicht mehr des Ackerbaues, der Hirte nicht mehr seiner Herde, Mönche und Nonnen verließen ihre Zellen; kein Stand, kein Alter, kein Geschlecht wollte von dem großen Unternehmen ausgeschlossen sein. Die Einen gingen, um ihre Sünden zu sühnen; Andere suchten Ehre und Heldenruhm oder Beute und irdischen Gewinn; Andere wollten dem Druck und Zins der Heimat entgehen und suchten in Hoffnung das Neue und das Ferne. Wieder Andere hofften an den Stätten, wo der Heiland geblutet hatte, Ihm näher zu sein, wollten dort zu Ihm, an dem ihre Seele hing, noch einmal beten und dann sterben. — Peter von Amiens wartete die Zurüstungen der kriegserfahrenen und besonnenen Fürsten, die sich zum Zug nach Palästina entschlossen hatten, nicht ab, sondern machte sich mit einer ungeordneten Menge von Männern, Weibern und Kindern auf den Weg. Diese überfielen auf ihrem Zuge durch Deutschland die Juden, verübten Gewaltthaten in Ungarn und Griechenland und kamen zur Strafe größtenteils um. Erst ein Jahr später, 1096, trat ein großes wohlgeordnetes Heer unter der Führung vieler Fürsten und Grafen den ersten Kreuzzug an.

An der Spitze stand der Herzog von Nieder-Lothringen, Gottfried von Bouillon, ein frommer, ritterlicher Held, von hohem Wuchs und leutseligem Wesen, schon lange voll Sehnsucht nach dem heiligen Lande. Mit ihm zogen seine Brüder Balduin und Eustachius. — Manche andere mitziehende Fürsten und Herren waren mächtiger und reicher als er. Da war der prächtige Graf Hugo von Vermandois, ein Bruder des Königs von Frankreich, der kampflustige Graf Robert von der Normandie, ein Bruder des Königs von England, der mächtige Graf Raimund von Toulouse, der gewaltige Graf Robert von Flandern, der Normannische Fürst Boëmund von Tarent, voll Kühnheit und großer Verschlagenheit, und sein Neffe Tankred, ein ritterlicher und tapferer Held mit christlichen Tugenden und Sitten.

In Konstantinopel, der damaligen Residenz des christlichen griechischen Kaiserreichs, wollten die Kreuzfahrer sich zusammenfinden. Das Heer Gottfrieds von Bouillon, wohl 60 000 an der Zahl, welche Zahl dann nach und nach, alle Kreuzfahrer, Männer und Frauen inbegriffen, bis auf 600 000 anschwoll, nahm seinen Weg durch Deutschland und Ungarn. Im Frühling 1097 setzte das Heer nach Asien hinüber. — Bei der alten Stadt Nicäa, wo 325 die erste allgemeine Kirchenversammlung gewesen war, geschah der erste Schlag der Pilger gegen die Türken. Der Sieg bei Doryläum gegen den Sultan von Ikonium eröffnete den Marsch durch Kleinasien. Aber bald litt das Heer große Not in dem dürren, wasserlosen

Lande und viele wurden durch Mangel und Krankheit dahingerafft. Pferde und Lasttiere verschmachteten vor Durst; mancher Ritter mußte auf einem Ochsen reiten; sogar Schweine trugen Gepäck. Aber wenn die Kreuzfahrer auch Unsägliches litten, so gedachten sie des HErrn und des Zieles ihrer Wanderschaft, und wollten um deswillen gerne auch das Schwerste ertragen. Balduin mit den Seinigen trennte sich vom Hauptheere, indem er dem Hilferuf eines christlichen Fürsten von Edessa folgte und hier das erste christliche Fürstentum im Morgenlande gründete. Allmählich rückte man nach Antiochien in Syrien vor, wo in den Tagen der Apostel die erste heidenchristliche Gemeinde gewesen war, von welcher aus St. Paulus die Kirche unter den Heiden gründete. Diese Stadt war stark befestigt und von einem türkischen Heere besetzt, und es galt nun, sie zu belagern. Erst nach neunmonatlicher Belagerung und großen Leiden und Verlusten wurde Antiochien durch Verrat gewonnen. Aber kaum hatten die christlichen Sieger sich ein wenig erholt, so nahte ein neues großes Türkenheer und schloß dieselben ein, so daß bald eine schreckliche Hungersnot entstand. Schon entfiel vielen der Mut, viele nahmen die Flucht oder gingen zu den Mohamedanern über. Da kam neue Begeisterung in das zusammengeschmolzene Kreuzheer durch das Gesicht eines Bartholomäus, der den HErrn gesehen und die Verheißung des Sieges von ihm gehört haben wollte, wenn man im Boden einer antiochenischen Kirche eine Lanze ausgrabe, welche dieselbe sein sollte, mit der der HErr am Kreuze einst durchbohrt worden. Die „heilige Lanze“ wurde in der That gefunden und dieses Zeichen belebte auf einmal Aller Mut. Sie schärften ihre Schwerter und rüsteten sich zum Kampf. Bevor die Sonne aufging, beichteten die Streiter ihre Sünden, nahmen das heilige Abendmahl und zogen dann hohen Glaubens aus den Thoren dem mächtigen Feind entgegen. Das hatte dieser nicht erwartet. Der feindliche Heerführer Korboga blieb noch eine Weile beim Schachbrett sitzen, ehe er mit seinen Scharen in den Kampf zog. Vor der Wucht der christlichen Helden zerstob das türkische Heer bald in wilder Flucht. Lebensmittel die Fülle wurden im eroberten Lager aufgefunden und man stärkte sich. — Nun war der Weg nach Jerusalem geöffnet. Boëmund aber stiftete in Antiochien für sich ein christliches Fürstentum, wie früher Balduin in Edessa.

Endlich lag sie vor den Blicken der ermatteten Kreuzfahrer, Jerusalem, die Stadt Gottes, mit ihren Türmen und Zinnen und Mauern. Es war im Juni 1099, fast drei Jahre nach dem Aufbruch aus der fernen Heimat. Die Pilger jauchzten auf in lautem Ruf der Freude und des Dankes, Thränen brachen aus ihren Augen, und sie fielen nieder, küßten den heiligen Boden und vergaßen alles, was sie bisher erduldet hatten.

Aber noch galt es einen heißen Kampf wider die Feinde in dem festen, hochgelegenen Jerusalem. Das Kreuzheer war furchtbar zusammengeschmolzen, während 40 000 Sarazenen die Stadt verteidigten; auch fehlte es anfangs an Belagerungswerkzeugen, an Wasser und Lebensmitteln. Wochen lang lagen die Belagerer vor Jerusalem und litten durch das Schwert der Sarazenen und das heiße Klima. Sogar das Blut der Tiere wurde getrunken und manche wagten sich zu den Mauern der Stadt, um wenigstens diese noch zu küssen, bevor sie verschmachteten

würden. Durch eine Flotte aber wurden die Kreuzfahrer von der See her mit Lebensmitteln versehen und mit Pilgern verstärkt. Da raffte man sich auf und beschloß einen allgemeinen Sturm. Man glaubte, im Gesichte einen erhabenen Ritter auf dem Ölberg gesehen zu haben, der den Angriff befohlen und Sieg verheißen. Peter von Amiens hielt eine eindringliche Rede an das Heer, mahnte alle zur Buße und besonders die Fürsten zur Einigkeit. Da traten Tankred und Raimund, längst uneinig, hervor und reichten sich versöhnend die Hand. Der Sturm begann. Am zweiten Tage des Sturmes wurde von dem hölzernen Belagerungsturme Gottfrieds von Bouillon die Fallbrücke niedergelassen, die Mauer erstiegen, ein Thor geöffnet und die Christen drangen ein mit dem Rufe: „Gott will es, Gott will es!" Ein schreckliches Morden begann in den Straßen der Stadt; keines Alters noch Geschlechtes wurde geschont. Das Blut der Erschlagenen floß von den Stufen des hochgelegenen Tempels herab. Jeder Greuel an den Ungläubigen, an den Feinden des Kreuzes schien nicht nur erlaubt, sondern sogar verdienstlich. Herzog Gottfried selbst zwar befleckte sich nicht wie die übrigen; aber es stand nicht in seiner Macht, der Mordlust der rasenden Menge Einhalt zu thun. Die Wut derselben erstarb erst, als kein Muselmann mehr zu ermorden war. Nun kam ein anderer Sinn über die bluttriefenden Krieger; sie reinigten sich vom Blute und zogen als Büßende in Prozession barfuß und mit entblößtem Haupte nach der Grabes- oder Auferstehungskirche und stimmten Danklieder und Bußgebete an. „Also nahe," sagt ein Erzähler mit Recht, „berührten sich die Werke der Finsternis und die Werke des Lichts."

Die Kreuzfahrer beschlossen, Palästina zu behaupten und staatlich einzurichten. Zum Oberhaupte des neuen Königreiches erwählten sie Gottfried von Bouillon; er war von hoher Abkunft, tapfer, fromm und demütig und hatte nicht nach Gewinn und Ehre gefragt, wodurch manche Andere abseits gelenkt worden waren. Er nahm zwar die Wahl an, lehnte es aber ab, da eine goldene Königskrone zu tragen, wo der Herr Christus eine Dornenkrone getragen habe, und begnügte sich mit dem Titel „Beschützer des heiligen Grabes".

Als nun einige Zeit nachher neue Gefahr dem jungen christlichen Reiche drohte, indem ein großes Heer des Sultans von Ägypten her anrückte, zog Gottfried demselben entgegen und schlug es in der Schlacht von Askalon. Seitdem blieb er stark gegen seine Feinde und stand mit seinem Heldenschwerte wie ein Wächter vor dem heiligen Grabe. Alles Volk umher, Christen wie Ungläubige, ehrten und fürchteten ihn. Makellos war sein Charakter; man wußte nichts Schlimmeres über ihn auszusagen, als daß er bisweilen nach dem Gottesdienste noch allein in der Kirche bleibe und darüber zu Hause das Essen kalt werden lasse. Schon seine hohe, kraftvolle Gestalt kündete den Helden und Herrscher an. Die Araber sahen mit Staunen, wie er mit einem Streiche den Hals eines Kamels durchhieb. So hatte er einst vor Antiochien, kaum geheilt vom Kampf mit einem Bären, unter den er auf der Jagd zu liegen gekommen war, im Gefecht mit seinem Schwert einen türkischen Reiter so entzwei gehauen, daß mit der unteren Hälfte desselben das Pferd davonlief. — Und so tapfer als Held, so demütig war er auch. Einst kamen um

einer Sache willen zwei Emire der Seldschucken vor ihn. In schlichtem Gewande saß Gottfried von Bouillon auf der Erde auf einem Sack mit Stroh gefüllt. Darüber wunderten sich jene, daß ein solcher Fürst, der das ganze Morgenland erschüttert

Krönung des Königs Balduin.

habe, so gering erscheine, und statt auf dem Throne auf niederer Erde sitze. Er aber sagte: „Wie sollte der Mensch, der von Erde ist, nicht auf der Erde sitzen dürfen? Wird doch die Erde sein Grab, — wenn es mit ihm zu Ende geht."

Und das Ende des edlen Eroberers und Beschützers des heiligen Grabes war nicht fern. Schon am 18. Juli 1100 starb er an einem Fieber, erschöpft von den Kämpfen und Anstrengungen seines Lebens. Sein Leichnam wurde in der Kirche des heiligen Grabes bestattet auf dem Kalvarienberge, wo der Heiland gelitten hatte. Auf das Grab setzte man die Inschrift: „Hier liegt Gottfried von Bouillon, der dies Land der Christenheit gewonnen hat. Seine Seele ruhe in Christo.“ — Gottfrieds Bruder Balduin empfing nachher das Königtum von Jerusalem. Er wurde am Weihnachtsfeste zu Bethlehem feierlich gekrönt und ordnete und stärkte das Reich der Christen mit Hilfe der aus dem Abendlande stets zuströmenden Pilger. — Diese durften nun frei an den heiligen Stätten aus- und eingehen, und „wenn sie zurückkehrten in ihre Heimat, so verkündeten sie dort den Ruhm der Helden, die im Morgenlande so großes vollbracht hatten“.

Hätten die anderen Kreuzfahrer und ihre Nachfolger den christlichen Glauben ebenso wie Gottfried von Bouillon durch christliche Tugenden geziert, so würde Palästina und ganz Vorderasien wohl noch heute den Christen angehören. Aber die Achtung vor dem Christennamen, die Gottfrieds Tugenden den Mohamedanern eingeflößt hatten, ging durch die Laster anderer nach und nach verloren und mit der Achtung zugleich das Reich, das er begründet hatte. Denn das dumm gewordene Salz wird, wie der HErr sagt, von den Leuten zertreten. Vergebens sandte das Abendland noch Hunderttausende tapferer Krieger nach; was durch das Schwert erkämpft wurde, wurde immer wieder von dem Schwerte genommen. Es ist eben ein anderes Schwert, mit dem die Nachfolger Jesu zu kämpfen berufen sind, — das Schwert des Geistes, der Wahrheit und der Liebe. In der Berührung und Vermischung der Völker aber zur Zeit der Kreuzzüge wechselten öfter die Rollen, so daß Mohamedaner wie der edle ägyptische Sultan Saladin zu dem christlichen Schwerte der Liebe und der Großmut, die Christen aber zum blutigen Schwert der Gewalt ihre Zuflucht nahmen, womit der falsche Prophet Mohamed seine Religion auf Erden auszubreiten befohlen hatte.

Nur kurz wollen wir noch der übrigen Kreuzzüge gedenken.

Der zweite Kreuzzug fällt ins Jahr 1147. Das christliche Fürstentum Edessa am Euphrat war in die Hände der Türken gefallen. Papst Eugen III. ließ wieder den Kreuzzug predigen und St. Bernhard von Clairveaux gewann durch seine feurige Zusprache den französischen König Ludwig VII. und König Konrad III. von Deutschland, Barbarossas Oheim, für das Unternehmen. Ein glänzendes Heer von Rittern bewegte sich wieder nach dem Orient. Aber die meisten wurden durch Hunger und Krankheiten, sowie durch das Schwert der überall umher schwärmenden Türken aufgerieben. Zwar kam Konrad mit dem Rest des Heeres nach Jerusalem und wurde dort in hohen Ehren empfangen. Als er in Verbindung mit Ludwig VII. Damaskus den Händen der Ungläubigen entreißen wollte, mußte die Belagerung ohne Erfolg wieder aufgegeben werden, und die Könige zogen mißmutig mit nur geringer Mannschaft ein jeder in sein Land zurück.

Im Jahre 1189 begann der dritte Kreuzzug. — Die Widerstandsfähigkeit der Christen im Morgenlande war durch die Uneinigkeit ihrer Fürsten und andere

Untugenden immer mehr erschlafft, der Mut und Feuereifer der Mohamedaner aber gewachsen. Letztere bekamen zu der Zeit an dem Sultan Saladin einen Führer, der „weiten Geistes und großen Herzens“, ein ebenso tapferer als edelmütiger Krieger

Richard Löwenherz.

war. Dieser machte im Jahre 1187 nach einer siegreichen Schlacht am See Tiberias dem christlichen Königreich in Jerusalem ein Ende. Obgleich er die Einwohner Jerusalems großmütig behandelte, so ließ er doch alle Kreuze niederwerfen, die geweihten

Gegenstände zerstören, die Glocken zertrümmern und alle Kirchen dem Dienste Allahs weihen. Die Ungläubigen frohlockten an der heiligen Stätte; aber erschütternder Schmerz erfüllte bei solcher Kunde die Völker des Abendlandes.

Ein allgemeines Aufgebot erfolgte und an die Spitze des Kreuzzuges stellte sich der greise Kaiser Friedrich I., der Rotbart. „Er betrachtete es als eine gute Beendigung seines Erdenkampfes, den er hienieden sowohl Gott zu Liebe, als um weltlicher Ehre willen gekämpft hatte, wenn er die Reihe seiner Tage mit einer solchen That beschlösse.“ Mit 50 000 Rittern und 100 000 kriegstüchtigen Bewaffneten zog er durch Ungarn nach Konstantinopel und setzte nach Asien über. — Auch die jungen Könige von Frankreich und England, Philipp August und Richard Löwenherz nahmen damals das Kreuz und schifften sich mit ihren Scharen nach Palästina ein. Aber auch dieser dritte Kreuzzug endete unglücklich. Wohl war Friedrich Barbarossa ein besonnener und tapferer Held, der in Kleinasien den Sultan von Ikonium schlug; aber beim Übersetzen über den reißenden Fluß Saleph ertrank der vielgeliebte Kaiser, und der Mut seines Heeres sank. Zwar wurde von den Kreuzfahrern das feste Akkon oder Ptolemais erobert; auch zeichnete sich Richard Löwenherz durch wilden ungestümen Mut und ungeheure Körperstärke aus, daß noch lange sarazenische Mütter ihre Kinder mit den Worten erschreckt haben: „König Richard kommt.“ Aber wegen Eifersucht und Uneinigkeit der Fürsten mußte das Unternehmen aufgegeben werden. Philipp August verließ Palästina; ebenso kehrte voll Rache der österreichische Herzog Leopold um, dessen Fahne Richard im Zorne beschimpft und in den Kot getreten hatte. Richard setzte nun voll wilder Kühnheit den Kampf gegen Saladin fort. Aber Jerusalem konnte er nicht erobern. Alles, was er in einem Waffenstillstand mit Saladin erreichte, war, daß die Küstenstädte Palästinas den Christen verbleiben und den Pilgern es erlaubt sein sollte, die heiligen Orte zu besuchen. Dann kehrte auch Richard Löwenherz in die Heimat zurück. Aber er erreichte dieselbe erst nach vielen Abenteuern und Unglücksfällen. Herzog Leopold von Österreich lauerte nämlich auf ihn, nahm ihn gefangen und verbrachte ihn auf ein Schloß. Niemand wußte um Richards Aufenthaltsort, bis ein Sänger Blondel, der seinen geliebten König überall gesucht und auch vor der Burg, wo derselbe gefangen lag, dessen Lieblingsmelodien und Heldengesänge angestimmt hatte, ihn fand. Richard stimmte ein und Blondel und das englische Volk wußten nun, daß ihr König am Leben und ruhten nicht, bis er losgekauft und befreit in sein Vaterland zurückkehren konnte.

Der vierte Kreuzzug, zur Zeit des Papstes Innocenz III., 1202 unternommen, kam ganz auf Abwege und erreichte das Morgenland gar nicht. Die Kreuzfahrer eroberten dem Dogen von Venedig um den Preis der Überschiffung die Stadt Zara in Dalmatien, nahmen sodann Konstantinopel dem griechischen Kaiser und errichteten daselbst das sogenannte lateinische Kaisertum, das aber nur 57 Jahre bestand.

Im Jahr 1227 trat der Hohenstaufe Friedrich II. den fünften Kreuzzug an. Dieser brachte wohl die Königskrone von Jerusalem auf Friedrichs Haupt, sowie außer Jerusalem auch Bethlehem und Nazareth und den Küstenstrich von Joppe

bis Sidon in den Besitz der Christen, aber sonst keinen Erfolg, nicht einmal ihm selbst die Gunst des Papstes. Müde des Streites mit den Geistlichen, die der Papst aufgestachelt hatte, kehrte Friedrich nach Italien zurück.

Barbarossas Untergang.

Den sechsten und siebenten Kreuzzug, 1249 und 1270, machte der französische König Ludwig IX., der Heilige. Aber da die Begeisterung seiner Zeitgenossen schon ziemlich erloschen war, so mußte Ludwig einen eigentümlichen Weg einschlagen,

um seine Dienstmannen zu der von ihm geplanten Kreuzfahrt zu gewinnen. Am Weihnachtsfeste pflegte der König von Frankreich seine Diener mit neuen Gewändern zu beschenken. Dieses Mal empfingen die Ritter schönere als je vorher. Als sie aber am Festmorgen in den neuen Kleidern zum Kirchgang sich anschickten, gewahrten sie, daß dieselben sämtlich das Zeichen des Kreuzes trugen. Nun durften sie um ihrer Ehre willen nicht vom Zuge zurückbleiben, waren aber über den König, den „Pilgerjäger", nicht wenig ungehalten. Der Kreuzzug lief auch traurig genug ab, denn der König geriet mit seinem Heere in Ägypten in Gefangenschaft. Auf dem letzten Kreuzzuge nach der Nordküste Afrikas erlag Ludwig der Heilige dem Fieber. Damals ging auch die letzte Besitzung im heiligen Lande, Akko oder Ptolemais, den Christen verloren. —

Sind auch die bezweckten Ergebnisse der Kreuzzüge, die Ströme von Menschenblut gekostet haben, rasch dahingeschwunden, so war diese Bewegung doch von ungeheuren Folgen für das Abendland. Einerseits beförderte sie die Macht und das Ansehen der Päpste und den Reichtum der Kirche. Denn gar Viele, die ihr Besitztum der Kirche verpfändet hatten, kehrten nicht wieder aus dem heiligen Lande zurück, und die Kirche zog die verpfändeten Güter an sich. Anderseits aber begann infolge der Berührung mit dem Morgenland der religiöse Geist im Volksleben gegen die Kirche zu protestieren; die sogenannte Ketzerei nahm ihren Anfang. — Im weiteren erweiterte sich durch Erledigung vieler Lehen die Hausmacht der Fürsten; weil man durch Teilnahme an den Kreuzzügen Befreiung von Leibeigenschaft erlangen konnte, so begünstigte dieses das Aufkommen bürgerlichen Gemeinwesens und des freien Bauernstandes. — In den Städten Italiens und bald auch in Deutschland entwickelte der gesteigerte Verkehr mit dem Osten sowie das einströmende Geld der Kreuzfahrer eine große Blüte des Handels und höhere Geldwirtschaft. — Im Lagerverkehr der verschiedenen Völker drang Sitte, Brauch und kluge Erfindung aus einer Nation in die andere; Gewerbewesen, Kunst und Ackerbau wurden gefördert; auch Griechen und Araber gaben von ihrer fremdartigen Kunst den Franzosen ab. Poesie und Geschichtsschreibung fanden durch die Kreuzzüge Anregung und dankbare Stoffe. Die Phantasie wurde durch die Berührung mit einer völlig neuen Welt belebt und der Gesichtskreis der Abendländer erweitert.

Zu besonderer Blüte entwickelte sich in den Kreuzzügen das romantische geistliche Rittertum. Von geistlichen Ritterorden entstanden zur Zeit König Balduins im heiligen Lande der Johanniterorden und der Orden der Tempelherren, etwas später der deutsche Orden.

Der Orden der Johanniter oder Hospitaliter ging aus dem von italienischen Kaufleuten zur Pflege kranker Pilger zu Jerusalem gegründeten Hospitale Johannes des Täufers hervor. Nach Eroberung Jerusalems durch Gottfried von Bouillon erhielt der Orden eine bestimmte Regel und ein Ordenskleid, schwarzen Mantel mit weißem Kreuze. Zu dem Gelübde der Armut, der Keuschheit und des Gehorsams kam später noch das vierte Gelübde des beständigen Kampfes zur Verteidigung der christlichen Religion hinzu. Der Orden teilte sich in drei Klassen: der Ritter, der Priester und der dienenden oder pflegenden Brüder. Der Vorsteher des Ordens

hieß Großmeister. Nachdem Palästina verloren gegangen war, eroberte der Orden die Insel Rhodus. Von da an hießen sie auch Rhodiser. Auf Rhodus behauptete sich der Orden bis ins sechzehnte Jahrhundert und erhielt dann von Kaiser Karl V. die Insel Malta, woher sie auch Malteserritter hießen. Malta kam später in die Hände Napoleons I., dann der Engländer. „In unsern Tagen, im Jahre 1853, ist in Preußen eine etwelche Wiederherstellung des Johanniterordens erfolgt, und es hat sich derselbe durch Pflege der Kranken, besonders der auf Schlachtfeldern Verwundeten ein der ursprünglichen Richtung würdiges Verdienst erworben."

Der deutsche Orden wurde während des dritten Kreuzzuges im Jahre 1190 von dem jungen Herzog Friedrich von Schwaben, welcher nach dem Tode Barbarossas die Führung des Kreuzfahrerheeres übernommen hatte, gestiftet, zum Schutze der heiligen Stätten und der deutschen Wallfahrer und zum Kampfe gegen die Mohamedaner. Nur Deutsche konnten Mitglieder sein. Auch in diesem Ritterorden galten die Gelübde des Gehorsams, der Ehelosigkeit und der Armut. Die Ordenstracht war ein weißer Mantel mit schwarzem Kreuze. Nach dem Verluste des heiligen Landes siedelte der Orden nach Europa über und wurde unter seinem Großmeister Hermann von Salza (1209—1239) von den Polen gegen die noch heidnischen Preußen zu Hilfe gerufen. In langen, schweren Kämpfen faßte der deutsche Orden immer mehr Fuß in Preußen, eroberte das Land und zwang die Bewohner, die christliche Religion anzunehmen. Marienburg wurde die Residenz des Hochmeisters. Im Jahre 1523 nahm der Hochmeister, Markgraf Albrecht von Brandenburg, mit den meisten Ordensgliedern den lutherischen Glauben an und das Ordensgebiet verwandelte sich in ein weltliches Herzogtum.

Der Orden der Tempelherren wurde im Jahre 1119 durch Hugo von Payens gestiftet. Der Name rührt von der Lage des Ordenshauses in Jerusalem auf der Stätte des früheren Salomonischen Tempels her. Die Ritter hatten weiße Mäntel mit rotem Kreuz und ähnliche Gelübde wie die Johanniter. Doch weihte dieser Orden seine Dienste vor allem der Verteidigung des heiligen Landes und dem Schutze der Pilger. So arm der Tempelorden anfangs war, so reich und mächtig wurde er infolge von Vergabungen später; er besaß mehr als 9000 Komtureien (Pfründen) und besonders in Frankreich große Güter. — Kein Tempelherr durfte sich verheiraten, nicht einmal seine Mutter oder Schwester küssen. Ihre Versammlungen begannen alle mit Gebet und Sündenbekenntnis. Jeder sollte täglich Messe hören und sechzig Vaterunser beten. Bei Tische ward aus geistlichen Büchern vorgelesen, und von den einfachen Mahlzeiten fiel je das zehnte Brot den Armen zu. Sich mit schönen Kleidern schmücken oder Gold und Silber tragen, war nicht erlaubt. Keiner sollte irgend ein Eigentum haben, nicht einen Heller. Zu Brett- und Würfelspiel sollte ein Kämpfer Christi keine Zeit verschwenden. Nur Löwen sollte er jagen dürfen, nicht aber mit eitler Lust mit Stoßvögeln die Wälder durchstreifen. Von ihnen rühmt Bernhard von Clairveaux:

„Sie haben alle nur Ein Herz und Eine Seele. Nicht der Adeligste, sondern der Tüchtigste gilt. Der Bruder trägt des Bruders Lasten. Ein unbescheidenes

Wort, lautes Gelächter, ja schon das geringste Murmeln wird auf der Stelle bestraft, Bänkelsänger und Gaukler sind ihnen ein Greuel. Entsteht Krieg, so schirmen sie sich nach innen durch Treue und Glauben, nach außen durch das Eisen, nicht durch Gold. Bewaffnet, nicht aber geziert, flößen sie dem Feinde Schrecken ein. In der Schlacht besonnen, aber nicht leidenschaftlich, ordnen sie die Scharen mit Bedacht, stürzen dann, uneingedenk der sonstigen Sanftmut, mit Ungestüm auf den Feind, dessen Zahl und Wildheit ihnen nie furchtbar ist; denn sie hoffen Sieg von der Stärke des Herrn; darum sind schon Tausende vor Einem, Zehntausende vor Zweien geflohen. So erscheinen sie zugleich sanfter als die Lämmer und grimmiger als die Löwen, also daß ich nicht weiß, ob man sie Mönche oder Ritter nennen soll."

Als später infolge der mächtigen Stellung des Ordens, der ganze Kriegsheere in Sold nahm und aufstellte, die Sucht nach Gold und Länderbesitz in ihm heimisch wurde, entartete er und 1312 wurde er durch König Philipp den Schönen von Frankreich, den nach den Schätzen des Ordens gelüstete, des Unglaubens und verschiedener Laster angeklagt. Das Hauptverbrechen war aber der Reichtum. Alle Ritter samt dem Großmeister wurden gefänglich eingezogen, falsche Zeugen gegen sie aufgeführt und vierundfünfzig an einem Tage verbrannt. Der sterbende Großmeister Jakob von Molay forderte den der Hinrichtung beiwohnenden König vor Gottes Richterstuhl, und in kurzer Zeit starb Philipp der Schöne.

St. Bernhard von Clairveaux.

In der Geschichte der christlichen Kirche nimmt einen wichtigen Platz ein der große Mönch St. Bernhard von Clairveaux, den Geschichtsschreiber schon den größten Mann des Mittelalters genannt haben. Auch Luther sagt von ihm: „Ist jemals ein gottesfürchtiger und frommer Mönch gewesen, so war's St. Bernhard, den ich allein viel höher halte als alle Mönche und Pfaffen auf dem ganzen Erdboden." — In ihm sehen wir beides vereinigt: die nach innen gerichtete Beschaulichkeit der mittelalterlichen Frömmigkeit und eine ungeheuer vielseitige, in die Außenwelt eingreifende Thätigkeit. Er erhebt seine warnende, dem Verderben der Kirche steuernde Stimme, und anderseits ist er wieder der getreueste Sohn der Kirche, der mit der Kraft seines Geistes und Wortes sektiererischen Bewegungen und Ausschreitungen seiner Zeit entgegentritt.

Geboren wurde Bernhard 1091 zu Fontaines in Burgund in der Nähe von Dijon, aus ritterlichem Geschlechte. Seine fromme Mutter Aleth brachte ihn, sobald sie konnte, in die Kirche, um ihn da dem HErrn und seinem Dienste zu weihen. Als das Bild eines solchen Gott geweihten Lebens erschien ihr im Gegensatz zu dem wilden Treiben der Ritter und der vielfach verweltlichten Geistlichkeit das Mönchtum, welches der stillen Betrachtung, dem Gebete und den Werken der dienenden Liebe gewidmet war. Aber die treue Mutter starb dahin, ehe der Sohn den von ihr erhofften Weg betrat, und vorerst kam er durch fremden Einfluß auf weltliche Abwege. Immerhin verließ ihn das Andenken an die geliebte Mutter nie. Einst, als er seine Brüder, die ein Schloß belagern halfen, besuchte, betrat er, von Heimweh übermannt, eine am Wege liegende Kirche, warf sich in bitterer Reue vor dem Altar nieder und übergab sich ganz und rückhaltslos seinem Gott und HErrn. Mit ganzer Entschiedenheit hielt er seine Gelübde; er trat in das Kloster Citeaux, das durch seine Strenge sich auszeichnete, aber gerade deshalb wenig Mönche zählte. Durch seinen Ernst und seine Beredsamkeit bewog er vier Brüder, ja im Ganzen 33 Jugendgenossen, den gleichen Schritt zu thun und ins Kloster zu treten. Es ist charakteristisch für jene Zeit, in welcher eine große Sehnsucht nach der höheren Heimat über die Menschen ausgegossen war, daß, als der älteste der Brüder dem jüngsten, der als Knabe auf der Straße spielte, beim Abschied zurief: „Sieh, nun sind alle unsere Güter und Schlösser dein," dieser antwortete: „Also euch der Himmel und mir die Erde, das ist eine ungleiche Teilung!" — Mit glühendem

Eifer und erstaunlicher Entsagung gab sich der junge, erst 23jährige Mönch seinen neuen Pflichten hin und zeichnete sich durch seine Gaben, durch Demut und Treue, Arbeit und Fasten so sehr aus, daß durch seinen Ruf bald eine Menge angezogen und zum Eintritt in den (nach Citeaux genannten) Cisterzienser Orden bewogen wurde, was zur Folge hatte, daß in der Nähe ein neues Kloster gegründet wurde, zu dessen Abt man Bernhard bestellte. Damals war er 26 Jahre alt. Das Kloster, das man baute, lag in einem finstern Thal, bisher Wermutsthal genannt, weil bisher Raubritter hier hausten, und bekam nun den Namen helles Thal, französisch Clairveaux. Lebenslang ist Bernhard Abt dieses Klosters geblieben, indem er alle höheren kirchlichen Würden, Bischofssitze und Ehren von sich wies. Das Kloster wurde zu einem großen Segen für das Volk und für jene ganze Zeit, was namentlich dem entschieden christlichen und großen Geiste St. Bernhards zuzuschreiben ist. Die dunklen Wälder wurden durch den Fleiß der Mönche urbar gemacht und das Kloster allmählich reich; der Reichtum aber wurde nicht wie in vielen andern Klöstern ein Anlaß zu Trägheit, Weichlichkeit und Lastern, sondern ein Mittel zu weitreichender Wohlthätigkeit. So wurden während einer Hungersnot, als viele Tausende hilfesuchend vor das Kloster sich drängten, aus denselben 2000 ausgesucht, bezeichnet und ein paar Monate lang vollständig genährt, während außerdem noch viele andere mit Spenden bedacht wurden. Es ist daher höchst schief und grundlos, wenn in der Elberfelder Übersetzung der Millerschen Kirchengeschichte zu lesen ist: „Wir haben hier (im Klosterwesen der Cisterzienser) ein Meisterstück der List Satans vor uns, eine der schrecklichsten Betrügereien der Hölle. — Alle wahren Gläubigen sind berufen, kraft der ihnen verliehenen göttlichen Natur und der Macht des in ihnen wohnenden Geistes, eifrig zu sein in guten Werken." — Fehlen hier, im Leben des St. Bernhard und seiner Freunde, diese guten Werke? Wir werden weiter unten noch sehen, wie reich dieses Leben an guten Werken und Thaten der Liebe gewesen ist. Eher hat jener Geschichtsschreiber recht, welcher sagt: „Es ist merkwürdig, wie das Leben der Weltflucht, der Weltentsagung zu der größten Einwirkung auf die Welt führte." — Wer göttlich auf die Welt will wirken, muß zuerst von ihrem Blendwerk erlöst, muß zu Gott bekehrt sein, was nicht möglich ist ohne Einkehr und Abkehr von der Welt; aber allerdings soll auf diese erste Bekehrung von der Welt zu Gott eine zweite Bekehrung folgen, — eine Bekehrung mit Gott zur Welt, und beides sehen wir in St. Bernhard verwirklicht.

Die Klosterregel der Cisterzienser wurde durch Bernhard etwas verändert, und bekam, ohne die Grundsätze des Gebetes, der Betrachtung und der Entsagung aufzugeben, eine mehr auf Werke der Liebe abzielende Richtung.

Die Ordnung des Hauses war folgende: Des Morgens um zwei Uhr erschallten die Töne der Klosterglocke. Die Mönche erhoben sich von ihrem harten Lager und eilten in feierlichem Schweigen durch die nur matt erhellten Klostergänge in die Kirche zum Frühgottesdienst. Nach den Gebeten zogen sich die Mönche in ihre Zellen zurück, um sich nach kurzer Ruhe zur Frühmesse wieder zu versammeln. Diese dauerte beinahe zwei Stunden. Dann folgten allerlei religiöse Dienste und Übungen bis neun Uhr, worauf die Arbeit auf den Äckern des Klosters begann. Um zwei Uhr

mittags wurde das kärgliche Mahl eingenommen. Bei Einbruch der Dämmerung rief die Vesperglocke die Insassen des Klosters zum Abendgottesdienst zusammen. Im Winter um sechs, im Sommer um acht Uhr wurde der Tag mit einem gemeinschaftlichen Gebet beschlossen, worauf sich ein jeder zur Ruhe begab.

Doch suchen wir Bernhard in dem neuen Kloster von Clairveaux auf. Von der Lage dieses Klosters macht ein Zeitgenosse folgende Schilderung: „Es lag auf einem Platz zwischen finstern Wäldern, von Bergen eingeschlossen. Wer von den Bergen herabkam, fand eine tiefe Stille ringsumher, nur durch das Geräusch der Arbeit und durch die Lobgesänge der Mönche unterbrochen, und es machte das auf alle Vorübergehenden einen solchen Eindruck, daß niemand etwas anderes als heilige Dinge hier zu reden wagte."

Mönche (Trinitarier) Botanik studierend.

Die Einrichtung dieses Klosters und der nach seinem Muster gestifteten Klöster war einfach, ja ärmlich und sollte nach Bernhards Vorschrift so sein. Kein steinerner Turm, nur ein Dachreiter sollte die Glocken aufnehmen und diese nicht über 500 Pfund schwer sein. Keine Glasmalerei und Bilder waren gestattet, außer dem Bilde Christi. Kein Einzelner durfte etwas für sich besitzen. Arbeit und Gewinn waren gemeinsam; es war ein Sozialstaat auf christlicher Grundlage. Außer Armut und Ehelosigkeit gehörte noch Gehorsam gegen die Oberen, gegen den Abt, und Unterwürfigkeit der Klöster gegen den Bischof zu den Hauptregeln.

Rasch breitete sich durch Bernhards Ruf der Orden aus, so daß bei seinem Tode nicht weniger als 160 Klöster in der ganzen Christenheit bestanden, die dem Abte und dem Kloster von Clairevaux ihre Gründung und Regel verdankten. Im

13. Jahrhundert bestanden schon 1800 Abteien. Die Arbeit derselben war teils der Bevölkerung der Umgebung, teils der Mission, namentlich unter den Wenden im Nordosten Deutschlands gewidmet.

Überblicken wir die Thätigkeit St. Bernhards, so sehen wir fürs Erste, wie er seinen Mönchen ein rechter, weiser geistlicher Vater und Führer gewesen ist. Auf Grund eigener Kämpfe und Erfahrungen konnte er anderen den Weg des Friedens und der Heiligung weisen. In jugendlicher Begeisterung hatte er anfangs Entbehrungen und Kasteiungen seines ohnehin schwachen Leibes übertrieben und das später bereut. Doch gewann er auf diesem Wege eine seltene geistige Kraft und machte auch durch seine hagere, von Arbeit und Wachen und Entsagungen zeugende bleiche Gestalt einen tiefen Eindruck auf seine Zuhörer. Bald stieg sein Ruf und Einfluß auf eine unerhörte Höhe. Gesundheitshalber war es ihm unmöglich, länger mit den Brüdern auf den Feldern zu arbeiten. Desto thätiger war er mit der Feder und seine ernsten und beredten Predigten machten allerwärts den tiefsten Eindruck. Sein hagerer Körper und sein Antlitz, die frühe des Todes Gestalt an sich trugen, bildeten einen seltsamen Kontrast zu seiner mächtigen Stimme, zum unaufhaltsamen Strom seiner Rede und dem Feuer seines Vortrags. Wurde es bekannt, daß er an diesem oder jenem Orte zu predigen beabsichtige, so beeilten sich Weiber ihre Männer, Mütter ihre Söhne, Freunde ihre Freunde aus dem Bereich der unwiderstehlichen Macht des heiligen Abtes zu bringen, da sie fürchten mußten, sie würden sich bereden lassen, alles aufzugeben und in ein Kloster einzutreten. Sein Ruf als Prediger und Schriftsteller verbreitete sich schnell über die ganze Christenheit, und alle Welt begann den Eindruck, den sein Auftreten machte, einer göttlichen Macht zuzuschreiben und ihn selbst als Wunderthäter zu betrachten.

Wenn er im Dienste des Klosters in Wäldern und Feldern umherschweifte und arbeitete, erhob er unter den mächtigen Eindrücken der Natur sein Gemüt in Gebet und Betrachtung zu Gott, wie er denn einem Gelehrten aus eigener Erfahrung schrieb: „Glaube mir, du wirst in den Wäldern mehr als in den Büchern finden; Holz und Steine und Pflanzen werden dich lehren, was du in den meisten Büchern nicht finden kannst.“

Von seiner Weisheit und Liebe als Seelsorger mögen folgende Beispiele zeugen.

Wie er schon manche Verbrecher durch seine Fürbitte der Todesstrafe entzogen und zu einem neuen Leben gebracht hatte, so begegnete er einst, als er einen befreundeten Grafen besuchen wollte, einer Schar, die einen Räuber zur Hinrichtung auf dem Blutgerüste führte. Bernhard erhielt es vom Grafen, daß ihm der Verurteilte geschenkt wurde. Der letztere lebte noch dreißig Jahre als Mönch und endete sein Leben im Glauben und im Frieden.

Ein Mönch war durch Zweifel, die ihn quälten, in große Seelennot geraten und wagte nicht, in solchem Zustand, an dem ihm empfohlenen Abendmahl teilzunehmen. Da es seinen Mitbrüdern nicht gelingen wollte, ihn von seiner Verzweiflung und seiner Flucht vor dem göttlichen Gnadenmittel abzubringen, so zeigte man den Fall dem Abte Bernhard an. Er rief ihn zu sich; allein auch seine Vorstellungen waren umsonst, und der Mönch blieb bei seiner Weigerung. Keine Gründe konnten ihn zum Glauben bewegen; er wisse, daß er wegen seines Unglaubens zur

Hölle fahren werde. „Wie," war Bernhards Antwort, „mein Mönch sollte zur Hölle fahren? Das sei ferne! Wenn du keinen Glauben hast, so gebiete ich dir, daß du auf meinen Glauben kommunizierest." Der Mönch gehorchte, und während des Genusses des Sakramentes schwanden seine Zweifel, der kindliche Glaube kehrte wieder und blieb bis an seinen Tod.

Hier mögen einige Aussprüche St. Bernhards, die uns in seinen Sinn und Geist einen Blick thun lassen, an der Stelle sein.

Vom Gebet sagt er: „Oft kommen wir mit lauem und dürrem Herzen zum Altar, um uns dem Gebete hinzugeben. Wenn wir aber dabei beharren, wird uns plötzlich Gnade eingegossen, das Herz wird voll und ein Strom frommer Gefühle erfüllt das Innere."

„Das höchste ist die Liebe zu Gott. Diese Liebe sucht keinen Lohn; sie hat ihn in sich selbst. Gott zieht den Menschen vom Zeitlichen zum Ewigen, und der Gegenstand der Liebe ist selbst der Lohn. — Zuerst offenbart sich Gott dem Menschen als Gegenstand der Liebe durch Hilfe in leiblicher Not; aber stufenweise wird die Liebe immer mehr von allem Selbstischen befreit. Die höchste Stufe ist: Sich selbst und alles nur um Gottes willen, nur in Gott lieben. Hiezu kann sich die Seele nur in den höchsten Momenten des irdischen Lebens emporschwingen."

Von der Kontemplation oder mystischen Beschauung sagt er: „Der Größte ist, der den Gebrauch der äußeren Dinge und Sinne verachtend nicht durch stufenweises Fortschreiten, sondern durch plötzlichen Aufschwung sich zuweilen zu den Höhen des göttlichen Erkennens erhebt."

Daß „leibliche Übung" oder Abtötung zu wenigem nütze und geistlicher Hochmut am meisten zu fürchten sei, darüber ging St. Bernhard vielleicht damals ein Licht auf, als seine Brüder ihre Schwester bei einem Besuche im Kloster verächtlich behandelten. Sie vergaßen, wie ihre Mutter im weltlichen Stande als Gattin und Hausfrau und gerade durch die Erziehung der Söhne dem HErrn gedient und gottgefällig gelebt hatte. Die Schwester, die allerdings nicht wie die Brüder der Welt entsagt hatte, brach in Thränen aus und sprach: „Ob ich gleich eine Sünderin bin, so weiß ich doch, daß Christus für solche gestorben ist." — Indessen hielt Bernhard das Klosterleben, das für jene finstern Zeiten Alles war: Mission, Schule und Kultur, hoch. „Hier ist gut sein," sagte er von ihm, „weil der Mensch viel reiner lebt, seltener fällt, schneller aufsteht, vorsichtiger wandelt, sicherer ruht, seliger stirbt. Aber Demut im Pelzwerk ist besser, als Hochmut in der Kutte."

Von Päpsten, Königen und Kaisern wurde St. Bernhard um Rat gefragt und in wichtigen Angelegenheiten zu Hilfe gerufen, und freimütig sagte er auch dem Mächtigsten die Wahrheit. Auch auf die Scharen des Volkes machte er mit seiner Rede mächtigen Eindruck. Dieser Eindruck war so groß, daß sogar Krankenheilungen sich daran anknüpften. Aber St. Bernhard rühmte sich dessen nicht, äußerte sich vielmehr über Wunder folgendermaßen: „Das Wort des HErrn preist nicht diejenigen selig, die den Blinden das Augenlicht wieder geben, Kranke heilen, bösen Geistern gebieten, das Zukünftige voraus verkünden, sondern vielmehr die geistlich Armen, die Sanftmütigen, die um ihrer Sünde willen Trauernden, die nach Gerechtigkeit

Hungernden und Dürstenden, die Barmherzigen, die reinen Herzens sind, die Friedfertigen, die um der Gerechtigkeit willen Verfolgung Leidenden."

Als im Jahre 1145 Bernhards Schüler, Eugen III. Papst wurde, forderte Bernhard ihn auf, dem Verderben des römischen Hofes zu steuern. Er schrieb ihm: „Ach, daß ich noch vor meinem Tode die Kirche in einem Zustand sähe, wie sie in alten Tagen war, als die Apostel ihr Netz auswarfen, nicht um Silber oder Gold, sondern um Seelen zu gewinnen! Mögest du sprechen, wie Petrus zu Simon, der geistliche Macht und Gaben um Geld erkaufen wollte: „Verflucht seist du mit deinem Gelde!" Sei bei deinem Wirken stets eingedenk, daß du ein Mensch bist, und es verlasse dich nicht die Furcht vor dem, der den Geist auch der Regenten hinweg nimmt! — Der Papst kann nicht zugleich Nachfolger des Kaisers Konstantin und des Apostels Petrus sein, kann nicht die Fülle der geistlichen und der weltlichen Macht verbinden; wenn die Päpste beides mit einander vereinigen wollen, so werden sie beides verlieren."

Von den Juden, welche man damals in vielen Ländern verfolgte und vernichten wollte, schrieb St. Bernhard: „Ist das nicht ein größerer Sieg über die Juden, wenn wir sie bekehren? — Es ist ja die einstige, allgemeine Bekehrung der Juden verheißen. Wie kann diese Verheißung erfüllt werden, wenn man sie verfolgt? Wenn keine Juden mehr vorhanden wären, so blieben doch ärgere Juden — die Wucher treibenden Christen." —

Die Wissenschaft verachtete Bernhard nicht. Aber dem berühmten Abälard gegenüber, der ungefähr das war, was man jetzt einen kritischen oder freisinnigen Theologen nennt, betonte St. Bernhard, daß man Gott würdiger suche und leichter finde durch Gebet als durch wissenschaftliche Untersuchungen. Ueber Abälard urteilte er: „Er kennt Alles im Himmel und auf Erden, nur sich selbst nicht."

In Beziehung auf die Versuchungen des inneren Lebens beim Streben nach christlicher Vollkommenheit warnte Bernhard vor der Richtung, welche dem Menschen, indem er immerfort seine Sünden betrachtet und im Brüten über sich selbst sich verzehrt, nie zur Ruhe und Freudigkeit kommen läßt. „O, erhebet euch, ihr Freunde, von der ängstlichen Erinnerung an euren Lebenswandel zur Betrachtung der göttlichen Wohlthaten. Zwar ist der Schmerz über die Sünde notwendig; aber er muß nicht ein immerwährender und soll durch das Andenken an die göttliche Gnade gemildert sein, damit das Herz nicht durch Trauer verbittert werde und verzweifle. Gottes Gnade ist größer als jede Sünde."

Von dem Streben der Menschen, auf eigene Gerechtigkeit sich zu stützen, wies sie Bernhard auf die Gerechtigkeit in Christo, als den festen Grund alles Vertrauens, hin. „Christus ist so mächtig im Rechtfertigen als reich im Vergeben. Wer zerknirscht über seine Sünden nach Gerechtigkeit hungert und dürstet, der glaube an den, der die Gottlosen gerecht macht, und allein durch den Glauben gerechtfertigt, wird er Frieden haben mit Gott." „Keiner ist ohne Sünde; zur Gerechtigkeit ist mir genug, daß mir der gnädig sei, gegen den ich gesündigt habe. Alles, was er mir nicht zurechnet, ist, als wenn es gar nicht dagewesen wäre. Nicht sündigen, ist Gottes Gerechtigkeit; Gottes Vergebung die Gerechtigkeit des Menschen." —

Die Gottesliebe ist dem St. Bernhard eins mit der Liebe zu dem menschgewordenen Gottessohne. „Wenn Jesus in dein Herz kommt, dann fliehen die Wolken und die Heiterkeit kehrt zurück. Nichts ist so sehr geeignet, den Zorn zu besänftigen, den Hochmut zu besiegen und allen Reiz der Sünde zu bannen. Wenn ich Jesus als Mensch sehe, so halte ich mir das Bild des Sanftmütigen und Demütigen, des von Heiligkeit strahlenden vor, aber auch zugleich den, der allmächtiger Gott ist, der mich durch sein Beispiel heilen und durch seine Hilfe stärken kann. Wie schön erscheinst Du mir, Herr Jesu, auch in der Menschengestalt, nicht allein wegen Deiner göttlichen Wunder, sondern auch in Deiner Wahrheit, Sanftmut und Gerechtigkeit."

Dem Papste schrieb St. Bernhard: „Suche so vorzustehen, daß du Nutzen bringst" (Praesis, ut prosis). Er tritt der Unsitte entgegen, die Geistlichen in so vielen Fällen dem weltlichen Richter zu entziehen und alles Mögliche dem geistlichen Gerichte zuzuweisen und erinnert an das Beispiel und Wort Jesu: „Wer hat mich zum Richter oder Erbschlichter über euch gesetzt?"

Obschon selbst thätig in Bekehrung der Ketzer, d. h. derjenigen, welche wegen der Verweltlichung der Kirche sich ganz von dieser trennten und in Irrtümer und geistlichen Hochmut gerieten, wie die damaligen Katharer in Südfrankreich, die sich selbst die „Reinen" (Katharer) nannten, hat St. Bernhard doch vor gewaltthätiger Verfolgung der Irrgläubigen ernstlich gewarnt. „Zum Glauben könne man allein durch Ueberzeugung führen, nie durch Gewalt." (Fides suadenda, non imponenda.)

Man muß die **Katharer** wohl unterscheiden von den Waldensern, von welchen wir später berichten werden. Sie hießen auch **Albigenser**, von ihrem Hauptsitze im Bistum Albi in Südfrankreich. Ihre Lehre erinnert auffallend an die alten gnostischen und manichäischen Lehren. Sie nimmt an, ein böses Prinzip regiere die sichtbaren Dinge und die Materie sei Ursache und Sitz des Bösen. Die Moral der Katharer war hart und düster. Alle Berührung mit der Welt ist nach ihnen Sünde. Alle Sünden sind Todsünden. Die nach der Vollkommenheit Strebenden sollen in der äußersten Armut leben, nach dem Beispiel Christi und der Apostel. Daher nannten sie sich auch die „Armen Christi" (pauperes christi). Verboten war ihnen nicht nur Lüge und Eidschwur, auch Krieg und gerechte Selbstverteidigung, das obrigkeitliche Strafamt, Blutvergießen aus irgend einem Grunde, das Töten von Tieren, mit Ausnahme der Reptilien, in welchen nach ihrer Ansicht böse Seelen wohnen, Fleischessen und alles, was von Tieren herkommt, die als unrein angesehen wurden. Ferner war ihnen verboten die Ehe, die sie ebenso verwarfen wie die Hurerei. Die Stellen des neuen Testamentes, die von der Ehe reden, wurden allegorisch oder bildlich gedeutet.

Die strengsten Pflichten dieser Art, deren Forderung offenbar in Widerspruch steht mit Kolosser 2, 16—23, 1. Timoth. 4, 3—5 2c. 2c., kamen zwar nur den „**Vollkommenen**" zu, welche weitaus die Minderheit, aber doch die Führer der anderen bildeten. Sie allein waren die eigentlich Reinen, die Auserwählten, und sie wurden es durch die Taufe mit Feuer und Geist. Die Wassertaufe sei wirkungslos. Einige christliche Feste, Weihnachten, Ostern, Pfingsten, sowie Beichte und Absolution behielten die Katharer bei. Der Gottesdienst war sehr einfach; er bestand aus Gebet, Vorlesen und Erklärung der Heiligen Schrift. Sie hatten Bischöfe und Diakonen oder Älteste,

und waren in bischöfliche Diözösen eingeteilt, die unabhängig von einander, doch brüderlich verbunden waren. Die katholische Kirche samt ihrer Lehre verwarfen die Katharer absolut. Sie hatten großen Erfolg, und dieser Erfolg ist auch ein Beweis vom damaligen Verderben der Kirche. Um 1190 schrieb Banakursus, ein ehemaliger Bischof der Katharer, später bekehrt, gegen sie und sagte u. a.: „Sehen wir nicht die Städte, die Flecken, die Schlösser mit diesen falschen Propheten angefüllt?“ — Es ist nicht zu leugnen, daß zu diesen vielen sektiererischen Bewegungen und Spaltungen die Verweltlichung der hohen und niedern Geistlichkeit Anlaß gegeben hat, und Gottesmänner wie St. Bernhard haben oft und laut genug die alten Klagen gegen das zunehmende Verderben in der Kirche Christi, gegen das Zunehmen des Unkrauts inmitten des Weizens erhoben. Aber ebenso unleugbar ist, daß die in kleinen sektiererischen Gemeinschaften das geistliche Zion bauen und nicht auf die Hilfe des HErrn und Hauptes der Kirche warten wollten, schließlich in arge Irrtümer und Verirrungen gefallen sind. In Südfrankreich trat ein Bußprediger und Sektenstifter nach dem andern auf und das Volk fiel ihnen massenhaft zu. Peter von Bruys, ein Vorläufer der Bilderstürmer der Reformationszeit, warf die Heiligenbilder aus den Kirchen hinaus und benutzte die Kruzifixe zum Kochen. Der feurige Heinrich von Lausanne versetzte durch seine erschütternden Predigten gegen Kirche und Priester in Mans das Volk in Aufruhr.

Der Papst schickte, um dem Umsichgreifen dieser Sekten zu wehren, Kardinäle und Gesandte nach Frankreich und diese baten St. Bernhard, sie zu unterstützen. Als der Kardinal nach Albi, dem Hauptsitze der Schwärmerei, kam, zogen ihm die Bürger zum Spott mit Eseln und Pauken entgegen, und bei der Messe, die er hielt, fanden sich nicht mehr als dreißig Leute ein. Ganz anders war es, als der in der ganzen Christenheit als Heiliger und Wunderthäter hochverehrte St. Bernhard zwei Tage darauf eintraf. Mit Frohlocken wurde er vom Volke aufgenommen, und als er in der überfüllten Kirche in einer Predigt die Lehren der Schwärmer widerlegt hatte und dann am Schlusse alle, die in den Schoß der Kirche zurückkehren wollten, aufforderte, ihre Hände zu erheben, that es die ganze Versammlung wie ein Mann, und der Friede war wieder hergestellt. Die gleichen Erfolge sah er auch in andern Gegenden, die er durchreiste. So konnte er nachher an die Einwohner von Toulouse schreiben: „Wir danken Gott, daß unsere Anwesenheit bei euch nicht vergeblich gewesen, vielmehr die Wahrheit durch uns offenbart worden ist, nicht allein in Worten, sondern auch in Kraft.“ — Damit deutet er auf die von ihm verrichteten Wunder. Wir haben über wunderbare Krankenheilungen, die durch St. Bernhard geschehen sind, Berichte von Augenzeugen, so einfach und anschaulich, daß wir daran zu zweifeln nicht berechtigt sind. Wer will dem Geiste Gottes, der ein Geist des Lebens und der Kraft ist, wehren, zu wehen, wo Er will? — Was aber die Katharer oder Albigenser betrifft, deren Viele durch St. Bernhards evangelische Milde gewonnen wurden, so hat leider die Kirche mehrere Jahrzehnte später gegen sie ein ganz anderes, blutiges Verfahren angewandt und sie, statt mit den Waffen der Liebe und des Wortes Gottes, mit den Waffen der Gewalt bekämpft. Die Ketzerei wurde von sogenannten Kreuzheeren mit Blut und den Flammen eingeäscherter Städte erstickt.

Wie großartig und weitreichend St. Bernhards Wirksamkeit war, wie er auf dem Schauplatz der großen Weltbegebenheiten stand, davon bekommen wir einen schwachen Begriff, wenn wir uns vorstellen, daß in den hundert Klöstern, die in ganz Europa nach dem Muster von Clairveaux und in Verbindung mit diesem entstanden, vielleicht hunderttausend Mönche sich befanden, die alle zu St. Bernhard als zu ihrem geistlichen Vater aufblickten und teilweise mit ihm verkehrten, — wenn wir weiter hören, daß Kaiser und Fürsten, Päpste und Gelehrte, ganze Volksmassen sich an ihn um Rat

St. Bernhard überreicht dem Kaiser Konrad III. die geweihte Fahne.

gewendet haben, so daß er sozusagen das Gewissen und die Seele seiner Zeit gewesen ist. Er war es, der, allerdings im Auftrage des Papstes, als Reiseprediger den zweiten Kreuzzug in Gang brachte, indem er in einer Weihnachtspredigt zu Speyer sich schließlich persönlich an den anwesenden, immer noch zögernden Kaiser Konrad III. von Deutschland wandte und denselben auf Grund empfangener Wohlthaten an seine Pflichten gegen Gott mit so hinreißender Kraft und Beredsamkeit erinnerte, daß der Kaiser zu Thränen gerührt erwiderte, er wolle sich nicht undankbar finden lassen. Mit Jubel

wurden diese Worte vernommen und Bernhard überreichte dem Kaiser die geweihte Fahne vom Altar, um sie an der Spitze der Kreuzfahrer nach dem heiligen Lande zu tragen.

Als dieser zweite Kreuzzug, wie früher berichtet, mißlang und so viele tausend edle Ritter im Morgenland ihr Grab fanden, war dies eine schwere Anfechtung für Bernhard, der so viel für das Zustandekommen dieses großen Unternehmens gethan, ja einen glücklichen Ausgang verheißen hatte. Viele nannten ihn offen einen falschen Propheten. Er selbst aber ließ sich in seinem Glauben nicht irre machen. In einer Schrift an den Papst berief er sich auf die Unbegreiflichkeit der göttlichen Führungen. Auch Moses, obgleich sein Werk sicher Gottes Werk gewesen, habe doch die Juden nicht in das Land der Verheißung führen können, durch Unglauben und Gottlosigkeit derselben gehindert. Den Kreuzfahrern, die in Lüste, Uebermut und Uneinigkeit geraten, sei es durch eigene Schuld nicht besser ergangen.

Wenn Bernhard von seinen großen Reisen im Dienste der Kirche, von vielen Mühen und Kämpfen in sein Kloster zurückkehren und die ersehnte Ruhe der Betrachtung wieder genießen konnte, so verfaßte er da, meist in einer Laube neben seinem Kloster, die vielen kleinen Schriften, durch die er mächtig zur Erbauung auf seine Zeitgenossen wirkte. Wir erwähnen namentlich seine Schrift „Über die Liebe zu Gott“ und die andere, dem Papst Eugen III. gewidmete, „Von der Betrachtung“.

Nachdem Bernhard, schon kränklich, noch einmal von seinem Lager sich erhoben hatte, um in der Gegend von Metz wie schon oft als Friedensvermittler zu erscheinen zwischen den dortigen Bürgern und den benachbarten Großen, deren Zwist Krieg und großes Elend angerichtet hatte, — kehrte er nach zu stande gebrachter Versöhnung müde und krank nach Clairveaux zurück. Er fühlte sein Ende herannahen. Noch diktierte er einen letzten Brief an einen seiner Freunde, worin es u. a. heißt: „Betet zum Heiland, der nicht den Tod des Sünders will, daß Er meinen Abschied, zu dem es Zeit ist, nicht verzögere, sondern ihn unter seiner Obhut erfolgen lasse. Unterstützt den, dem eigenes Verdienst fehlt, durch euer Gebet, daß der uns nachstellende Feind keine Stellen findet, wo er mich verwunden kann.“ — In der Todesstunde betete er: „HErr Jesu, ich weiß, ich habe verdammlich gelebt. Aber ich tröste mich dessen, daß Du für mich gestorben bist und mich besprengt hast mit Deinem Blut aus Deinen heiligen Wunden. Du hast mich in der Taufe angenommen und mir Dein Wort gegeben und mich dadurch berufen und Gnade und Leben mir zugesprochen. Darauf fahre ich hin in gewissem Glauben.“ So schied St. Bernhard im 63. Lebensjahre, am 20. August 1153. — Schon zwanzig Jahre später wurde er vom Papste heilig gesprochen. Es ist aber gewiß eher im Sinne Bernhards, an das Wort St. Pauli zu erinnern: „Es ist hier kein Unterschied; sie sind allzumal Sünder und ermangeln des Ruhmes vor Gott und werden ohne Verdienst gerecht aus seiner Gnade durch die Erlösung, die durch Christum Jesum geschehen ist.“ (Röm. 3, 23. 24.)

Einer allein ist heilig, Jesus Christus, der Herr, in welchem wir sind zur Ehre Gottes des Vaters.

Franz von Assisi und seine Orden.

Gerade in der Zeit, wo sich die Kirche unter dem Papste Innocenz III. zu ihrer höchsten äußeren Macht und Herrlichkeit erhob, regte sich in ihr, damit das Christentum seiner ursprünglichen Demut und Einfalt nicht vergäße, ganz merkwürdig auch der entgegengesetzte Trieb der Beschaulichkeit, des inneren Lebens und der Entsagung. — In Frankreich waren es die von Peter Waldus angeregten „Armen von Lyon", welche dem Heiland in seinem armen Leben nachfolgen wollten. In Italien lebte dieser Geist der Armut, der Demut, der Weltverleugnung besonders in Franziskus von Assisi und seinem Orden auf, und während früher das wahre Christentum in die Klöster floh, um sich dort unbefleckt von der Welt zu erhalten, war jetzt der Trieb der Liebe so mächtig geworden, daß es nun galt, die ursprüngliche Gestalt des Christentums in die Welt hinauszutragen. Auch richtete sich bei Franz von Assisi und den Seinen Auge und Herz auf Christus selbst, und mit nichts anderem versehen als mit der Kraft seines Namens, seiner Kreuzgestalt und seinem Liebesleben, sollten die neuen Brüder unter das Volk treten, von Ort zu Ort ziehen, sich in die Massen verbreiten und sie für den HErrn und seine Nachfolge gewinnen. Mag auch manches Krankhafte in den Gedanken und dem Werke dieses wunderbaren Mannes sein, das wir uns nicht aneignen können, so hat doch Professor Ehrenfeuchter recht, wenn er von ihm sagt: „Obschon keine neue Entwicklung des evangelischen Geistes, ist es doch eine schöne Blüte des mittelalterlichen Geistes, die uns da begegnet, eine so reine und volle Liebe zu Christus, eine so herrliche Kraft der Entsagung, ein Heldenmut des Wirkens und Leidens, daß unter den Bildern, welche die Erinnerung der christlichen Kirche aufstellt, das des Franziskus von Assisi nicht fehlen darf."

Franziskus hieß eigentlich Johannes Bernardone und war der Sohn eines reichen Kaufmanns in der Stadt Assisi in Mittelitalien. Er wurde 1182 geboren. Er sollte Kaufmann werden und ging schon frühe auf Reisen. Weil er das Französische mit Leichtigkeit sprach, gab man ihm den Namen „der Franzose" (il Francesco). Er war ein lebensfroher, in allen Spielen gewandter Jüngling, beim Schmause der erste, gesangeskundig und der ausgesprochene Liebling, die „Blume der Jugend" von Assisi. „Singend und jubelnd zog man oft durch die Straßen, trieb auch die ritterlichen Übungen jener Zeit, allen voran Franziskus, mitteilsam, ja verschwenderisch, liebenswürdig." Das Geld streute er mit vollen Händen aus. Wenn man der frommen

Mutter Pika sagte, ihr Sohn lebe nicht wie ein Kaufmannssohn, sondern wie ein Fürstensohn, so antwortete sie: „Er wird noch durch die Gnade ein Sohn des Höchsten werden.“ Schon in dieser weltlichen Periode zeichnete er sich durch eine große Liebe zu den Armen und durch ein zartes, tiefes Mitgefühl und Erbarmen mit allen Geschöpfen aus; — der Anblick eines gemarterten Tieres füllte sein Auge mit Thränen.

Eine Wendung in seinem Leben bereitete sich vor, als er im Kriege seiner Vaterstadt mit Perugia mit vielen Jugendgenossen in mehrjährige Gefangenschaft geriet und als er nachher in die Heimat zurückgekehrt, in eine schwere Krankheit verfiel. Einsam und getrennt von Menschen war er nun in einer Lage, wo der Geist Gottes besser an ihm wirken konnte. Es ging in ihm eine große Veränderung vor. Er machte einen ersten Ausgang vor die Stadt, in der Hoffnung, die reine Landluft, die schöne Aussicht auf die Berge werde ihn wieder wie früher begeistern, ihm die Freude des Herzens und die Kraft der Glieder wieder schenken. Aber die Naturschönheiten, die er so oft bewundert hatte, die fruchtbare Ebene, die untergehende Sonne, deren Strahlen die Gipfel der Appenninen vergoldelten, das Säuseln des Abendwindes — alles ließ ihn traurig und kalt und sein enttäuschter Blick begann durch den Schleier der Schöpfung die Nichtigkeit alles Irdischen zu erkennen und die unendliche und ewige Schönheit Gottes zu ahnen. Gleichwohl kam es damals noch nicht zur Entscheidung. Die Sucht nach Ehre und Ruhm erwachte wieder mit der wiederkehrenden Gesundheit, und an Kleiderpracht und ritterlichen Abenteuern fand er wieder Gefallen. Es war, als wollte er der göttlichen Gnade, die ihn verfolgte, entfliehen. Ein Kapuziner, der des Franziskus Leben beschrieben hat, bemerkt hier: „Man könnte an ihm Anstoß nehmen, daß er so oft zu den Geschöpfen zurückgekehrt ist; aber man müßte sich wundern, wenn es anders gewesen wäre. Nur ein Gerechter war von Natur unfehlbar, Jesus Christus. Alle andern Heiligen waren wie wir mit den Folgen der Erbsünde behaftet; fast alle haben Niederlagen erlitten, ehe sie einen vollständigen Sieg errangen. Hatten sie aber sich einmal aufgerafft, so büßten sie heldenmütig für ihr sündhaftes Leben; sie verharrten in der Übung des Guten, und wann der Tod sich ihnen nahte, bezeichnete er ihre Stirn mit dem Siegel des Triumphes.“ — So schloß sich denn Franz von Assisi einem Ritterzuge nach Apulien an, wo um das Erbe der Hohenstaufen gekämpft wurde. Aber seine innere Unruhe kehrte wieder, und durch einen Traum belehrt, daß er nicht im Dienste der Menschen, sondern im Dienste Gottes Waffen tragen solle, kehrte er nach Hause zurück. Den Freunden fiel sein verändertes Wesen auf. „Du denkst gewiß einer fernen Geliebten,“ neckten sie ihn. „Ihr habt es erraten,“ anwortete er, „ich habe eine Geliebte gefunden, von der ich nicht mehr lasse, eine adelige, schöne, reiche; mit ihr bin ich verlobt.“ Er dachte an die evangelische Armut, die eine Witwe geblieben, seit ihr erster Gemahl ans Kreuz gestiegen sei. Die Armut erwählt er nun zu seiner Braut, zur Liebe seines Herzens. — Es treibt ihn nach Rom, die weltberühmten heiligen Stätten zu sehen. Aber es ist weniger die Pracht der Kirchen und der Schimmer der Gottesdienste, was sein Herz fesselt, als die Armen und Verlassenen, an denen die stolzen Priester vorübergehen. Er giebt den Bettlern auf den Stufen der Peterskirche sein gutes

Kleid, tauscht dafür ihre zerrissenen und schmutzigen ein; ja er giebt sogar Aussätzigen den Bruderkuß, indem er den ihm angeborenen Ekel überwindet.

Wieder nach Assisi zurückgekehrt, stand er einst voll Andacht in einer alten Kapelle vor der Stadt vor dem Bilde des Gekreuzigten. Plötzlich glaubte er die Worte zu vernehmen: „Franziskus, stelle mein verfallenes Haus wieder her.“ Während seine späteren Schüler in diesem Worte den göttlichen Auftrag an Franziskus erblickten, die Kirche wieder herzustellen, bezog dieser damals die Worte auf die alte Kapelle, in der er stand, und beschloß dieselbe wieder aufzubauen. Das Geld sollte sich schon finden. Er verkaufte u. a. Tuchwaren, die seinem Vater gehörten, und sein eigenes Pferd und brachte den Erlös dem in jener Kapelle dienenden Priester. Darüber wurde sein ohnehin harter und weltlich gesinnter Vater so zornig, daß er den Sohn mißhandelte und einsperrte. Nur der Vermittlung des Bischofs, vor welchen Vater und Sohn zitiert worden waren, gelang es, den erzürnten Vater zu beruhigen, indem er ihm das Geld zurückerstattete. Aber nicht nur das Geld, auch sein Kleid gab Franziskus dem Vater zurück, nachdem er in einem anstoßenden Zimmer des Bischofs ein von diesem geschenktes Büßergewand angezogen hatte. „Fortan will ich sagen: Vater unser, der du bist im Himmel, nicht mehr Vater Pietro Bernardone.“ Nun hatte Franziskus hienieden keine heimatliche Stätte mehr, wo er sein Haupt niederlegen konnte. Er bettelte, legte sich harte Büßungen auf, sammelte Geld, um jene Kapelle und auch noch zwei andere vor der Stadt, darunter die Portiuncula-Kirche, wieder herzustellen. Bald diente er als Knecht in der Küche eines Klosters, bald pflegte er Aussätzige, bald trug er Steine zum Ausbau der Kapellen. Seine Speisen bildeten die Ueberreste, die er sich in den Häusern zusammenbettelte; denn das Betteln galt ihm als Zeichen der Demut, wie das Geben als Zeichen der Liebe. Die Kirche Portiuncula wurde nun sein liebster Aufenthalt. Hier war es auch, wo Franziskus im Jahre 1208, also 26 Jahre alt, das Evangelium Matth. 10, 9. 10 verlesen hörte: „Ihr sollt nicht Gold noch Silber, noch Erz in euren Gürteln haben, auch keine Taschen, noch zwei Röcke, keine Schuhe, auch keinen Stecken.“ Das wurde nun das Losungswort seines Lebens. „Das ist's, was ich will, das ist's, was ich suchte.“ Er löst die Sandalen, die er bisher getragen, vertauscht den Gürtel mit einem Strick und wirft selbst Bettelsack und Stab von sich. Als göttliche Bestimmung seines Lebens ergriff ihn nun der Gedanke, das ursprüngliche Christentum wieder herzustellen in einem apostolischen Bunde solcher, die Alles verlassen, um Buße predigend und bettelnd umherziehen. Damit machte er zuerst allein den Anfang. Barfuß und mit einer rauhen Kutte mit Kapuze (Landestracht der Hirten, später Ordenstracht) bekleidet, ging er als Bußprediger in den Straßen von Assisi umher, alle, auch die Spötter, mit dem evangelischen Friedensgruß grüßend. Aus dem rauhen, unscheinbaren Äußeren leuchtete eine die Herzen gewinnende Liebe hervor. Die Gelassenheit, womit er die Angriffe des Pöbels ertrug, der ihn als Verrückten behandelte und mit Kot und Steinen bewarf, erregte die Bewunderung edlerer Gemüter. Wenn aber sein Vater dem als Bettler gekleideten Sohne auf der Straße begegnete, wandte er sich mit zornigem Blicke von ihm ab; ja er ging so weit, daß er ihm fluchte. „Von allen Leiden, die ich zu ertragen hatte,“ sagte Franziskus

später, „war dies mir das allerbitterste." Um diese brennende Wunde zu kühlen, redete er eines Tages einen alten Bettler an und sprach zu ihm: „Komm, ich will dein Sohn sein; so oft mein rechter Vater mir flucht, sollst du, mein Pflegevater, mir deinen Segen geben." Und der Greis gehorchte ihm gern.

Des Franziskus Wort und Beispiel blieb nicht ohne Erfolg und Nachfolger. Sein Wort, wenn auch schlicht und einfach, war wie ein Feuerstrom, der das Innerste der Menschen durchdrang. Bald gelang es ihm, acht Schüler zu sammeln, worunter mehrere Priester, auch ein angesehener reicher Bürger von Assisi. Bis 1210 waren es elf. Sie alle verkauften, was sie besaßen, und gaben es den Armen. Franz sandte sie aus, zu predigen, je zwei, und gab ihnen eine einfache Regel. Die drei Mönchsgelübde: Gehorsam, Keuschheit und Armut erklärte er für Grundpfeiler eines Gott und dem Seelenheil geweihten Lebens; Liebe zu den Feinden, heiteres Ertragen von Verfolgung und Ungemach wird anempfohlen, das Sauersehen der Heuchler ausgeschlossen. Es beginnt mit der Regel des Franz von Assisi eine neue Gestalt des Mönchtums. Dieses tritt aus dem Kloster in die Welt zurück, aber ohne ihre Sorgen, und um für die dürftigen Gaben, die es erbettelt, ihr ewige Güter zu bringen. Franziskus sagt u. a.: „Des Bettelns soll sich keiner schämen, denn der Bettler verschafft dem, der ihm giebt, Anlaß zur Seligkeit, weil Christus gesprochen hat: „Geben ist seliger als nehmen. Es ist schwerer aus dem Palast als aus der Hütte in den Himmel zu kommen. Nackt mußt du dich werfen in die Arme des Heilandes. Durch den Gottessohn, der sich für uns arm gemacht, ist die Armut die königliche Tugend, das Siegel der Auserwählten." — Mit der Armut soll die Demut verbunden sein; darum nennen sich die Brüder die „minderen" Brüder (Minoriten, vom Volke wegen ihrer Tracht auch Kapuziner oder Barfüßer genannt). Und die Kraft und Kunst der Entbehrung soll immer mit der Liebe verbunden und diese eine Liebe in That und Wahrheit sein. — Mit Nachdruck wird auf die Reinheit des katholischen Glaubens gehalten. Es schien dies um so nötiger, als Peter Waldus in Frankreich ähnliche Zwecke verfolgt, dann aber durch ungeschickte Behandlung seiner Oberen Wege eingeschlagen hatte, die mit der damaligen Kirchengestalt nicht vereinbar waren. Peter Waldus hatte eben nicht bloß persönliche Armut empfohlen, sondern auch eine demütige Gestalt der Kirche vor Augen gehabt und damit Anstoß bei den Kirchenhäuptern gegeben. Franziskus aber verlangte, daß alle seine Genossen in treuer Verbindung mit der Kirche und ihren Priestern als Beichtvätern bleiben sollten. — Im Verkehr mit Frauen schärft er strenge Vorsicht ein und konnte von sich sagen, er kenne kein Weib dem Gesichte nach. — Besonders aber warnte er in seinen Regeln vor dem Hochmut, der auf andere verachtend und richtend herabsieht. Zuletzt gelte alles nichts außer dem wahren Glauben und der Buße. — Diese erste Regel des St. Franziskus ist voll Anführungen aus der Heiligen Schrift, ja vielfach nur eine Zusammenstellung von Schriftaussprüchen, und sie endet mit einem begeisterten, hymnusartigen Aufruf zum Lobe Gottes. — Das Bedürfnis einer Vermittlung durch die Heiligen und die Jungfrau Maria tritt bei Franz von Assisi ganz zurück hinter der Liebe zu Jesu, dem Gekreuzigten. Wo immer die Brüder an einer Kirche vorbei-

kamen, da traten sie ein, fielen auf die Kniee und beteten: „Wir beten dich an, o Herr Jesus Christus, hier und in allen Kirchen der ganzen Welt und preisen dich; denn durch Dein heiliges Kreuz hast Du die Welt erlöst."

Im Jahre 1210 begab sich Franziskus mit seinen Genossen nach Rom, um die päpstliche Bestätigung für den neuen Orden zu erlangen. Damals saß auf dem päpstlichen Stuhl der gewaltige Innocenz III., der Fürsten und Völker gedemütigt und seine geistliche Macht hatte fühlen lassen. Diesem stolzen geistlichen Weltherrscher gegenüber stand nun der nicht minder große Prediger der Weltverachtung. Anfangs wollte Innocenz von dem Manne und seinen Plänen nichts wissen. Er erschien ihm gar zu schmutzig und sonderbar; auch hielt er das Gelübde einer solchen gänzlichen Armut nicht für ausführbar. „Gehe in einen Schweinestall," sagte der in den Gärten des Vatikans lustwandelnde Papst zu dem Mann im Bettelrock, in struppigem Bart und ungekämmtem Haar, „denn mit Schweinen hast du größere Ähnlichkeit als mit Menschen." Franziskus soll dem buchstäblich gehorcht haben. Auch soll der Kardinal Johann Colonna dem Papst bemerkt haben, wenn man die Regel des Franziskus für unvernünftig und unmöglich halte, so verwerfe man Christus selbst und sein Evangelium. Da ließ der Papst den Franziskus wieder kommen, gab ihm und seinen Genossen den apostolischen Segen und sprach: „Gehet hin mit dem Herrn, meine Brüder, und prediget Buße, wie es dem Herrn euch einzugeben gefallen wird. Und wenn der Allmächtige euch mehren wird an Zahl und Gnade, so berichtet mir's, und ich will euch Größeres gewähren." — Für einmal hatte der Orden die Erlaubnis, überall zu predigen. Aber erst im Jahre 1223 wurde die etwas veränderte Ordensregel päpstlich bestätigt. Den Brüdern wurde die Tonsur erteilt; die förmliche Priesterweihe hat Franziskus nie erhalten, sondern aus Demut abgelehnt.

Nun erst begann die großartige Wirksamkeit des Franziskaner- oder Minoriten-Ordens. Derselbe wuchs von Tag zu Tag. Männer aus allen Ständen sammelten sich um das seltene Vorbild der Liebe, Demut, Andacht, einige müde der Welt, andere in jugendlicher Begeisterung. Niemandem, der aufgenommen zu werden wünschte, verschloß der Orden die Thür; denn er konnte, während andere Orden durch die Sorge des Unterhalts beschränkt waren, Mitglieder ohne Zahl aufnehmen; diese waren ja wie die Vögel, die nicht säen und nicht sammeln in ihre Scheunen. In zehn Jahren zählte der Orden schon 5000 Brüder, in fünfzig Jahren gar 200 000. Alle diese durften nichts besitzen und sollten sich neben der leiblichen auch der geistlichen Armut befleißen, besonders bei der Predigt, die nicht in hoher Weisheit, sondern zur sittlichen Erbauung des Volkes, wohlbedacht, kurz und keusch sein sollte. Die Liebe und das Erbarmen sollte der Grundzug alles Predigens und Wirkens sein. Es jammerte den Franziskus des armen Volkes, das in leiblicher und geistlicher Not verkümmerte. Darum gingen die von ihm gesammelten und gesandten Brüder von Ort zu Ort, setzten sich an den Tisch der Armen, zufrieden mit dem geringen Brote, das man ihnen geben konnte, redeten zu ihnen vom Reiche Gottes, von der Notwendigkeit der Buße und zeigten ihnen durch ihre eigene Genügsamkeit, daß der Mensch auch in Armut und Entbehrung glücklich sein kann. Auch die Geringsten und Ärmsten sollen geachtet sein. Der Mensch, lehrte er, sei so viel

und nicht mehr, als er vor Gott sei, und vor Gott gelte der Schein der Heiligkeit so wenig als Gut und Pracht der Welt, da Er allein auf Treue in seinem Dienste sehe. Treue sollten sie beweisen, andere nicht richten, sanftmütig und friedfertig sein,

Der Einzug in das eroberte Damiette.

aller in Liebe sich annehmen, auch der tief Gefallenen. „Wir sind berufen," lehrte Franziskus, „die Verwundeten zu heilen und die Irrenden zurückzuführen; denn viele können noch lebendige Glieder Christi werden, die euch Kinder des Teufels zu sein scheinen. Nur daran kann man erkennen, daß du ein Knecht Gottes bist, wenn du

den irrenden Bruder mit Barmherzigkeit zu Gott zurückführst und nicht aufhörst, den schwer Irrenden zu lieben."

In viele Länder, Frankreich, Spanien, England, Ungarn, Griechenland, Deutschland, Afrika wurden diese armen Boten des Evangeliums ausgesandt. Die Bekehrung auch der ungläubigen Sarazenen war Franziskus' heißes Verlangen. Im Jahre 1219 gelangte er nach Ägypten zum Kreuzfahrerheer, das damals vor Damiette lag, um die Macht der Sultane zu brechen, deren Scepter über das gelobte Land hinreichte. Den Märtyrertod nicht fliehend, sondern suchend, drang der kühne Mönch bis in das Lager des gewaltigen Sultan Malek al Kamel. In dessen Gezelt geschleppt und mit drohender Miene gefragt, von wem und wozu er gesandt sei, antwortete Franziskus: „Nicht von Menschen, sondern vom höchsten Gott bin ich gesandt, dir und deinem Volk den Weg des Heils zu zeigen." Die Worte flossen aus seinem begeisterten Herzen mit solcher Kraft, daß sie auf den Sultan und andere Sarazenen großen Eindruck machten. Franziskus erklärte, er sei bereit, durch ein großes Feuer zu gehen, wenn der Sultan verspreche, er wolle, falls er unversehrt herauskomme, mit seinem Volke zum Christentum übertreten; falls er aber verbrenne, dürfe der Sultan es nicht der Ohnmacht Christi, sondern allein seinen, des Franziskus, Sünden zuschreiben. Der Sultan ging darauf nicht ein, sondern war besonnener als Franziskus, der nicht bedachte, daß sein Anerbieten ein Gottversuchen wäre, ähnlich dem, womit einst der Satan den Heiland selbst versucht hatte. Indessen wurde Franziskus von Kamel ungekränkt und mit Ehrerbietung entlassen. Beim Abschied soll der Sultan insgeheim zu ihm gesagt haben: „Bitte für mich, daß Gott mir das Gesetz und den Glauben offenbare, der Ihm am meisten wohlgefällt." —

Franz von Assisi kehrte, ohne im Morgenlande viel ausgerichtet zu haben, nach Italien zurück. Da hatte er eine Spaltung zu schlichten, die im Orden ausgebrochen war. Der von ihm eingesetzte Generalvikar Elias von Cortona hatte inzwischen die strenge Ordensregel etwas gemildert, so daß dem Orden auch Erwerb und Eigentum gestattet gewesen wäre. Damit waren die strengeren Brüder, an ihrer Spitze Antonius von Padua, nicht zufrieden; ihnen schwebte das allem abgestorbene Leben ihres Meisters Franziskus als Muster vor. Der aus dem Orient zurückgekehrte Franziskus gab der strengeren Richtung recht, setzte Elias von Cortona ab, und es blieb bei der vom Papst 1223 bestätigten Ordensregel, worin es u. a. heißt: „Die Brüder sollen sich nichts aneignen, nicht ein Haus, noch eine Stätte, noch irgend eine Sache, sondern als Fremdlinge in dieser Welt dem HErrn in Armut und Demut dienen."

Es werden von dem Manne, dessen Leben in seltener Weise Gott geweiht war, auch Wunder erzählt. Wir lesen in den Akten von Krankenheilungen durch Gebet, Handauflegung und das Zeichen des Kreuzes. Aber wir stehen hier, ohne daß wir die Möglichkeit und Thatsächlichkeit vieler Wunder leugnen wollten, auf schwankendem Boden, da die erfinderische Einbildungskraft um das Leben der Volksheiligen stets einen gewissen Nimbus geschaffen hat. Uns steht der Mann höher durch die Macht und Innigkeit seiner Liebe zu Dem, der uns zuerst geliebt hat. Und eine Folge dieser wunderbaren Liebe und andächtigen Versenkung in die Leiden des Gekreuzigten war ein merkwürdiges Erlebnis. In den letzten Jahren hatte

Franziskus, wie schon oft im Leben, ein Gesicht auf dem Berge Alverno, nahe bei Assisi; es war ihm diesmal, als erscheine ihm Christus der Gekreuzigte in Seraphsgestalt und drücke ihm seine fünf Wundenmale (Stigmata) ein. Diese Wundenmale wollen viele seiner Jünger in seinem Leben und nach seinem Tode an seinem Körper gesehen haben. „Hände und Füße in der Mitte durch Nägel durchbohrt, so daß die Nagelköpfe im inneren Teile der Hände, im oberen der Füße von Fleisch gebildet, rund hervorragten, an der rechten Seite eine Narbe, wie durch einen Lanzenstoß, welche oft blutete und seine Unterkleider benetzte." — Ähnliche Erscheinungen, sogenannte Stigmatisationen, sind auch in neuerer Zeit vorgekommen und als Thatsachen erwiesen; so die der Luise Lateau in Belgien und der Katharina von Mörl in Tyrol. — Diese Wundenmale am Leibe des Franziskus erklären die einen so: Der Heilige habe sich mit seiner unendlichen, hingebenden Liebe so ganz hinein gelebt in die Wundenmale des HErrn, daß sie durch die plastische Kraft der Phantasie an seinem schwachen, zerrütteten Körper, der nur noch von des Geistes Hauch bewegt wurde, auch in äußerer Gestaltung hervortraten. In diesem Sinne äußerte sich schon der Dominikanermönch Jakob de Voragine (Erzbischof von Genua, † 1298). Andere stehen hier anbetend vor einem wirklichen Wunder, und wir haben in der That keinen Schriftgrund, aus dem zu erweisen wäre, daß der allmächtige Gott nur in der apostolischen Urzeit Wunder thun wollte. Jedenfalls hat Franz von Assisi in sich und in seinem Leben das Bild Christi in dem Sinn an sich getragen, in welchem St. Paulus schreibt (Gal. 6, 17): „Ich trage die Malzeichen des HErrn Jesu an meinem Leibe." — „In der unerhörten Kraft seiner Welt- und Selbstverleugnung, in der Einfalt seines Herzens, in der Glut seiner Gottes- und Menschenliebe, in dem seligen Reichtum seiner Armut war St. Franziskus

Franz von Assisi. (Nach Guido Reni.)

wie ein himmlischer Fremdling auf der selbstsüchtigen Erde. Wunderbar war auch sein tiefes Naturgefühl. Mit den Vögeln des Waldes, mit den Tieren des Feldes ging er in kindlicher Einfalt wie mit Brüdern und Schwestern um; das paradiesische Verhältnis des Menschen zur Tierwelt schien sich in der Nähe dieses Heiligen zu erneuern." Wie Antonius von Padua predigt auch Franziskus den Fischen, macht die Vögel des Himmels zu seinen Zuhörern, grüßt sie und ermahnt sie demütig, das Wort Gottes zu hören, indem er sie anredet: „Liebe Vögel, meine Brüder," und die Sage erzählt, daß sie still seiner Rede lauschten und nicht eher wegflogen, als bis er segnend über ihnen das Zeichen des Kreuzes gemacht hatte. Von des Franziskus Sinn für die Natur zeugt auch sein „Lied von den Kreaturen", in welchem in Nachahmung des 148. Psalmes alle Elemente und Geschöpfe zum Preise des Höchsten aufgefordert werden. Eine herrliche Nachbildung jenes Hymnus giebt F. W. Weber im 4. Gesang von „Dreizehnlinden":

Lobt den HErrn, ihr Wesen alle,
All' ihr Werke seiner Hände,
Lobt den HErrn, denn er ist mächtig,
Gütig ist Er ohne Ende!

Lobt den HErrn, ihr Geisterscharen,
Die am Thron ihr kniet zu beten;
Sonn' und Mond, ihr Morgensterne,
Lobt den HErrn, ihr Abendröten.

Lobt den HErrn, ihr Wind und Wolken,
Donner, Blitz und Regengüsse;
Lobt den HErrn, ihr großen Meere,
All' ihr Brunnen, all' ihr Flüsse!

Ihr Delphine und ihr Drachen,
Lobt den HErrn in Flut und Klüften;
All' ihr Tiere auf dem Felde,
All' ihr Vögel in den Lüften.

Lobt den HErrn, ihr Menschenkinder,
Von Geschlechte zu Geschlechte,
Vom Aufgang bis zum Niedergange,
All' ihr Könige und Knechte.

Das harte Leben des Franziskus in Fasten, Nachtwachen, Gebetskämpfen und allen möglichen Kasteiungen rieb seine Kräfte schnell auf. Er hatte dem „Bruder Esel", wie er seinen Leib nannte, doch zu viel zugemutet und gestand das auch als ein Unrecht ein. Zuerst stellte sich ein Augenübel ein, das er sich durch die vielen Thränen über das Leiden Christi zugezogen hatte, und eine schmerzliche Operation brachte keine Hilfe. Immer mehr wurden seine Glieder mit namenlosem Schmerz erfüllt; doch sagte er demütig und ergeben: „Mir ist zu leben und zu sterben gleich lieb." Er wünschte in seiner lieben Portiuncula-Kirche zu sterben. Dorthin ließ er sich tragen, segnete seine Jünger, leg e sich mit Asche bestreut auf den nackten Boden und erwartete mit nach oben gerichteten Blicken unter dem Beten des 104. Psalms

und unter dem Vorlesen von Stellen aus dem Evangelium Johannes sein Ende. Er starb am 4. Oktober 1226, 45 Jahre alt. Schon 1228 ist er vom Papste heilig gesprochen worden. Er selbst aber hatte gewünscht, auf dem Hügel bei Assisi, wo man die Missethäter hinrichtete und begrub, mit ihnen begraben zu werden. Dort ist später sein Leichnam beigesetzt worden, und es erhebt sich jetzt über dem Grabe die prachtvolle Kirche St. Franzisko, und der Hügel heißt nicht mehr der Hügel der Missethäter, sondern Hügel des Paradieses. — So wandelt der HErr, der für uns gestorben ist, alles um bei denen, die seine Liebe verstehen und Schüler seines Kreuzes sind, und „der in der Höhe wohnet und im Heiligtum, Er wohnt auch bei denen, die zerschlagenen und gedemütigten Geistes sind und die sich entsetzen ob seinem Wort.“

Es bleibt uns noch übrig, ein kurzes Wort zu sagen über die von Franziskus gestifteten Orden. Des ersten, des Franziskaner- oder Minoritenordens haben wir schon Erwähnung gethan. Er verbreitete sich in allen Ländern, wurde außerordentlich zahlreich und hätte wohl eine heilsame Veränderung in der Kirche herbeiführen können, wenn er immer im Geist und Sinn des Stifters geblieben und nicht entartet wäre. Die Franziskaner lebten, wie der fast gleichzeitig von dem Spanier Dominik Guzmann gestiftete Dominikanerorden, von Almosen, die sie unter dem Volke bettelten. Daher hießen beide Orden auch Bettelorden. Mit der Zeit gewannen sie von den Päpsten, deren viele aus diesen Orden hervorgegangen sind, immer größere Freiheiten, durften an allen Orten Beichte hören und Sündenschuld erlassen. Selbst während des Bannes durften sie den Ihrigen das Abendmahl reichen. Kein Bischof durfte sie hindern noch richten. Universitäten wurden mit ihren Gliedern besetzt; sie drängten sich in die Erziehung der Fürsten und die Leitung der Völker; die Armenpflege, die äußere und innere Mission kamen in ihre Hände. Sie erregten dadurch die Eifersucht der Bischöfe und der Pfarrer, welchen sie über den Kopf wuchsen. Dadurch, daß die Dominikaner die strenge kirchliche Rechtgläubigkeit (Orthodoxie) und Gelehrsamkeit vertraten, und die Franziskaner mehr der praktischen und mystischen Frömmigkeit sich zuwandten, kamen sie auch selber miteinander in Rivalität. Immer mehr gaben beide Orden, besonders seit sie reiche Klöster hatten, zu lauten Klagen Anlaß. Doch waren unter ihnen auch viele edle Geister wie der Franziskaner Bonaventura.

Ein zweiter Orden, den Franziskus gestiftet hat, ist der weibliche der Klarissinnen. Klara Scissi, die Tochter eines reichen und vornehmen Mannes, jung, begabt und schön, von Kindheit an den Übungen der Frömmigkeit aufrichtig zugethan, durch das Auftreten des Franziskus tief ergriffen, floh von einem glänzenden weltlichen Feste aus dem Hause ihres Vaters in die Kirche Portiuncula, um sich dem Heilande für immer zu verloben. Dort warf sie den Festschmuck ab, ließ sich von Franziskus ihr wallendes Haar abschneiden und blieb, wie dringend auch ihre Brüder und Verwandten sie ins väterliche Haus zurückzuführen suchten, ihrem Gelübde und ihrer neuen Lebensweise getreu. So wurde sie 1212 Gründerin und später Äbtissin des Ordens der armen Frauen oder der sogenannten Klarissinnen. Ihre Regel und Lebensordnung entsprach der der Franziskaner; doch blieben sie ins Kloster eingeschlossen. Bei ihnen galt hauptsächlich Unscheinbarkeit der Kleidung,

Arbeit und Schweigsamkeit. Klara selbst ging nur barfuß, schlief nur wenige Stunden auf dürren Reben; aber ihre heiße Liebe zum Erlöser erhob sie über alle Entsagung und als sie nach schweren Leiden heimging, war ihr letztes Gebet: „O HErr, sei gepriesen, daß Du mich geschaffen hast."

Ein dritter Orden, welcher von Franziskus ausging, ist der der Tertiarier oder der „Brüder von der Buße". Dieser Orden war eine Vereinigung von Laien, welche bei ihrem Besitztum, in ihrer Familie und im bürgerlichen Leben und Geschäft verblieben, aber doch nach einer geistlichen Regel lebten, strenge Zurückhaltung von weltlichen Vergnügungen beobachteten, oft die kirchlichen Gnadenmittel empfingen, ein stilles und friedliches Leben führten, auch gegenseitige Hilfe in Fällen der Not sich leisteten. Dieser Orden der Tertiarier hat unter den Katholiken eine ungeheure Verbreitung gefunden bis auf den heutigen Tag. Zu den Schwestern des St. Franziskus im Orden der Tertiarier gehörte auch die Landgräfin Elisabeth von Thüringen, deren Leben und Sterben wir uns hier noch vorführen wollen.

Landgräfin Elisabeth von Thüringen lebte in den Zeiten des Hohenstaufen Friedrich II. und ihr irdisches Leben war kurz, dauerte nur 24 Jahre, von 1207—1231. Sie war die Tochter des Königs von Ungarn und erst vier Jahre alt, als der Landgraf Hermann von Thüringen durch eine Gesandtschaft für seinen Sohn Ludwig um ihre Hand anhalten ließ. Gleich mit dieser Gesandtschaft kam das Kind nach Deutschland, um auf der Wartburg, wo ihre künftigen Schwiegereltern Hof hielten, samt ihrem künftigen um sieben Jahre älteren Gemahl erzogen zu werden. Früh entwickelte sich ihre Natur und früh auch ihr religiöses Leben. Zu letzterem hat die Trauerkunde von der Ermordung ihrer königlichen Mutter viel beigetragen; auch die frühe Fremdlingschaft mag ähnlich auf des Kindes Gemüt eingewirkt haben. Es gab eine Hofpartei auf der Wartburg, zu welcher sogar die künftige Schwiegermutter gehörte, die dem frommen Kinde nicht hold war und den heranwachsenden Ludwig zu bestimmen versuchte, es nach Ungarn zurück oder in ein Kloster zu schicken; denn man fürchtete, Elisabeth würde später auch ihren Gemahl in die gleiche Richtung hineinziehen, die mit dem auf der Wartburg herrschenden Genußleben wenig harmonierte. Der Landgraf Hermann hatte in Verbindung mit seiner Gemahlin die Wartburg zum Mittelpunkt der höfischen Bildung und der Dichter jener Zeit gemacht. Aber der junge Ludwig blieb seiner Elisabeth, die er innig liebte, wie sie ihn, getreu. Als Landgraf Hermann starb, folgte ihm Ludwig in der Regierung nach und war ein trefflicher Fürst. Er war sehr verschieden von seinem Vater und führte einen ernsten Ton ein. Die fröhlichen, oft auch leichtsinnigen Sänger verschwanden; sogar Walter von der Vogelweide, der oft auf der Wartburg geweilt hatte, spottete über die Veränderung. — Im Jahre 1221 wurde die Ehe vollzogen, und es begann für Elisabeth, die bisher unter vielen Intriguen gelitten hatte, die glücklichste Periode ihres Lebens. Sie war nun selbständig geworden, hatte fürstliches Ansehen und konnte ihrem tiefen Herzensdrang, Gott ganz zu dienen und an unglücklichen Menschen Barmherzigkeit zu üben, ungehindert folgen. Ihr Gemahl ließ sie gewähren. Elisabeth war ein treues, zärtliches Weib. Entgegen der Sitte jener Zeit saß sie bei Tisch an der

Seite ihres Gemahls, begleitete ihn zu Pferde auf seinen oft beschwerlichen Reisen und trennte sich nur ungern von ihm. War er in Kriegen und Fehden oft längere Zeit abwesend, so legte sie ihre fürstlichen Kleider ab und harrte seiner im einfachen Witwenkleide, bewillkommnete ihn aber wieder in ihrem Schmucke. Damals schon entfaltete sie die Tugenden der Demut, der Barmherzigkeit, der Wohlthätigkeit. Sie scheute keine Aufopferung und Selbstüberwindung. Sie war ein wahrer Trost aller Bedrängten und Gedrückten, aller Leidenden und Dürftigen. Ihre Höhe erreichte die von ihr geübte Wohlthätigkeit während der Hungersnot im Jahre 1226. Damals nahmen Unzählige ihre Zuflucht zu der Burg, wo sie eine freundliche Fürsorgerin wußten, und diese ließ alle seit Jahren gesparten landesherrlichen Vorräte verteilen und speiste täglich mehrere hundert Arme. Auch ein Spital für Kranke stiftete sie in Eisenach, sowie ein Haus für arme und kränkliche Kinder, und weilte pflegend und tröstend in der Mitte dieser Unglücklichen; ihren Abscheu gegen dumpfe, verdorbene Luft überwand sie mit Heiterkeit. Und das alles waren Thaten einer Neunzehnjährigen! So früh war sie einem sich aufopfernden Leben der Liebe zu ihrem Gemahl und zu allen Notleidenden ergeben! Diese Elisabeth, die das war, ehe sie in die geistliche Leitung Konrads von Marburg kam, wird immer in der Erinnerung des deutschen Volkes als Vorbild der Frauen fortleben, zur Ermunterung für die Edlen, zur Beschämung derer, die nur Sinn haben für Genuß, kein Bewußtsein eines christlichen Berufs.

Nicht dem wahren christlichen Ideal entspricht das, was Elisabeth in der geistlichen Leitung und Zucht jenes soeben genannten Konrad von Marburg in den folgenden Jahren gelernt und geübt hat. Dieser ihr Beichtvater, unter dessen geistliche Führung Elisabeth mit Zustimmung ihres Gemahls sich gestellt hat, wollte aus der frommen jungen Frau eine Heilige machen im mittelalterlichen klösterlichen Sinn. Konrad von Marburg, päpstlicher Gesandter und Inquisitor in Deutschland, ist wegen seiner Strenge gegen die sogenannten Ketzer verschrieen. Der Biograph des Landgrafen Ludwig schildert ihn aber als einen Mann, der alles Vertrauen verdiene: gelehrt, von reinen Sitten, bewandert in der Schrift, guten Christen gnädig und geneigt, gegen Ungläubige hart und streng. In der Obhut solcher Beichtväter wuchsen damals heilige Frauen heran, und sich solcher Leitung gehorsam zu überlassen, schien damals der Weg zu christlicher Vollkommenheit zu sein. So ist es begreiflich, daß der kirchlich gesinnte Landgraf Ludwig, der schon vorher dem Konrad von Marburg die Besetzung der Kirchenstellen überlassen hatte, ihm nun auch die Seelsorge seiner Gemahlin auf deren frommes Bitten überließ. So war zu hoffen, daß das noch Unfertige, Schwankende, Willkürliche von Elisabeths Leben überwunden werde; es war aber auch zu fürchten, daß durch die systematische, ascetische Einwirkung des ernsten, finsteren Beichtvaters die Harmonie ihrer Seele gestört und die beichtväterliche Leitung zur geistlichen Knechtung werde.

Dieses ist nach unserem Gefühl in der That geschehen. In die Seele der Elisabeth wurde ein Zwiespalt geworfen, dessen Schuld sie sich selbst beimaß und dessen sie mit furchtbaren Bußübungen los werden wollte. Schon als sie sich in den Gehorsam ihres Beichtigers begab, mußte sie demselben das Gelübde thun, im

Fall des Todes ihres Mannes sich nicht wieder zu verheiraten. Im weiteren übte sie sich im Fasten, aß keine feineren Speisen, kleidete sich in einfache Kleider und trug ein härenes Bußgewand auf dem Leibe; sie unterwarf sich bei Nacht oft körperlichen Züchtigungen durch ihre Dienerinnen; sie brachte, wenn ihr Mann abwesend war, oft viele Nächte unter Kniebeugungen, Geißelungen und Gebeten hin. —

Im Jahre 1227 starb Elisabeths Gemahl, der sich einem Kreuzzug Friedrichs II. angeschlossen hatte, in Italien. Als die Trauerkunde zu der jungen Witwe kam, die Mutter von drei Kindern war, brach sie in die Worte aus: „Tot, tot ist mir nun die Welt und all ihre Freude!" Es begann jetzt für sie die schwerste Lebenszeit. Ihr Beichtvater, dem sie unbedingten Gehorsam gelobt hatte, zog nun seine Zügel noch strenger an. Dazu kam, daß ihres Mannes Bruder Heinrich Raspe das ganze Erbe widerrechtlich für sich in Anspruch nahm, die Witwe mit ihren Kindern von der Wartburg vertrieb und jedermann wissen ließ, wer sie aufnehme, thue ihm keinen Dienst. So irrte Elisabeth, ihren vierjährigen Sohn und ihre dreijährige Tochter an der Hand und das jüngste Töchterlein auf dem Arme im strengen Winter schutzlos und hilflos durch die Straßen von Eisenach und — o Undank der Welt! — niemand wollte sie mehr kennen; ein Bettelweib, der sie Wohlthaten erwiesen hatte, verhöhnte sie sogar und stieß sie in den Kot. In einem stallähnlichen Gelaß einer Herberge fand sie endlich Aufnahme und verweilte da den Winter über mit ein paar Dienerinnen. Später räumte ihr Oheim, der Bischof von Bamberg, ihr das Schloß Pottenstein ein, wo sie etwa ein Jahr lang lebte. —

Mittlerweile waren die Thüringischen Kreuzfahrer mit dem Leichnam ihres Gemahls aus Italien zurückgekehrt. Einer dieser Ritter, Rudolf von Vargula, ergriff vor dem Landgrafen das Wort und sprach demselben so gewaltig ins Gewissen, daß sich alle verwunderten und Heinrich Raspe sein Unrecht weinend bekannte und es gut zu machen versprach. Elisabeth wurde zurückgeholt, und da Heinrich sie nun für alles Unrecht um Gotteswillen um Verzeihung bat, so hub sie bitterlich an zu weinen, und alle, die es sahen, weinten mit ihr; denn sie gedachten, wie sie, so jung und lieb, doch schon eine arme Witwe sei, und wie der Landgraf Ludwig ein so tugendsamer Herr gewesen. Elisabeth wohnte einige Zeit wieder auf der Wartburg, zog dann aber 1230 nach Marburg in Hessen. In der Nähe von Marburg, wo auch ihr Beichtvater Konrad von Marburg wohnte, wurde ein niedriges Häuschen von Holz und Lehm erstellt, das Elisabeth nun bezog. Im grauen Kleid der Schwestern der Tertiarier, des dritten Ordens des St. Franziskus, lebte sie nun da, unterzog sich den geringsten Arbeiten, der Pflege armer Kranker, in denen sie Christus vor sich sah, in harten Bußübungen, aber in solcher Ergebenheit und Fröhlichkeit, daß ihre feindseligen Verwandten sagten, sie habe ihres Gemahls bald vergessen. Von ihrem Beichtiger beeinflußt bat sie Gott um Gleichgültigkeit gegen ihre eigenen Kinder, damit sie um so mehr Gott, ihrem Seelenheil und andern Menschen dienen könnte. Wenn ihr Sohn, den sie wegschickte, weil sie meinte, durch die Liebe zu ihm leide die Liebe Gottes in ihr Schaden — später auf Abwege geriet, so hängt dies wohl damit zusammen, daß ihm die Mutter fehlte. Ebenso unnatürlich erscheinen uns die harten Selbstpeinigungen, denen sie sich unterwarf.

Sie ließ sich von Konrad zur Strafe für dies und jenes beohrfeigen, auch mit Stockschlägen und Geißelhieben auf den entblößten Rücken bearbeiten, nämlich so, daß ein geistlicher Bruder Konrads die Strafe vollzog und Konrad das Miserere (HErr, erbarme Dich) dazu sang oder betete. Die Geduldsproben gingen immer weiter. Ihre treuen Dienerinnen wurden entlassen und durch eine häßliche Nonne und eine taube widerwärtige adelige Witwe ersetzt. Von Konrad hat Elisabeth auch ihrerseits Strenge gelernt. Einem jungen, durch sein schönes Haar ausgezeichneten Mädchen z. B., das bei einer Armenspeisung das Gebot, den Platz nicht zu verändern, übertreten hatte, ließ sie ohne Weiteres das Haar abschneiden. — Alles ertrug Elisabeth mit der größten Geduld. Wohl weinte sie auch, aber ihr Weinen entstellte nach dem Bericht ihrer Dienerin Irmengard ihr Angesicht nicht; ihre Thränen seien wie aus lauterem und fröhlichem Quell entsprungen. Wenn sie betete, so funkelten ihre Augen vor Inbrunst. Einst sagte sie zu ihren Dienerinnen: „Der HErr hat mein Gebet erhört, ich erachte alle meine weltlichen Besitzungen, die ich einst geliebt, für Staub. Schmähung, Verleumdung, Verachtung bringt mir Lust; ich liebe nichts als Gott allein."

Früh war die Kraft zum Leben dahin. Ende 1231 lag die 24jährige Witwe Ludwigs auf ihrem Sterbelager. Nachdem sie von der Wand her einen süßen Gesang wie eines Vögleins Stimme vernommen, dem sie nachsummte, ging sie, gestärkt durch das Sakrament des Altars, in sanftem Schlummer hinüber. —

Vier Jahre später ist Elisabeth vom Papste heilig gesprochen worden wegen ihres heiligen Lebens und wegen der Wunder, die an ihrem Grabe geschehen sein sollen. Ein Jahr später fand eine Grabesfeier statt, zu der selbst Kaiser Friedrich II. nach Marburg kam. In vollem kaiserlichem Schmuck, umgeben von der höchsten Geistlichkeit des Reiches, trat er zu der Gruft und setzte der Heiligen, die aus ihrer Ruhestatt gehoben und in die Kirche getragen wurde, unter der Feier des Hochamtes eine kostbare goldene Krone aufs Haupt und ließ sie in einem schöneren Grabe beisetzen. Über diesem Grabe hat sich später ein herrlicher Dom erhoben, die St. Elisabethenkirche in Marburg.

Elisabeth, Landgräfin von Thüringen.

Die Waldenser und die Inquisition.

Die christliche Kirche ist nicht nur nie unfehlbar gewesen, sondern sie hat schon frühe die Wege der Treue und der Reinheit verlassen, und was St. Paulus fürchtete, wenn er schrieb (2. Kor. 11, 2. 3): „Ich fürchte, daß wie die Schlange Eva verführte, so auch Euer Sinn von der Einfalt auf Christum verrücket werde" — das ist gekommen. Statt der Gnade Jesu Christi, unseres HErrn, durch die wir im Glauben hoffen dürfen, selig zu werden, (Apost. 15, 10. 11), legte man den Christen wieder ein schweres Joch auf und lehrte, man könne durch gute Werke die Seligkeit verdienen, und man verstand unter diesen guten Werken Fasten, Wallfahrten, Kasteiungen, Opfer und Leistungen an die Kirche. Man verstand nicht mehr, was St. Paulus in Röm. 3, 24 sagt: Wir werden ohne Verdienst gerecht durch die Erlösung, die durch Jesum Christum geschehen ist. Man nahm seine Zuflucht zu den Heiligen und der Jungfrau Maria als Fürbittern, während St. Johannes schreibt (1. Joh. 2): Ob jemand sündigt, so haben wir einen Fürsprecher bei dem Vater, Jesum Christum den Gerechten. Wohl unterschied die Kirche allezeit zwischen Anbetung und Verehrung, und erklärte, Anbetung gebühre Gott allein, den Heiligen bloß Verehrung. Aber das Volk machte diese Unterscheidung nicht und rief die Heiligen an, als ob sie mit göttlicher Allgegenwart ausgerüstet wären und helfen könnten. Ja, nicht nur die Heiligen, sondern auch ihre Bilder und Reliquien genossen Verehrung, wie wir schon früher berichtet haben. Und auf solche Dinge setzten die Menschen ihr Vertrauen, erwarteten von der Berührung damit oder vom Gebete am Orte, wo die Gebeine der Heiligen ruhten, Heilung und Erhörung. — Ein Mißbrauch war auch der Beichtzwang, wodurch alle Christen gehalten waren, ihre Geheimnisse dem Priester anzuvertrauen, als wäre er Gott. Diese Ohrenbeichte machte die Priester zu Herren der Christen, da sie doch nicht Herren, sondern Vorbilder der Herden sein sollten (1. Petri 5, 3) und anderseits wurden viele zu Leichtsinn und Heuchelei verführt. In heuchlerischer Reue wurden oft unbedeutende Fehler dem Geistlichen bekannt, das Schlimmste aber verschwiegen. In Psalm 19 heißt es: Wer kann merken, wie oft er fehle? Wie sollte es möglich sein, einem Beichtvater ein wahres Bild seines Innern und seines ganzen Thuns und Lassens zu geben? Wohl redet die Heilige Schrift von der Pflicht und der Wohlthat des Sündenbekenntnisses, wodurch einem geängsteten Gewissen Erleichterung, Rat und Trost der Vergebung zu teil werden sollen. Aber solche Sünden, die dieser besonderen seelsorger=

lichen Behandlung und Vergebung unter Umständen bedürfen, sollten eigentlich unter Gläubigen gar nicht vorkommen, oder wenigstens eine Ausnahme sein; daher kann von einer periodischen Regelmäßigkeit der Beichte keine Rede sein.

Mit dem heiligen Abendmahl hatten sich mehrere Irrtümer verbunden. Die Lehre, daß nur Leib und Blut des HErrn, nicht mehr Brot und Wein im Abendmahl seien, da letztere verwandelt wären, widersprach der Einsetzung des HErrn und dem klaren Zeugnisse der Sinne. Auch daß den Laien der Kelch entzogen und ihnen nur das Brot gereicht wurde, widersprach der Einsetzung, indem der HErr gesagt hatte: Trinket alle daraus! — Es kam die Lehre auf, daß das heilige Abendmahl (das auch Messe genannt wurde) eine Erneuerung des sühnenden Opfers Christi sei und sündentilgende Kraft habe. Da werde durch die feierliche Handlung des Priesters Wein und Brot in Leib und Blut Christi verwandelt und der Leib des HErrn aufs neue geopfert. Für Lebende und Tote wurde durch des Priesters Hand Christus Gott geopfert. Nach und nach kam der Mißbrauch auf, daß die Priester, ohne daß jemand aus der Gemeinde zugegen war, dieses Meßopfer feierten oder die Messe lasen. Dies geschah dann auch als Gott wohlgefälliges Werk für allerlei Umstände und Personen, Lebende und Entschlafene. Die Messen wurden bezahlt und zum Seelenheil der Verstorbenen Messen gelesen. — Damit hoffte man die Seelen früher aus dem Fegfeuer zu bringen. Die katholische Kirche nahm an, daß nach dem Tode die Seelen durch ein Feuer geläutert und gereinigt werden müßten von allen bösen Begierden und Neigungen, weil die meisten Menschen, auch die frömmsten, nicht ohne solche sinnliche Neigungen aus dem Leben scheiden und daher ohne Reinigung oder Fegfeuer nicht mit Gott und seinen Heiligen vereinigt werden könnten. Anders lautet das Wort Christi zum Schächer am Kreuz: „Heute wirst du mit mir im Paradiese sein.“ „Sie ruhen von ihren Werken,“ sagt die Schrift von den entschlafenen Gläubigen. So gaben Arme ihr Geld hin, um für die Ihrigen Seelenmessen lesen zu lassen; die Reichen aber brauchten ihres Seelenheils wegen weniger in Sorge zu sein. Da mußte das Geld helfen. Sie vermachten der Kirche in ihrem Testamente Geld zu möglichst vielen Seelenmessen.

Ein schlimmer Abweg war auch die Lehre und Praxis der Kirchenbußen, des Ablasses und des Schatzes der guten Werke. — Weil die Geistlichen es für bedenklich hielten, den Büßenden ihre Sünden ohne alle Strafen zu vergeben, so legten sie denselben als Strafe Bußübungen auf: Fasten zu bestimmten Zeiten, Wallfahrten an bestimmte Orte, Anhörung einer bestimmten Zahl von Messen, Almosen, besonders aber Gebete. Es kam der Rosenkranz auf. Wie oft nun der Rosenkranz gebetet werden sollte, das hing von dem Beichtvater ab. Aber solches Beten erinnert an das vom Herrn Jesus verbotene Plappern wie die Heiden, welche meinen, um der vielen Worte willen erhört zu werden. Das Beten soll nicht eine Strafe, sondern ein seliges Bedürfnis des Herzens sein. — Auch andere Bußübungen wie z. B. körperliche Geißelungen wurden von der Kirche auferlegt, und wer mit solchen Kirchenstrafen verschont sein wollte, konnte sich davon mit Geld befreien. So entstand der Ablaß. Darunter verstand man nur den Erlaß der Kirchenstrafen um Geld. Nie hat die Kirche gelehrt, daß man um Geld Sündenvergebung haben könne;

nur von Kirchenstrafen war man frei, wenn man Ablaß kaufte. Aber die Sache wurde eben doch anders verstanden, und unverschämte Ablaßkrämer wie Tetzel begünstigten den Aberglauben, daß man um Geld Vergebung aller Sünden erlangen könne und daß damit nun alles in Ordnung sei und die Sache Gültigkeit habe im Himmel wie auf Erden. — Damit im Zusammenhang steht die Lehre vom Schatz guter Werke. Man sagt: Die Heiligen haben mehr gute Werke gethan, als es zu ihrer eigenen Seligkeit bedurfte, und dadurch hat sich ein Ueberschuß von guten Werken gebildet, aus welchem durch Gottes Gnade dem etwas zugerechnet werden kann, der zu wenig gute Werke gethan hat. Diesen Schatz guter Werke habe die Kirche zu verwalten. — Auf diese Weise wurde die Buße, statt eine innerliche des Herzens zu sein, eine äußerliche, oberflächliche, heuchlerische. —

Während die Kirchenväter und Kirchenlehrer der ersten Jahrhunderte sich klar und entschieden für die Pflicht und den Nutzen des allgemeinen Bibellesens ausgesprochen haben (welche Aussprüche der Bibelübersetzer van Eß in einer Ausgabe des Neuen Testamentes vom Jahre 1816 in trefflicher Weise zusammengestellt hat), kam die spätere katholische Kirche in ihren römischen Vertretern dahin, das Lesen der Bibel den Laien zu verbieten. Die Laien hätten ja aus der Heiligen Schrift entdecken können, in wie großem Widerspruch die Kirche ihrer Zeit mit den apostolischen Vorschriften des Neuen Testamentes sich befand. Man berief sich, um in Lehre und Praxis alles zu rechtfertigen, auf die mündliche Tradition oder Ueberlieferung und setzte diese dem Ansehen der Heiligen Schrift gleich. Durch dieses Verbot des Bibellesens wurde die Christenheit ihres köstlichsten Schatzes, des Wortes Gottes, beraubt. Der Heiland aber hatte gesagt: „Wenn ihr in meinen Worten bleibet, so seid ihr meine rechten Jünger," und von der ersten Gemeinde heißt es: „Sie blieben in der Apostel Lehre." Wie sollte das spätere Geschlecht in der Apostel Lehre bleiben können, wenn ihm die Schriften der Apostel vorenthalten wurden, — die Schriften, die ja nicht bloß an die Hirten und Bischöfe der Gemeinden, sondern an diese selbst gerichtet waren? Man hat überhaupt immer mehr an die Stelle der Gemeinde das Amt gesetzt; die Träger des kirchlichen Amtes galten so ziemlich als die heilige Kirche! Und doch wurden ursprünglich alle Getauften „Heilige" genannt und waren alle Glieder der allgemeinen Kirche zur priesterlichen Aufgabe und Bestimmung der Gemeinde Christi berufen. — Es war verhängnisvoll und ganz im Widerspruch zu der dienenden, demütigen Stellung, die nach Jesu Lehre seinen Jüngern zukommt, daß im Lauf der Jahrhunderte die Geistlichen zu Trägern einer ganz besonderen Macht wurden. Kein Christ konnte so unmittelbar mit Gott verkehren, sondern er bedurfte dazu der Vermittelung der Priester. Je besser ein Christ zu seinem Priester stand, um so besser stand er zu Gott. Und diese Gewalt spitzte sich in den Bischöfen und besonders im Papste in furchtbarer Weise zu, und wurde von diesem dazu mißbraucht, auch in weltlichen Angelegenheiten herrschen zu wollen, Fürsten ein- und abzusetzen, Unterthanen zur Empörung gegen ihre rechtmäßigen Oberhäupter zu reizen und sich wie ein Gott auf Erden zu gebärden. Eine furchtbare Waffe in der Hand der Päpste war der Bann, der Ausschluß aus der Kirche und das Interdikt, durch welches um der gebannten Fürsten

willen auch ganze Städte und Länder, wenn sie jenen nach Röm. 13 treu blieben, der kirchlichen Gnadenmittel, Predigt, Gottesdienst, Sakramente, beraubt wurden. Furchtbare Bannflüche wurden von den Päpsten gegen ihre Gegner geschleudert, und richteten oft bei dem abergläubigen Volke Großes aus, da der Papst eben doch im allgemeinen als der Stellvertreter Christi galt.

Mit solcher weltlichen Größe und Macht Hand in Hand ging die Sittenlosigkeit der Geistlichen. Wohl gab es unter der hohen und niederen Geistlichkeit treffliche und geistlich gesinnte Männer. Aber am päpstlichen Hofe herrschte durch ganze lange Zeiträume hindurch die größte Sittenlosigkeit; nicht wenige Päpste z. B. Johann XII., Johann XXIII., Alexander VI., haben sich des Mordes, der Unzucht, der Trunksucht, der Simonie, des Unglaubens, schuldig gemacht. Alexanders VI. Leben war eine Kette von so entsetzlichen und schamlosen Verbrechen, daß man erröten müßte, wenn man sie hier mitteilen wollte. Die reichsten Kardinäle hat er vergiftet und mit ihrem Vermögen sich und seine Kinder bereichert; auch hat er sich nicht gescheut, einen seiner Söhne, der ein Brudermörder war, zum Kardinal zu machen. — Sein Nachfolger Julius II., sonst ein kunstliebender Fürst und mannhafter Krieger, war dem Trunke ergeben, so daß der gleichzeitige Kaiser Maximilian, ein leidenschaftlicher Gemsenjäger, einmal scherzte: „Es wäre übel bestellt mit der Weltregierung, wenn Gott dabei nicht das Beste thäte; denn das weltliche Regiment ist mit einem Gemsenjäger und das geistliche mit einem trunkenen Pfaffen bestellt.“ — Am Hofe des Papstes Leo X. konnte man Äußerungen hören wie die: „Die Fabel von Christus ist uns sehr einträglich gewesen.“ Und wie es die Päpste trieben, machten es viele Bischöfe, Äbte und Geistliche nach; was war natürlicher, als daß das sittliche Verderben auch unter dem Volke immer größer wurde? Beim niederen Volke herrschte grobe Unwissenheit und Aberglaube. Hörte es doch, besonders zur Osterzeit, vielerorts nichts als Possen und Märchen in der Kirche! Reiche und Gebildete aber, welche den Trug der Geistlichen durchschauten, kamen zum entschiedensten Unglauben. Leichtsinn unten, Leichtsinn oben, alles unter der Maske des Christentums! Die einen holten sich Ablaß für jede Sünde, die andern hielten nichts mehr für Sünde und dachten wie einst die Epikuräer: „Lasset uns essen und trinken, denn morgen sind wir tot.“

Bei allem diesem Unwesen und Verderben in der Kirche gab es auch edle und große Päpste und treue Bischöfe und Lehrer. Und für zwei Wahrheiten hat die Papstkirche vornehmlich Zeugnis abgelegt: für die Einheit und für den überweltlichen Charakter der Kirche. Viele Päpste legten einen Eifer für christliche Zucht und Sitte auch den Großen der Welt gegenüber an den Tag; so Nikolaus I. (857 bis 867) gegen den ehebrecherischen Lothar II. von Frankreich, Gregor VII. gegen den ausschweifenden und grausamen Heinrich IV. von Deutschland, Innocenz III., vielleicht der größte aller Päpste, gegen den Ehebrecher Philipp August von Frankreich.

Für die christliche Hoffnung auf das kommende Reich Christi aber hatte das Papsttum keinen Platz, da es ihre Erfüllung in dem Priester auf dem Throne (Sachar. 6, 13), in der Weltherrschaft des Papstes erblickte und vorwegnahm.

Gegen diese Verweltlichung der Kirche erhoben sich eine Anzahl von Sekten. — Sie bekämpften diesen oder jenen Mißbrauch der Kirche, wurden gewöhnlich verfolgt und sagten sich dann meistens von der allgemeinen Kirche los, um als besondere Religionspartei offen oder im geheimen fortzuexistieren. Doch sind die meisten dieser Sekten des Mittelalters untergegangen, bis auf die sogenannten Waldenser. Auch hat keine von allen diesen untergegangenen Sekten eine Reinigung der kirchlichen Lehre und des christlichen Lebens herbeiführen können. Viele derselben waren nicht frei von geistlichem Hochmut und schwärmerischem Eigendünkel; sie hielten sich selbst für die alleinseligmachende Kirche und verachteten alle, die zur herrschenden Kirche gehörten. Es fehlte meist die nötige Ruhe und Besonnenheit; sie wollten alle kirchlichen und selbst die weltlichen Verhältnisse und Ordnungen über den Haufen werfen und waren selbst nicht rein im Glauben, nicht frei von Irrtümern und sittlichen Verirrungen, wie sehr sie sich auch die Reinen nannten.

Unter diese Sekten des Mittelalters sind hauptsächlich die Katharer, d. h. die Reinen, zu zählen. Aus dem Worte Katharer entstand das Wort Ketzer, mit welchem Namen die römische Kirche alle Irrgläubigen, von der Verbindung mit dem römischen Stuhl Losgelösten bezeichnete. Sie stammten aus dem Orient, kamen im 11. Jahrhundert hauptsächlich aus Macedonien, wo sie Bogumilen, d. h. Gottesfreunde, genannt wurden und aus Bulgarien, weshalb man sie auch bougre nannte, — nach Italien, Spanien und nach Südfrankreich, wo sie wegen ihrem Hauptsitz in der Stadt Albi auch Albigenser hießen. Sie bekämpften die römische Kirche als die alte Babel, hingen aber manichäischen Anschauungen an, so daß sie über den historischen Christus den idealen setzten, die kirchlichen Sakramente verschmähten, die Auferstehung des Leibes, weil die Materie der Sitz des Bösen sei, verwarfen, von äußeren gottesdienstlichen Formen, Kirchengebräuchen, Glocken, als des Teufels Trompeten 2c. nichts wissen wollten. Manche verwarfen sogar die Ehe als Menschensatzung. Die Katharer hatten mehrere Stufen unter sich. Zu der höchsten Stufe der „Vollkommenen" gelangte man durch das sogenannte Consolamentum, durch die Handauflegung oder die Taufe mit Feuer und Geist. Von der Wassertaufe hielten sie nichts, weil sie zur sinnlichen Welt gehöre. Im allgemeinen war ihr Charakter ein streng sittlicher. Man erkannte sie, nämlich die „Vollkommenen", an ihrem durch das Fasten abgemagerten bleichen Gesichte. Ihre heldenmütige Ertragung der Leiden, des fürchterlichen Todes auf dem Scheiterhaufen, riß viele Gemüter hin. Ein junges schönes Mädchen in Rheims, von einem Priester, der es verführen wollte, als Katharin erkannt und zum Feuertode verurteilt, bestieg den Scheiterhaufen ohne Klagen und Weinen und blieb freudig inmitten der Flammen (1170). — Diese Katharer oder Albigenser waren im 12. und 13. Jahrhundert Gegenstand grausamer Verfolgung und wurden schließlich von der Inquisition gänzlich vernichtet.

Von den Albigensern oder Katharern wohl zu unterscheiden sind die Waldenser, in welchen eine reinere christliche Bewegung sich geltend machte. Diese Bewegung ging von Petrus Waldus aus, der als ein reicher Kaufmann ums Jahr 1160 in Lyon in Südfrankreich lebte. Einst als er mit mehreren Freunden vor seinem Hause saß, wurde einer derselben vom Blitze erschlagen. Tief erschüttert

dadurch, wandte er sich von der Welt ab. Er verkaufte seine Güter, schenkte den Erlös den Armen und begann, die Heilige Schrift zu lesen. Die Bibel war damals nur in lateinischer Sprache vorhanden und den Laien nur nach dem kleinsten Teile, nach den Abschnitten, die sonntäglich als Texte vorgelesen wurden, bekannt. Diese sonntäglichen Lektionen erweckten in Peter Waldus den Trieb, die ganze Heilige Schrift kennen zu lernen. Er verband sich mit zwei befreundeten geistesverwandten Geistlichen, deren einer ganze Bücher der Bibel in die damalige französische Volkssprache übersetzte, während der andere, da die Buchdruckerkunst noch nicht erfunden war, für gute Abschriften sorgte. Waldus las die erworbenen Schriftstücke öfters und prägte sie seinem Herzen ein. Im Gefühl, auch einer gewissen Anleitung zum Verständnis zu bedürfen, übersetzten jene Geistlichen auch viele Aussprüche der Kirchenväter der ersten Jahrhunderte. Peter Waldus aber wollte die Wahrheit, die ihn beseligte und von den Banden der Sünde und der Welt befreite, nicht für sich allein behalten. Mit seinen Genossen trat er als Bußprediger auf in Stadt und Land. Da er nicht nur nach der Apostellehre lehrte, sondern nach derselben auch lebte, so machte er mit den Seinigen auf das Volk tiefen Eindruck. Das reine Evangelium war den Leuten etwas Neues. Die Sünden der Geistlichen und des Volkes wurden mit ernsten Worten gestraft und alle zum Lesen der Heiligen Schrift aufgefordert. Immer mehr verbreitete sich das Werk in Südfrankreich. Weil der Erzbischof das Predigen dieser „Armen von Lyon", wie man sie nannte, verbot, wandte sich Peter Waldus, der noch nicht daran dachte, sich von der Kirche zu trennen, an den Papst und suchte um seine Erlaubnis nach. Aber er wurde nicht nur abgewiesen, sondern 1184 samt allen seinen Anhängern mit dem Bannfluch belegt und damit aus der Kirche ausgestoßen, wie es später Luther ergangen ist. Aber Waldus sprach: „Man muß Gott mehr gehorchen als den Menschen" und setzte im Bewußtsein eines göttlichen Berufes mit seinen zahlreichen Evangelisten sein Werk fort. Über die Art und Weise, wie nun Peter Waldus und seine Anhänger das Evangelium schriftlich und mündlich zu verbreiten pflegten, berichtet einer seiner heftigsten Gegner: „Um desto freieren Zutritt auch zu den vornehmeren Volksklassen zu erlangen, pflegten sie Kistchen mit Waren aller Art mit sich herum zu tragen und in den Häusern ihre Waren feil zu bieten. „Mein Herr," hieß es, „belieben Sie nicht einen schönen Ring zu kaufen?" „Sehen Sie das schöne Halstuch, Madame, ich gebe es ihnen wohlfeil?" Fragte nun etwa der Käufer: „Was haben Sie noch weiter?" so gab der wandernde Krämer zur Antwort: „Ich habe noch einen Schatz bei mir, der viel köstlicher ist als dieses alles: ich will Ihnen denselben zeigen, wenn Sie mich nur gegen die Geistlichkeit in Schutz nehmen wollen." Wurde dies zugesagt, so fuhr er fort: „Die köstliche Perle, von der ich Ihnen rede, ist das Wort Gottes, in welchem der Ewige der Welt seinen Willen geoffenbart hat, und das, wenn wir es aufnehmen, unser Herz zur Liebe gegen Ihn entzündet. Ist es Ihnen recht, so rufen Sie Ihre Familie zusammen, und ich will Ihnen umsonst und ohne Geld etwas von diesem köstlichen Schatze mitteilen." Und nun fing er an, ihnen ganze Kapitel der Heiligen Schrift wörtlich und voll Rührung herzusagen und die Leute mit dem Inhalt derselben bekannt zu machen." —

In den Bann gethan, haben sich die Waldenser immer mehr von der päpstlichen Kirche entfernt; sie verwarfen Papsttum und Mönchtum, Heiligen- und Reliquiendienst, Ohrenbeichte, Messe, Fegfeuer und Ablaß. Sie lehrten, die Kirche bestehe nicht nur im Klerus, d. h. im geistlichen Stande, sondern in der Gemeinschaft aller Gläubigen; nichts als Buße, Glaube und neuer Gehorsam erwerbe um Christi willen bei Gott Gnade und Seligkeit; der Weg zur Vollkommenheit werde allein recht aus der Heiligen Schrift erkannt. „Christus ist der einzige Mittler, Ihm allein wollen wir anhangen. Dann kommt die rechte Zucht und Sitte von selbst: Frieden wird gehalten, die Welt nicht geliebt, Müßiggang geflohen, das Fleisch gekreuzigt, das Herz gereinigt, Mitleid geübt, in Geduld gelitten, die Wahrheit geredet und böse Gesellschaft, besonders in Wirtshäusern der Tanz, der Satans Wallfahrt ist, gemieden."

Die Waldenser schlossen sich allmählich in Gemeinden zusammen und ahmten die Gemeindeverfassung der apostolischen Zeit nach; sie hatten Bischöfe, Älteste und Diakonen. Ihr Leben richteten sie nach der Bergpredigt ein. Aber je weiter sie sich verbreiteten, desto mehr wurden sie verfolgt. Peter Waldus selbst mußte aus Frankreich flüchten; er predigte in vielen Ländern, kam zuletzt nach Böhmen, und soll hier endlich eine Ruhestätte gefunden und 1197 gestorben sein.

Sein Werk aber starb mit ihm nicht aus. Es verbreitete sich besonders in der Umgegend von Lyon und in den Alpenthälern von Piemont. Auch in Deutschland und Böhmen hat Peter Waldus Keime der späteren Reformation gepflanzt. Daß vom Jahre 1200 an bis zur Reformation in Böhmen mehrere fromme Männer, namentlich Geistliche aufgetreten sind, die das reine Evangelium predigten und die Sittenlosigkeit der Geistlichen und des Volks laut tadelten, hängt wohl auch mit dem Aufenthalt und Wirken des Peter Waldus in Böhmen zusammen. — Wir werden in Kürze vernehmen, wie die römische Kirche gegen die Waldenser wie gegen die Albigenser einen schrecklichen Vertilgungskrieg geführt hat. Aber das Kirchlein der Waldenser, das auf dem rechten Grunde stand, konnte nicht zerstört werden. Noch existiert in Piemont die Waldenserkirche in vielen Tausend Mitgliedern und erweist sich, seit auch in Italien die religiöse Freiheit proklamiert ist, als ein kräftiges Salz, welches bestimmt scheint, nach und nach das Volk Italiens zu durchwirken und für ein reineres Christentum empfänglich zu machen.

Als der Papst Innocenz III. mit seinem großen Scharfsinn erkannte, welch große Gefahr der Einheit der katholischen Kirche drohe bei der raschen Verbreitung der Sekten der Waldenser und Albigenser, suchte er ihnen Einhalt zu thun. Aber die Sache war schwierig, da die Sache der beiden Sekten nicht die gleiche war und die Waldenser selbst im Munde ihrer Gegner das beste Zeugnis hatten. Von ihnen mußten selbst die Gegner bekennen: „Sie sind ordentlich und bescheiden in ihren Sitten; sie tragen weder kostbare, noch ganz armselige Kleider. Sie leben von ihrer Hände Arbeit als Handwerker oder Bauern. Sie sammeln keine Reichtümer, sondern begnügen sich mit dem Nötigsten. Sie vermeiden Handlungsgeschäfte als Versuchung zu Unehrlichkeit und Geiz. Sie sind keusch, mäßig, nüchtern und hüten sich vor dem Zorn. Sie besuchen keine Schenke. Sie arbeiten immer, lernen oder lehren. Viele Männer und Frauen unter ihnen wissen das ganze Neue Testament

auswendig. Man hört unter ihnen kein Schwören, keine Gotteslästerung, keine Possen. In der Erziehung der Kinder sind sie sorgfältig." — Die große Schriftkenntnis der Waldenser war so anerkennt, daß selbst römische Geistliche sich dieser bedienten, um mit ihrer Hilfe die Katharer oder Albigenser zu widerlegen.

Innocenz III. fühlte, daß sein Vorgänger zu weit gegangen, als er die Waldenser in den Bann that, und suchte sie wieder mit der Kirche zu versöhnen. Aber es gelang ihm nur bei einem kleineren Teile, der unter dem Namen „katholische Arme" wieder in den Schoß der Kirche zurückkehrte und Vollmacht erhielt, zu predigen und Arme und Kranke zu pflegen. Der andere Teil war für die römische Kirche verloren und wurde nun mit den Albigensern verwechselt oder zusammengerechnet und zugleich mit diesen verfolgt.

Die Albigenser hatten einen besonderen Hort und Schutz an dem mächtigen Grafen Raimund von Toulouse und seinen Verwandten und griffen die römischen Geistlichen selbst an. Auf deren Klagen sandte der Papst Legaten (Gesandte). Aber deren Strenge erbitterte so sehr, daß der denselben beigegebene Mönch Peter von Kastelnau 1209 von einem Dienstmann des Grafen erstochen wurde. Nun entband der Papst alle Unterthanen des bereits gebannten Grafen Raimund der Unterthanenpflicht und forderte den König von Frankreich zum Kriege gegen jenen auf. Raimund unterwarf sich aus Furcht vor dem drohenden Kreuzzuge und schwor die Ketzerei ab. Ein mächtiges Kreuzheer, von Simon von Montfort befehligt, wälzte sich in päpstlichem Auftrage heran, um die Ketzer auszurotten. Gleich zu Anfang wurde die Stadt Beziers erstürmt und nach dem Befehle des Abtes Arnold von Citeaux kein Leben geschont, gleichviel ob Katholiken oder Ketzer getötet wurden. „Schlagt sie alle tot," sagte er, „der Herr kennt die Seinen". So wurden in Beziers 20000 erschlagen, in Carcasonne 400 Bürger, die lieber dem Leben, als dem Glauben entsagten, verbrannt und viele andere Greuel begangen. Zwanzig Jahre lang dauerte dieser mörderische, unmenschliche Vertilgungskrieg. —

Noch während dieses schrecklichen Kreuzzuges gegen die Albigenser und am Ende desselben wurde im Jahre 1215 auf dem vierten Laterankonzil vom Papst Innocenz und im Jahr 1229 auf der Kirchenversammlung zu Toulouse das Verfahren gegen die Ketzer genau bestimmt und die sogenannten Inquisitionsgerichte eingeführt. Nach diesen Bestimmungen hatte jeder Katholik die Pflicht zur Ausrottung aller Ketzerei mitzuwirken, die Bischöfe aber alljährlich Gesandte in die verdächtigen Gemeinden zu schicken, um nach heimlichen Ketzern oder Versammlungen zu forschen und die Endeckten zu strafen. Als sich die Bischöfe in der Erfüllung dieser Pflicht lässig zeigten, stiftete der Papst selbst besondere Gerichtshöfe oder Ketzergerichte, die meist aus Dominikanermönchen zusammengesetzt waren. Diese Inquisitionsgerichte, die nicht nur in Frankreich, sondern auch in Italien, Spanien, Deutschland und in vielen andern Ländern thätig waren, hatten die unbeschränkteste Vollmacht und standen unmittelbar unter dem Papste, außer diesem waren sie niemand Rechenschaft noch Schadenersatz schuldig. Diese Gerichte konnten jeden des Irrglaubens Verdächtigen oder Angeklagten, ohne die Ankläger anzugeben, verhaften oder einsperren lassen. Zum Verdachte genügte schon, wenn einer in einem

ketzerischen Buche gelesen, einen verdächtigen Geistlichen gehört oder einem Heiligenbild nicht gebührende Ehrfurcht erwiesen hatte. Die der Ketzerei schuldig Erfundenen wurden, wenn sie Besserung versprachen, zwar nicht hingerichtet, verloren aber ihr Vermögen und oft auch die Freiheit. Andere suchte man durch Marter zum Geständnis der Verbrechen zu bringen, deren man sie anklagte, und oft wurden durch solche Qualen die Unschuldigsten zum Geständnisse dessen gebracht, was die Richter haben wollten. — Wenn aber der Angeklagte seine Schuld freimütig bekannte und seinen Glauben nicht widerrufen wollte, was bei den Waldensern und anderen Sekten oftmals vorkam, so wurde der Ketzer zum Flammentod verurteilt und der weltlichen Gerechtigkeit zur Bestrafung übergeben, weil die Päpste heuchlerisch vorgaben, die Kirche Christi dürfe sich nicht mit Blut beflecken. Daß es reine Formalität und Heuchelei war, wenn die Kirche der weltlichen Obrigkeit bei der Übergabe der Ketzer Schonung des Lebens empfahl, sieht man schon daraus, daß auf dem Lateranensischen Konzil durch Innocenz III. die weltlichen Fürsten und Obrigkeiten unter Androhung der Exkommunikation und des Verlustes ihrer Herrschaft verpflichtet wurden, die Ketzer zu vertilgen.

Die Hinrichtung der Ketzer nannte man Glaubenshandlungen oder Autodafe's. Sie geschahen meistens an Sonntagen. Ein feierlicher Gottesdienst, bei dem die Verurteilten, ausgelöschte Kerzen in der Hand, gegenwärtig waren, ging voran, dann ging der Zug in feierlicher Prozession aus der Kirche nach dem Hinrichtungsplatz. Voran die Dominikanermönche mit einer Fahne, die wie zum Hohn die Inschrift führte: „Gerechtigkeit und Barmherzigkeit“. Dann folgten die unglücklichen Opfer der Inquisition, barfuß mit einer spitzen Mütze, in einem gelben Bußkleide, das mit Teufelslarven und vorn und hinten mit einem roten Kreuze bemalt war. — So starben Tausende und Tausende, und viele mit einem wunderbaren Heldenmut. Unter anderen wurde der Priester Arnold mit anderen Waldensern, darunter Frauen, auf den Scheiterhaufen gebracht. Als die Märtyrer schon unter den Flammen litten, ermannte er sich, legte seine halbverbrannte Hand auf die Häupter seiner Mitdulder und sprach: „Bleibet fest im Glauben; heute werdet ihr im Paradiese sein.“

Am schrecklichsten hat die Inquisition in Spanien gewütet, wo die Könige mit ihrer Hilfe ihren Reichtum und ihre Macht vergrößerten und die Juden und die Überreste des Islam samt den christlichen Ketzern verfolgten. Philipp II. rühmte sich, in den ersten sechs Jahren seiner Regierung viele tausend Ketzer verbrannt zu haben. — In Deutschland konnte die Inquisition nie festen Fuß fassen. Der dortige Großinquisitor Konrad von Marburg wurde von Rittern erschlagen.

Welche Greuel im Namen der Religion, deren Wesen Liebe ist! Das ist die große Babylon, in der der Propheten und Heiligen Blut erfunden ist. (Offenb. 18.)

Die deutschen Mystiker.

Im christlichen Mittelalter entwickelte sich aus dem Zusammenwirken des im Kaisertum gipfelnden germanischen Volkstums und des im Papste gipfelnden römischen Kirchentums eine wunderbare Lebensfülle, welche besonders in drei Zweigen hervortrat: in der christlichen Gelehrsamkeit, im christlichen Heldentum und im christlichen Handwerk. Das Handwerk ward organisiert in den Innungen und Zünften und schuf besonders Großartiges in der kirchlichen Architektur, deren Denkmäler heute noch den Betrachter zur Bewunderung und Begeisterung hinreißen. Der Kölner Dom wurde 1248 durch Konrad von Hochstetten begonnen, das Straßburger Münster 1275 durch Erwin von Steinbach. Wie das christliche Heldentum besonders in den Kreuzzügen und im Rittertum einen Ausdruck gefunden hat, davon ist schon früher berichtet worden. — Was nun die christliche Gelehrsamkeit betrifft, so wurde dieselbe betrieben entweder mit vorwiegendem Interesse für die Lehre und hieß dann Scholastik oder mit vorwiegendem Interesse für das Leben und hieß dann Mystik. Während die Scholastiker das Hauptgewicht auf die wissenschaftliche Entfaltung der Glaubenswahrheiten legten und den Glauben mit der Vernunft in Übereinstimmung bringen, das Christentum mit dem Verstande ergreifen und als vernünftig darstellen wollten, gingen die Mystiker vom Gefühl aus und suchten sich in frommer Beschaulichkeit und Übung in die christlichen Geheimnisse zu versenken und in der Gemeinschaft mit Gott zu fördern. Das Große an der Scholastik war das Streben, alle Wissenschaft und Weisheit in den Dienst Gottes zu stellen; aber ihr Fehler war, daß sie mit Verstandesgründen nicht bloß einzelne Anstöße und Zweifel aus dem Wege räumen, sondern überhaupt die nur im Glauben, den Gottes Geist durchs Evangelium wirkt, annehmbare göttliche Wahrheit jedermann beweisen wollten. Dabei schöpfte man fast mehr aus vorchristlichen heidnischen Philosophen wie Aristoteles und aus den Kirchenvätern als aus der Heiligen Schrift und kam immer mehr dazu, den auf sich gestellten Menschengeist zu vergöttern, was freilich erst in einer späteren Periode von einem Teil der sogenannten Humanisten des 15. und 16. Jahrhunderts geschah. Die größten scholastischen Kirchenlehrer waren Peter Lombardus († 1164), der die „Sentenzen" schrieb, eine Art Glaubenslehre, in der zum erstenmale sieben Sakramente erscheinen (Taufe, Firmelung, Abendmahl, Buße, letzte Ölung, Ordination, Ehe, die den sieben Kardinaltugenden entsprechen, Glaube, Hoffnung, Liebe, Gerechtigkeit,

Beharrlichkeit, Weisheit, Mäßigkeit). Ferner Albert der Große, ein Deutscher, († 1280), von welchem es hieß: „Er war groß in der Magie, größer in der Philosophie, am größten in der Theologie." — Sein Schüler war der berühmte, in der katholischen Kirche am meisten maßgebende Thomas von Aquino, ein Italiener, († 1274), Dominikaner wie Albert der Große, den er in Köln hörte. Bei dessen Vorträgen saß er meist still und in sich gekehrt da, so daß seine Mitschüler ihn spottend den „stummen Ochsen" nannten. Als er aber bei einer Diskussion seine glänzenden Gaben enfaltete, sprach Albert: „Dieser stumme Ochse wird die ganze Welt mit dem Rufe seiner Wissenschaften erfüllen." So geschah es auch. Er lehrte in Paris und Neapel und schrieb 23 dicke Folianten. Er konnte drei oder vier Schreibern zu derselben Zeit über verschiedene Gegenstände diktieren. Sein Hauptwerk ist die „Summe der Theologie". Darin suchte er zu zeigen, daß zwischen dem Lichte der Vernunft und dem Lichte des Glaubens kein Widerspruch sein könne, da sonst dieser Widerspruch in Gott selbst fiele, der Schöpfer und Offenbarer zugleich sei. — Sein Gegner in vielen Fragen war der Scholastiker Duns Scotus, ein überfeiner Kopf, der Gott selbst, wenn es möglich wäre, zergliedert und zerspalten hätte. Seine Anhänger, die Scotisten, stritten Jahrhunderte lang mit den Anhängern des Thomas von Aquino, den Thomisten, über alles mögliche.

Thomas von Aquino.

Eine der großartigsten Erscheinungen der Scholastik ist Anselm von Canterbury. Geboren 1033 zu Aosta in Piemont, verlor er frühe seine fromme Mutter, die ihren einzigen Sohn nach oben gewiesen hatte, und ankerlos trieb nun das Schifflein seines Herzens auf den Fluten der Welt umher, da er an seinem Vater, der

ein lockerer Ritter war, keinen Halt hatte und die Heimat verlassen mußte. Drei Jahre wanderte er in Frankreich umher, bis er, der Welt müde, nach der Stille und den Studien des Mönchlebens sich sehnte und von dem Rufe des gelehrten und frommen Lanfranc angezogen, in dessen Kloster Bec in der Normandie sich aufnehmen ließ. Über 30 Jahre hat Anselm in diesem Kloster zugebracht, 15 Jahre als Prior und dann 15 Jahre als Abt. Er zeichnete sich durch großen Scharfsinn und ernste Frömmigkeit aus, war gleich groß als Gelehrter wie als Seelsorger, wie auch in Geschäften. Täglich besuchte er das Krankenhaus und „war den Gesunden ein Vater, den Kranken eine Mutter“. Besonders nahm er sich der heranwachsenden Jugend und der studierenden Jünglinge an. Wie das Wachs nicht zu hart und nicht zu weich sein müsse, um ein Siegel darauf zu drücken, indem es zu hart den Eindruck gar nicht annehme, zu weich ihn aber gleich wieder verfließen lasse, — so seien Menschen, die bis in ihr höheres Alter nur mit den Dingen dieser Welt sich beschäftigt hätten, schon viel zu hart, um die Geheimnisse des Himmelreichs zu verstehen, — Kinder aber noch viel zu weich, als daß die Eindrücke haften könnten; das Jünglingsalter aber sei die rechte Zeit, um auf das Gemüt zu wirken, weil Selbständigkeit und Empfänglichkeit da in glücklicher Mischung vorhanden seien. Nur müsse man jungen Leuten wie jungen Bäumen in vielem Freiheit lassen und ihnen manches nachsehen, bis man ihr Vertrauen gewonnen und durch Einwirkung auf ihre Einsicht sie lenken könne. — Den Tag verbrachte Anselm mit Geschäften und Pflichten des Amtes, die Nacht mit Studieren, um in das „Verständnis des Glaubens“ einzudringen. Bei ihm ist Glauben und Erkennen noch in voller Harmonie. Nach ihm ist der Glaube die Bedingung wahren Erkennens und muß diesem vorangehen. (Credo ut intelligam.) Des Anselmus' berühmteste Schrift hat den Titel: „Warum Gott Mensch?“ (Cur deus homo), in welcher er die kirchliche Lehre von der Genugthuung für die Sünde der Welt wissenschaftlich entwickelte.

Im Jahre 1093 wurde Anselm zum Erzbischof von Canterbury und damit zum geistlichen Oberhirten von England erwählt. In dieser Stellung hatte er manche Kämpfe mit seinen Königen zu bestehen, welchen gegenüber er mutig die Unabhängigkeit der Kirche von der weltlichen Gewalt verteidigte, wobei er drei Jahre landesflüchtig war und in Italien weilte. Als Anselm endlich in dem Punkte nachgegeben hatte, daß die Bischöfe für ihre weltlichen Besitzungen dem König doch den Lehenseid leisten mußten, durfte er wieder nach England zurückkehren. Er widmete sein Leben fortan der innern Reform der Kirche und der Klöster, der Besserung des Lebens von Hoch und Niedrig und der Abstellung ärgerlicher Sitten, z. B. der, daß Männer ihre Weiber vertauschten, „gerade so, wie man ein Pferd gegen ein anderes vertauschet“. — Ihm eigentümlich ist auch der sogenannte ontologische Beweis für das Dasein Gottes: „Wir müssen den Gedanken Gottes denken, und zwar als das Höchste und Vollkommenste; zur Vollkommenheit gehört aber die Wirklichkeit, also muß Gott wirklich sein.“ — Die Sünde war ihm so häßlich, daß er sagte, er wolle lieber rein in die Hölle fahren als mit Sünden befleckt in den Himmel. Im Jahr 1109 entschlief Anselm.

In der Mitte zwischen den Scholastikern und den Mystikern stand der große Kirchenlehrer Bonaventura, ein Franziskaner († 1274). Es war die Glanzzeit der Universität Paris, als dort Bonaventura neben Thomas von Aquino lehrte. Seine Dogmatik oder Glaubenslehre, die er Breviloquium nannte, ist die einfachste des Mittelalters. Er sagt: „Zu der Erreichung der höchsten Güter und Freuden führen drei Stufen: das Ansehen der sichtbaren Welt als eines Spiegels der Gottheit; dann die Einkehr in das eigene Innere und endlich der Aufschwung im Geist zu Gott selbst.“ — Als er einst nach dem Ursprung seiner Weisheit gefragt wurde, deutete er auf das Kruzifix mit den Worten: „Diese heiligen Wunden sind es, aus denen mir alles Gute zufließt.“

Im Gegensatz zur Schulgelehrsamkeit der Scholastik stand die Richtung der Mystik, welche besonders das Absterben der Selbstsucht und die Vollendung der Liebe als ein Untergehen in Gott lehrte. Ein Sitz dieser mystischen Richtung in früherer Zeit war das Kloster St. Victor in Paris und ihr damaliger Hauptvertreter Hugo von St. Victor († 1140). Mit der Wissenschaft suchte er die religiöse Innerlichkeit zu vereinigen und sprach von drei Augen, die dem Menschen gegeben seien; das sinnliche Auge für die Dinge außer ihm; das Auge der Vernunft, damit er sich selbst und was in ihm ist, erkenne; dann das Auge der frommen Betrachtung (Contemplation) um das, was über uns ist, das Göttliche, zu schauen. Zum göttlichen, contemplativen Leben gelangt man nach Hugo von St. Victor auf verschiedenen Stufen: Lesen (lectio), Nachdenken (meditatio), Gebet (oratio), Handeln (operatio), Anschauung (contemplatio). Das Erste, das Lesen, gehört den Anfängern; das Letzte, die Anschauung, den Vollkommenen, und je mehr einer von den in der Mitte liegenden Stufen erstiegen hat, desto vollkommener ist er. Wenn du durch das Lesen die Einsicht gewonnen hast, was zu thun ist, so steige auf die Burg des Rats und denke nach, wie du erfüllen kannst, was du als gut erkannt. Ferner, weil der menschliche Rat ohne die göttliche Hilfe schwach und ohnmächtig ist, so erhebe dich zum Gebet und suche den göttlichen Beistand, damit die Gnade, die dich zuvorkommend erleuchtet hat, auch deine Füße auf den Weg des Friedens leite und der Vorsatz zur That übergehe. Darauf schicke dich zum guten Werke an, damit du durch die That verdienest, was du im Gebet erbittest. Wenn du allein handeltest, so richtetest du nichts aus; wenn Gott allein handelte, verdientest du nichts. Die guten Werke sind der Weg, auf dem man zum Leben geht. Sei stark und handle männlich. Und dieser Weg hat seinen Lohn. So oft wir von seinen Mühseligkeiten ermattet sind, kommt ein Gnadenblick von oben und erleuchtet uns und wir schmecken und sehen, wie freundlich der HErr ist. So findet die Anschauung, was das Handeln sucht.“

Der Meister der Mystiker war aber Eckhart (1260—1328), „dem Gott nie nichts verbarg“. Er war Prior eines Klosters, Provinzial der Dominikaner in Deutschland, lehrte in Paris und Köln. Er zeichnet sich aus durch Gefühl der Gottesnähe, durch Liebesglut, aber auch durch eine schwindelnde Höhe des Denkens, wo der Unterschied zwischen Gott und Mensch, Christus und Christ, gut und böse fast verschwindet. „Alles ist gut, was ein mit Gott eins gewordener Mensch thut.

— Gott stellt uns mit nichts so kräftig nach als mit der Liebe. Nichts macht dich Gott und Gott dir so zu eigen als die süße Fessel der Gottesliebe. Wer diesen Weg gefunden hat, der suche keinen andern. Das Ruhen in dieser Liebe ist heilbringender und Gott wohlgefälliger als alles Thun der guten Werke und alle Übungen derer, die außerhalb der Liebe stehen." Meister Eckhart wurde seiner Lehren wegen angeklagt, gab aber in einer Predigt die Erklärung, er habe immer jeden Irrtum gemieden und wolle widerrufen, wenn sich etwas Irrtümliches in seinen Schriften finde. Erst nach seinem Tode erschien die päpstliche Bulle, welche 17 Sätze Eckharts als ketzerisch und 11 als verdächtig verdammte. Gleichwohl blieb Eckhart bei seinen Schülern der „heilige Meister"; seine Predigten wurden in den deutschen Klöstern abgeschrieben und tiefsinnige Aussprüche von ihm gingen von Mund zu Mund.

Die ausgezeichnetsten Schüler Eckharts sind Tauler und Suso.

Johannes Tauler war im Jahre 1290 in der Stadt Straßburg geboren und wurde zum geistlichen Stand bestimmt. Er studierte auf der hohen Schule in Paris. Aber die hohen großen Meister dort sagten ihm nicht zu. Sein nach Liebe, Licht und Leben hungriges Herz fand bessere Nahrung in Augustins Schriften, bei den Mystikern und in der Heiligen Schrift. „Die rechte hohe Schule ist das Leiden unseres Herrn Jesu Christi," sagt er. Nach vollendeten Studien kam Tauler als Prediger in seine Vaterstadt. Es war damals eine traurige Zeit. Kaiser Ludwig, der Bayer und der Papst lagen in langer Fehde mit einander. Der Papst that den Kaiser und all seine Anhänger in den Bann. Weil die Stadt Straßburg zum Kaiser hielt, so sprach der Papst das Interdikt über die Stadt aus. Infolge dessen hörte der Gottesdienst auf, die Sakramente wurden nicht mehr gespendet, Priester und Mönche zogen aus. Solcher Entzug der göttlichen Tröstungen und kirchlichen Gnadenmittel war um so empfindlicher, als damals die Pest ausbrach und eine Menge Menschen dahinraffte. In solcher Not schlossen sich unter Geistlichen und Laien die ernster Gesinnten enger einander an. Es bildete sich ein Verein, der sich auf Grund von Joh. 15, 15 „Gottesfreunde" nannte. Die Gottesfreunde wollten sich aus dem verworrenen Treiben der Welt in sich selbst zurückziehen und strebten nach innerem Frieden durch unaussprechliche Vereinigung mit Gott. Ihre Frömmigkeit war aber keine thatenlose; sie achteten das Gebot der Liebe und Barmherzigkeit höher als das Verbot des Papstes und standen nicht an, Gottesdienst und kirchliche Gemeinschaft aufrecht zu erhalten. Zu diesen Gottesfreunden gehörte auch Tauler. Er wich nicht von seiner Herde; weder die Pest noch des Papstes Unwillen konnten ihn von seiner ihm von Gott anvertrauten Stelle verscheuchen. Er blieb und predigte dem Volke in deutscher Landessprache, spendete auch vielen Sterbenden den letzten Trost. So wurde Tauler beim Volke beliebt, das mit Begeisterung an seinem beredten Munde hing, der das Eine, was not thut, predigte. Sein Einfluß und Ansehen stieg immer mehr und sein Ruf als „ausgezeichneter Lehrer, durch den der Name Christi verbreitet werde", drang in viele Länder.

Da trat im Leben Taulers ein Wendepunkt ein durch sein Zusammentreffen

mit einem merkwürdigen geheimnisvollen Manne. Ein altes Buch „Historie des Doktor Johann Tauler“ erzählt darüber folgendes:

Tauler stand schon im 50. Lebensjahr, war ein beliebter Prediger und stand in hohem Ansehen als Lehrer und Seelsorger. Da nahte sich ihm eines Tages ein fremder Laie, der sich einige Wochen in Straßburg aufhielt. Es war Nikolaus von Basel, das geheimnisvoll wirkende Haupt eines Waldensischen Vereins, dessen Mitglieder sich gleichfalls „Gottesfreunde“ nannten und mit den kirchlichen Gottesfreunden manche Berührung hatten. Dieser Nikolaus von Basel, eine Zeit lang bei vielen bloß unter dem Namen bekannt „der große Gottesfreund im Oberland“, der später in hohem Alter in Frankreich der Inquisition in die Hände fiel und verbrannt wurde, war Kaufmann gewesen, reich und weltgewandt. Er gewann die Liebe einer adeligen Jungfrau. Aber am Tage vor der Hochzeit hatte er eine „Vision“ (Erscheinung oder Stimme), die ihm gebot, der Braut und der Welt zu entsagen. Er that es, zog sich in ein einsames Haus in der Umgebung armer Leute zurück, vertiefte sich in das Leben der Heiligen und brachte fünf Jahre in harten Kämpfen und Bußübungen zu, wobei er sich übernatürlicher Offenbarungen teilhaftig glaubte. „Um zur Gottesfreundschaft zu gelangen, lehrt Nikolaus, muß man der Weltfreundschaft und aller Eigenheit entsagen. Irdisches Gut soll man aufgeben oder auch als Gottes Lehensmann behalten; wenn man nur alles in Gott findet. Auch das Leiden ist eine Gnade; sogar Anfechtung und böse Begierden, gegen die man nicht kämpfen, die man vielmehr geduldig leiden soll. Die Weltentsagung soll aber nicht ein müßiges Sich-Zurückziehen, sondern ein Erwecken der Mitmenschen zur Buße sein. Aller kirchlichen Werkheiligkeit und selbsterwählten harten Uebungen ist Nikolaus entgegen; Gott wolle und werde uns schon zur Genüge üben. Er warnt vor dem Verlangen nach besonderen Prüfungen und Gnaden, weil das kaum ohne geistlichen Hochmut abgehe. — Nach fünf Jahren schweren inneren Kampfes wurde Nikolaus durch Beseligungen und Visionen erquickt und fühlte sich nun gedrungen, allen Menschen zu raten, einen rechten Kehr zu thun und sich zu der Marter und dem Tode Christi zu wenden. Er verband sich mit vier Genossen zu einem geheimen Bund der Gottesfreunde. Durch diese „vier Mannen“ trat er mit einer immer größeren Zahl von Männern in Verbindung, deren geistlicher Vater er war, die ihm alle ihre Heimlichkeit eröffneten und ihm unbedingt gehorchten. Auch Andere standen mit ihm in Verbindung und ließen sich von ihm leiten, ohne ihn persönlich zu kennen. Vornehmlich suchte er seinen Einfluß auf schon erleuchtete Männer, die einen Wirkungskreis hatten, auszuüben und durch sie die Lehre von der Entsagung und von der Liebe zu Gott unter das Volk zu bringen.“ (Mörikofer, Bilder aus dem kirchlichen Leben der Schweiz.)

In solcher Absicht kam Nikolaus in viele Länder, sogar nach Ungarn und Italien, und auch nach Straßburg. Der Ruf von Taulers tiefer Frömmigkeit und seiner vom römischen Stuhl unabhängigen Liebesthätigkeit am armen Volke scheint ihn dorthin gezogen zu haben. Er begab sich als unbekannter Laie zu Tauler und bat ihn, seine Beichte zu hören. Nach mehrmaligem Verkehr bat er den be-

rühmten Prediger, einmal darüber zu predigen, wie der Mensch zu dem Höchsten komme, wozu er in der Zeit kommen mag. Der Laie hörte dann die Predigt; aber sie genügte ihm nicht. Ihr seid, sprach er zu Tauler, ein großer Pfaffe (damaliger Ausdruck für Geistliche), aber ihr lebet nicht nach eurer Predigt. Wenn der höchste Lehrer zu mir kommt, lehrt er mich in einer Stunde mehr als ihr und alle Lehrer bis an den jüngsten Tag. — Ihr stecket noch im Buchstaben und seid ein Pharisäer." — Als Tauler über solche Rede betroffen, ja unwillig wurde, entgegnete ihm Nikolaus: „Wo ist nun eure Demut? Verlasset ihr euch nicht auf eure Doktorschaft? Ihr meinet, ihr sucht Gottes Ehre und sucht die eigene Ehre. Seid ihr nun nicht ein Pharisäer?" Noch manches sagte ihm der unbekannte Gottesfreund, bis Tauler erschüttert wurde, denselben umarmte und bat, sein geistlicher Vater zu sein. — Nun überließ sich Tauler dem Gottesfreunde und folgte seinem Rat in allen Stücken. Um jeden Rest von Dünkel zu unterdrücken und daß die stille Arbeit des Heiligen Geistes an seiner Seele nicht gestört werde, untersagte ihm Nikolaus das Predigen. Tauler gehorchte und lebte zwei Jahre lang einsam in seiner Zelle, indem er den Spott der Klosterbrüder und des Volkes, das ihn von Sinnen gekommen glaubte, mit Geduld ertrug. Als er nach zwei Jahren wieder zu predigen versuchte, konnte er vor Weinen nur ein Gebet sprechen und es hieß jetzt nur um so mehr: Er ist von Sinnen. Aber bald änderte es sich, Tauler versuchte es wieder, zu predigen, und predigte nun mit viel innigerer Liebe als zuvor, daß das Volk ihm zuströmte. Viele seiner feurigen, innigen Predigten sind noch auf unsere Zeit gekommen. Specklin, der Straßburger Chronist, sagt: „Sein Predigen war ein seltsam Ding. Weder scholastische Grübeleien noch Heiligengeschichten trug er vor, sondern redete mit schlichten Worten, mit inniger Wärme und Herzlichkeit. Er wollte die Menschen von der Nichtigkeit des Irdischen überzeugen und zur Entsagung führen. Er strafte nicht nur die Laien, sondern auch die Geistlichen und wurde deshalb nicht selten angefeindet und verspottet."

Taulers Predigten schlagen alle denselben Ton an: „Die Seele ist von Natur für den Himmel geschaffen, und sie kann in nichts ruhen als in Gott. Wer Gott nicht daheim oder auf der Straße sucht und findet, findet Ihn auch in der Kirche nicht. Gottes Hoheit blickt am liebsten in das Thal der Demut. Christi Leben und Leiden ist der Weg, um zur göttlichen Natur zu kommen. Alle Widerwärtigkeiten, woburch die Menschen in die Ähnlichkeit Jesu Christi hineingezogen werden, kommen von Gott. Zu Christus kommt man nur durch Glauben und Liebe. Über die Menschen, die diesen Weg gehen, hat der Papst keine Gewalt. Nicht die sind Ketzer, die den wahren, christlichen Glauben halten und nur an der Person des Papstes sündigen; sondern Ketzer sind die, die trotz Abmahnen halsstarrig gegen Gottes Wort handeln und sich nicht bessern wollen; kein Mörder, Dieb, Ehebrecher, der mit großer Reue und Buße durch Christus Verzeihung begehrt und sich bessert, kann aus der Kirche gestoßen werden. Ungerechter und unschuldiger Bann verkehrt sich in Begnadigung und Segen. Wenn man die Sünde nicht flieht, kann selbst der Papst nicht absolvieren und hilft auch die Fürbitte der Maria und der Heiligen nichts. — Töte die Untugend und nicht den Leib. — Ihr wollet Gott und die

Nikolaus von der Flühe nimmt Abschied von seiner Familie. (Nach G. Vollmar.)

Kreatur mit einander haben, und das ist unmöglich. Lust Gottes und Lust der Kreaturen — es kann nicht sein. Soll Gott eingehen, so muß der Mensch ausgehen. Wir müssen entwerten, in unser Nichts versinken. Die Seele muß stille sein und schweigen und Gott leiden; so wird man arm und kann Christo nachfolgen. Wenn der Mensch vergöttlicht wird, so wird er nicht ein Träumer und Nichtsthuer, sondern liebevoll und barmherzig, übt sich in den einzelnen Tugenden, um zu der Einen höchsten Tugend vorzudringen, zu der Gottesliebe."

Die Thätigkeit Taulers war sehr gesegnet, besonders in der Zeit der Pest, während welcher 16000 Menschen in Straßburg gestorben sind, indes der päpstliche Bann auf der Stadt lag. Da Tauler nachwies, der Papst könne keinem, der bußfertig und gläubig im Bann sterbe, den Himmel verschließen, so hörte die Furcht vor dem Banne auf und die Leute starben freudiger. Indes so Tauler und ein paar gleichgesinnte Geistliche in der Liebe und Verehrung des Volkes stiegen, machte er sich um so mehr den Bischof und viele Geistliche zu Feinden, und er wurde endlich aus Straßburg vertrieben und seine Bücher verbrannt. Mehrere Jahre lebte und predigte er in Köln. Schließlich zog es ihn wieder in seine liebe Straßburger Vaterstadt zurück, die inzwischen sich mit dem Papste ausgesöhnt hatte und vom Bann losgesprochen worden war. In der Stille seines Klosters brachte er den Rest seiner Tage zu. Im 71. Jahre erkrankte er. Er schickte zu seinem alten geheimnisvollen Ratgeber, dem Gottesfreunde im Oberlande. Nikolaus von Basel kam und die beiden hatten vor dem Scheiden elf Tage lang ernste und eingehende Gespräche. Tauler händigte seinem Freunde noch seine Aufzeichnungen ein über seine Bekehrung und ihren beiderseitigen Verkehr und bat ihn, daraus zum Besten der Mitchristen ein Büchlein zu machen. Seine letzten Stunden waren schwer, sein Todeskampf hart, daß die anwesenden Klosterbrüder erschraken, — eine Erfahrung, die man oft bei den bewährtesten Jüngern Christi gemacht hat. „Es ist als wolle der himmlische Schmelzer durch die Feuergluten der letzten Anfechtung ihren Glauben verklären und ihnen die Ruhe nach dem Streite um so süßer machen." — Am 16. Juni 1361 verschied der greise Prediger im Gartenhause seiner Schwester. Tiefe Trauer verbreitete sich bei der Kunde in der Stadt. Der Laie aus dem Oberlande, den die Straßburger festhalten wollten, als sie erfuhren, er sei der innigste Freund ihres Vaters Tauler gewesen, floh von Stund an aus der Stadt und zog wieder heim. Beide gehören zu der Wolke von Zeugen (Hebr. 12), die aufsehen auf Jesum, den Anfänger und Vollender des Glaubens, die für die ihnen vorgehaltene Freude Kreuz und Widerspruch erdulden, ohne im Mute abzulassen und matt zu werden bis ans Ende.

Gleichzeitig mit Tauler und befreundet mit ihm lebte und wirkte der Mystiker Suso. Er stammte aus dem adeligen Geschlecht derer von Berg und wurde 1300 in Konstanz geboren. War der Vater ein Weltkind, streng und von rauhen Sitten, wie die wilden Rittersleute jener Zeit, so war die Mutter ganz das Gegenteil. Von ihr, die aus dem Geschlechte der Seusse war, nannte ihr Sohn sich Suso. Im 19. Lebensjahre trat Suso in den Dominikanerorden und wurde in das Kloster aufgenommen, das nunmehr in das Insel-Hotel zu Konstanz umge-

wandelt ist. Auch er saß zu den Füßen des großen Meisters Eckart. Sein Leben hat er teils in Konstanz, teils in Ulm zugebracht. Als er einst bei Tische im Konvikt des Klosters aus den Sprüchen Salomonis vorlesen hörte von der ewigen Weisheit, durch die das Erdreich geschaffen und die Himmel gegründet seien und die ihren Liebhabern Jugend und Tugend, Adel und Reichtum und himmlische Schätze als Angebinde verheiße, wurde er vom Ungenüge der Welt und vom himmlischem Heimweh ganz überwältigt, und er machte einen geistlichen Liebesbund mit Christo, der himmlischen Weisheit, indem er gelobte, Herz und Leben in ewiger Treue Ihm zu Dienst zu stellen. Er hörte die Stimme: „Gieb mir, mein Sohn, dein Herz!" und er grub mit eisernem Griffel den Namen Jesu auf seine Brust. Fortan war sein Leben ein geistliches Liebesleben. Aus Liebe zur Weisheit übernimmt er schwere Kasteiungen. In seiner liebevollen Innigkeit und phantasiereichen Wärme übte Suso besonders mächtigen Einfluß auf die Frauen aus und bewegte viele derselben, namentlich aus vornehmem Stande, sich einem stillen beschaulichen Leben zu widmen und in ein Kloster zu treten. Mehrere Frauenklöster wurden mit dem Geiste Susos erfüllt, darunter das zu Töß bei Winterthur und das zu Katharinenthal bei Dießenhofen. In beiden Klöstern widmeten sich die Töchter des gesangreichen Adels aus dem alten Thurgau und Zürichgau in großer Zahl und mit Inbrunst dem beschaulichen Leben und standen brieflich und persönlich mit Suso als ihrem geistlichen Vater in Verbindung. Besonders an der Nonne Elisabeth Stäglin in Töß hatte Suso eine „geistliche Tochter", die ihm bei seiner Durchreise ihre geistlichen Fragen und Kämpfe vorlegte. Was er ihr da mitteilte, schrieb sie nachher für sich und andere auf. Suso hat die Schrift später verbessert und vervollständigt, so daß wir in ihr die Geschichte seines äußeren und inneren Lebens haben. Wir sehen daraus, wie Suso seine furchtbaren Selbstpeinigungen (ein nägeldurchwirktes Unterkleid, ein schweres, stechendes Holzkreuz darunter, Geißelung des Rückens, Schlafen auf einer hölzernen Thür, in ungeheizter Zelle, Verzicht auf Wein und oft auch auf Wasser ꝛc.) im vierzigsten Jahre eingestellt hat und anderen, auch der Elisabeth Stäglin, von ähnlicher Strenge abgeraten hat. Dieser schrieb er: „Christus hat nicht gesagt: wer mir nachfolgt, der nehme mein Kreuz, sondern, der nehme sein Kreuz auf sich". — Auch die Sterbenden wies Suso, der ein trefflicher Seelsorger war, an den Gekreuzigten. Seine Briefe enthalten weise, gute Ratschläge betreffend das innere Leben. Seinen Glauben faßte er in drei Hauptstücke: Der Mensch müsse entbildet werden der Welt gebildet mit Christo, hinübergebildet in Gott. — Von dem ersten sprach er: Der Mensch muß sich von sich selbst und aller weltlichen Liebe abkehren, aus der Zerstreuung sich sammeln, sein Gelüst bezähmen, durchaus Nichts sein wollen. Von dem zweiten sprach er: Christi Leiden muß der Mensch innerlich durchleben; es läutert und reinigt ihn. Christus ist der Seelen-Bräutigam und das Abendmahl ist der Brautgruß, das Sakrament der höchsten Liebe. — Von dem dritten sprach er: Hierdurch empfängt die Seele eine ungemessene Gottesliebe, die von der schweren Last der Sünde entladet. Das Schauen Gottes ist das Endziel. Tiefe Ergebung in Gottes Willen und unbegrenztes Lob Gottes sind die Früchte, die

hieraus erwachsen. Suso hat ein „minnreiches Herz, das sich um aller Kreatur Trauer kümmert.“ Er war besonders groß in der Rettung Verlorener. Sturm und Kälte und große Strapazen und Entfernungen konnten ihn nicht abhalten, verlorenen Schafen, deren es auch in Frauenklöstern viele gab, nachzugehen und mit feurigen Worten den Herzen zuzusetzen, bis die Gefallenen mit Reuethränen sich dem Herrn zu neuem Gehorsam gelobten. Ein solcher Fall war freilich die Feuerprobe seines Lebens und brachte Suso unsägliche Leiden. Als der eifrige Seelsorger sich lange mit einer unsittlichen Person Mühe gegeben, dann aber, als er merkte, daß ihre Reue nur erheuchelt sei, sich von ihr zurückgezogen hatte, gab das rachsüchtige Weib ihn als den Vater des Kindes an, das sie von einem andern geboren hatte. Die Geschichte wurde weit verbreitet und selbst von manchen geglaubt, die ihn bisher geliebt und verehrt hatten. Beschimpft und entehrt stand er da, und Viele wandten sich von ihm ab. Das war die schwerste Zeit seines Lebens. Ruhelos irrte er Tag und Nacht umher. Aber nach dem Sturm schien die Sonne wieder. Das Weib starb eines jähen Todes und eine Untersuchungskommission erklärte seine Unschuld. Manche, die ihn gekränkt hatten, baten um Verzeihung, und stille Ruhe, lichtreiche Gnade und Herzensfriede kehrten wieder bei Suso ein.

Suso siedelte von Konstanz nach Ulm über. Dort hat er 1365 sein Leben im Frieden Gottes beschlossen.

Den Mystikern nahestehend und von ihnen, namentlich von dem merkwürdigen Ruysbroek angeregt, waren die „Brüder des gemeinsamen Lebens“, deren Stifter Gerhart Groot ist, „ein echter christlicher Volksmann, eine charaktervolle tiefernste, bei aller Milde und Freundlichkeit entschiedene, schneidige Persönlichkeit ein Mann von umfassendem Wissen und vielseitiger Welterfahrung, von großem Scharfsinn und erschütternder Beredsamkeit“. Er hatte in Paris und Köln studiert und führte als begüterter junger Mann ein äußerlich glänzendes Leben, bis er, als er einst in Köln weltlichen Spielen zusah, von einem unbekannten Manne den ersten Weckruf erhielt: „Was suchst du hier? werde ein anderer Mensch!“ Gerhart erkannte die Nichtigkeit alles Irdischen, entsagte allen Ehren, mied alle Vergnügungen, und predigte nach mehrjähriger Zurückgezogenheit dem Volke Buße. Mit seinem jungen Freunde Florentius Radewins stiftete er die „Brüderschaft des gemeinsamen Lebens“ und sammelte in Brüderhäusern junge Geistliche um sich zu gemeinsamem Studium, zum Jugendunterricht und zur Seelsorge. Die bedeutendste Schule dieser Brüderschaft war die zu Deventer, die öfter über 1200 Schüler zählte. Aus dieser Schule ist Thomas von Kempen hervorgegangen, der Verfasser der „Vier Bücher von der Nachfolge Christi“. Nächst der Bibel ist die Nachfolge Christi“ wohl die verbreitetste Schrift. Vom lateinischen Original zählt man über 2000 Ausgaben, mehr als 1000 von der französichen Übersetzung. Der Verfasser, Thomas Hamerken von Kempen bei Köln († 1471) lebte ungefähr hundert Jahre vor der Reformation. Fast sein ganzes Leben brachte er im Kloster zu, beschäftigt mit Abschreiben von Büchern und Abfassung eigener erbaulicher Schriften. Er folgte seinem Grundsatz: „Trachte unbekannt zu bleiben“ (Ama nesciri). Bezeichnend für sein Leben und seinen Charakter sind auch die Worte, die man unter

einem alten Bilde des Thomas von Kempen gefunden hat: „Überall habe ich Ruhe gesucht und habe sie nirgends gefunden als in der Einsamkeit und in den Büchern.“ Und doch ist der Name dieses Freundes des in Gott verborgenen Lebens so bekannt und berühmt geworden. Sein Buch von der Nachfolge Christi ist ein köstliches Erbauungsbuch für Protestanten wie für Katholiken. Alles wird an Christus als Quelle und Mittelpunkt des geistlichen Lebens angeknüpft. Die Lehre Christi übertrifft aller Heiligen Lehre, und wer den Geist Gottes hat, der findet da das verborgene Manna. Wer aber will den rechten Geschmack der Worte Christi haben, der muß sein Leben Christo gleichförmig zu machen suchen. — Jemehr jemand stirbt, desto mehr fängt er an, Gott zu leben. — Gieb dich stets in das Niedrigste und du wirst zum Höchsten gelangen.“

Thomas von Kempen.

Das Große an der „Mystik“ war das Geltendmachen der verborgenen Gemeinschaft des Herzens mit Gott gegenüber kirchlicher Veräußerlichung und Knechterei; aber die Gefahr dabei war die Erhebung der subjektiven Empfindungen auf Kosten der Kirchenlehre und der kirchlichen Gnadenmittel. Die Mystiker haben durch ihre Schriften die Reformatoren befruchtet; aber die Reformation selbst hervorzurufen haben sie nicht vermocht. Über dem „Christus in uns“ haben sie den „Christus für uns“ nicht genug hervorgehoben und über dem Dringen auf heilige Gottinnigkeit es zu wenig verkündet, „daß die Gerechtigkeit vor Gott durch den Glauben an Jesum Christum kommt zu allen und auf alle, die da glauben.“ (Röm. 3.)

Ehe wir unsern Bericht über die deutschen Mystiker abschließen, wollen wir noch eines Mannes gedenken, der zwar ein ganzes Jahrhundert nach denselben gelebt, auch keine Schriften hinterlassen hat, auch kein Lehrer der Kirche gewesen ist, aber doch in einer inneren Verwandtschaft zu denselben steht, — es ist der Bruder Nikolaus von der Flüe. Die Entsagung und Abtötung der Mystiker hat auch Bruder Klaus geübt, auch sein Leben war gar gottinnig und voll Menschenliebe.

Geboren wurde er am 21. März 1417 zu Flühli oberhalb Sachselen am Eingang des Melchthals im schweizerischen Lande Unterwalden. Von seinen frommen Eltern in heimischer Sitte erzogen, besorgte er das Vieh derselben, zog im Sommer mit auf die Alp und im Herbst wieder in des Vaters Haus hinab. Bei aller Fröhlichkeit zeigte er schon früh Neigung zu einem beschaulichen Leben und war nach dem Zeugnis seiner Jugendgenossen „allweg ein züchtiger, gütiger, tugendlicher, frommer und wahrhaftiger Mensch, der niemand erzürnte“ und der den Spielen sich oft entzog, um im Gebet mit Gott zu verkehren. Kopfhängerisch aber war nichts an ihm; heiteren Gemütes that er seine Pflicht auch gegen das Vaterland. Er kämpfte in den Schlachten der Eidgenossen, zeichnete sich aber durch Schonung und Milde aus. Als verdienter Hauptmann erhielt er eine goldene Denkmünze. Im Thurgau rettete er mit Lebensgefahr das Kloster St. Katharinenthal, in welches sich Feinde geflüchtet und das die Eidgenossen angezündet hatten. Auch als Landrat und Richter diente er seinem Volke; die höchste Stelle aber des „Landammans“, die man ihm anbot, lehnte er ab. Merkwürdigerweise sind in der Folge 40 Männer aus seiner Nachkommenschaft mit diesem Amte geehrt worden. Ein glücklicher Vater, erzog er fünf Söhne und fünf Töchter. Mit Sonnenaufgang begann er sein Tagewerk und schloß es, wenn die Sonne sank. Dann war er unter den Seinen, lehrte sie, betete, verteilte die Arbeit des folgenden Tages und segnete seine Familie ein zur Ruhe. Sein ältester Sohn hat von ihm ausgesagt: „Mein Vater ist zwar immer mit seinen Hausgenossen schlafen gegangen; aber jede Nacht habe ich ihn wieder aufstehen und in der Stube beten hören bis am Morgen.“ Er war sehr enthaltsam und soll in jeder Woche 4 Tage und in der ganzen Fastenzeit nichts genossen haben als einen Bissen Brot, etwas gedörrte Birnen und einen Trunk frischen Quellwassers. Welch ein Gegensatz zur Üppigkeit jener Zeit! Dabei war er von unwandelbarer Ruhe des Gemütes.

Nikolaus war so 50 Jahre alt geworden. Gesichte und Erscheinungen bald aus dem Himmel, bald aus der Hölle, die er zu haben glaubte, steigerten in ihm das Verlangen, sich aus der Welt der Ärgernisse zurückzuziehen und im Umgang mit Gott ein verborgenes und einsames Leben zu führen. Er legte seine Ämter nieder und nahm, als seine Frau ihre Zustimmung gegeben hatte, von den Seinigen Abschied, um fern von der Heimat irgendwo als Einsiedler zu leben. Es scheint, ein Zug nach dem Mittelpunkt der Gottesfreunde zog ihn nach Basel. Doch kam er nicht bis dorthin. Denn als er den Jura überschritten hatte und Liestal vor sich sah, schien ihm dieser Ort in unheimlicher, roter Glut zu stehen und er kehrte wieder in sein Unterwalden zurück. Auf einer Alp unter einer Arve baute er sich eine provisorische Hütte. „Hier ward er von Jägern gefunden und den Seinigen Nachricht von ihm gegeben. Ihren Bitten, zurückzukehren, widerstand er,

eröffnete seinem Kilchherrn (Pfarrer) seine Erlebnisse und wie er ohne Hunger und Durst zu leiden seit acht Tagen nichts genossen. Da derselbe ihn wohl dürr fand von Gestalt, daneben aber von guter Kraft und heiterem Sinn, riet er ihm, im Vertrauen auf Gott diese Lebensweise fortzusetzen, was denn auch 20 Jahre lang, bis zu seinem Tode geschah, so daß Bruder Klaus nichts genoß als die Speise, die der Priester im Abendmahl ihm reichte. Dagegen verließ er die Alp und baute sich eine Hütte in einem wilden Felsentobel, im Ranft genannt, eine Viertelstunde von den Seinigen. Auch hierher soll ihn ein Gesicht geleitet haben." — Seine Landsleute beschossen, dem frommen Manne eine Kapelle samt Klause zu erbauen. Dieselbe besteht noch heute. Die Klause, einige Stufen über der Erde, hat drei kleine Fensterlein, eines, durch welches Bruder Klaus beim Gebet nach dem Altar der Kapelle blicken, eines, durch welches er Licht vom Himmel bekommen und eines, durch welches er mit denen reden konnte, die bei ihm Rat, Trost und Mahnung suchten. Er schlief auf einer hölzernen Bank, das Haupt auf einen Stein gelegt. Vormittags blieb er daheim in seiner Klause, mit frommen Betrachtungen und Gebet beschäftigt. Er, der Mann ohne Bücher, muß ein merkwürdig reiches Geistesleben in sich getragen haben; denn auf seiner ganzen Rückkehr vom Jura soll er mit dem Vaterunser beschäftigt und damit bei seiner Ankunft in seiner Heimat noch nicht fertig gewesen sein. Nachmittags pflegte er zum benachbarten Berglein zu gehen, wo in einer Höhle Bruder Ulrich wohnte, der, ein deutscher Edelmann und reich, die Welt verlassen hatte und dem Bruder Klaus in gottseligem Leben nacheiferte. Sein liebstes Gebet war: „Herr, mein Gott, nimm alles von mir, was mich abwendet von

NICOLAUS von FLÜE.

Nikolaus von der Flüe. (Nach K. Pfenninger.)

Dir! — Herr, mein Gott, gieb alles mir, was mich fördert zu Dir!" — Herr, mein Gott, nimm mich mir und gieb mich ganz zu eigen Dir!" — Bis er durch reiche Gaben in den Stand gesetzt wurde, in seiner Kapelle durch einen Kaplan Messe lesen und Gottesdienst halten zu lassen, besuchte er sonntäglich die benachbarten Kirchen, um die Predigt zu hören, mochten die Pfarrer auch wenig beredt und geistreich sein; denn er meinte, die Wasser, die aus dem Brunnen des Lebens strömen, seien immer heilreich, gleichviel ob sie durch goldene oder bleierne Röhren der Seele zukommen. — Später verließ er seine Einsamkeit nicht mehr. Desto häufiger wurde er besucht, empfing seine Besucher mit großer Freundlichkeit, erteilte ihnen weisen Rat und entließ sie gewöhnlich mit den Worten: „Mein Sohn, meine Tochter, bitt Gott für mich!" — In viele Länder verbreitete sich sein Ruf. Besonders seine Nahrungslosigkeit erregte großes Aufsehen, aber auch Zweifel. Fragte man ihn darüber, so sagte er: Gott weiß! Die Obrigkeit ließ ihn deshalb geheim bewachen, und seine Nahrungslosigkeit (deren Möglichkeit übrigens von dem großen Arzt und Gelehrten Haller nachgewiesen worden ist), wurde als thatsächlich festgestellt. Auch der Bischof von Konstanz, sein Oberer, besuchte ihn und erfuhr, wie großen Schmerz ihm die aufgedrungene Speise verursachte. So glaubte man denn an dies Wunder seiner unerhörten Enthaltsamkeit; ebenso an die Macht seiner Fürbitte, die sich besonders bei einem Brande in Sarnen bewährte. So sehr er im Himmel lebte, so klar lagen die menschlichen Verhältnisse, die er aus Erfahrung kannte, vor seinem leidenschaftslosen, erleuchteten Geiste. Darum war auch sein Rat so geschätzt und gesucht von Hoch und Niedrig, von Nah und Fern.

Besonders erhöht hat den Ruhm des frommen Einsiedlers der Tag von Stanz. In Stanz war die „Tagsatzung", waren die Gesandten der eidgenössischen Stände versammelt, um wegen Aufnahme der Städte Freiburg und Solothurn in den Bund und wegen der Beute aus den Burgunderkriegen sich zu vereinbaren. Aber die Verhandlungen scheiterten, da die Waldstätte aus Furcht vor dem Übergewicht der Städte jener Aufnahme sich widersetzten. Der Zwist wurde immer größer, man war daran, im Zorn auseinanderzugehen und ein Bürgerkrieg war zu befürchten. Ein Schrei des Entsetzens ging durch den Flecken Stanz. Da erlangte noch im letzen Augenblick Imgrund, der Pfarrer von Stanz, daß die Herren der Tagsatzung noch auf das Vermittlungswort des Bruders Klaus achten wollten; dieser empfahl die Aufnahme der beiden Städte und versöhnte die Gemüter. In einer Stunde war die ganze Sache in Freundschaft geordnet und geschlichtet. Freudengeläute erscholl durchs ganze Schweizerland und mit ihm des frommen Mannes Name und Ruhm.

Am 21. März 1487, gerade 70 Jahre alt, starb Bruder Klaus, umgeben von Weib und Kindern und einigen Freunden, darunter jener Pfarrer Imgrund. Eine heftige Krankheit, in der seine Glieder sich krümmten wie ein Wurm, machte seinem irdischen Leben ein Ende. Er blieb gefaßt, Worte des Trostes den Seinigen spendend. Als er acht Tage unbeschreiblich gelitten, verlangte er und erhielt knieend die Sterbesakramente, empfahl seine Seele und die aller Anwesenden Gott, legte sich dann auf sein hartes Lager nieder und entschlief im Herrn, — ein wahrer Eidgenosse, ein heiliger Mann. Sein Leben war verborgen in Gott, und eben darum hat sein Licht so tief in die Herzen und so weit in die Welt hinausgeleuchtet, bis auf den heutigen Tag.

Johannes Hus.

Christus, welcher seines Leibes, der Kirche, Heiland ist (Ephes. 5, 23), hat, wie Er verheißen, seinem Volke je und je „Propheten und Weise und Schriftgelehrte gesandt“, um es auf die verlassenen Wege der Buße und der Wahrheit zurückzubringen; aber es ist denselben nach der Voraussage des HErrn gegangen: „Ihr werdet derselben etliche töten, geißeln in euren Schulen und verfolgen“ (Matth. 23, 34, Luk. 11, 49). — Zu diesen verfolgten Zeugen des HErrn gehört Johannes Hus, der Reformator der Böhmen.

Schon hundert Jahre vor der deutschen Reformation und noch früher wurde es im Böhmerlande lebendig. Hier war man von Anfang an, seit das Christentum Fuß gefaßt hatte, freier von Rom und auch von den römischen Mißbräuchen; denn Cyrill und Methodius, die Apostel der Böhmen und Mähren, kamen nicht von Rom, sondern von der morgenländischen Kirche her und sie ließen dem Volke das Abendmahl in beiderlei Gestalt, während die römische Kirche den Kelch den Laien entzog und nur den Priestern vorbehielt. Auch wurde Predigt und Gottesdienst lange Zeit nicht wie in der übrigen römisch-katholischen Kirche, in der lateinischen, sondern in der böhmischen Sprache gehalten. Dies hatte sich zwar im Laufe der Zeiten geändert und die Kirche in Böhmen war Rom und dem Papsttum unterworfen worden. Doch blieb die Erinnerung an die früheren größeren kirchlichen Freiheiten und eine gewisse Empfänglichkeit für das reine Evangelium, auch wo es in Gegensatz trat mit römischen Lehren und Gebräuchen.

Noch zwei andere Umstände haben die reformatorische Arbeit Husens vorbereitet. Die verfolgten Waldenser aus Südfrankreich waren seiner Zeit nach Böhmen geflüchtet und hatten da, wenn auch unter anderem Namen, ihren Samen ausgestreut. — Endlich war gegen Ausgang des 14. Jahrhunderts durch die Verheiratung der böhmischen Prinzessin Anna, Tochter Kaiser Karls IV., des Königs von Böhmen, mit Richard II. von England ein geistiger Verkehr zwischen Böhmen und England entstanden. Viele Böhmen studierten auf der englischen Hochschule Oxford und brachten von dort die Lehren und Schriften Wiclifs mit, der manche Gebrechen der römischen Kirche aufgedeckt und bekämpft hatte. Hochgelehrt und unbescholten vor jedermann, hatte Wiclif es ausgesprochen, daß des Papstes Macht mit seinen ungerechten Bannflüchen und Beutelschneidereien widerchristlich sei; daß das Mönchstum und Nonnenwesen, sowie die erzwungene Ehelosigkeit der Priester

keineswegs verdienstlich, sondern schädlich sei; daß, Bilder zu verehren und Heilige anzubeten, abgöttisch sei. — Auch wider den Beichtzwang und das Fegfeuer und die Brotverwandlungslehre im Abendmahl redete Wiclif. Die Bibel übersetzte er ins Englische und suchte sie unter dem Volke zu verbreiten. Der Papst ließ gegen ihn eine Untersuchung einleiten; aber von der Gunst der Großen beschützt, konnte Wiclif 1384 im Frieden sein Leben beschließen. — Später brach über seine Lehren und Anhänger Verfolgung und Bann aus.

Doch kehren wir nach Böhmen zurück. Dort, im Dorfe Husinez, nahe an der bayerischen Grenze, wurde am 6. Juli 1369 **Johannes Hus** geboren. Er stammte aus niedrigem, armen Stande, war aber von hohem und reichem Geiste. Er widmete sich dem geistlichen Stande und wurde Professor der Philosophie auf der Hochschule zu Prag, an der damals viele tausend Studenten studierten. Zugleich wirkte Hus als Prediger an der Bethlehemskirche in Prag, die ein frommer Edelmann aus Privatmitteln erbaut hatte, damit da das Evangelium dem Volke in böhmischer Sprache gepredigt werde.

Johann Wiclif. (Nach B. Picart.)

Treue Freundschaft verband Hus mit dem Ritter **Hieronymus**, der ihm an Geist und Beredsamkeit und Liebe zur Wahrheit gleich war, weniger aber an Ruhe und Besonnenheit, da er sich zeitweise von seinem Eifer zu stürmischen Handlungen fortreißen ließ, während Hus evangelische Mäßigung bewies. Von glühender Wißbegier getrieben, durchreiste Hieronymus viele Länder, auch England, lernte hier Wiclifs Schriften kennen und machte Hus und andere Freunde damit bekannt. Er war wohl auch die Veranlassung, daß zwei englische Wiclifiten in Prag eine Reihe von Bildern ausstellten, welche ohne Worte predigten; die Bilder stellten Christo und seinen Aposteln den Papst und seine Kardinäle

gegenüber. Da sah man auf einem Bilde Jesum demütig und arm, mit Dornen gekrönt, — ihm gegenüber den Papst, die dreifache Krone auf dem Haupt, in Purpur und Seide gekleidet; — auf einem andern Bilde Jesum, wie Er den Satan, der ihm alle Reiche der Welt anbietet, zuruft: Hebe dich weg! — und dagegen den Papst, wie er dem Kaiser den Fuß auf den Nacken setzt und sich einen Herrn aller Reiche nennt. Ein anderes Bild stellte Jesus dar, wie Er die Sünderin begnadigt und spricht: Dein Glaube hat dir geholfen, — und gegenüber den Papst, wie er Ablaßzettel verkauft. — Diese Bilder führten Tausende zu Christus hin und öffneten ihnen die Augen.

Dieses that nun auch Hus als Prediger mit heiligem Eifer. In Scharen strömte das Volk zu seiner Kanzel, wo Husens biblische Predigten etwas Unerhörtes waren, tiefen Eindruck und großes Aufsehen machten. Er predigte Buße und Besserung des Lebens zur Vergebung der Sünden und zog auch durch seine ernste, hagere Gestalt, durch seine Begeisterung und Beredsamkeit, durch ernsten, sittlichen Lebenswandel, sowie durch Leutseligkeit und Herablassung zu den Ärmsten und Niedrigsten das Volk an sich. Doch gehörten auch eine Menge hochstehender Personen, besonders unter dem böhmischen Adel, zu seinen begeisterten und dankbaren Zuhörern und Schülern. Sogar die Königin Sophie, Gemahlin des Königs Wenzeslaus, besuchte die Bethlehemskirche und erkor Hus zu ihrem Beichtvater.

Großen Einfluß hatte Hus auch auf der Hochschule als Professor. — Zwar hatten die zahlreichen Deutschen an derselben durch Stimmenmehrheit es zu stande gebracht, daß Wiclifs Sätze von der Universität als ketzerisch verurteilt wurden; die Deutschen hatten, da ihnen nach bisherigem Gebrauch $^3/_4$ der Stimmen, den Böhmen nur $^1/_4$ zukamen, — die Böhmen überstimmt. Nun änderte König Wenzel das Stimmrecht an der Hochschule, den Deutschen sollten nur $^1/_4$, den Böhmen aber $^3/_4$ der Stimmen zukommen. Erbittert darüber sind mehrere tausend deutsche Studenten von Prag abgezogen und nach Leipzig übergesiedelt. Der königliche Beschluß wurde dem Einfluß des Hus zugeschrieben, was zur Folge hatte, daß sein Name in Deutschland verleumdet und verketzert wurde, während unter den Böhmen sein Ansehen aufs höchste stieg. Hus wurde als Rektor an die Spitze der Universität gestellt und ward der hochverehrte Liebling des böhmischen Volkes. Nicht nur der Hof, selbst der Erzbischof von Prag, Dr. Sbynko, begünstigte ihn anfangs und ernannte ihn zum Synodalprediger. Dadurch erhielt der Bethlehemsprediger Gelegenheit, zur versammelten böhmischen Geistlichkeit zu reden und die Fehler, Sünden und Laster der Geistlichen bis zu den Prälaten hinauf öffentlich scharf zu rügen. Auch in eine Untersuchungskommission wurde Hus vom Erzbischof gewählt und beauftragt, über eine angeblich wunderthätige Reliquie des Blutes Christi in der Kirche zu Wilsnack, die viele Wallfahrer anzog, sein Gutachten abzugeben. Infolge dieses Gutachtens wurde das Pilgern nach Wilsnack durch den Erzbischof verboten. Hus sagte, alles Blut Christi sei verklärt und nur unsichtbar im Sakrament des Altars gegenwärtig.

Der königlich böhmische Landeshistoriograph Franz Palacky, der vor 20 Jahren mehrere Schriften über Hus geschrieben hat, macht von Hus folgende Be-

schreibung: „Der Scharfsinn und die Klarheit seines Geistes, der Takt, mit welchem er auf den Kern jeder Frage einging, die Leichtigkeit, mit welcher er ihn vor jedermanns Augen zu entwickeln wußte, die große Belesenheit, zumal in der Heiligen Schrift, die Festigkeit und Konsequenz, mit welcher er ein ganzes System von Lehrsätzen geltend machte, verschafften ihm eine große Überlegenheit unter seinen Kollegen und Zeitgenossen. Dazu gesellte sich ein gewaltiger Ernst des Charakters, ein Lebenswandel, an dem auch die Feinde nichts auszusetzen fanden, glühender Eifer für die sittliche Hebung des Volkes, sowie für Verbesserung der kirchlichen Zustände, aber auch ungemessene Kühnheit und Rücksichtslosigkeit, Hartnäckigkeit und unbeugsamer Eigensinn, Sucht nach Popularität und ein Ehrgeiz, der die Märtyrerkrone als das höchste Ziel eines Menschenlebens ansah."

Und die Märtyrerkrone winkte dem feurigen Zeugen der Wahrheit schon von ferne. Je mehr sein Anhang und sein Einfluß wuchsen, desto mehr begannen auch Haß, Neid und Feindschaft sich zu regen. Die Geistlichen konnten es Hus nicht verzeihen, daß er auch ihnen Buße gepredigt, ihre Geldgier und ihre Laster aufgedeckt hatte. Nur so lange ließen seine Vorgesetzten ihn gewähren, als er sich darauf beschränkte, die Laster der Laien zu geißeln. Als er aber anfing, auch dem Klerus seine Sünden vorzuhalten, Armut, Selbstverleugnung und Kreuzigung des Fleisches samt den Lüsten und Begierden ihm zu empfehlen und, wie einst Paulus vor Felix, „von der Gerechtigkeit, der Keuschheit und dem zukünftigen Gericht" zu reden, da wandte sich das Blatt, und selbst sein hoher Gönner, Erzbischof Sbynko von Prag, wurde sein erbitterter Gegner. — Sbynko klagte beim Papst in Rom, verlangte Vollmacht, gegen Verbreitung Wiclifitischer Irrtümer in Böhmen einzuschreiten, und erhielt sie. — Etwa 200 von Wiclif verfaßte Bände wurden gesammelt und vor dem erzbischöflichen Palaste verbrannt. Aber im Volke gärte es; vor jenem Palaste sang es Spottlieder, deren eines anfing: „Unser Erzbischof ist ein ABC-Schütz, er verbrennt Bücher und weiß nicht, was darin steht." — Dem Hus wurde vom Erzbischof das Predigen verboten. Doch fuhr derselbe fort, nach wie vor in der Bethlehemskirche zu predigen und eine große begeisterte Menge um sich zu scharen; er berief sich darauf, daß man Gott mehr gehorchen müsse als den Menschen. Gleichzeitig schickte Hus eine Appellation an den Papst, wobei er sich auf die Heilige Schrift berief, als die höchste Richtschnur und Richterin in der christlichen Lehre.

Nach und nach hatte Hus angefangen, auch an der römischen Lehre Kritik zu üben, wie er früher gegen das sittenlose und stolze Leben der Kleriker aufgetreten war. Er trat unter anderem gegen den Ablaß auf. Als nämlich der Papst gegen seinen Nachbar, den König von Neapel, gegen den er mit den Waffen nicht aufkommen konnte, das Kreuz predigen ließ und jedem Ablaß oder Sündenvergebung verhieß, der entweder gegen den Gegner des Papstes in den Krieg ziehe oder dafür Geld zahle, so eiferte Hus mit Recht gegen diesen scheußlichen Mißbrauch. Das Kreuz Christi gegen Christen zu predigen, widerstreite der Liebe, die am Kreuze sich geoffenbart habe; — es sei Sünde, wenn die Kirche nach dem weltlichen Schwert greife, da Christus geboten habe, es einzustecken und für die Feinde

gebetet habe; — Sündenvergebung könne man nur durch Buße erlangen, nicht durch Geld. — Christus allein sei der wahre Eckstein und das Haupt der Kirche, die nicht zwei Häupter haben könne. Wenn des Papstes Wort den Befehlen Christi zuwiderlaufe, so sei er damit zum Antichrist geworden, wie es überhaupt nicht nur eine christliche, sondern auch eine antichristliche Geistlichkeit gebe.

Als Hus so gegen den päpstlichen Ablaß eiferte, da traf ihn der Bannfluch des Papstes und wurde von allen Kanzeln verkündigt. Auch die Stadt Prag wurde mit dem päpstlichen Interdikt belegt; alle Glocken sollten verstummen, kein Gottesdienst mehr gehalten, keine Ehen eingesegnet, keine Taufen versehen, kein Abendmahl gereicht werden, so lange Prag sich nicht von Hus lossage, sondern ihn noch in seinen Mauern beherberge. Da wagte ihn selbst der König Wenzel nicht mehr zu beschützen; Hus appellierte an den untrüglichen Richter, Christus, und zog sich auf die Burg eines befreundeten Ritters in Böhmen zurück. Hier schrieb er mehrere Schriften, auch die Schrift *über die Kirche*, predigte auf freiem Felde und stärkte seine geliebte Gemeinde der Bethlehemskirche durch zärtliche Liebe und Glauben atmende *Briefe*.

Johannes Hus. (Nach Holbein.)

In der Schrift *über die Kirche* nennt er diese den mystischen (geheimnisvollen) Leib Christi, die Gemeinschaft der Auserwählten. Die Nichterwählten sind nur äußerlich mit der Kirche verbunden, gehören aber nicht zu ihr. Sie sind das Unkraut unter dem Weizen, die Böcke unter den Schafen, so daß man sie als Kirche

des Antichrists oder der bloßen Namenchristen bezeichnen kann. Das Haupt der Kirche ist Christus, die Apostel sind seine Diener. Er ist seiner Gemeinde allezeit nahe, der Papst aber ist fern. Christus allein ist unser Vorbild, und alle Gebote und Lehren der Kirche müssen nach Seinem und der Heiligen Schrift geoffenbarten Willen beurteilt werden.

In den Briefen an die Seinen bezeugt Hus seine Bereitwilligkeit, um der Wahrheit willen zu sterben und Christus in seinem Leben nachzuahmen. „Was wäre es, wenn dieses Leben uns entrissen würde? Es ist ja ein Tod; wer es verläßt, legt den Tod ab und findet das wahre Leben."

In jener Zeit war nicht nur in Böhmen, sondern in allen Christenlanden bittere Klage über das Verderben der Geistlichkeit und des römischen Hofes. Von allen Seiten wurde Abstellung der herrschenden Mißbräuche und eine Reformation an Haupt und Gliedern gefordert. Waren doch drei Päpste gleichzeitig aufgestanden, die der Welt das ärgerliche Schauspiel boten, daß sie sich gegenseitig im Namen Christi verfluchten. Einer dieser drei Päpste, den der Kaiser Sigismund anerkannte, wurde vom Kaiser genötigt, endlich eine allgemeine Kirchenversammlung zu berufen, welche die Einigkeit der Kirche herstellen und die schreienden Mißbräuche abschaffen sollte. Noch nie hatte die Christenheit einem Ereignis mit größerer Spannung entgegengesehen als dieser Konstanzer Kirchenversammlung. Von Nord und Süd, von Ost und West strömten im Spätherbst des Jahres 1414 Abgesandte aus allen Ländern der Christenheit nach Konstanz zusammen, und bald sah die alte deutsche Reichsstadt am Bodensee eine Versammlung in ihren Mauern, wie sie zahlreicher und glänzender wohl selten eine Stadt aufzuweisen gehabt hat. An der Spitze der weltlichen Würdenträger erschien der deutsche Kaiser Sigismund, neben ihm die Gesandten sämtlicher Königreiche und Herrscher Europas, vier Kurfürsten, 24 Herzöge und Fürsten, viele Grafen, Barone und Edle aus aller Herren Ländern. Als Vertreter der Kirche kamen außer dem Papst Johann XXIII., vier Patriarchen, 30 Kardinäle, 33 Erzbischöfe, Hunderte von Bischöfen, Prälaten, Doktoren u. s. w. — Diese Zahl wuchs aber noch während des Konzils, so daß zeitweise nicht weniger als 60 000 Fremde, das Gefolge und die Dienerschaft der hohen Herren mit inbegriffen, in Konstanz anwesend waren. Wer sich heute die friedliche Stadt ansieht, kann sich kaum einen Begriff davon machen, wie bunt und gedrängt es auf ihren Straßen und in ihrem Weichbilde vor 400 Jahren ausgesehen haben mag.

Auf diesem Konzil in Konstanz, das 4 Jahre dauerte, sollte auch der Prozeß gegen Hus zum Austrag kommen. Der Kaiser Sigismund ließ den Ruf an Hus ergehen, vor der Kirchenversammlung zu erscheinen, und schickte ihm dazu einen Freibrief, der ihm sicheres Geleit hin und zurück versprach. Am 11. Oktober 1414 brach Hus aus Böhmen auf, von mehreren böhmischen Rittern, darunter der treue Johann von Chlum, begleitet. Nur mit Thränen sahen viele den geliebten Lehrer, den treuen Diener des göttlichen Wortes scheiden; auch Hus selbst war von der bestimmten Ahnung erfüllt, daß er in den Tod gehe. Eine Art Testament hinterließ er in einem Briefe an einen lieben Schüler Namens Martin. Man

sieht daraus, wie wenig Hus besaß und wie demütig und gewissenhaft er war. Denn er macht sich darüber Vorwürfe, daß er einst, bevor er Priester geworden, das Schachspiel zu eifrig getrieben und Freude gehabt habe an schönen Kleidern und am Beifall der Menge. Martin möge ihn darin nicht nachahmen. Am 3. November 1414 langte Hus unter großem Zulauf des Volkes in Konstanz an und bezog eine Privatwohnung. In den ersten vier Wochen geschah nichts. Hus verhielt sich ruhig, um allen Anstoß zu vermeiden; niemals verließ er seine Wohnung, las täglich in seinem Hause die Messe und bereitete sich auf die Vorträge vor, die er vor der Kirchenversammlung zu halten gedachte. Inzwischen aber waren seine Feinde, unter ihnen namentlich Husens früherer Freund und jetziger erbitterter Verfolger, Dr. von Paletz aus Böhmen, nicht unthätig. Durch öffentliche Maueranschläge und durch alle möglichen Mittel verleumdeten sie Hus als unverbesserlichen, hartnäckigen Ketzer und nahmen die Glieder des Konzils gegen ihn ein. Sie bewirkten, daß am 28. November unerwartet in Husens Wohnung Abgesandte der Kardinäle erschienen und ihn gefangen nahmen; weder die Protestation des biedern Ritters von Chlum noch die des schwachen und wankelmütigen Kaisers halfen etwas. Letzterem wurde bemerkt, es stehe dem Kaiser nicht zu, in das Verfahren und die Freiheit des Konzils einzugreifen, noch sei er verpflichtet, einem Ketzer das Versprechen sicheren Geleits, überhaupt Wort zu halten. — Auch vom Papst Johann, der anfangs freundlich gegen Hus gewesen, war nichts zu erwarten. Derselbe, den das Konzil in der Folge absetzte, war früher Seeräuber gewesen und lebte, nachdem er durch Bestechung Papst geworden, fortwährend in abscheulichen Lastern. So wurde denn Hus in ein am See gelegenes Dominikanerkloster, das jetzige Insel-Hotel, abgeführt und dort in einen scheußlichen, an eine Cloake grenzenden und mit einer verpesteten Luft gefüllten Kerker geworfen — eine Lage, wie sie auf den Fresken des Professors Häberlin im Insel-Hotel ergreifend dargestellt ist. Man fabelte von einem Fluchtversuch, den Hus habe machen wollen, um seine Gefangensetzung einigermaßen zu rechtfertigen. Als der arme Gefangene in eine schwere Krankheit verfiel, wurde ihm ein etwas luftigerer Raum im Kloster gewährt. Aber er erkrankte wieder. Demütig und geduldig schreibt Hus an seine Freunde: „Es peinigt mich das Zahnweh, und im Kerker habe ich von Blutspeien, von Kopfweh und Steinschmerzen zu leiden; das sind wohl die gebührenden Strafen für meine Sünden, aber auch Zeichen der Liebe Gottes gegen mich. Jetzt erst lerne ich den Psalter recht verstehen, recht beten und die Leiden Christi und der Märtyrer mir vergegenwärtigen; denn Anfechtung lehrt aufs Wort merken.“ — Indes Hus im Kerker seufzte, jubelten seine Feinde: „Nun haben wir dich, nun sollst du uns nicht entkommen, bis du den letzten Heller bezahlt hast.“

Bis zum Monat Juni des folgenden Jahres 1415 mußte Hus im Kerker schmachten. Da endlich wurde ihm, nachdem er mehrere Privatverhöre vor päpstlichen Kommissionen bestanden hatte, ein öffentliches Verhör vor dem versammelten Konzil bewilligt. Schnell hinter einander, am 5., 7. und 8. Juni, stand Hus vor dem Konzil.

Schon bei Beginn der Verhandlungen, am 5. Juni im Refektorium des

Franziskanerklosters zeigte sich die große Kluft zwischen beiden Parteien, die jede Verständigung unmöglich machte. Hus erklärte sich bereit, alles zu widerrufen, was er gelehrt habe, sobald man ihn eines Besseren belehre und aus der Heiligen Schrift oder aus den Kirchenvätern der ersten Jahrhunderte ihn widerlegen würde. Aber davon wollten die versammelten Kirchenfürsten nichts wissen; sie verlangten unbedingten Widerruf und Unterwerfung unter die Autorität des Konzils und der Kirche. Sie wollten nicht belehren, nur befehlen. Ja, Hus sollte sogar dessen sich schuldig erklären, was ihm fälschlich zur Last gelegt wurde, und es abschwören. Als er das verweigerte, entstand, so oft er zur Verteidigung das Wort ergreifen wollte, ein wilder Lärm, ein solches Schimpfen, Verlachen und Spotten, daß Hus nur noch bemerkte: „Ich hätte gemeint, auf einem Konzil sollte es anständiger zugehen" und dann zum Schweigen sich entschloß, wie der HErr selbst vor dem Hohenrate geschwiegen hatte. Die Sitzung wurde aufgehoben und das zweite Verhör auf den 7. Juni vertagt.

Am 7. und 8. Juni fand die Sitzung des Konzils im Münster statt. Bei diesen beiden Verhören ging es ruhiger zu, da der Kaiser Sigismund selbst anwesend war. Der sonst edle Kanzler Gerson hatte 30 ketzerische Sätze aus Husens Schriften ausgezogen; sie wurden als Anklagepunkte einzeln verlesen und Hus mußte sich darüber verantworten. Es wurden Hus Behauptungen zur Last gelegt, an die er nie gedacht hatte. So sollte er das Sakrament des Altars herabgewürdigt und die Gegenwart des Leibes und Blutes Christi im Abendmahl geleugnet haben, ob er gleich im Gegenteil dasselbe als die Gemeinschaft des Leibes und Blutes Christi hoch erhoben hatte und seine Anhänger gerade darum so sehr darauf drangen, daß auch der Kelch im heiligen Abendmahl den Laien gereicht werden solle. Auch wurde er als Mann der Revolution verdächtigt, als ob er zum gewaltsamen Widerstand gegen die Obrigkeit aufgefordert hätte, während er doch jeder Unordnung gewehrt, Gehorsam gegen die Obrigkeit, Friede und Liebe selbst gegen die Feinde gelehrt hatte. Besonders das hatte man Hus übel genommen, daß er gelehrt, nur wer sittlich in der Nachfolge Christi wandle, sei ein wahrer Christ und Priester; der Fürst, der in einer Todsünde lebe, sei kein würdiger Fürst, wie der Prophet zu Saul gesprochen: „Weil du mein Wort verworfen, so verwerfe ich dich." — Durch solche Lehren, bemerkte der Sprecher des Konziliums, der gelehrte Peter d'Ailli, werde der königliche wie der geistliche Stand geringschätzig behandelt und zu Grunde gerichtet. Aber Hus hatte nie die Gültigkeit der Sakramente von der Würdigkeit des Amtsträgers, der sie spendet, abhängig gemacht. Die Sophisterei und Verleumdung überschritt so sehr alles Maß, daß Hus beschuldigt wurde, er halte sich für die vierte Person der Gottheit.

Nun erging an Hus feierlich die Aufforderung zum Widerruf. Hus wiederholte, daß er nimmer widerrufen könne, was er nicht gelehrt habe, und daß, was er gelehrt, ihm weder aus der Schrift noch aus der Kirchenlehre als irrtümlich nachgewiesen worden sei. Gänzlich erschöpft durch die langen fruchtlosen Verhandlungen schwieg er nun und wurde in sein Gefängnis zurückgeführt. In diesem Augenblick des hoffnungslosen Scheidens aus dem Konziliumssaal trat der edle Ritter Johannes

von Chlum zu Hus heran und drückte ihm tröstend die Hand. „O, welche Freude," schrieb Hus nachher an seine Freunde, „machte mir der Händedruck des Herrn Johannes, der sich nicht scheute, mir elendem, verworfenen und von allen ausgestoßenen Ketzer in meinen Fesseln die Hand zu reichen."

Nun war Husens Schicksal entschieden. Der Kaiser selbst, der Wort und Treue gebrochen und Hus seinen Feinden preisgegeben hatte, forderte das Konzil auf, gegen ihn weiter vorzuschreiten. Hus, sagte er, sei der allergrößte Ketzer, der ihm je vorgekommen; widerrufe er nicht, so möge man ihn verbrennen. So geneigte Ohren dieser Rat bei den Prälaten fand, so wäre ihnen mit einem Widerrufe doch mehr gedient gewesen. Daher schob man die förmliche Verurteilung und Hinrichtung Husens noch vier ganze Wochen auf und ließ inzwischen nichts unversucht, den Zeugen der Wahrheit zum Widerruf zu bewegen.

In diesen vier letzten Wochen entfaltete sich Husens christlicher Charakter aufs schönste. Gottes Gnade brachte in ihm im Angesicht des sicheren Todes eine bewundernswürdige Ruhe und Festigkeit, verbunden mit Demut und Liebe zu stande. Ebenso zeigte sich das Verfahren der Gegner und des ganzen Konzils in abschreckendem Lichte, daß sich diesem Zeugen Christi gegenüber die tiefe Verderbnis der Kirche in trauriger Weise offenbarte. Man wird an das prophetische Wort Jesu erinnert: „Als der HErr seine Knechte sandte, um seine Früchte zu empfangen, so nahmen die Weingärtner dieselben, die einen stäupten, die andern töteten, die dritten steinigten sie." Mehrmals erschienen in Husens Kerker Deputationen des Konzils, darunter die angesehensten Kardinäle und Bischöfe, um ihn durch Bitten und Drohungen zum Widerruf zu bewegen. „Ich bin nie so stolz und vornehm gewesen," sagte einer derselben, „daß ich meine eigene Meinung höher geachtet hätte als die eines ganzen Konzils. Wenn mir, der ich meine beiden Augen habe und gebrauche, die Kirche befehlen würde zu glauben, daß ich nur ein Auge habe, so würde ich ihr gehorchen." — Hus beteuerte, es sei nicht Beharren auf der eigenen Meinung, sondern auf klaren Aussprüchen der Heiligen Schrift, was ihm den Widerruf verbiete. Lieber wolle er sein Leben verlieren, als seiner Gemeinde durch Abfall von der erkannten Wahrheit Ärgernis geben und seine Seele in Gefahr bringen. Wenn bisweilen ein Gefühl der Bangigkeit vor dem grausamen Tode über ihn kommen wollte, so suchte er Trost in der Heiligen Schrift und in den Geschichten der Märtyrer, welche durch Gottes Kraft überwunden hatten. „Sehr tröstet mich," schreibt er einmal, „das Wort des Heilandes: Selig seid ihr, wenn euch die Menschen hassen und absondern und verwerfen um des Menschensohnes willen; freuet euch, denn euer Lohn im Himmel wird groß sein." — Er begehrte vor dem Tode noch zu beichten, und man sandte ihm einen Doktor der Theologie, einen Mönch, der gerührt und liebevoll seine Beichte anhörte und keinen Anstand nahm, ihm in unbedingter Weise die Absolution zu erteilen.

Während der Haß und die Grausamkeit der Feinde seine Hinrichtung vorbereitete, dachte Hus nur an Liebe und Versöhnung. Er ließ jenen Paletz zu sich bitten, der aus einem ehemaligen Freund sein bitterster Ankläger geworden war, und als derselbe kam, bat ihn der schwer Gekränkte und unschuldig Verurteilte:

Huß vor dem Konzil in Konstanz. (Nach V. Brozika.)

„Habe ich dir je ein Leid oder Unrecht gethan, so verzeihe mir um Christi willen, wie ich dir vergebe.“ — Paletz wurde dadurch tief beschämt und bat den Märtyrer mit Thränen, er möchte doch widerrufen und so sein Leben retten. „Das werde ich nicht,“ erwiderte Hus, „siehe vielmehr du zu, ob du recht und wohl gethan hast, deinen Sinn zu ändern.“

Husens Briefe aus dieser letzten Zeit atmen große Innigkeit und Liebe, kindliche Ergebung und getrosten Glaubensmut. Die Böhmen ermahnt er zu standhaftem Festhalten an der Wahrheit, warnt aber vor Thaten der Rache und Grausamkeit, welche seine Hinrichtung veranlassen könnte. Prophetisch verkündet er den schließlichen Sieg der Wahrheit. „Die Gans ist ein kleiner Vogel (das böhmische Wort Hus bedeutet „Gans“); die haben sie in ihren Schlingen gefangen; aber es werden andere Vögel, Adler und Falken kommen und ihre Nachstellungen zu nichte machen.“ — Einer seiner letzten Briefe schließt mit den Worten: „Geschrieben in den Fesseln, in Erwartung des Todes im Feuer.“

Endlich nahte der Tag, der den treuen Streiter mit der Märtyrerkrone krönen sollte, — der 6. Juli 1415. Es war Husens Geburtstag. Im Dom zu Konstanz fand eine Generalsitzung des Konzils statt, der auch Kaiser Sigismund beiwohnte. Sie wurde mit feierlichem Gottesdienst, mit Messe und Predigt eröffnet. Während der ersteren mußte Hus als unwürdiger Ketzer vor dem Portal der Kirche warten. Die Predigt handelte über Röm. 6, 6: „Daß der Leib der Sünde zerstöret werde, daß wir hinfort der Sünde nicht dienen,“ welchen Text der Prediger dazu mißbrauchte, die Verbrennung der Ketzer zu rechtfertigen. — In der Mitte der Kirche stand ein Pfahl oder Gerüste, an dem die Priestergewänder hingen, in welche Hus vor seiner Degradation (Ausstoßung aus dem Priestertum) gekleidet werden sollte. Nun begann die letzte Verhandlung mit Hus. Es wurden die Anklagepunkte, 30 schwere Irrtümer, die er gelehrt haben sollte, vorgelesen, und Hus Stillschweigen geboten. Doch versuchte er zu reden: „Ich bitte, hört mich um Gottes willen, damit niemand glaube, ich hätte Irrtümer festgehalten.“ Aber nur weniges konnte er sagen, unter anderem auch, er sei hierher gekommen, um sich zu rechtfertigen, nachdem er vom Kaiser den Geleitsbrief erhalten. Dabei richtete er seine Blicke auf den Kaiser. Dieser aber wandte sein Antlitz errötend ab.

Nun las ihm der päpstliche Richter das Urteil vor: als hartnäckiger Ketzer werde er des Priestertums entsetzt, aller Weihen beraubt und dem weltlichen Arm zur Bestrafung übergeben. — Bei der Übergabe an diesen weltlichen Arm gebrauchte man die heuchlerische Formel: „Doch bitten die Bischöfe, Prälaten und Geistlichen, den armen Menschen nicht zu töten, sondern ihn nur in beständigem Gefängnis zu behalten. Weil „die Kirche nicht nach Blut dürsten“ soll, wie auch die römische Kirche gelehrt hat, so hatte man die Frechheit, eine christliche und barmherzige Bitte für den Verurteilten bei der weltlichen Obrigkeit einzulegen, obschon dies nicht ernst gemeint und der Scheiterhaufen schon zugerichtet war. Die römische Geistlichkeit machte es ähnlich wie die Pharisäer, Schriftgelehrten und Hohepriester, die da sprachen: „wir dürfen niemand töten“ und Christum dem weltlichen Richter überlieferten, wodurch sie größere Mörder geworden als Pilatus

selbst, zu dem der HErr gesprochen: „Der mich Dir überantwortet hat, der hat größere Sünde."

Es folgte nun die sogenannte Degradation, die förmliche Ausstoßung aus dem geistlichen Stande. Hus wurde mit dem geistlichen Ornat bekleidet und nachdem er noch einmal unter Thränen erklärt hatte, daß er nicht widerrufen könne, wurden ihm die einzelnen Stücke desselben unter den üblichen Verwünschungen entrissen. Auch diesen Schimpf ertrug er mit Sanftmut im Gedanken an die Verspottung Christi, dessen Leidensbild ihm überhaupt beständig vor Augen stand. Als man ihm den Abendmahlskelch aus der Hand nahm: „Wir nehmen dir, verdammter Judas, den Kelch des Heils," erwiderte Hus: „Ich aber vertraue auf Gott und meinen Erlöser Jesus Christus, daß Er den Kelch des Heils nicht von mir nehmen, sondern daß ich ihn noch heute trinken werde in seinem Reiche." — Als man ihm eine große, mit Teufelsfratzen bemalte Papiermütze aufsetzte, gedachte er dessen, der die schimpfliche Dornenkrone getragen. Als ihn zuletzt die Bischöfe aus der Kirche stießen mit den Worten: „Wir übergeben deine Seele dem Teufel," sprach Hus, wie verklärt nach oben blickend: „In Deine Hände, HErr Jesus Christus, übergebe ich meine durch Dich erlöste Seele!"

Nun ging es hinaus zur Richtstätte. Eine große Schar Bewaffneter nahm Hus in die Mitte und eine Menge Volkes begleitete den Märtyrer auf seinem letzten Gange. Während das Konzil die Sitzung fortsetzte, führte man Hus zu dem Thor hinaus, das nach Gottlieben führt; auf einer Wiese, nahe an der Straße, ungefähr da, wo jetzt der Husenstein sich befindet, war der Scheiterhaufen errichtet. Als Hus an der Stätte angelangt war, fiel er auf die Kniee und betete laut den 51. und 31. Psalm: „HErr auf Dich traue ich, laß mich nicht zu Schanden werden. Errette mich durch Deine Gerechtigkeit. In Deine Hände befehle ich meinen Geist. Sei mir gnädig; denn mir ist angst. Ich bin eine Schmach geworden meinen Nachbarn, eine Scheu meinen Verwandten. Die mich sehen, fliehen vor mir. Mein ist vergessen wie eines Toten, ich bin wie ein zerbrochen Gefäß. Denn Viele schelten und ratschlagen wider mich, mir das Leben zu nehmen. Ich aber hoffe auf Dich, HErr, und spreche: Du bist mein Gott. Laß leuchten Dein Angesicht über Deinen Knecht und hilf mir aus durch Deine Güte." — Viele, die ihn beten hörten, wurden gerührt und sagten: „Was dieser Mensch verschuldet, das wissen wir nicht; jetzt aber hören wir, daß er gar christlich betet und Gott anruft."

Auf Befehl des Scharfrichters stand Hus auf und wurde auf den Scheiterhaufen gehoben. Er dankte noch den Wächtern des Gefängnisses für alle ihm erwiesene Treue und Liebe. „Ihr habt an mir wie Brüder gehandelt." Dann betete er: „HErr Jesu Christe, sei mir nahe und stehe mir bei, daß ich diesen grausamen und schmerzlichen Tod, den ich um Deines heiligen Wortes willen leiden soll, durch Deine Gnade und Hilfe standhaft erdulde!" — Er wurde an einen aufrecht stehenden Pfahl gebunden, kleines Holz und Stroh unter seine Füße gelegt und Holz um ihn herum bis zur Höhe des Kinns aufgehäuft. In dieser Lage erging zum letztenmale von dem die Hinrichtung leitenden Pfalzgraf Ludwig die Aufforderung an Hus, zu widerrufen. Hus antwortete, er wolle seine Lehre

mit dem Tode besiegeln. Darauf wurde der Holzstoß angezündet. Hus rief singend: „Jesu, Du Sohn des lebendigen Gottes, erbarme Dich meiner.“ — Als er weiter sang, schlug ihm die Flamme ins Gesicht; man sah nur noch die Lippen sich bewegen. Nach wenigen Augenblicken erstickte er lautlos. Nachdem Husens Leib samt den Kleidern, die man nachher in die Flammen warf, verbrannt war, wurde die Asche in den Rhein geworfen, damit die Böhmen ihr nicht Verehrung bezeigen könnten. Dafür gruben sie die Erde aus an der Stelle, wo er gestanden und trugen sie als Reliquie nach Böhmen.

Husens Freund Hieronymus folgte ihm ein Jahr später im Martyrtod. — In einem abscheulichen Kerker fast ein Jahr lang schmachtend, hatte er sich zum Widerruf verstanden, nachher den Widerruf bereut und vor der Kommission des Konzils so meisterhaft sich verteidigt, daß der Humanist Poggio aus Florenz, ein Augenzeuge, in einem berühmt gewordenen Briefe mit Bewunderung davon spricht. D'Ailli war für seine Freilassung, Gerson dagegen. Poggio sagt: „Sokrates trank den Giftbecher nicht bereitwilliger als Hieronymus das Feuer an sich herankommen sah. — Er hauchte den Geist aus mit dem freudigen Bekenntnis des Glaubens an Christum auf seinen Lippen.“ — Hieronymus hat längere Zeit und viel heftiger gelitten als Hus. Sein Todestag ist der 30. Mai 1416.

Hieronymus von Prag.

„Also starben zu Konstanz durch den Haß der Römer, durch die Feindschaft der Priester und den Neid der Gelehrten die beiden Zeugen des Glaubens Hus und Hieronymus und blieben treu bis in den Tod, auf daß sie empfangen möchten die Krone des Lebens.“

Beim **Konzil** war fortan kein Segen mehr. Die verschiedenen Nationen auf demselben kamen in Spaltung und Zwietracht, wurden verblendet und gingen zuletzt, nachdem sie sich in einem Papste einen neuen Herrn aufgeladen hatten, unverrichteter Dinge auseinander, während von Böhmen aus ein Rachekrieg, der sogenannte **Husitenkrieg** aufflammte, der 20 Jahre lang Deutschland verwüstete, Kaiser und Klerus erzittern machte und dem böhmischen Volke etwas von Husens Lehre, so den **Laienkelch**, rettete.

Uns aber gewähre Gott die Gnade, daß wir dem guten Beispiel der Zeugen Christi nachfolgend Ihm treu dienen unser Leben lang und immer bereit seien, Zeugnis für den Herrn abzulegen, selbst mit unserem Tode!

Gottesdienst zur Zeit der Hussitenkriege.

Die Jungfrau von Orleans.

Eine merkwürdige Erscheinung in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts war die Jungfrau von Orleans, eine christliche Prophetin und Heldin, welche ähnlich wie Debora und Judith durch Not und Schmach ihres Vaterlandes zum religiösen Heroismus getrieben worden ist und durch die wunderbaren inneren geistlichen Erfahrungen, die ihr öffentliches Hervortreten in der Geschichte Frankreichs veranlaßt haben, an die von St. Petrus zitierten Worte erinnert: „Gott wird von seinem Geist ausgießen, und eure Söhne und Töchter werden weissagen und Gesichte sehen." — Ihr eigentlicher Name ist Jeanne d'Arc. Geboren ist sie 1412 in dem an der Maas gelegenen lothringischen Dörfchen Domremy. Ihre Eltern waren schlichte, ehrbare Landleute, die durch ihrer Hände Arbeit von etwas Vieh und Feld lebten. Mit andern Kindern des Dorfes hatte Jeannette die Dorfherde gehütet, daneben auf dem Felde und im Hause gearbeitet, im Winter gesponnen und genäht. Sie hatte ein mitleidiges Herz, gab gern Almosen, überließ Armen etwa ihr Bett, um in einem Winkel des Hauses zu schlafen, und war von so großer Freundlichkeit, daß sogar, wie die Sage sagt, die Vögel das Brot aus ihrem Schoße pickten. Von ihren Gespielen wurde sie hie und da als zu andächtig geneckt; denn sie ging, während die Mädchen scherzten, gern beiseits, um mit Gott allein zu sein. Jeden Morgen ging sie zur Messe, fiel beim Vespergeläute auf die Kniee und wallfahrtete jeden Samstag zu einer nahen Waldkapelle, um daselbst ihre Gebete zu verrichten. Daneben war sie klug und nüchternen, tapferen Geistes. Als besonderer Charakterzug wird von ihren Zeitgenossen hervorgehoben ihre große Schamhaftigkeit, der zu Folge sie gar bald errötete. Eine geschlechtliche Neigung scheint ihr Herz nie berührt zu haben. Beharrlich weigerte sie sich einer Verheiratung. Der von ihren Eltern begünstigte Freier kam auf den Einfall, sie dadurch zu erobern, daß er vor dem bischöflichen Gerichte angab, sie habe ihm die Ehe versprochen. Darüber erzählte sie selbst Folgendes: „Ich mußte deshalb nach Toul gehen, aber ich gewann den Prozeß, indem ich der Wahrheit gemäß beschwor, daß ich ihm nie etwas versprochen hatte. Im Gegenteil, längst zuvor hatte ich die Jungfräulichkeit meines Leibes und meiner Seele gelobt." — Sie hatte das Gelübde gethan, weil sie sich von Gott zu Höherem berufen wußte und weil der Sinn in ihr lebte, von dem der Dichter sagt:

„Eine reine Jungfrau
Vollbringt jedwedes Herrliche auf Erden,
Wenn sie der ird'schen Liebe widersteht. — —
Ich bin die Kriegerin des höchsten Gottes,
Und keinem Manne kann ich Gattin sein."

Wie ist jene göttliche Berufung an Jeanne d'Arc gekommen?

Damals lastete eine furchtbare Kriegsnot auf Frankreich, ihrem geliebten Vaterlande. Schon mehrere Jahrhunderte waren Frankreich und England unaufhörlich mit einander verwickelt. Zuerst schien England französisch werden zu sollen, als Wilhelm der Eroberer, der Normannenherzog, 1066 von der Normandie nach England hinübersetzte und England eroberte. Später aber folgten englische Eroberungen in Frankreich. Seit Eduard III. von England 1328 seine Erbansprüche auf Frankreich machte, ruhte hundert Jahre lang der Krieg zwischen beiden Ländern fast nie. Immer schlimmer gestaltete sich die Sache für Frankreich und das französische Königshaus, besonders seit der fast blödsinnige Karl VI. auf dem Throne Frankreichs saß und seine mächtigen Vasallen in zwei Parteien, eine französische und eine englische, sich spalteten. An der Spitze der England zugewandten, dem Hofe abgeneigten Partei stand der mächtige Herzog von Burgund; königstreu dagegen war der Herzog von Orleans. Der Herzog von Burgund wurde zu einer Versöhnung eingeladen, aber auf der Brücke zu Montereaux von einem Edelmann aus des Königs Gefolge niedergestoßen. Jetzt schloß sich der Sohn des Ermordeten ganz an England an. Schon vorher hatte dieses, besonders seit der furchtbaren, siegreichen Schlacht bei Azincourt (1415), wo die Blüte des französischen Adels gefallen war, geleitet durch den weisen und tapferen Heinrich V. von England, reißende Fortschritte in Frankreich gemacht und Paris, Rheims und den ganzen Norden genommen. Heinrich V., der eine Tochter der französischen Königin Isabeau geheiratet hatte, wurde zum König von Frankreich ausgerufen und der Sohn des blödsinnigen Karls VI. als des Thrones verlustig erklärt. Diesem, Karl VII., war nur noch ein kleiner Teil des angestammten Landes geblieben und schon wurde von den Engländern der Schlüssel des Südens, das feste Orleans, belagert und war in äußerster Not. Karl VII., von Mut und Soldaten fast ganz verlassen, saß unthätig zu Chinon und war außer stande, Orleans Hilfe zu bringen. Es war eine Zeit des Jammers und zugleich der Entsittlichung. Frankreich war, nach dem Wort eines Zeitgenossen, wie das Meer, wo jeder so viel Herrschaft übt, als er Macht hat. Das Volk von Paris erbrach einst die Gefängnisse und ermordete alle Gefangenen, an 3000. In einer Winternacht kamen die Wölfe bis in die Straßen der Hauptstadt und fraßen die Leichname.

Diese furchtbare Kriegsnot bewegte das Herz der jungen frommen Jeannette. Schon frühe wird sie die Not des Vaterlandes und die Schmach des Königshauses zur Sache ihrer Gebete gemacht haben. Da vernahm sie einst, sie war damals im 13. Lebensjahr, nach einem Fasttage zur Sommerszeit im Garten ihres Vaters eine Stimme von der Kirche her, begleitet von einer großen Klarheit. Der Stimme folgen Erscheinungen, — wie sie später gewiß wurde, des Engels Michael und der

heiligen Katharina und Margaretha. Und was sagen ihr diese Stimmen und Erscheinungen, die sie fünf Jahre lang im Stillen hat, bis sie damit an die Öffentlichkeit tritt? — Anfangs sehr einfache Dinge: sie solle ein gutes Kind sein, von Zeit zu Zeit zur Beichte gehen. — Später mehr: Gott trage großes Mitleid mit Frankreich, sie solle ins innere Frankreich aufbrechen und ihrem Könige zu Hilfe ziehen. — Sie erschrickt, weint und sagt: „Ich bin nur ein armes Mädchen, das nicht versteht zu reiten und Krieg zu führen.“ — Aber die Stimmen wurden immer dringender, und als sie 17 Jahre alt geworden und zur schlanken und starken Jungfrau herangewachsen war, eröffnete sie sich ihrem in einem benachbarten Orte wohnenden Oheim Laxart und fand bei diesem Glauben, so daß derselbe den königlichen Hauptmann Baudricourt in Vaucouleurs ins Interesse zu ziehen suchte. Dieser riet ihm aber, dem Mädchen die Einbildungen mit ein paar tüchtigen Ohrfeigen zu vertreiben. Dennoch wußte Jeanne d'Arc ihren Oheim zu bestimmen, sie nach Vaucouleurs mitzunehmen. Dort forderte das Bauernmädchen den Hauptmann auf, sie zum Dauphin (Königssohne Karl VII.) zu begleiten; denn der HErr wolle ihm das Reich verleihen. Abermals zurückgewiesen, blieb sie in Vaucouleurs bei der Frau eines Bürgers, mit der sie täglich zur Messe ging. Ihr andächtiges Leben und ihre begeisterte Zuversicht fand in einem kleinen Kreise allmählich Glauben. Sie sagte: „Ich muß zum Dauphin, denn niemand sonst in der Welt kann ihm helfen. Ich säße lieber daheim bei meiner armen Mutter und spänne, aber der Himmelskönig hat mir diese Sendung vertraut, um Mitfasten muß ich beim Könige sein.“ Als die Meinungen in Vaucouleur immer mehr hin- und herwogten und der Hauptmann die Sache weiter geprüft hatte, entschloß er sich endlich, die Jungfrau, die einen himmlischen Auftrag haben wollte, das belagerte Orleans zu befreien und den König zur Krönung nach Rheims zu führen, mit ritterlichen Kleidern und einem Pferde auszurüsten und sie unter dem Geleite von zwei jungen Edelleuten zum König nach Chinon zu senden. Es ging durch feindliches Land auf möglichst geheimen Pfaden. Oft mußte man in Waldverstecken schlafen, und die beiden Ritter haben nach Jahren noch ihre Verwunderung ausgesprochen, daß ihre argen Gedanken gegen das reizende Kind sich wider ihren Willen in scheue Ehrfurcht verwandelt haben. Am elften Tage kam man in der Nähe von Chinon an, wo Karl VII. Hof hielt, und die Jungfrau wurde im Schlosse eingeführt. Dahin war bereits der Ruf gedrungen, eine junge Hirtin komme, um Orleans zu befreien und den König nach Rheims zu führen. Nach einigen Bedenken wurde die Jungfrau vorgelassen. Der große Saal war mit Fackeln erleuchtet, 300 Herren und Ritter waren zugegen, der König hatte sich etwas seitwärts gestellt, um den prophetischen Geist des Mädchens zu prüfen. Aber sie schritt durch die Menge, kniete vor dem Könige nieder und sprach: „Gott verleihe Euch ein glückliches Leben, edler Dauphin!“ Karl VII. wies auf einen der Herren: „Das ist der König.“ — „Bei meinem Gott, edler Prinz, Ihr seid's und kein anderer.“ Darauf fragte der König nach ihrem Namen. Sie antwortete: „Edler Dauphin, ich heiße Johanna, die Jungfrau, und Euch entbietet der HErr des Himmels durch mich, daß Ihr sollt gekrönt werden in der Stadt Rheims und ein Statthalter des Königs der Himmel werden, welcher ist der wahre König von Frankreich und Mitleid hat mit Euch und Eurem Volke.“ —

Der König nahm sie beiseite und sprach leise mit ihr. Sie hat darüber nur geäußert, sie habe ihm ein sicheres Zeichen ihrer Sendung gegeben. Doch glaubte derselbe noch ein Gutachten der Universität und des Parlamentes in Poitiers einholen zu müssen, ehe er sich der Dienste der Jungfrau bediene. Die Theologen und Juristen erklärten ihr, ihr Vorgeben sei nicht glaubwürdig, da sie Unerhörtes behaupte, dergleichen man in keinem Buche gelesen habe. Sie erwiderte: „In den Büchern meines Gottes steht mehr als in den euren.“ — Man forderte ein Zeichen von ihr. Sie antwortete: „Ich bin nicht hierher gekommen, daß ich da Zeichen thue, sondern daß ihr mit mir nach Orleans geht und daß ich dort das Zeichen thue.“ Als einer der Gelehrten in dem schlechten limosiner Französisch seiner Heimat fragte, in welcher Sprache die himmlische Stimme mit ihr rede, antwortete sie: „In einer besseren als in der euren.“ Sie ängstigt sich über die thatenlose Zögerung und bemerkt: „Ich werde nur ein Jahr dauern oder wenig mehr, braucht mich.“ —

Jungfrau von Orleans.

Endlich erklärten die Gelehrten von Poitiers: Sie hätten nichts an ihr gefunden, das dem katholischen Glauben und christlichen Leben zuwider sei, nur Demut, Frömmigkeit, Unschuld, und der König dürfe in Betracht des Notstandes, der keine Hoffnung übrig lasse als Gott, die Dienste dieses Mädchens wohl annehmen. —

So ward denn die Jungfrau vom König kriegerisch ausgerüstet. Eine eherne blanke Rüstung wurde nach ihrer Gestalt gefertigt. Sie fand, da sie dem Dauphin in Waffen dienen und unter Männern leben müsse, so gezieme sich männliche Kleidung besser. Über den Beinschienen trug sie wie die Ritter, den purpurnen, golddurchwirkten Waffenrock. Ihr Schwert ließ sie aus der Katharinenkirche zu Fierbois holen, wo es nahe beim Altar unter anderen Weihgeschenken zu finden sei, wie sie durch die Stimme ihrer Heiligen wisse. Der König gab ihr ein Gefolge wie einem Kriegsobersten: einen Edelmann als Stallmeister und zur Obhut, zwei Edelknaben, zwei

Herolde und einen Kaplan. Siegesgewiß ging sie dem Kampfe entgegen und wenn sie sich in der Folge unerschrocken ins Schlachtgetümmel stürzte und deshalb für unverwundbar galt, so erklärte sie, sie habe dessen nicht größere Gewißheit als andere Gewaffnete. Ihr Banner ließ sie malen, wie die heilige Katharina es ihr gezeigt hatte: Das Bild des Erlösers zwischen zwei anbetenden Engeln, die Lilie segnend. „Nimm dies Lilienbanner vom König des Himmels und trage es kühn," habe die Heilige zu ihr gesagt.

„Jeanne d'Arc benahm sich, nach dem Berichte eines Augenzeugen, am Königshofe, als wäre sie daselbst geboren; nach dem Berichte eines andern demütig wie ein Hirtenmädchen. Über ihre Sendung sprach sie groß und edel, sonst wie ein armes Kind des Volkes. Gewöhnlich schweigsam, hat sie, wo es galt, hohe Worte und eine stürmische Beredsamkeit; sie ist beides, sanft und maßlos heftig. Ihre Rede ist einfach, ohne alle Deklamation und Empfindsamkeit, der Sache angemessener Naturlaut. Man wunderte sich, wie leicht sie Roß und Lanze führe. Sie stand, als ihre öffentliche Laufbahn begann, im 18. Jahre und war nach überlieferten Berichten ziemlich groß für ihr Geschlecht, höchst kräftig, doch schlank und fein in der Taille, das Gesicht anmutig, die Färbung gleichförmig und sehr weiß, die Stirn von mittlerer Höhe, die Augen groß, mandelförmig geschlitzt, im Blicke etwas Schwermütiges, unbeschreiblich Liebliches, die Nase gerad, ein wenig dünn, die Lippen fein geschnitten, ein wenig rot, das Kinn klein, die reichen kastanienbraunen Haare, über die Schläfen zurückgestrichen, fielen auf den weißen Hals, waren aber nach Reitersitte rund verschnitten. In ihrer ganzen Erscheinung lag etwas, das die Menschen gewann." —

Folgen wir ihr nun auf ihrer Heldenlaufbahn!

Nachdem die Jungfrau in Blois, wo sie 3000 Gewaffnete ihres Königs vorfand, ihr Banner erhoben hatte, brach sie nach Orleans auf, um die Stadt zu entsetzen. Es gelang ihr, an den Kanonen der Engländer vorbei glücklich in die Stadt zu gelangen. Am 29. April 1429 zog sie ein auf weißem Rosse, von den Bürgern wie ein Retter vom Himmel aufgenommen. Vor dem Dom stieg sie ab, um ihrem Schöpfer zu danken. „Ich bringe euch," sagte sie, „die beste Hilfe, die je einer Stadt gebracht worden ist, die Hilfe des Königs der Himmel." — Schon am nächsten Morgen ließ sie durch ihre Herolde die englischen Heerführer, den furchtbaren Talbot und den ritterlichen Suffolk, im Namen Gottes auffordern, von Frankreich abzustehen, die Schlüssel aller eroberten Städte zurückzustellen, die Belagerung von Orleans aufzuheben und in ihre Heimat abzuziehen. Talbot ließ ihr sagen, sie sei eine Kuhmagd, eine Soldatendirne, wenn er sie fange, werde er sie verbrennen. Nun gab die Jungfrau, nachdem frische französische Truppen in die Stadt gelangt waren, den Befehl zum Angriff der Belagerer und ihrer festen Bollwerke. Vorher aber ermahnte sie die Krieger zur Buße und Beichte und wies alle Frauen zurück, die damals einem Heere zu folgen pflegten. Obschon Johanna von bewährten Offizieren, wie der tapfere Graf Dünois, umgeben war, setzte sie bei den nun folgenden Waffenthaten meist ihren kühnen Willen gegen deren Vorsicht und Bedenken durch und konnte zu diesem Zwecke mit ihrer milden Stimme oft starke Dinge sagen, wie sie einmal dem Grafen Dünois versprach, wenn er sie noch einmal

täusche und hindere, wie bereits geschehen, ihm den Kopf abschlagen zu lassen. Dieser siegreiche Feldherr hat später selbst geurteilt, ihre glücklichen Kriegsthaten seien eher göttlicher Eingebung als menschlicher Weisheit entsprungen.

Ihre erste Waffenthat war folgende: Am Morgen nach dem Einzug der Truppen hatte Johanna sich schlafen gelegt; neben ihr die edle Tochter des Hauses, in dem sie wohnte. Plötzlich springt sie auf mit dem Ruf nach Pferd und Waffen. Sie ruft ihrem Pagen zu: „Ha, blutiger Knabe, warum sagt Ihr mir nicht, daß das Blut Frankreichs vergossen wird; bei Gott, das ist übel gethan!" — In der That waren in diesem Augenblick die Belagerten, die ohne ihren Befehl einen Ausfall gemacht und dabei Unglück gehabt, in großer Bedrängnis und auf der Flucht begriffen dem Burgunderthore zu. Die Jungfrau sprengte mit ihrer Fahne, daß die Funken stoben, diesem Thore zu und begegnete da Verwundeten und einem Strom von Flüchtigen. Sie führte dieselben wieder ins Gefecht, Dünois kam mit frischer Mannschaft, deckte nach ihrem Befehl den Kampf gegen feindliche Zuzüge aus andern Belagerungsburgen, und am Abend war das erste feindliche Bollwerk erstürmt und verbrannt.

Neue Waffenthaten folgen, alle mit ähnlichem Erfolge, der den Mut der Belagerten mächtig hebt und einen abergläubigen Schrecken auf das englische Heer fallen läßt. Ein englisches Bollwerk nach dem andern fällt vor Orleans und vor der siegreichen Jungfrau, die dem Zögern der Offiziere entgegen unerbittlich vorwärts treibt zu immer neuen Angriffen. Mittlerweile wird sie selbst verwundet: ein Pfeil steckt tief im Halse, daß sie weint vor Schmerz. Plötzlich ist sie getröstet; ihre Stimmen hat sie wieder gehört. Sie zieht den Pfeil selbst heraus und läßt sich verbinden mit den Worten: „Es ist nicht Blut, was aus der Wunde quillt; es ist Ruhm." — Nicht nur bei körperlichem Schmerz hat die Jungfrau etwa Thränen. Als sie einmal im Kampfe Augenzeuge davon ist, wie eine Brücke unter der Last der flüchtigen Feinde zusammenbricht und eine Menge schwer Gepanzerter in den Wellen des Flusses begraben wird, weint sie über diesem furchtbaren Schauspiel. Auch diesmal war wieder ein Hauptbollwerk der Engländer genommen und die Besatzung desselben teils niedergehauen, teils gefangen worden. Am Abend dieses Tages zieht die Jungfrau unter dem Geläute aller Glocken an der Spitze der Sieger ein und die Kirchen ertönen vom Te Deum laudamus (Herr, Gott, Dich loben wir); es war ein unaussprechlicher Jubel.

Jetzt ziehen die Engländer von Orleans ab und die erste That, zu der die Jungfrau sich berufen weiß: Befreiung der Stadt Orleans — ist vollbracht. Sie eilt zum König und fordert ihn zum Krönungszug nach Rheims auf. Aber Rheims war noch in den Händen des Feindes und über 50 deutsche Meilen entfernt, und der Weg dahin führte durch feindliches Gebiet. Daher meinte der König wie seine Heerführer, man müsse dieses Gebiet erst erobern und die Krönung auf eine spätere Zeit verschieben. Aber die Jungfrau beharrte bei ihrer Forderung; es sei ihr von Gott geboten, jetzt den König nach Rheims zu führen, daß er dort gekrönt werde. Darin lag eine tiefe Politik. Eine Menge Franzosen hatten sich Karl VII. ab- und den Engländern zugewandt, weil sie daran zweifelten, daß er der legitime

echte König Frankreichs sei. Dieser Zweifel mußte weichen, wenn Karl VII. jene Weihe und Salbung erhalten hatte, welche seit Jahrhunderten den Königen von Frankreich im Dom zu Rheims durch den Erzbischof erteilt worden war. Dann galt auch er als Gesalbter Gottes wie seine königlichen Ahnen. Dort in Rheims befand sich die heilige Ampulla, aus der nach der Überlieferung schon Chlodwig bei seiner Taufe gesalbt worden war, welche Ampulla später in den Tagen der mit aller Überlieferung brechenden französischen Revolution von einem Deputierten des Konventes auf dem Straßenpflaster zerschlagen wurde.

Allen Bedenken gegenüber wandte Johanna ein, Gott habe mehr Macht als die Engländer und Burgunder; Er werde helfen; je mehr Volk sie gegen das heilige Banner brächten, desto mehr werde erschlagen werden. So gab man dann dem Drängen der gottgesandten Jungfrau nach, und es wurde nach Rheims aufgebrochen. Den Oberbefehl übergab der König seinem Vetter, dem Herzog von Alençon. Als dessen Gemahlin ihn nicht wollte ziehen lassen, tröstete sie die Jungfrau: „Fürchtet nichts, edle Frau, ich werde ihn unversehrt Euch zurückbringen.“ In der That hat sie dem Herzog einmal das Leben gerettet. Als dieser auf dem Zug nach Rheims bei der Belagerung einer Stadt die feindlichen Werke besichtigte, rief ihm Johanna zu: „Mein Herzog, verlaßt diesen Platz, Ihr seid hier in Gefahr!“ Kaum ist er einige Schritte zurückgetreten, so wird an jener Stelle einem Ritter durch ein Wurfgeschoß der Kopf weggerissen.

Auf dem Zuge nach Rheims geschah manche glänzende Waffenthat. Manche feindlichen Städte wurden genommen und die Engländer, was seit Azincourt nie mehr geschehen war, nun auch in offener Feldschlacht angegriffen. Es war bei Patay. Die Jungfrau fragte die Ritter mit lauter Stimme: „Habt ihr gute Sporen?“ Sie antworteten, keiner gedenke zu fliehen. Da ruft sie noch lauter: „Aber ihr werdet die Engländer jagen und eure Sporen brauchen.“ An diesem Tage wurde Talbot, der englische Heerführer, gefangen und es begann die Auflösung des zur Unterwerfung Frankreichs bestimmten englischen Heeres. Das ist der Tag der „blutigen Jagd von Patay“.

Es ist kein Wunder, daß in den Gemütern eine völlige Umstimmung stattfand; die verzagten Franzosen wurden voll Mut und zuversichtlicher Begeisterung, die Engländer verzagt. Alle aber, Freund und Feind, waren darin einig, daß eine übernatürliche Kraft von der ausgehe, welche die ganze Lage so schnell geändert hatte; nur leiteten die dem französischen Königshause Ergebenen diese Kraft von Gott, die Engländer aber vom Teufel ab. Den einen war die Jungfrau eine Heilige, eine Heldin und Prophetin, den andern eine Hexe. Das französische Heer wurde auch sittlich gekräftigt durch strenge Zucht und durch den moralischen Einfluß, der von der Jungfrau ausging. Sie war in der That eine wunderbare und edle Erscheinung. Ihre Ausdauer war erstaunlich. Zuweilen war sie von Morgen bis Abend in voller schwerer Rüstung zu Pferde; an kirchlichen Fasttagen und im Drang der Ereignisse genoß sie gewöhnlich erst abends etwas Brot in Wein und Wasser getaucht. Den Offizieren ihrer Umgebung gewöhnte sie das Fluchen und Schwören ab. Im Sturme der Schlacht und wenn es galt, die Gebote ihrer himmlischen

Stimmen geltend zu machen, war sie oft furchtbar, sonst aber milden, weichen Gemüts, so daß sie weinen konnte, wenn die Engländer ihre Ehre schmähten oder wenn sie Verwundete und Sterbende pflegte.

Eine große Schwierigkeit auf dem Zuge nach Rheims bildete die feste, feindliche Stadt Troyes, die dem König die Thore verschloß. In seinem Rate herrschte die Ansicht, da es unmöglich sei, Troyes zu nehmen, und verderblich, die mächtige Stadt im Rücken zu lassen, so bleibe nichts übrig als der Rückzug. Da trat die Jungfrau in den Kriegsrat und sprach: „Edler Dauphin, beratet nicht lange, gebietet anzugreifen; denn im Namen Gottes wird die Stadt Euer sein, mit Güte oder mit Gewalt, ehe drei Tage vergehen.“ So kam es auch. Die ganze Nacht schleppte das Heer, von der Jungfrau angefeuert, Reisbündel, Balken und dergleichen zusammen, um einen Teil der Stadtgräben auszufüllen. Am Morgen aber wurden die Bürger von Furcht ergriffen vor der unwiderstehlichen Macht der Jungfrau und es kam ein Vertrag zu stande, durch den die englische Besatzung freien Abzug erhielt. Auch Troyes war in des Königs Gewalt.

Endlich stand das Heer vor Rheims. Die fremde Besatzung zog ohne Schwertstreich ab und dem Könige wurden die Schlüssel der Stadt übermacht. Da kam es am 17. Juli 1429 zur feierlichen Krönung im Dome durch den Erzbischof von Rheims. Die Jungfrau stand am Hochaltar mit ihrem Banner. Nach der Krönung kniete sie zuerst vor dem Könige, umfaßte seine Füße und sprach in Thränen ausbrechend: „Edler König, nun ist das Wohlgefallen Gottes erfüllt, der da wollte, daß Ihr in Rheims einzoget, um die heilige Weihe zu empfangen, zum Erweise, daß Ihr der wahre König seid, dem Frankreich zugehört.“

Das ist der Höhepunkt ihres Lebens. Auch ihr Vater und ihr Oheim Laxart waren gekommen und freuten sich ihres Triumphes. Wenn man an das furchtbar tragische Schicksal der Jungfrau denkt, wie es die nächsten Jahre über sie brachten, so möchte man wünschen, es wäre ihr erspart geblieben und es wäre ihr, wie sie es wünschte, jetzt vergönnt gewesen, in ihre Heimat zurückzukehren, um ihre Tage in stiller Zurückgezogenheit zu vollbringen. Ihr eigentliches Werk, zu dem sie sich durch himmlische Stimmen berufen wußte, war ja vollbracht, und das Weitere, die Zurückeroberung von Paris und die Befreiung von ganz Frankreich war nur eine Frage der Zeit und notwendige Folge der bisherigen Thaten der Jungfrau. Es bedurfte der Wunder nicht mehr, menschliche Klugheit und Tapferkeit konnten das übrige vollenden. Sie selbst fühlte das. „Ich habe erfüllt, was der Herr mir aufgetragen hat, Orleans zu entsetzen und den König nach Rheims zu führen. Möchte es Gott gefallen, daß ich jetzt zurückkehre zu meinem Vater und zu meiner Mutter, ihnen zu dienen und ihre Herde zu weiden mit der Schwester und meinen Brüdern, die sich freuen würden, mich wieder zu sehen.“ — Allein das Leiden, das alles menschliche und christliche Heldentum krönen muß in dieser armen Welt, sollte auch der Johanna d'Arc nicht erspart bleiben. Der König und seine Räte wollten sie nicht ziehen lassen. Die menschliche Weisheit, die anfangs ihr begeistertes Wort, als es zum Kampfe rief, mit Hohn und Zweifel zurückgewiesen hatte und ihm nur zagend gefolgt war, legte sich nun in die Sache und wollte sie benutzen, auch dann noch,

als ihre eigentliche Sendung erloschen zu sein schien. Aus der Verzweiflung heraus war der Gehorsam der französischen Welt gegen die prophetische Leitung der Jungfrau geboren; aber mit der Wiederkehr des Glücks schwand der Gehorsam und die Hingebung und Eifersucht, Schlaffheit, Falschheit traten wieder hervor. In diesem Element des wieder auflebenden Weltsinns konnte die Jungfrau nichts Rechtes mehr schaffen. Sie sah sich gehindert, verwirrt, sie blieb, mehr in Gehorsam gegen ihre menschliche Umgebung, als gegen ihre himmlische Stimmen. Darum ist nach der Krönung in Rheims ihr höheres prophetisches Bewußtsein nicht mehr so klar und ungetrübt, so beständig und fest, so alles niederwerfend wie früher; es ist verwirrt durch menschliche Beweggründe und Einflüsse und eigene Auslegungen. — Man vergötterte sie, aber man folgte ihr nicht mehr, zumal, nachdem neue kriegerische Unternehmungen durch die Schuld des Königs und seiner Heerführer fehlgeschlagen waren. Sie sollte sich als ein merkwürdiges Kriegsbild herumführen lassen. Ist das alles nicht ein Anzeichen, daß ihre Sendung damals erloschen war? — Freilich machte sie nicht nur wie eine unfreiwillig Gefangene weiter mit, sondern, selbst innerlich befangen, aufgeregt, schwärmerisch. — So beginnt denn die zweite innerlich und äußerlich tragische Periode ihrer Geschichte, aus der sie aber, durch feurige Leiden geläutert, hervorging, um emporzusteigen zu jener „auserwählten Schar in weißen Kleidern und Siegespalmen in der Hand, die aus großer Trübsal gekommen und ihre Kleider gewaschen und weiß gemacht haben im Blute des Lammes".

Folgen wir nun der Jungfrau in ihrem Martyrium!

Der König, dessen Heer sich gemehrt hatte, so daß man sich auf dasselbe zu verlassen begann, zog gegen Paris. Daß auch Paris genommen werde, hatte ja Johanna geweissagt. Aber daß vor dem Sturme ausgestreut wurde, sie habe verheißen, noch diese Nacht in Paris zu schlafen, war Erfindung und Kriegslist, um den Mut der Truppen anzufeuern. „Der erste Graben beim Thore Saint-Honoré war überschritten, der zweite mit Wasser gefüllt. Unter einem Hagel von Geschoßen suchte man den Übergang zu bereiten und die Jungfrau prüfte mit der Lanze die Tiefe des Wassers. Da traf ein Wurfgeschoß ihren Schenkel, ihr Bannerträger fiel an ihrer Seite. Die Befehlshaber gaben das Zeichen zum Rückzuge. Die Jungfrau, durch ihre Wunde nicht unfähig, wollte nicht weichen und wurde fast mit Gewalt vom Kampfplatz gebracht. Grollend rief sie: „Bei Gott, der Platz wäre genommen worden, wenn wir fortgekämpft hätten!" An diesem Tage ist der Glaube an sie erschüttert worden, und Verwünschungen der Verwundeten trafen ihr Ohr."

Noch anderes mußte die Jungfrau entmutigen. In Saint-Denis, noch vor dem Sturme auf Paris, schlug sie „nach einer der Dirnen, welche sie unversöhnlich haßte, mit der flachen Klinge ihres geheiligten Schwertes," und die Klinge zersprang. Dies schien ein schlimmes Omen zu sein. — In St.-Denis wollte die Jungfrau nach dem Sturme bleiben, um es zu verteidigen; aber der König, der von der Belagerung von Paris ganz abstand, bestimmte sie, ihm nach der Loire zu folgen. Mit Betrübnis folgte sie, hing aber noch vorher ihre Waffen, das neue Schwert und den Harnisch in der Kathedrale von St.-Denis vor dem Reliquienschreine des Schutzheiligen Frankreichs auf, — vielleicht ein Zeichen ihrer damaligen Gemütsstimmung.

Sie nimmt freilich an weiteren kriegerischen und anderen Unternehmungen teil, von ihrer Umgebung und dem Zeitbewußtsein fortgerissen. So soll sie einen Drohbrief an die Hussiten geschrieben und dieselben gemahnt haben, reuig zur Kirche zurückzukehren. Man sagt, sie habe davon gesprochen, nach der Befreiung Frankreichs das heilige Land zu erobern. Sie soll sogar versprochen haben, über das päpstliche Schisma zu entscheiden und den rechtmäßigen Papst zu bezeichnen. Doch ist das nicht verbürgt. Dagegen kommen ihre Heiligen und ihre Stimmen kündigen ihr an, sie werde gefangen werden. Jene Heiligen bleiben sich in ihren Offenbarungen an sie gleich; dies zeugt für die Wahrheit ihres höheren Bewußtseins. Sie wird nicht zur Betrügerin; allein sie ist nun im Zwiespalt mit sich selbst, überhört oder mißdeutet ihre Stimmen.

Inzwischen wird die Stadt Compiegne von den Engländern bedrängt. Die Jungfrau wirft sich zum Schutz hinein, macht einen Ausfall, dringt zu weit vor; der Rückzug, den sie deckt, wird zur wilden Flucht, und als sie die Brücke erreicht, war von dem verworfenen Kommandanten Flovy, vielleicht aus Neid, das Fallgatter schon heruntergelassen. Johanna wird gefangen. Es war am 23. Mai 1430. Im Lager der Engländer ist großer Triumph, in Paris Freudenfeuer. Sie selbst schaudert vor der Auslieferung an die Feinde. Im hohen festen Turm zu Beaurevoir verwahrt, ist sie „wie ein Vogel, der im Heimweh nach der Freiheit sich das Köpfchen am Käfig zerstößt“ und sie stürzt sich gegen die Abmahnung ihrer Stimmen hinab vom Turm. Im Dezember 1430 wird Johanna nach Rouen gebracht, in Ketten gelegt zwischen rohen Soldaten und nun vor ein geistliches Gericht von 60 Gelehrten, Theologen und Juristen gestellt, die im Solde der Engländer den Heiligenschein der Jungfrau nehmen und sie als Hexe und all ihr Werk als Teufelsspuk erklären sollen, damit der Zauber schwinde, den Franzosen der Mut, den Engländern der Schrecken vergehe.

Den der Jungfrau gemachten Prozeß, durch den das todbringende Wort „Ketzer“ über sie ausgesprochen werden sollte, charakterisiert J. P. Lange also: „Der Prozeß kann an Schamlosigkeit und Niederträchtigkeit kaum überboten werden. Die gerichtlich eingezogenen, günstigen Zeugnisse aus der Heimat unbeachtet, die Ermittlung ihrer Jungfrauschaft (nach damaligem Volksglauben ein entscheidender Umstand, da über eine reine Jungfrau der Satan keine Gewalt habe) unterdrückt, die von ihrer Unschuld und ihren klugen Antworten zum Teil eingenommenen Richter eingeschüchtert und terrorisiert, die Unglückliche mit den verfänglichsten Fragen gefoltert, endlich die Akten verstümmelt und auf diese verfälschten Akten hin Gutachten eingeholt, ihre Appellation an den Papst und an das Basler Konzil, worauf sie ein mitleidiger Mönch führte, für nichts geachtet und endlich verdammt, mit der Begründung, daß sie wider 5. Mose 22, 5 Männerkleidung trage und Verkehr mit bösen Geistern gepflogen habe.“

Von allen verlassen (König Karl VII. rührte sich nicht und der Erzbischof von Rheims verkündigte seiner Stadt, Gott habe sie wegen ihres Stolzes dahingegeben) mußte sie sich selber helfen. Mit Klugheit und oft auch als warnende Prophetin hat sie ihren Richtern geantwortet. Gefragt, warum sie vor andern solcher Erscheinungen gewürdigt sei, — antwortete sie: „Weil es Gott gefallen hat, durch ein

einfältiges Mädchen zu wirken, um die Feinde des Königs zu beschämen." — Da die Kirche nicht erlaubte, daß jemand seines Heils vollkommen sicher sei, so fragte man sie, ob sie gewiß sei, sich im Stande der Gnade zu befinden? — Sie erwidert: „Wenn ich nicht darin bin, bitte ich Gott, mich darein zu versetzen; wenn ich darin bin, mich darin zu erhalten; denn ich wollte lieber sterben, als nicht in der Liebe Gottes sein." — Man fragte, ob sie nicht ihren Leuten gesagt habe, daß sie die Pfeile der Engländer ablenken werde? — Sie antwortete: „Viele wurden verwundet an meiner Seite und ich selbst auch." — Befragt über den Ausgang des Prozesses, ob ihr darüber etwas geoffenbart sei, antwortete sie: „Die Heiligen haben mir verkündet, daß mir geholfen werde. Sie sagten: Nimm alles geduldig hin, gräme dich nicht um dein Märtyrertum, du wirst dadurch endlich eingehen ins Paradies. Die Engländer wollen mich sterben lassen, weil sie glauben, nach meinem Tode Frankreich zu gewinnen. Aber wären dieser Goddams auch 100 000 mehr, sie werden Frankreich doch nicht gewinnen." — Waren die Richter der Jungfrau auch Franzosen, so waren sie doch feindlich, englisch-burgundisch gesinnt, und der Vorsitzer des Gerichts, der Bischof von Beauvais, haßte seine Gefangene, weil er durch ihre Kriegsthaten von seinem Bistum vertrieben worden war. Indessen stand die Absicht der Feinde nicht allein auf ihren Tod, sondern fast noch mehr darauf, daß sie selbst durch einen Widerruf ihr Leben und ihre Werke verdamme.

Die Angeklagte hatte einen schweren Stand. Ihre Richter waren meistens geistliche Vertreter der Kirche, an der sie doch hing, und diese erklärten nun im Namen der Kirche, daß ihre vermeintlichen Heiligen böse Geister und sie selbst das Werkzeug des Satans gewesen sei. Ob sie sich nicht der Kirche unterwerfen wolle? Das Gegenteil wäre ketzerisch. — Sie antwortete: „Ich bin eine gute Christin, bin richtig getauft und will als gute Christin sterben. Ich glaube an alle Artikel des Glaubens und an die zehn Gebote; ich liebe die Kirche. Aber was meine Thaten für Frankreich betrifft, so muß ich mich allein an den König des Himmels halten; Er hat mich gesandt."

Am 24. Mai 1431 auf einem Kirchhofe bei Rouen fand vor einer unabsehbaren Volksmenge das öffentliche Schlußverfahren statt. Johanna befand sich auf einem Gerüste. Man fragte sie, ob sie alle ihre Worte und Werke, die das Gericht verdammt, widerrufen wolle; im andern Falle werde sie verbrannt. Man zeigt ihr den Henker, der auf angeschirrtem Wagen bereit steht, sie zum Scheiterhaufen zu führen. Da bricht ihr Mut zusammen. „Ich will lieber widerrufen, als verbrannt werden," erklärt sie. „Haben die Männer der Kirche entschieden, daß die Erscheinungen, die ich gehabt, nicht behauptet werden können, so will ich sie nicht behaupten." Sie sprach eine Abschwörungsformel nach mit einem Lächeln, einem Lächeln der Verzweiflung oder der Verachtung der elenden Welt. Die Abschwörungsformel unterzeichnete sie zuerst mit einer Null, dann unter fremder Handführung mit einem Kreuz. Nun wurde nicht Ausstoßung aus der Kirche und Feuertod, wohl aber ewiges Gefängnis über die Arme als Strafe ausgesprochen. Über diesen Urteilsspruch wüteten die Engländer, die sie gerne ganz vernichtet hätten; doch ein Richter tröstete sie: „Seid ohne Sorge, wir werden sie wiederfinden."

Johanna befand sich wieder im Gefängnis und ließ sich geduldig ein Frauenkleid anlegen. Aber durch Zurücklassung der ritterlichen Kleider hat man die Versuchung zum Rückfall ihr nahe gelegt. Ihr Beichtvater hat sodann bezeugt, sie habe ihm geklagt, ein großer englischer Lord habe ihr Gewalt anthun wollen und in diesem Kampfe sei sie mißhandelt und geschlagen worden, so daß er, der Beichtvater, sie außer sich, entstellt, das Gesicht voll Thränen, getroffen habe. Gegen solche Gewaltthaten suchte sie Schutz in der Männer- oder Ritterkleidung. — Es wurde dem Bischof gemeldet, die Jungfrau trage wieder Männerkleider. Er und andere Richter besuchten sie im Gefängnis, befragten sie wieder, u. a. auch, ob sie glaube, daß jene Stimmen, die ihr erschienen, von Seiten Gottes gekommen? Sie antwortete: „Ja, sie sind von Gott." Darauf aufmerksam gemacht, daß sie doch vor Gericht das Gegenteil erklärt habe, erklärte sie: „Was ich damals gesagt, ist gegen die Wahrheit, nur aus Furcht vor dem Feuer." — Damit war ihr Schicksal entschieden. Als der Bischof aus dem Kerker trat, sagte er zu den draußen versammelten Engländern: „Farewell, es ist um sie geschehen, thut euch gütlich." — Sie wurde nun definitiv zum Feuertode verurteilt.

Als Jeanne d'Arc am Morgen des 30. Mai 1431 erwachte, wußte sie noch nicht, daß sie heute sterben sollte. Der Predigermönch Martin Ladvenü trat ins Gefängnis, um sie vorzubereiten. Noch hielt er mit dem furchtbaren Geheimnis zurück. Die Jungfrau sprach ihre Sehnsucht aus nach dem Leibe des HErrn und empfing das lang entbehrte Sakrament unter vielen Thränen. Dann wurde ihr gesagt, daß ihre Sterbestunde gekommen sei und sie sterben werde. Sie schrie auf in lautem Jammer: „Wehe mir! Es ist entsetzlich, daß mein frischer junger Leib, der nie befleckt worden ist, heute vernichtet und zu Asche werden soll! Ach, eher wollte ich siebenmal enthauptet werden als verbrannt!" — Allmählich aber faßte sie sich in Geduld, in Gebet und im Vertrauen zu Gott, noch jenen Abend im Paradiese zu sein. Dem Bischof, der sie zu sehen kam, sagte sie: „Bischof, ich sterbe durch euch; ich berufe mich von euch auf Gott."

Um die neunte Stunde morgens wurde Johanna in einem Karren von 700 Soldaten auf den Altmarkt von Rouen geführt. Sie trug ein Frauengewand und die Ketzermütze mit der Inschrift: „Ketzerisch, rückfällig, abtrünnig, abgöttisch." Das Urteil der Kirche, das auf der Richtstätte verlesen wurde, schloß mit der gewohnten heuchlerischen Formel: „Wir stoßen dich aus dem Schoße der Kirche und übergeben dich der weltlichen Gewalt, mit der Bitte, dich mild und menschlich zu behandeln, mit dem Tode und der Verstümmelung der Glieder dich zu verschonen." — Und doch war der weltliche Richter bei Strafe, selbst für ketzerisch gehalten zu werden, verpflichtet, die so von der Kirche ausgestoßenen und ihm übergebenen „Ketzer" sofort verbrennen zu lassen, wozu ja alles vorbereitet war. — Auf der Todesstätte angelangt, empfing die Märtyrerin noch knieend die Tröstungen des Christentums. Sie verlangte nach einem Kreuz, und ein mitleidiger Engländer machte ihr ein solches aus Stücken seines Stockes; sie küßte es ehrerbietig und verbarg es auf ihrem Herzen. Auch bat sie einen Priester, daß er aus der nahen Kirche das Kruzifix hole und ihr das Kreuz, an dem ihr Gott gehangen, gerade

vor die Augen halte, bis sie sterbe. Ihre letzten Worte waren Laute des Mitleids über Rouen, wo sie sterben müsse, und Versicherungen, durch die Stimmen nicht getäuscht zu sein und was sie gethan, auf Gottes Gebot gethan zu haben. Sie bat alle um Verzeihung; auch sie vergebe das Übel, das man ihr angethan. Zuletzt rief sie zu Gott um Erlösung.

„Der Predigermönch stieg mit ihr auf den Scheiterhaufen. An dem Pfahle, der über ihn hinausragte, wurde sie festgebunden. Langsam züngelten die Flammen aus der Tiefe und sie mahnte den Mönch, sich zu retten. Ihr letztes Wort war der Name des Erlösers. Die Lilie Frankreichs steht in der versengenden Glut, bis sie zusammensinkt in Rauch und Flammen." Am längsten trotzte den Flammen das volle blutende Herz.

„Wir sind alle verloren," sagte auf dem Rückweg ein englischer Kanzler, „wir haben eine Heilige verbrannt, deren Seele bei Gott ist." Mit den Engländern ging es rückwärts. Sieben Jahre später verloren sie Paris, zehn Jahre darauf fiel auch Rouen an den französischen König zurück und 26 Jahre nach dem Tode der Jungfrau wehte das Lilienbanner Frankreichs von den Wällen von Calais, der letzten Stadt, welche die Engländer inne gehabt. Frankreich war wieder sein eigen geworden.

Und die Jungfrau? Ja, sie war untergegangen für diese Welt, um aufzugehen zu Gott. Es ist hier nicht der Ort, psychologisch und religions-philosophisch ihre wunderbaren Erscheinungen zu erklären. Aber soviel steht mir fest: Christus war ihr nicht fern; es war ein göttlicher Ruf und Beruf, dem sie gefolgt ist. Es ist nicht bloß ihre eigene hohe Seele, die, ihr unbewußt, als Stimmen und Erscheinungen der Heiligen sie leitet; es ist eine übernatürliche Welt, aus der sie Offenbarungen und Antriebe erhält. Ohne das wäre gar manches, wie die Anzeige des für sie bestimmten, in der Kirche zu Fierbois aufgegrabenen Schwertes, — das Auffahren aus dem Schlafe zu Orleans mit den Worten: „Das Blut der unseren fließt," die bestimmte Voraussage des Entsatzes von Orleans und der so baldigen Krönung in Rheims, überhaupt der ganze Erfolg nicht zu erklären. — Dazu ist ihr ganzes Leben christlich edel, voll Zucht, Demut, Gehorsam, Reinheit, Liebe und Barmherzigkeit. Ihr innerstes Bewußtsein ist der Wahrheit und dem Himmel ergeben. — Auf der Erde und in der Kirche aber sieht es traurig aus, daß solche vom Geiste getriebenen Personen von den einen für Ketzer erklärt und verfolgt, von den anderen benutzt und in der Not verlassen werden. Es ist das alte grausame Wort: Ist er von Gott, so steige er vom Kreuze herab. Für die Unglückliche bleibt uns der Trost, daß man an dem Kreuze aufsteigt zur inneren und zur ewigen Verklärung.

Savonarola.

Savonarola ist Italiens Prophet und Reformator gewesen. Reformator jedoch nur in dem Sinne, daß er die baldige Erneuerung der Kirche voraussagte und sie in einem einzelnen Staatswesen, in Florenz versuchte, über dem Versuche aber als Märtyrer fiel. Seine Geschichte ist überaus tragisch; er hatte mit gewaltigen Mächten zu kämpfen und stand ihnen gegenüber ganz allein. Er stand mitten in dem leichtsinnigen, lasterhaften Italien, im Zeitalter des frivolen aufklärenden Humanismus, der an Stelle der Religion Wissenschaft und Kunst setzte, in der Nähe des Sitzes der römischen Hierarchie, die damals so gar verdorben und zugleich so mächtig war. Wie groß mußte des Propheten Mut, Geisteskraft und Begeisterung sein, daß er eine Zeit lang einen ganzen Staat, in welchem jene feindlichen und verderblichen Mächte ihren Hauptsitz hatten, mit sich fortriß und total beherrschte! Wie tief muß auch nach seinem Tode der Eindruck der Heiligkeit seiner Sache gewesen sein, daß er in der Folge nicht nur bei Protestanten, sondern auch bei guten Katholiken in hohen Ehren stand. Der heilige Philipp Neri hatte Savonarolas Bild mit dem Heiligenschein in seiner Hauskapelle. Sogar die Jesuiten erklärten sich bereit, Savonarola in das Pantheon der Seligen aufzunehmen, wenn der apostolische Stuhl es genehmigen würde. Und Luther in einer Vorrede zu einer Schrift Savonarolas sagt: „Es durfte sich der damalige Antichrist Hoffnung machen, das Andenken dieses so großen Mannes würde erlöschen, auch unter dem Fluche sein; aber siehe, er lebt und sein Gedächtnis ist im Segen.“ — Möge denn die Betrachtung seines Lebens, seines Wirkens und seiner Treue bis in den Tod auch uns gesegnet sein!

Savonarola stammte aus einem alten edlen Geschlechte. Sein Großvater stand als Arzt und Naturforscher am Hofe der Este in großem Ansehen, und auch er selbst schien zu einer glänzenden Stellung in der Welt bestimmt. Aber der Jüngling, bereits geachtet in dem glänzenden und freudenreichen Ferrara durch seine großen Gaben und sein reiches Wissen, entsagte der Welt, entfloh aus dem väterlichen Hause und wurde Mönch. Im Dominikanerkloster zu Bologna suchte er Ruhe und Schutz gegen das Verderben der Welt und erst nachdem ihn die Klostermauern aufgenommen, meldete er seiner Familie seinen Schritt. Aber wie

Luther, der Ähnliches auf ähnlichem Wege gesucht, fand Savonarola die Welt auch im Kloster sowie im eigenen Herzen wieder. Doch hielt er aus und blieb ein Mönch. Er suchte Ruhe für seine Seele und Freiheit von den Sorgen der Welt, geht aber, auch hierin Luther ähnlich, einem bewegten Leben entgegen. In seiner Jugendneigung zu einem Nachbarskinde, der Tochter aus dem großen Hause der Strozzi, zurückgewiesen, will er, wie er nach Hause schreibt, die Armut zu seiner Braut erwählen, den Leib dran geben, um die Seele zu retten; auf ihm liege ein herber Schmerz, seine Sinne streiten gegen seine Vernunft und bereiten ihm noch schwere Kämpfe; der Vater möge die Mutter trösten, beider Segen mit ihm sein, der allezeit der Eltern im Gebet will eingedenk sein. Sein liebstes Besitztum ist ein elfenbeinerner Totenschädel, den er brauche, um die Regungen des Ehrgeizes zu dämpfen. Im Kloster zu Bologna verbringt Savonarola 14 stille Jahre, die er mit theologischen Studien, mit Vorlesungen über Theologie und Philosophie vor jungen Mönchen, mit religiösen Übungen und mit Predigen ausfüllte. Seine schwache, heisere Stimme scheint aber damals noch keine besondere Macht ausgeübt zu haben; es war die Zeit des Ausreifens und der stillen, geduldigen Vorbereitung für eine spätere, größere Thätigkeit. Doch haben wir ein Beispiel seines merkwürdigen persönlichen Einflusses in folgendem: Als er einst auf dem Po reiste, waren 18 Soldaten mit ihm auf dem Schiffe. Diese trieben in wilder Lust gottlosen Mutwillen und führten schandbare und lästerliche Reden. Savonarola bat, sie möchten ihn nur eine halbe Stunde ruhig anhören, und dann thun, was sie wollten. Sie gingen es ein, und noch war die halbe Stunde nicht verlaufen, als 11 der Soldaten in Thränen zu seinen Füßen lagen und reuig ihre Sünden bekannten. — Den Kampf mit der Sünde führte Savonarola hauptsächlich vermittelst der Waffen des Gebetes und der Heiligen Schrift. In der Heiligen Schrift fand sein, dem Ewigen zugewandtes Gemüt volle Befriedigung. Aus seiner eigenen Erfahrung, die er in der stillen Klosterzelle zu Bologna gemacht, ist folgende herrliche Anweisung zum Schriftlesen geflossen:

„Niemand kann die Schrift verstehen, er sei gelehrt oder ungelehrt, wenn ihm das Licht fehlt, aus dem sie hervorging; daher nahe sich ihr jeder mit gereinigtem Herzen. Sie, die von den höchsten Dingen handelt, fordert die höchste Sammlung des Geistes. Wer Segen von ihr will, der entschlage sich wie seiner Sünden so aller weltlichen Gedanken und mache sich im einsamen Gemach mit Glauben und Demut an ihre Lesung, nachdem er zu Gott um Erleuchtung gebetet. So wird er zum rechten Verständnis kommen und wird, was er gelesen, in sich erfahren, indem er an guten Thaten den Wert der Schriftgeheimnisse erprobt. Heller als aus gelehrten Erklärungen wird ihm das Verständnis aus dem verheißenen höheren Lichte kommen, und seine Erfahrungen werden die Gänge sein, durch welche ihm dieses Licht zuströmt. Man lese nur nicht eilig, sondern sorgfältig betrachte man jedes Wort, bis der Inhalt einem erst buchstäblich vertraut wird. Hat man diesen inne, so dringe man durch Nachdenken tiefer in den Sinn, glaube zuversichtlich an alles Gelesene, da der, der das Wort eingab, nicht irren kann. Aber wissen, ohne hernach zu thun, hat keinen Wert. Ist dir daher der Sinn aufgeschlossen, so bitte Gott, daß Er dich gnadenvoll zur Liebe führe und zur That."

Im 37. Lebensjahre, anno 1490, wurde Savonarola von seinen Ordensobern nach Florenz versetzt, in dessen Dominikanerkloster er die neuangehenden Mönche, die sogenannten Novizen, unterrichten sollte. Seine Vorträge begann er im Klostergarten unter einem Rosenstrauche; als aber auch Weltliche hinzukamen und die Zahl groß wurde, zog man in die Klosterkirche, und auch diese konnte bald die Menge derer nicht fassen, die ihn zu hören begehrten. Was Savonarola lehrte, war die Frucht tiefen Nachdenkens, langen Kämpfens und eigener Überzeugung. Er hatte die Wahrheit in der Heiligen Schrift und den Frieden seiner Seele in der Hingabe an den gekreuzigten Heiland gefunden, und seine eigene Erfahrung gab ihm die Überzeugung, daß das Heil auch der andern, des ganzen Volkes, nur auf gleichem Wege gefunden werden könne. Sollten die Zustände des Volkes besser werden, so mußte das Volk selbst besser werden, und sollte das Volk besser werden, so mußte es zu Christus kommen und von den eingerissenen Mißbräuchen weg zur Heiligen Schrift sich wenden. Darum predigte Savonarola wie Johannes der Täufer Buße zur Vergebung der Sünden. Aus den alten Propheten Israels hatte er die Ordnung erkannt, die Gott mit den Völkern wie mit den Einzelnen zu halten pflegt, und nach dieser Ordnung gehen dem Heil schwere Gerichte voran. Dies erkannte Savonarola mit klarem Geiste auch in Bezug auf sein geliebtes Italien. Mit noch größerer Liebe hing Savonarola an der Kirche Christi. Der Kirche aber fehle der Glaube, ohne den sie nichts vermöge. Der HErr aber sei seines Leibes Heiland und werde sein Volk und seine Sache nicht verlassen, sondern die Kirche wieder herstellen und das bald. — Die Hilfe könne nur von Gott kommen. In der That erfüllte der Gedanke einer Reformation der Kirche

Savonarola.

das ganze 15. Jahrhundert. Alle die drei großen Kirchenversammlungen dieses Jahrhunderts zu Konstanz, Basel und Pisa haben sich mit diesem Gedanken befaßt, waren aber gescheitert an der Selbstsucht derer, welche in den kirchlichen Mißbräuchen ihren Vorteil fanden. Bei Savonarola war es anders. In seinem Herzen brannte die Sehnsucht nach dieser Reformation der Kirche, und er ist ihr letzter Prophet geworden. Er hat mit ungeheurer Schärfe, Offenheit und Wahrheit die Schäden der Kirche und der Geistlichkeit aufgedeckt. Er kannte und schilderte seine Zeit und das menschliche Herz also, daß die Zuhörer im innersten Gewissen ihm Recht geben und zufallen mußten; ja manche fanden so sehr ihr Innerstes aufgedeckt und sich getroffen, daß sie meinten, ihre Beichtväter hätten ihm ihre Bekenntnisse mitgeteilt. Von der Entartung aller Stände entwirft Savonarola in seinen Predigten ein düsteres Bild. Hauptschuld sei die Entartung des Priesterstandes, der für das Gelübde der Entsagung sich entschädige mit geheimer, verbrecherischer Lust. Alles in der Kirche sei feil geworden. „Unsere Prälaten haben Feste des Teufels eingeführt. Sie glauben nicht an Gott, sie treiben Scherz mit den Geheimnissen unserer Religion. O HErr, mach' Dich auf! Vergiß nicht Deiner Kirche! Erhebe Dich, sie zu befreien aus den Händen der Teufel, der Tyrannen, der bösen Prälaten."

Auch in Bezug auf die Lehre hat Savonarola „in das Morgenrot der Gedanken hineingeschaut, aus denen nachmals die Reformation hervorgegangen ist". Denn er lehrte, die Heilige Schrift führe zu Christus hin, nicht zu den Heiligen, nicht zur Jungfrau Maria. „Wenn Christus dich nicht absolviert, was hilft dir alle andere Absolution?" Das Heil kommt nicht aus den Werken, wie sie die Kirche gebietet nach ihren jüdischen Satzungen und ihrem verfeinerten Heidentum, sondern aus der Hingabe des Herzens an den Erlöser, aus dem Glauben. In einer Predigt auf Himmelfahrt sagt Savonarola: „Wisse, o Mensch, daß auch du zum Paradiese gehen kannst, wenn du nur willst, denn Christus ist uns dorthin vorangegangen, um uns nach sich zu ziehen. Wo das Haupt, da seine Glieder. Aber wisse auch: Nicht durch deine Natur, nicht durch Gold und Silber, nicht durch deine Tugenden gelangst du dorthin. — Wende dich hin zu dem Gekreuzigten und schaue seine Liebe an, mit der Er sterben wollte, damit du gerettet würdest. Traue Ihm, Er wird dein gebeugtes Herz aufrichten. Er wird dir helfen, ob du auch viel tausendmal gesündigt. Er wird dir vergeben wie dem Schächer am Kreuze; glaube nur, verzage nicht! Fühle deiner Sünden ganzen Schmerz, gelobe, nie mehr zu ihnen zurückzukehren, stärke dich durch das Mahl Christi!" — Die Übungen des Mönchtums, Fasten und dergleichen, setzte Savonarola fort und verschärfte sie sogar, aber er sprach ihnen alle Verdienstlichkeit vor Gott ab. Selig werden wir allein durch die Gnade des Einigen Mittlers, Jesu Christi. „Es mögen alle Gerechte kommen, die auf Erden und im Himmel sind; wir wollen sie fragen, ob sie selig wurden durch eigene Tugend. Mit einem Munde werden sie allzumal bekennen: „Nicht uns, o HErr, Deinem Namen gieb Ehre über Deine Erbarmung und Deine Wahrheit." Nicht ihr Arm hat sie gerettet, es war Sein Arm. Nicht durch ihr Verdienst, nicht durch ihr Werk sind sie gerettet, auf daß sich nicht jemand rühme. Sie waren alle

Sünder, wie wir es sind. Aber es ist Ein Mittler zwischen Gott und Menschen, Jesus Christus, welcher bleibt in Ewigkeit."

Die Wirkung der Bußpredigt Savonarolas in Florenz war erstaunlich. — Wenn er das dunkle Geheimnis der Herzen offenbarte, das gänzliche Abgekommensein von der Seligkeit göttlicher Liebe und Gemeinschaft, den niedrigen Zustand der Gläubigen selbst schilderte, die wohl Gutes thun, aber nicht Übels leiden wollten, so wurden die Menschen oft von Schauder ergriffen und brachen in lautes Weinen aus. „Seine strengen Forderungen ergriffen die Gewissen, seine Bilder und Visionen die Phantasie, seine düsteren Drohungen die Gefühle des Volkes. Der Mann, der uns einige der frei aus dem Herzen strömenden Predigten Savonarolas aufbewahrt hat, bemerkt zuweilen, daß er vom Feuer der Rede hingerissen oder vor Thränen den Schluß nicht aufgezeichnet habe." — Die Klosterkirche wurde bald zu eng, und in die weiten Hallen des Doms mußte man Gerüste bauen, um die Menge des Volkes zu fassen, das in der Nacht auch vom Gebirge herabzog, um das Wort des Lebens zu hören.

Es konnte nicht anders sein, als daß die ernste Wirksamkeit Savonarolas früher oder später in Konflikt geriet mit den Mächten, die bisher das öffentliche Leben des florentinischen Staates beherrscht hatten. Florenz war damals eine Republik; doch hatte das Haus Medici ein fürstliches Ansehen und übte eine den Gesetzen des Landes zuwiderlaufende Herrschaft aus. Cosimo dei Medici hatte als Kaufmann den bereits ererbten väterlichen Reichtum ins Unermeßliche gesteigert, so sehr, daß der Papst und viele Fürsten seine Schuldner waren und von ihm bares Geld bezogen gegen Verpfändung von Staatseinkünften, Bergwerken rc. Seine Schiffe brachten die Reichtümer des Morgenlandes, eine Menge Menschen stand in seinen Diensten, und wer bedürftig, talentvoll oder angesehen war, dem stand seine Kasse zu Darlehen offen. Obschon die demokratischen Formen des Staates blieben, beherrschte das Haus Medici thatsächlich alle Wahlen und den ganzen Staat. Florenz, schon früher eine mächtige Stadt, hervorragend durch Handel, Kunst und Wissenschaft, berühmt durch seinen Dom, dessen Kuppel wie ein Wunder hoch in den Lüften schwebt, und durch Dante's göttliche Komödie, wurde nun zum Mittelpunkt Italiens, hauptsächlich durch das Verdienst der Mediceer, die Kunst und Wissenschaft beförderten, prachtvolle Bauten für öffentlichen Gebrauch aus ihrer Privatkasse aufführten und die Beziehungen zu den andern Staaten Italiens vermittelten. Aber der Hof der Mediceer war es auch, von welchem viel heidnischer Unglaube und eine wollüstige Verweichlichung der Sitten sich weithin verbreitete. In der Mediceischen, wie in jeder Geldherrschaft lag etwas, das die Gemüter niedrig macht und geistlich und moralisch herabdrückt, so daß weder Kunst noch Wissenschaft ausreicht, sie wieder emporzuleiten.

„In dieses selbstzufriedene Dasein nun warf Savonarola das Gefühl der Öde und Nichtigkeit." Der Gegensatz dieses strengen Asceten zu all dieser angebeteten weltlichen Herrlichkeit war auch gar zu groß. Ohne Ansehen der Person strafte Savonarola die Sünde bei Hoch und Niedrig; weder Rom noch das Haus Medici blieb verschont. Um ihn zum Schweigen oder zu größerer Rücksichtnahme zu bringen,

wurden ihm lockende Anerbietungen gemacht. Lorenzo, Cosimos Enkel, das damalige Haupt des Mediceischen Hauses, versuchte es mit Geschenken, ließ auch eine große Summe von Goldstücken in die Kasse des Benediktinerklosters legen, dessen Prior Savonarola geworden war; Savonarola verteilte es unter die Armen der Stadt. Der Papst bot ihm den Kardinalshut an. Savonarola antwortete: „Da sei Gott vor, daß ich seinem Auftrag untreu werde; ich begehre keinen andern roten Hut als den des Märtyrertums mit meinem eigenen Blute gefärbt.“ — Auch Drohungen vermochten nichts über ihn. Man sagte ihm, Lorenzo werde ihn des Landes verweisen. Savonarola antwortete: „Ich sorge nicht darum; euer Land ist wie ein Linsenkorn gegen die übrige Erde. Aber das mag Lorenzo wissen: Er ist der erste des Staates und ich nur ein fremder, armer Mönch. Aber ich werde bleiben und er wird gehen müssen.“ — Dies erfüllte sich bald. Ein schleichendes Fieber ergriff Lorenzo. Er fühlte sein Ende herannahen. Jetzt ließen ihn Reichtum und Künste und Wissenschaften kalt. Sie verschönern wohl das Leben auf Erden, erhöhen oft auch und üben die Kraft des Geistes und des Gemütes, vermögen aber nicht zu trösten an den Pforten der Ewigkeit. So ließ denn Lorenzo den Savonarola an sein Krankenlager rufen und fragte ihn, wie er selig werden könne. Dieser erklärte, vor allem müsse er einen starken und lebendigen Glauben fassen, daß Gott ihm seine Sünden vergeben wolle und könne, auch müsse er alles ungerecht erworbene Gut zurückerstatten. Dazu mochte sich Lorenzo noch verstehen; nicht aber zu der dritten Forderung, die unrechtmäßige Macht seines Hauses im Staate aufzugeben. Er legte sich auf die Seite und Savonarola schied von ihm. Lorenzo starb bald nachher, ohne daß die beiden Männer sich wieder gesehen hätten.

Ihm folgte in der Herrschaft sein Sohn Pietro Medici. Aber was Savonarola prophetisch verkündet hatte, daß das Schwert des HErrn die Sünden der Staaten strafen, und dabei auch die Mediceische Herrschaft untergehen werde, daß ein König vom Norden über die Berge kommen werde, um die Tyrannen Italiens zu züchtigen, — das erfüllte sich merkwürdigerweise bald, obschon Savonarola es in einer Zeit tiefen Friedens gepredigt hatte. Im Jahre 1494 kam König Karl VIII. von Frankreich mit einem mächtigen Heere über die Alpen und dies war der Anfang der Erschütterung aller Staatsverhältnisse Italiens. Es galt zunächst dem Königreich Neapel, auf welches Karl VIII. Erbansprüche zu haben glaubte. Da aber Pietro Medici mit Neapel eng verbunden war, so zog das französische Heer auch gegen Toskana und dessen Hauptstadt Florenz feindselig heran. Pietro und die Mediceer, gegen welche die Unzufriedenheit der Bürger in helle Flammen ausgebrochen war, flohen. Das Volk, mit der Regierung (Signora) an der Spitze, erklärt sie für Verräter, setzt einen Preis auf ihre Köpfe und bemächtigt sich ihrer Reichtümer und Kunstschätze. An den französischen König aber wird eine Gesandtschaft geschickt, den Prior vom Kloster San Marco, Savonarola, an der Spitze; ein Bündnis kommt zum Abschluß und die Franzosen ziehen ab.

Nun ist, nach dem Sturze der Mediceer, Savonarola das geistige Haupt der Republik. Zwar bleibt er nach wie vor der arme Mönch, betet, fastet, sinnt

und schreibt in seiner Zelle, predigt in seiner Kirche und maßt sich keine weltliche Gewalt an. Aber das unbegrenzte Vertrauen des Volkes, der nun zur Herrschaft gelangten Partei, die in Savonarola einen heiligen Mann und Propheten sieht, läßt sich von seinem Geist und Worte leiten, so daß thatsächlich doch in allen wichtigen Angelegenheiten und Ordnungen des Staates sein Wort entschied. Auf seinen Rat wurde die alte freie Verfassung des Staates wieder hergestellt, aller Üppigkeit gewehrt und auf Strenge der Sitten gedrungen. Florenz sollte nach seinen Gedanken ein Gottesstaat werden und der Mittelpunkt zur Erneuerung der Kirche und zur Belebung christlicher Sitte unter den Völkern. Zu einer in den Dom berufenen Volksversammlung redete Savonarola wie ein Volkstribun und Prophet von der wahren Staatsverfassung. Er sagte u. a.: „Gott allein will dein König sein, o Florenz. Der Staat soll fortan gegründet sein auf Gottesfurcht und Gemeinsinn. Das Prinzip des weltlichen Staates ist Selbstsucht, das des Gottesstaates die Liebe zu Gott und zum Nächsten. Ein Reich ist um so stärker, je geistiger es ist, und um so geistiger, je fester es sich Gott anschließt. Im Frieden mit Gott, o Florenz, wirst du reich sein an zeitlichen und geistigen Gütern und die Flügel deiner Größe ausbreiten über die Welt."

Das Wort schlug beim Volke ein als ein Wort vom Himmel; denn mit Recht sagt ein Geschichtsschreiber: Nichts ist so mächtig die Massen zu gewinnen als die Beredsamkeit eines heilig geachteten Mannes, der die Sache der Freiheit führt. Die Staatsumwälzung von Florenz in christlichem Sinne begann, und zeitgenössische Geschichtsschreiber und Staatsmänner Italiens wie Guicciardini und selbst Machiavelli zeugen mit Verwunderung von der sittlichen Macht des Mönches, wie unrechtmäßig erworbenes Gut herausgegeben wurde, wie Todfeinde sich versöhnten und eine wunderbare Liebe des irdischen und des himmlischen Vaterlandes die Menschen erfüllt habe. — In der Weltentsagung ging Savonarola allen voran. Von seinen Mönchen forderte er nicht nur äußere Armut und Besitzlosigkeit, sondern auch jene geistige Armut, die auf alles geistreiche Wesen verzichtet und „ihren Schatz, am Fuße des Kreuzes gefunden, im Himmel hat". — In solcher Gesinnung wurde Savonarola unterstützt durch zwei vertraute Mönche, Fra Domenico und Silvestro Maruffi, die so gläubig an ihn waren, daß sie sagten, eher würden die Engel fallen, als daß das von Savonarola Verkündete sich nicht erfülle. In die Klostergemeinde traten viele Söhne edler Familien, so daß sie sich unter der Leitung Fra Girolamos Savonarola bis auf 250 Seelen vermehrte. In Florenz hatten nun frivole Festlichkeiten, auch Spiel und Tanz, ein Ende. Sogar Kinder, von Savonarola angeregt, machten einen „Kinderbund", nahmen den Spielern Karten und Würfel weg und baten um Geld für die Armen. Vor dem Karneval (Fastnacht), der bis dahin in ausgelassener Lust und blutigen Händeln begangen worden war, ging die Jugend in die Häuser und bat, man solle ihnen das Anathema, d. h. das Verfluchte, verabfolgen. Dies geschah von den Meisten. Man lieferte ihnen Karten, Würfel, Schminke, falsche Haare, liederliche Bücher, Masken, alles mögliche aus. Aus dem allem wurde am Dienstag der Fastnacht auf dem Markte eine große Pyramide gemacht und in Anwesenheit des Rates und des Volkes unter Trompetenstößen

angezündet, während die weißgekleidete Jugend, rote Kreuze in der Hand, fromme Lieder singend im Reigen um das Feuer zog.

Woher kam dem schlichten armen Mönche solche Macht über die Geister? Sie kam ihm von seinem Einssein mit dem Wort und Geist der Heiligen Schrift. Es war ein prophetischer Geist in ihm, der sich an Gottes Wort, an den Schriften der Propheten und Apostel genährt hatte. „Wenn ich, sagte er, von spitzfindigen Lehren menschlicher Weisheit und Gelehrsamkeit predigte, so bemerkte ich Ungeduld, nicht nur auf den Gesichtern der roheren, sondern auch der geübteren Zuhörer. Sobald ich mich aber zur Majestät der Heiligen Schrift wandte, indem ich entweder ihren mancherlei Verstand erklärte oder ihre Geschichten erzählte, waren alle Gesichter mit wunderbarer Aufmerksamkeit auf mich gerichtet."

Es sollte in Florenz nur zu bald anders kommen. — Geheime Feinde hatte Savonarola in Florenz schon längst. Es waren die Freunde einer freieren Weltanschauung und eines lockeren Lebens, die sogenannten Arrabiati (die Wütenden). Einstweilen durften sie bei der großen Volksgunst, in welcher der Mönch beim Volke stand, nicht hoffen, etwas auszurichten. Aber die Umstände gestalteten sich nach und nach zu ihren Gunsten. — Das für den Fall der Bekehrung des Volkes von Florenz verheißene Glück ließ auf sich warten; im Gegenteil wütete Hungersnot und Pest in Mittelitalien. Das Gold des landesverwiesenen Pietro Medici war unter den Schwankenden geschäftig und mehrte die Zahl der Unzufriedenen. Der Neid verbreitete Verleumdungen gegen Savonarola. Die Franziskaner, ohnehin eifersüchtig auf die wachsende Macht der Dominikaner, rügten Savonarolas Einmischung in den Staat mit Berufung auf das paulinische Wort: „Kein Kriegsmann flicht sich in weltliche Händel." (2. Tim. 2.) Bereits war sein Leben bedroht; eine freiwillige Leibwache von treuen Bürgern geleitete ihn bewaffnet zur Kanzel.

Ein Hauptfeind aber erwuchs dem Propheten in dem Papste Alexander VI., der sich damals Knecht der Knechte Gottes nannte. Derselbe mußte sich ja durch die Strafpredigt des Wahrheitszeugen besonders getroffen fühlen. Er war einer der verworfensten Menschen, die je gelebt haben, das „Haupt des neuen Babel, in welcher sich alle Laster des alten Roms gesteigert wiederfanden." Die dreifache Krone hatte er von den Kardinälen erkauft; er scherzte darüber: als er der Nachfolger Christi geworden sei, habe er seine Habe nicht bloß den Armen, sondern auch den Reichen hingegeben. Seine Hände und die seiner Kinder, jener hochbegabten und verruchten Borgias, waren voll Mord, Meineid und Blutschande. Dem Florentiner Propheten nahte er sich anfangs wie ein Fuchs; er lud ihn schon 1494 nach Rom ein. „Er habe Ruhmvolles vernommen über sein Wirken im Weinberge des Herrn, namentlich auch, daß Savonarola in öffentlicher Rede Zukünftiges verkündige und dieses nicht menschlicher Weisheit, sondern göttlicher Offenbarung beimesse; so wünsche er darüber mit ihm zu sprechen, um als Oberhirt durch ihn besser zu erkennen, was Gott gefalle." — Savonarola lehnte ab. Aus schwerer Krankheit genesend könne er nicht wohl reisen; auch erlaube der schwankende Zustand des Staats seine Entfernung nicht. — Als dann später die Stimmung des Volkes unter oben gemeldeten Umständen dem Papste günstiger

schien, erkannte dieser seine Zeit; wegen hartnäckigen Ungehorsams und als der Ketzerei verdächtig, that er im Sommer 1497 den Prior von San Marco in den Bann, d. h. er schnitt ihn als verdorrtes Glied vom Stamm der Kirche ab, und es haben dann die Franziskaner und andere Priester unter dem Geläute der Glocken und Auslöschen von Fackeln, die päpstliche Bannbulle feierlich verkündet. Der Gebannte aber ließ sich durch des Papstes Fluch nicht beirren, bestieg vielmehr am nächsten Sonntag wieder die Kanzel des Doms und erklärte: ungerechte Exkommunikation sei nichtig; er wolle der Kirche nicht widerstreben, nur gegen die satanische Gewalt kämpfen, die sich ihrer bemächtigt habe. Alexander VI. aber sprach es unverhohlen aus: Der Mönch müsse sterben und wenn er Johannes der Täufer wäre. — Savonarola verzweifelte nicht ganz am Papsttum, aber an diesem Papste. Mit Recht bemerkte aber ein Kirchenhistoriker, es liege in der Protestation gegen den wirklichen Papst, den Savonarola als eine höllische Macht betrachtet, schon verhüllt die Protestation gegen die gesamte Hierarchie. „Rom, du bist krank bis zum Tode; du hast Gott verlassen! — Du, Herr Jesus, bist mein Pfarrer, mein Bischof, mein Papst!“

Standbild des Savonarola im Palazzo vecchio zu Florenz.

Alexander VI. drohte sogar, ganz Florenz mit dem Interdikt zu belegen, d. h. aller kirchlichen Segnungen und geistlichen Funktionen zu berauben, allen Gottesdienst still zu stellen, wenn die Republik von dem gebannten Mönche, dem Sohne des Verderbens, nicht lasse. — Da gärte es in den Gemütern; die politischen Feinde Savonarolas mehrten sich; einige Unglücksfälle trugen dazu bei, das Ansehen des Mannes, der für einen Propheten gegolten hatte, ins Wanken zu bringen und das Vertrauen in die von ihm eingeführte Ordnung der Dinge zu erschüttern. Da erfuhr Savonarola denn mehr und mehr die Veränderlichkeit des Volkes. Seine Predigten aus dieser Zeit werden trübe, todgefaßt. Ende März 1498 sagt er: „Ich bin auf ein tiefes Meer gekommen und sehne mich nach dem Hafen zurück, sehe aber keine Möglichkeit, umzukehren. Fragt ihr mich: Was wird das Ende des Kampfes sein? so sage ich im allgemeinen: Sieg! Fragt ihr mich im besonderen, so sage ich: Tod! Denn der Meister droben wirft den Hammer, wenn Er ihn gebraucht hat, hinweg. Aber Rom wird dieses Feuer nicht löschen, und wird es gelöscht, so wird Gott ein anderes anzünden, und es ist schon angezündet allerorten, ohne daß wir es wissen.“ Er hatte recht geahnt.

Was Savonarolas Ansehen als eines von Gott gesandten Propheten und Reformators bei vielen untergraben half, war folgendes Vorkommnis. Von aller Welt mehr und mehr verlassen, berief er sich auf Gott und ließ sich einst dazu fortreißen, zu sagen, Gott möge ihn durch Feuer vom Himmel verzehren, wenn er die Unwahrheit gepredigt habe. So rief er selbst den mittelalterlichen Gedanken eines Gottesurteils hervor. Als sich ein Franziskaner erbot, gegen ihn die Feuerprobe zu bestehen, erklärte zwar Savonarola, er bedürfe der Feuerprobe nicht, da er durch Gründe erwiesen habe, daß seine Exkommunikation nichtig und unbegründet sei. Trotz seiner Abmahnung erbot sich Savonarolas Freund, Fra Domenico Maruffi zum Feuer und mit ihm noch viele. Der Rat geht auf die Sache ein und es wird die Mittagsstunde des 7. April 1498 für das Gottesgericht bestimmt. Auf dem Markte waren zwei von Öl und Pech getränkte Scheiterhaufen errichtet, 40 Fuß lang, dazwischen ein Weg, gerade breit genug für einen Menschen, und durch diesen Weg zwischen den Flammen sollen die beiden Gotteskämpfer, Fra Domenico und sein Gegner, der Franziskaner, hart hinter einander hindurch gehen. Der Rat sitzt in der Nähe auf seinen Stühlen; der Platz, alle Häuser, alle Dächer sind mit Menschen besetzt, die in ungeheurer Spannung den Ausgang erwarten. Als der Holzstoß angezündet und der schwere Gang bestanden werden sollte, machten die Franziskaner den Einwand, ihr Gegner, dessen Gewand vielleicht durch ein Zaubermittel geschützt sei, solle das Kleid wechseln. Fra Domenico that es, wollte aber das Kruzifix, das sein Panier sei, mit in die Flammen nehmen. Dem widersprachen die Franziskaner und die Verhandlung zog sich so sehr in die Länge, daß darüber die Sonne sank. Endlich kam ein Platzregen hinzu und der Rat gebot, daß jede Partei sich nach Hause begebe. — „Das leidenschaftliche, halb gläubige, halb zweifelnde Volk sah sich um ein Wunder oder um ein furchtbares Schauspiel gebracht und die ganze Last der getäuschten Erwartung fiel auf die Partei Savonarolas. Damals verließ das Volk seinen Propheten.“ —

Am folgenden Tage, dem Palmsonntag 1498, kam von der Signoria (dem Rate) der Befehl, Fra Girolamo Savonarola habe innerhalb zwölf Stunden Florenz zu verlassen. Als dieser Anstalten dazu traf, war es schon zu spät. Die Stadt war bereits in Bewegung; die feindliche Masse der Arrabiati und ihrer Anhänger stürmten das Kloster San Marco, in welchem Savonarola wohnte. Als seine Freunde ihn mit den Waffen in der Hand verteidigen wollten, wehrte er's ihnen und übergab sich in die Hand seiner Feinde. Diese hatten die öffentliche Gewalt an sich gerissen und gebrauchten sie in furchtbarer Weise gegen ihn. Er wurde mit Ketten belastet und in der Karwoche siebenmal auf die Folter gespannt, wie seine zwei Mitgefangenen Domenico und Silvestro Maruffi. Auch gegeißelt wurde er und seine Füße über glühende Kohlen gehalten. Man wollte ihm damit Geständnisse seiner Schuld auspressen, das Geständnis, daß seine ganze Wirksamkeit nicht von Gott, sondern ein Erzeugnis seines Ehrgeizes und schlauer politischer Berechnungen oder noch etwas Schlimmeres gewesen sei. Wie Savonarola nachher erklärte, hat er vieles ausgesagt, nur durch die Schrecken der Folter bezwungen, auf der er seines Geistes nicht mächtig sei. Er war an Seele und Leib gebrochen. In seine Klagetöne mischte sich das Gebet für seine Feinde. Aus der Marterkammer ist fast nichts gedrungen als der Seufzer: „Es ist genug, HErr, nimm meine Seele!"

Während viele sich in das Leiden und die Schwachheit des Gottesmannes nicht finden konnten, müssen wir im Gegenteil finden, in der Feuerprobe dieses Martyriums habe sich Savonarolas christlicher Charakter und sein Werk erst recht erprobt. Es ist nicht der ungebeugte Stolz und Trotz der falschen Propheten, was sich bei Savonarola findet, sondern tiefe Demut, die nicht auf das vergangene Werk sich steift, nicht auf eigene Tugend und Verdienst sich beruft, sondern allein auf die Gnade Gottes. Als einer, der, wenn auch unschuldig von den Menschen verfolgt, doch sich vor Gott schuldig weiß, beschäftigt er sich darum im Kerker noch besonders mit dem 51. Psalm, dessen schriftliche Erklärung seine letzte Arbeit war, und verfaßt ein Lied, in dem er recht aus der Tiefe fleht:

„HErr Jesu, mich errette, der keine Hilfe hat;
Die Folter ist mein Bette, der Kerker meine Statt.
In schwarzen Eisengittern, in schwerer Ketten Last
Muß ich vor mir erzittern, den Du geschlagen hast.
Mein Herz hast Du getroffen, das klagt Dir seine Schuld;
HErr, laß auf Dich mich hoffen, in schweigender Geduld!"

Wo wahres Licht des Heiligen Geistes ist, da fühlen die besten Menschen am tiefsten ihr Sündenelend und bekennen es am demütigsten, während ein Johann von Leiden, König von Münster, nach allen schrecklichen Verirrungen und Greueln, die er begangen, angesichts des Todes dabei bleibt, er habe zwar die Obrigkeit, doch nicht Gott beleidigt. Schon früher hatte Savonarola in einer Schrift, die „Gespräche mit dem Versucher der Menschen" enthält, sich demütig über seine Person ausgesprochen. Der Versucher hatte ihm alles entgegengehalten, was seine Feinde über ihn und gegen ihn sagten, und ihn gefragt, warum Gott gerade ihn zum Boten seiner Offenbarung erwählt habe, ob er heiliger sei als andere. — Er

Savonarola
p. 260a

Savonarolas Hinrichtung auf dem Platze der Signoria zu Florenz. Gemälde eines Unbekannten im Kloster von S. Marco zu Florenz.

antwortete mit der Frage: warum Christus zum Fürsten der Apostel den Petrus erwählt habe, der Ihn dreimal verleugnet, und den Paulus, der ihn verfolgt hatte? — Besonders demütige Bekenntnisse enthält Savonarolas Erklärung des 51. Psalms, in seinen letzten Tagen geschrieben. Daraus führen wir folgendes Gebet an:

„O Gott, ende mein Elend! Nimm meine Sünden hinweg! Sie sind mein Elend! Erbarme Dich mein nach Deiner Barmherzigkeit. Der Menschen Barmherzigkeit ist klein; aber Deine Barmherzigkeit ist groß, unermeßlich und überragt alle Sünden. Erbarme Dich mein nach Deiner Barmherzigkeit, mit der Du Deinen eingebornen Sohn dahingabst! Wie sollte ich verzagen, da Du durch Deinen Sohn die Sünden der Welt getilgt, durch Sein Kreuz alle Gläubigen begnadigest und durch Ihn alles neu machst. O, wasche mich in Seinem Blute, erhöhe mich durch Seine Erniedrigung, schaffe mich neu durch die Kraft Seiner Auferstehung. Erbarme Dich mein nach Deiner Barmherzigkeit, nicht nach der, womit Du die Menschen aufrichtest vom leiblichen Elende, sondern nach der, mit der Du die Sünden vergiebst und die Seele über diese Erde erhebst durch Deine Gnade. Ja, ziehe mich zu Dir, lösche aus alle meine Schuld, rechtfertige mich durch Deine Gnade! Ich komme zu Dir wie der Zöllner, der nicht wagte, seine Augen aufzuschlagen; denn ich erkenne meine Missethat und kann nur rufen: Gott sei mir Sünder gnädig!“ —

Im Glauben an das Verdienst Christi fand Savonarola selbst im Kerker und im Angesicht des Todes viel Trost und Erquickung, so daß er schreibt: „So sehr ward mein Herz gestärkt, daß es vor Freuden zu singen begann und zu loben: HErr, mein Licht und mein Heil, vor wem sollte ich mich fürchten? Herr, meines Lebens Kraft, vor wem sollte mir grauen?“

Der Papst erklärte Savonarola und seine zwei Freunde Fra Domenico und Sylvester Maruffi der Ketzerei, der Verfolgung der Kirche und der Volksaufwieglung schuldig, und daraufhin wurde das Todesurteil über sie ausgesprochen; sie sollten gehängt und am Galgen hangend verbrannt werden. Auf den 23. Mai, den Tag vor Himmelfahrt 1498, war das Hochgericht angesetzt. Am Morgen des Todestages genossen die drei Märtyrer noch gemeinschaftlich das heilige Abendmahl. Savonarola sprach dabei ein inbrünstiges Gebet. Ein Bischof, einst ein Schüler Savonarolas, entkleidete sie der geistlichen Würden und Ämter. In der Verwirrung sprach er dabei zu Savonarola: „So scheide ich dich von der triumphierenden Kirche.“ Savonarola entgegnete: „Von der streitenden, nicht von der triumphierenden Kirche; denn das vermagst du nicht.“ — Doch weinte dieser, als ihm die Mönchskutte abgenommen wurde. Nur in einem wollenen Hemde und barfuß gingen die drei Mönche zur Richtstätte, wo auf dem Scheiterhaufen der Galgen errichtet war in Form eines Kreuzes. Zu beiden Seiten sollten die zwei Mönche, in der Mitte Savonarola aufgeknüpft werden. Aus dem Volke hörte man den Ruf: „Jetzt, Mönchlein, ist es Zeit, ein Wunder zu thun.“ So hat man auch den HErrn, unsern Erlöser, verspottet. Ruhig in Gott stieg Savonarola, das apostolische Glaubensbekenntnis sprechend, die Leiter empor. Für das Volk hatte er kein Wort mehr, nur noch einen letzten segnenden Blick. Schweigend starben alle drei Märtyrer. Die Flammen schlugen empor. Die Asche wurde in den Arno gestreut. —

So vollendete Savonarola seinen Lauf. Er gehört der Wolke der Zeugen an, deren Anführer Christus ist, deren Kampf der uns immer anklebenden, uns ganz umringenden Sünde gilt, deren zeitliches Los, Schmach und Untergang, deren Zukunft aber eine ewig, unaussprechlich herrliche sein wird. Und auch auf Erden siegt ihre Sache; denn dahin kommt das Reich, das sie verkünden und vertreten. „Allein das Weizenkorn, bevor es fruchtbar sproßt zum Licht empor, muß sterben in der Erde Schoß, zuvor vom eigenen Wesen los," vom eigenen Wesen, das wohl auch an Savonarolas politisch-religiöser Gestalt sich fand, das er aber im Lichte der ewigen Wahrheit erkannte, büßte und im Sterben niederlegen konnte samt allem Elende der Erde. —

Luther und die deutsche Reformation.

Wiederholt schon haben wir gesehen, wie der Verfall des kirchlichen Lebens unter der Herrschaft des verweltlichten Papsttums unaufhaltsam voranschritt, wie die Kirche Versuche machte, sich selbst zu reformieren, aber dazu nicht im stande war. Da kam es denn im Anfang des 16. Jahrhunderts zu einem großen Bruch, der die abendländische Kirche in zwei große Teile spaltete, die römisch-katholische und die protestantische Kirche, nachdem 500 Jahre früher bereits die morgenländische griechisch-katholische Kirche sich abgetrennt hatte. Im Kampfe für die reine Lehre des Evangeliums, der damals besonders von deutschen, schweizerischen und französischen Lehrern der Kirche ausging, wollte Rom nicht nachgeben, sondern beharrte darauf, daß der römische Stempel der allgemeinen Kirche verbleiben sollte. Da war es nur eine gerechte Folge dieser römischen Anmaßung und Unbußfertigkeit, daß der römischen Kirche gegenüber, die nicht selbst die katholische (allgemeine) Kirche ausmacht, wie sie sich nennt, eine deutsche protestantische sich erhob, die zwar nicht den Anspruch machte für sich allein die katholische zu sein, aber doch den, zur Einen katholischen Kirche Christi zu gehören und ein Teil derselben zu sein, gereinigt von furchtbaren Mißbräuchen und Irrlehren. Diese Verbesserung oder Reformation der Kirche, welche, da Rom sie nicht annahm, den Anlaß zur Trennung und zur Gründung der protestantischen Kirche gab, knüpft sich hauptsächlich an den Namen des Dr. Martin Luther.

Luther ist am 10. November 1483 in Eisleben geboren. Er stammte aus einem kräftigen thüringischen Bauerngeschlecht. Sein Vater betrieb den Bergbau, lebte lange Zeit in kümmerlichen Verhältnissen und war, gemäß der Strenge seiner eigenen Lebensführung, auch streng in der Erziehung. Seinen Martin hat er oft heftig geschlagen, so daß derselbe dem Vater gram wurde. Im übrigen war Luthers Vater fleißig, treu und rechtschaffen und geachtet, auch gottesfürchtig wie seine Gattin, eine geborene Ziegler. Aber auf den Mönchsstand hielt er nichts, und als ihn während einer Krankheit der Pfarrer ermahnte, der Kirche etwas zu vermachen, antwortete er: „Meine Kinder haben es nötiger.“ — Bald nach Martins Geburt siedelten die Eltern nach Mansfeld über, wo der Knabe seinen ersten, ebenfalls strengen Lehrer fand, der ihn einmal an einem Vormittag „fünfzehnmal gestrichen“

hat. Der Vater wollte aus dem geweckten, begabten Knaben einen Rechtsgelehrten machen und that ihn zuerst auf die Schule in Magdeburg, dann nach Eisenach. Hier hatte Luthers Mutter Verwandte. Gleichwohl mußte er hier, wie schon in Magdeburg, mit Singen vor den Häusern Geld und Brot verdienen, da er von Hause wenig Unterstützung bekam. So gewann er durch seinen lieblichen Gesang das Herz der edlen Frau Cotta, die den armen Knaben an ihren Tisch nahm. Jetzt war die Not für einmal vorbei, das Studieren ging besser von statten, und die freundliche Liebe der Gönnerin, sowie die schöne Ordnung des Hauses thaten dem jugendlichen Herzen wohl und bewahrten es vor der Verwilderung der damaligen Lateinschüler. Auch zog nach und nach in das jugendliche Gemüt, in welchem die Furcht vor dem Stecken des Vaters und des Lehrers und eine knechtische Scheu

Luthers Eltern.

vor Christus, dem Richter, gewohnt hatte, — Liebe und Vertrauen ein. Doch ging's noch viele Jahre, bis dieses Vertrauen die herrschende Macht in seinem Herzen wurde. — Trefflich vorbereitet, bezog Luther 1501 die Universität Erfurt, die damals sehr berühmt und ein Hauptsitz des Humanismus war. Mit Lust und Freude und großem Eifer studierte hier der Jüngling zunächst weiter die alten Sprachen, sowie die philosophischen Wissenschaften. Jeden Morgen fing er, wie sein Biograph und Zeitgenosse Mathesius berichtet, sein Lernen mit herzlichem Gebet und Kirchengehen an, wie denn sein Sprichwort war: Fleißig gebetet, ist halb studiert. Er verschlief und versäumte keine Lektion, verkehrte gern wissenschaftlich mit seinen Lehrern, repetierte viel mit seinen Kameraden und hielt sich oft auf der öffentlichen Bibliothek auf. Dort fand er einst eine lateinische Bibel, schlug sie auf und fand zu seinem

Dr. Martin Luther. (Nach dem Gemälde von L. Cranach.)

Erstaunen, daß sie weit mehr enthalte, als die Abschnitte aus den Evangelien und Episteln, die sonntäglich in den Kirchen verlesen wurden. Eine solche Bibel einst eigen zu haben, das war sein großer Wunsch, — ein Wunsch, der ihm, dem späteren großen Bibelübersetzer, reichlich in Erfüllung gegangen ist. 1505 wurde Luther nach gut bestandenem Examen „Magister", was man heutzutage etwa Doktor der Philosophie nennt, und erlangte damit selbst das Recht, zu lehren. Bereits erregten seine Geistesgaben die Bewunderung der Universität. Er aber legte sich auf den Wunsch und Rat seiner Verwandten erst recht auf das Studium der Rechte.

Da gab es plötzlich in seinem Leben eine Wendung. Die Gelehrsamkeit konnte Luther Ruh und Frieden nicht geben. Er hatte oft Stunden, wo er an seiner Seligkeit verzweifeln wollte und versucht wurde, Gott zu lästern. Er sagte sich öfter: „Wann willst du einmal fromm werden, daß du einen gnädigen Gott hast?" Gott als liebenden Vater in Christo kannte er nicht. Die Angst seines Gewissens wurde immer größer. Einst überraschte ihn auf der Heimreise von seinen Eltern ein Gewitter mit furchtbarem Blitz und Donnerschlag. Erschreckt rief er aus: „Hilf, liebe St. Anna, ich will ein Mönch werden." (St. Anna galt als die besondere Schutzheilige des Bergbaues.) Auch soll in jener Zeit der plötzliche und gewaltsame Tod eines Freundes tief auf ihn eingewirkt haben. Da faßte er den Entschluß, mit sich und der Welt zu brechen und ins Kloster zu gehen, das ihm als Asyl und Rettungshafen für die sündige Seele erschien. Er lud seine Freunde zu sich ein, um bei Wein, Lautenspiel und Gesang mit ihnen noch einmal fröhlich zu sein und eine Nacht zuzubringen. Plötzlich teilte er ihnen seinen Entschluß mit, nahm etliche seiner Habseligkeiten und machte sich, von seinen weinenden Freunden begleitet, auf, um an der Klosterpforte anzuklopfen und um Aufnahme zu bitten. Da schloß sich mit der Pforte die Welt hinter ihm zu. Im Mönchsleben des Augustinerklosters zu Erfurt und in frommen Werken und Übungen suchte die arme Seele Ruhe.

Hat Luther sie da gefunden? — Wohl stürzte sich der junge Novize mit frommem Eifer auf alle Aufgaben seines neuen Standes, so erniedrigend und seiner Natur zuwider sie auch waren. Er mußte Rinnsteine und Aborte reinigen, mit dem Bettelsack herumgehen; studieren durfte er nur wenig. Ja, außer dem hat der junge Mönch sich auch noch selbst gemartert mit Fasten und Nachtwachen, um seiner bösen Gedanken los zu werden und sich den Himmel zu verdienen, so daß man ihn einst ohnmächtig in seiner Zelle liegen fand. Über sein Klosterleben hat er selbst später also sich geäußert: „Wahr ist's, ein frommer Mönch bin ich gewesen und habe so streng an meinem Orden gehalten, daß ich sagen darf, ist je ein Mönch zum Himmel kommen durch Möncherei, so wollt' ich auch hinein gekommen sein. Denn ich hätte mich, wenn es noch länger gewährt hätte, zu Tode gemartert." —

Aber Frieden fand Luther auf diesem Wege nicht. Er wurde von Tag zu Tag trauriger. So oft er in sich ein Gelüste des Fleisches wider den Geist verspürte (Gal. 5, 17), meinte er, es sei um seine Seligkeit geschehen. Auch der Zuspruch eines greisen Klosterbruders, der ihn an den Glaubensartikel erinnerte: „Ich

glaube Vergebung der Sünden" konnte ihn nur vorübergehend trösten. Da fand Luther einen treuen und geistlich gesinnten Seelsorger, der ihm mit Gottes Gnade allmählich den Weg aus dem geistlichen Labyrint zeigen durfte. Es war Dr. Staupitz, sein höchster Vorgesetzter, Provinzial des Augustinerordens in Deutschland und Professor der Theologie in Wittenberg, der oft ins Erfurter Kloster kam. Ihm klagte der angefochtene Mönch seine Not. Luther selbst sagte davon: „Wo mir Dr. Staupitz oder vielmehr Gott durch Staupitz aus den Anfechtungen nicht herausgeholfen hätte, so wäre ich darinnen ersoffen und längst in der Hölle." — Einst schickte ihm Luther einen Zettel mit den Worten: „O meine Sünde! Sünde! Sünde!" — Staupitz wollte nicht alles, was Luther Sünde nannte, als Sünde gelten lassen und ermahnte ihn, nicht mit solchem Humpelwerk und Puppensünden umzugehen, da Gott es nicht mit erdichteten Sünden zu thun haben wolle und Christus auch kein erdichteter, sondern ein wahrer Heiland sei. Wenn Luther zweifelte, ob er erwählt sei, so wies Dr. Staupitz auf die Heilige Schrift hin: „Halte dich nur an das Wort, in dem sich Gott offenbart hat und bleibe dabei; da hast du den rechten Weg des Heils und der Seligkeit, so du nur glaubest." — So ist Staupitz für Luther der erste Führer geworden zur Schrift und zu Christus, die beide im Glauben zu ergreifen seien, und lange Zeit war Staupitz seinem Schützling in aufrichtiger Freundschaft zugethan. Als die reformatorische Bewegung immer weiter ging und zum Bruche mit der katholischen Kirche führte, da freilich zog sich Staupitz, der damals in einem Kloster in Salzburg lebte, abhängig von dem dortigen Erzbischof, einem Erzfeind der Reformation, von Luther zurück und beantwortete dessen Briefe zuletzt nicht mehr. Im Herzen aber scheint bei beiden Männern die Liebe und Freundschaft geblieben zu sein bis ans Ende. Im letzten Briefe des Staupitz an Luther vom Jahr 1524 heißt es wenigstens: „Wir verdanken dir vieles, der du uns von den Träbern der Schweine zu den Weideplätzen des Lebens geführt hast." — Und Luther schrieb um jene Zeit an Staupitz: „Diese Nacht hat mir von dir geträumt. Es war mir, als wichest du von mir zurück und beweintest mich bitterlich. Wenn ich auch aufgehört habe, dir angenehm und wohlgefällig zu sein, so ziemt mir doch nicht, undankbar deiner zu vergessen; denn durch dich fing das Licht des Evangeliums zuerst in meinem Herzen zu leuchten an." —

Staupitz hat es aber nicht bei Trostworten bewenden lassen. Er sorgte dafür, daß der hochbegabte, geistig lebendige Mönch mehr Zeit fürs theologische Studium bekam, daß er 1507 zum Priester ordiniert und 1508 als Professor an die Hochschule Wittenberg berufen wurde. — Als Luther die Priesterweihe empfing, wohnte auch sein Vater bei, der mit zwanzig Pferden gekommen war und dem Sohn die üblichen zwanzig Gulden schenkte. Luther nahm, wie alles, auch diese Handlung ernst; ja es ergriff ihn während derselben ein solcher Schrecken, daß er vor Beendigung vom Altare weggelaufen wäre, hätte ihn nicht ein Priester zurückgehalten. Noch jetzt wurde des Vaters Groll über Luthers Eintritt ins Kloster ohne des Vaters Wissen und Willen laut. Als man beim Festmahle den Mönchstand rühmte, erwiderte er: „Ihr Gelehrten, habt ihr nicht gelesen in der Heiligen Schrift, daß man Vater und Mutter ehren soll?" — Luther schwieg. Er wurde

indes ein eifriger Meßpriester, der seine 21 Heiligen hatte, von welchen er bei der täglichen Messe je drei anrief, so daß er in der Woche an allen vorüberkam.

Als Lehrer der Hochschule studierte er nun eifrig die Heilige Schrift, sowie den Augustin und Gerson, zu welchen es ihn mehr hinzog, als zu den spitzfindigen Scholastikern. Immer mehr reinigte sich seine Erkenntnis. Immer mehr kehrten bei der wiedergewonnenen Thätigkeit seine Lebensgeister wieder. Es lag ihm, der als Universitätslehrer nach Wittenberg hatte ziehen müssen und im dortigen Augustinerkloster wohnte, auch das Predigen in dem Klosterkirchlein ob, das nicht größer als 30 Fuß lang und 20 Fuß breit und aus Holz und Lehm dürftig erbaut war. Auf der Hochschule hielt er bald biblische Vorlesungen, besonders über den Römer- und Galaterbrief, und es ging ihm da wie ein neues Evangelium die Lehre des heiligen Paulus auf, daß der Mensch gerecht werde durch Gottes Gnade ohne Verdienst der Werke.

Wie der Eintritt ins Klosterleben, so war für den künftigen Reformator nicht weniger wichtig eine Reise, die er 1510 in Angelegenheiten seines Klosters nach Rom machen mußte. Sein Glaube an Rom mußte durch Erfahrungen, die er in Rom selbst machte, erschüttert werden. Als Luther Roms ansichtig wurde, fiel er auf seine Kniee und rief: „Sei mir gegrüßt, heilige Roma!" Aber als er schied, — was für traurige Eindrücke nahm er mit! So wenig fand er dort ein heiliges Leben, daß er später sagte: „Ist irgend eine Hölle, so muß Rom darauf gebaut sein." — Unter den Geistlichen lernte er die gröbste Heuchelei kennen. Er erzählt davon: „Da hörte ich unter anderem über Tisch Curtisanen lachen und rühmen, wie etliche Messe hielten und über dem Brot und Wein sprächen: „Du bist Brot und wirst Brot bleiben." Was sollte ich denken! Auch ekelte es mich an, daß sie so sicher und fein rips raps konnten Messe halten, als trieben sie ein Gaukelspiel; ehe ich zum Evangelium kam, hatte mein Nebenpfaff seine Messe ausgerichtet und rief mir zu: „Passa, passa, fort, fort, schicke unserer lieben Frau ihren Sohn bald wieder heim." — Gleichwohl rutschte auch Luther, um den großen Ablaß zu empfangen, auf den Knieen die Stufen der Pilatustreppe hinauf, auf denen angeblich einst der HErr emporgestiegen war. „Ich war zu Rom," schrieb er später in der Auslegung des 17. Psalmes, „auch so ein toller Heiliger, lief durch alle Kirchen und Kluften (Katakomben), glaubte alles, was daselbst erstunken und erlogen ist. Habe auch Messen in Rom gelesen und war mir nur leid, daß mein Vater und meine Mutter noch lebten, denn ich hätte sie gerne aus dem Fegfeuer erlöst mit meinen Messen." — Bei all diesem Werkgetriebe in Rom aber wurde seine Seele nicht ruhig; immer wieder war's ihm, als ob ihm eine innere Stimme zuriefe: „Der aus Glauben Gerechte wird leben."

Von der Romfahrt zurückgekehrt, wurde Luther 1512 „Doktor der Heiligen Schrift", wobei er schwören mußte, die Heilige Schrift treulich und lauter zu predigen. Auf dieses Gelübde hat er sich später berufen, wenn ihm sein Kampf ums reine Evangelium innere und äußere Anfechtungen brachte. — Als Professor und Prediger widerlegte Luther, wie Melanchthon sich ausdrückt, den damals herrschenden Irrtum, daß die Menschen mit eigenen Werken Vergebung der Sünden verdienen

und durch gesetzliche Zucht vor Gott gerecht werden können. Er wies die Menschen zum Sohne Gottes zurück; er wies wie der Täufer auf das Lamm Gottes, das unsere Sünden getragen und zeigte, daß man diese Wohlthat im Glauben annehmen müsse. — Luthers Predigt machte einen gewaltigen Eindruck und seine Predigten mußten aus dem Klosterkirchlein in die Schloßkirche verlegt werden. Ungeachtet des steigenden Ruhmes und Einflusses blieb er demütig und bescheiden. In Wittenberg war die Pest ausgebrochen. Man riet auch Luther zur Flucht. Er aber sagte: „Wohin soll ich fliehen? Die Welt wird nicht gleich untergehen, wenn auch Bruder Martin zu Grunde geht. Nicht daß ich den Tod nicht fürchtete, denn ich bin nicht der Apostel Paulus, sondern nur ein Ausleger des Apostels; ich hoffe aber, der Herr wird mich herausretten aus meiner Furcht." Wie offen und wahr im Bekenntnis seiner menschlichen Schwäche! Wie wenig hat er noch ein Bewußtsein von seiner welthistorischen Aufgabe als Reformator!

Auf einmal trat diese Aufgabe an den Wittenberger Mönch heran. Vor den Thoren Wittenbergs predigte und verkaufte der Dominikaner Joh. Tetzel den Ablaß, d. h. Vergebung der Sünden. Rom brauchte Geld, viel Geld. Der damalige kunst- und prachtliebende Papst Leo X. wollte den gewaltigen Bau der Peterskirche vollenden, er kaufte die kostbaren Werke oder Handschriften der alten römischen und griechischen Schriftsteller mit enormem Gelde, er wollte seiner Schwester Margaretha eine glänzende Aussteuer geben u. s. w. Da mußten nun die Sünden der Deutschen herhalten. Wohl sollte der sogenannte „Ablaß" nur ein Erlaß der Kirchenstrafen sein, welche man den Büßenden als Genugthuung auflegte. Aber das Volk verstand es doch so, daß man um Geld Vergebung seiner Sünden erkaufen könne, und die Ablaßprediger predigten auch so. Es war dieser Ablaßhandel ein einträgliches Geschäft in Deutschland. In den Gewinn teilte sich der Papst mit Erzbischof Albrecht von Mainz, einem Hohenzoller, welcher das Geschäft dem marktschreierischen Tetzel übergab. Ganze Wagen von Geld wanderten über die Alpen. „Das sind die Sünden der Deutschen," spotteten die Italiener. Tetzel rühmte sich, er habe mit seinem Ablaß mehr Seelen aus dem Fegfeuer errettet, als Petrus mit seinem Predigen. Der Käufer erhielt einen Ablaßzettel, auf dem ihm mit dem Siegel des Papstes Gottes Gnade und Vergebung zugesichert war. Die Größe des Preises richtete sich nach der Größe des Verbrechens und nach dem Vermögen des Ablaßkäufers. „Etliche kamen, erzählt Myconius, mit den gelösten Ablaßbriefen zu Luther und ließen sich hören, sie brauchten von Ehebruch, Hurerei, Wucher, unrechtem Gut und dergleichen nicht abzulassen. Da wollte sie Luther, weil er keine rechte Buße und Besserung vorfand, nicht absolvieren (von der Sünde lossprechen). Sie aber beriefen sich auf ihre päpstlichen Ablaßbriefe. Luther aber kehrte sich nicht daran, sondern sprach: „Wenn ihr nicht Buße thut, so werdet ihr doch umkommen." Die Leute liefen wieder zu Tetzel und klagten ihm, welcher nun schalt und drohte, wer so des Papstes Ablaß verachte, als Ketzer zu verbrennen. Dies war Veranlassung, daß Luther sich gedrungen fühlte, in 95 Sätzen sich und anderen über den Ablaß Klarheit zu verschaffen. Diese Sätze, die man die 95 Thesen nennt, schlug Luther am 31. Oktober 1517, dem Tag vor dem Aller-

Bruder Martin.

Dr. M. Luther.

Junker Georg.

heiligenfest, am Portale der Schloßkirche an, daß jedermann sie lesen konnte. Wir führen etliche dieser Sätze hier an.

1. Da unser Herr und Meister, Jesus Christus, spricht: Thut Buße, will Er, daß das ganze Leben seiner Gläubigen auf Erden eine stete Buße sei.

6. Der Papst kann keine Schuld vergeben, denn allein sofern, daß er erkläre und bestätige, was von Gott vergeben sei.

27. Die predigen Menschentand, die vorgeben, sobald der Groschen im Kasten klinge, fahre die Seele aus dem Fegfeuer.

36. Ein jeder Christ, so wahre Reue und Leid hat über seine Sünden, der hat völlige Vergebung von Pein und Schuld, die ihm auch ohne Ablaßbriefe gehört.

43. Man soll die Christen lehren, daß wer dem Armen giebt oder leihe dem Dürftigen, besser thut, als wenn er Ablaß löset.

50. Wenn der Papst der Ablaßprediger Schinderei wüßte, wollte er lieber, daß St. Peters Münster zu Asche verbrenne, als daß er mit Haut, Fleisch und Bein seiner Schafe sollte erbaut sein.

62. Der rechte, wahre Schatz der Kirche ist das allerheiligste Evangelium der Herrlichkeit und Gnade Gottes.

Diese Thesen machten ungeheures Aufsehen. In vierzehn Tagen waren sie in ganz Deutschland, in vier Wochen in der ganzen Christenheit bekannt. Die Einen jubelten, daß endlich einer es gewagt, der römischen Schinderei entgegenzutreten; für andere wurde Luther der Gegenstand des Hasses. Luther selbst behielt guten Mut. Er meinte nicht den Papst angegriffen, sondern ihn auf seiner Seite zu haben gegen die unverschämten Ablaßprediger. Noch weniger dachte er daran, die Kirche im Großen und Ganzen zu reformieren oder gar sich von der katholischen Kirche zu trennen. Er wurde von Schritt zu Schritt weiter gedrängt. Die Stimmung der Zeit war seinem Auftreten günstig, und die Angriffe roher Gegner, die ihm mit dem Ketzertode drohten, trieben den Reformator mit ihren Behauptungen zu immer neuen Untersuchungen auf Grund der Heiligen Schrift, bis das ganze römische System als ein bloß menschliches vor seinen Augen wackelte. Waren die Gegner derb, so war es Luther, wenigstens in der Sprache, noch viel mehr. So fertigte er den Dominikaner und Ketzerrichter Hogstraten von Köln, der in einer Schrift den Papst aufgefordert hatte, gegen Luther nicht anders als mit Feuer und Schwert zu verfahren, mit einer Flugschrift ab, die folgendermaßen schloß: „Geh' denn, du unseliger und blutiger Mörder, der du nur nach Bruderblut dürstest, geh' und übe dein Inquisitionsamt gegen die Roßkäfer im Mist, bis daß du gelernt hast, was da sei Sünde, Irrtum, Ketzerei; denn ich habe noch keinen dummeren Esel gesehen, der sich dazu noch rühmt, viele Jahre Dialektik studiert zu haben. Was Wunder, wenn du die besten Artikel der besten Leute als ketzerisch verdammst. Ich freue mich ordentlich, daß ich von dir, einem solch verdüsterten Kopf, verdammt worden bin und bitte dich, nenne mich ja niemals einen christlichen und katholischen Menschen, sondern schreie mich nur immer für einen Ketzer aus; denn dann wird man zu meinen Gunsten urteilen, der Blinde hat wieder einmal von der Farbe geurteilt. Das sei dir gesagt, du Blutmensch und Feind der Wahrheit."

Einen bedeutenderen Gegner fand Luther dagegen an Dr. Joh. Eck, einem gelehrten Professoren der Hochschule Ingolstadt, der ihn angriff und Ketzer und Aufrührer schalt, der den Papst verachte und böhmisches Gift verbreite. Auch gegen ihn schrieb Luther.

Inzwischen war Luther beim Papst verklagt und nach Rom beschieden worden. Luthers Gönner aber, Kurfürst Friedrich der Weise von Sachsen, an dessen Hof ein Freund Luthers, Spalatin, als Hofprediger und Kanzler wirkte, verbot die Reise nach Rom, die Luthers Tod gewesen wäre. Zur Beilegung des Streits und zur Unterdrückung der ganzen Sache gab daher der Papst, der es mit dem Kurfürsten nicht verderben wollte, seinem Gesandten in Augsburg, dem Kardinal Cajetanus, Auftrag, Luther vor sich kommen zu lassen und zum Widerrufe, zur Abschwörung seiner Lehren, Thesen und Schriften, zu bewegen. Luther erschien vor dem Kardinal, der kurz und barsch den Widerruf verlangte. Luther verweigerte ihn und berief sich auf die Heilige Schrift, die auch vom Papste nicht zerrissen werden könne. Aber auf Schriftgründe sich einzulassen, war der Kardinal nicht gewillt; Luther mag recht gehabt haben, wenn er von ihm sagte: „Der geistliche Herr versteht sich auf die Schrift, wie der Esel aufs Harfenspielen.“ Cajetan verlangte unbedingte Unterwerfung unter den Papst, als die höchste geistliche Autorität. Als Luther erklärte, man müsse Gott mehr gehorchen als den Menschen, stand der Kardinal zornig auf und sagte: „Mach, daß du fortkommst und komme mir nicht wieder unter die Augen!“ Da appellierte Luther von dem schlecht unter=

Die drei Kurfürsten von Sachsen als erste Beschützer der lutherischen Lehre.

richteten Papste an den besser zu unterrichtenden, verließ, von Freunden gewarnt, heimlich Augsburg und schrieb, da er den Bann befürchtete, eine Appellation an ein künftiges allgemeines Konzil. Es muß dem stolzen, ungeistlichen Kardinal um Luther nicht wohl gewesen sein; denn er urteilte nachher über ihn: „Mit dieser Bestie mag ich nichts mehr zu thun haben; denn sie hat tiefe Augen und wunderbare Gedanken im Kopf.“

Nicht viel mehr als Cajetan richtete ein weiterer Bevollmächtigter des Papstes, Karl von Miltiz, aus. Derselbe kam nach Sachsen, gewann durch sein freundliches, entgegenkommendes Wesen den Kurfürsten und brachte es sogar dahin, daß Luther versprach, er wolle forthin von der Sache schweigen, wenn seine Gegner auch schwiegen und, sich entschuldigend, an den Papst schreiben. In der That schrieb darauf Luther an den Papst, bezeugte seine Ehrerbietung und erklärte, daß er sich nicht von dem apostolischen römischen Stuhle habe lossagen wollen. So schien die ganze Bewegung ruhen zu wollen.

Daß sie aber doch nicht ruhte, dafür sorgten die Gegner selbst, namentlich jener Dr. Eck von Ingolstadt. Er hatte einen wissenschaftlichen Streit mit Luthers Kollegen, Dr. Karlstadt, und griff, ohne Luthers Namen zu nennen, auch dessen Lehre an. Der Streit sollte auf einer öffentlichen Disputation zu Leipzig zum Austrag kommen. Dieselbe fand im Juli 1519 statt. Leipzig gehörte damals zu dem Teile von Sachsen, der nicht unter der Regierung Kurfürst Friedrichs, sondern unter dem päpstlich gesinnten Herzog Georg stand. In der Pleißenburg waren zwei Katheder (Kanzeln) einander gegenüber aufgestellt, und nach einem feierlichen Gottesdienste fand sich eine große Zuhörerschaft, Gelehrte und Adelige, in dem betreffenden Saale ein. Auch der Herzog war anwesend. Eck stritt zuerst mit Karlstadt, der jenem nicht gewachsen war. Dann betrat am 4. Juli Luther das Katheder, und es begann zwischen ihm und Eck der Kampf über die unbeschränkte Gewalt des Papstes in der Kirche. Luther behauptete, diese Gewalt des Papstes bestehe erst seit vier Jahrhunderten. Eck konnte ihn in diesem Punkte widerlegen. Aber Luther ließ sich nicht einschüchtern. Er erklärte, der Papst sei nur nach menschlichem Rechte Oberhaupt der Kirche und berief sich auf die griechische Kirche und auf die alten griechischen Kirchenlehrer, die nichts von einem Papste wüßten und doch auch nicht als Ketzer angesehen würden, und erinnerte an die Heilige Schrift, die nichts von einer päpstlichen Regierung der Kirche enthalte. In der Heiligen Schrift war nun Eck der Schwächere. „Du fliehst die Bibel wie der Teufel das Kreuz,“ rief Luther seinem Gegner zu. Eck erwiderte, Luthers Ansichten in Bezug auf das Papsttum seien ähnliche wie die der Waldenser und des Hus, die doch von der unfehlbaren Kirche auf ihren Konzilien verdammt worden seien. Aber Luther erklärte, nicht alle zu Konstanz verdammten Sätze und Lehren von Hus seien ketzerisch, einige sogar grundchristlich gewesen. Da ging ein Rauschen des Entsetzens durch die Versammlung und Herzog Georg rief ingrimmig aus: „Das walt die Sucht!“ Eck fragt: „So haltet Ihr also dafür, daß ein allgemeines Konzil (Versammlung der Bischöfe der gesamten Kirche) irren könne?“ — Luther versetzte: „Wie wollt Ihr beweisen, daß es nicht irren könne?“ — Darauf Dr. Eck: „Ehrwürdiger Vater,

wenn Ihr glaubt, daß ein rechtmäßig versammeltes Konzil irren könne, so seid Ihr mir wie ein Zöllner und Heide." Das war der Höhepunkt der Disputation, die Luther wieder um einen bedeutenden Schritt weiter getrieben hat, daß er nun auch nicht mehr an die Unfehlbarkeit der Kirche glaubte. Zwar wurde noch tagelang weiter disputiert, über Fegfeuer, Ablaß, Reue, Absolution; aber eine Einigung kam nicht zu stande, vielmehr wurde die große Kluft offenbar, die beide Parteien trennte. Ein anwesender Professor der Beredsamkeit (Mosellanus in Leipzig) rühmt an Luther die Gelehrsamkeit und Schriftkenntnis, so daß er fast alles im Griff habe, an Eck das gute Gedächtnis und seine Kühnheit und Gewandtheit am Disputieren, hebt aber hervor, daß es diesem an schneller Fassungsgabe und Schärfe des Urteils fehle. — Nach Wittenberg zurückgekehrt, las Luther eifrig hussitische Schriften und fand zu seinem Erstaunen darin die ihm so teuren Lehren des Augustinus und St. Paulus wieder, so daß er an Staupitz schrieb: „Wir sind alle Hussiten, Paulus und Augustin sind Hussiten; schon vor 100 Jahren war die Wahrheit bekannt und verdammt."

In jenen Tagen erstanden dem mutigen Mönche, der sich dem Dienst des reinen Evangeliums so furchtlos ergeben hatte, eine Menge Bundesgenossen unter Geistlichen, Gelehrten und Rittern. Die Theologen Buzer in Straßburg, Brenz in Württemberg und viele andere wurden seine Anhänger. Einen hochgelehrten Mitarbeiter aber fand der Reformator an dem jungen Philipp Melanchthon, den der Kurfürst als Professor der alten Sprachen und der Philosophie nach Wittenberg berufen hatte. Er war 14 Jahre jünger als Luther, ragte aber durch Gelehrsamkeit, Milde und Besonnenheit über diesen hinaus. Er las, erklärte auch den Römerbrief, und hieraus ist dann die erste lateinisch geschriebene evangelische Glaubenslehre, die loci, entstanden, die 100 Jahre lang Lehrbuch in den gelehrten Schulen geblieben ist. Es wird dieses genialen Melanchthon noch später besonders gedacht werden. Zu dem gewaltigeren Luther schaute Melanchthon demütig empor, und Luther ehrte hinwiederum Melanchthon als Mitarbeiter, ohne den sein Werk nur ein halbes wäre. „Luther," sagt ein Kirchenhistoriker, „geht kühn darauf los, spricht seine Meinung offen aus und fragt nicht danach, was daraus wird; er fährt oft heftig und voll Zorn über seine Feinde her. Melanchthon aber ist besonnen und ruhig, milde und nachsichtig gegen jedermann, auch gegen seine Widersacher. So ist der Spruch im Munde des Volkes entstanden: „Was der Martin kühn begonnen, hat der Philipp fein durchsonnen und in rechten Schick gebracht." Der HErr sendet seine Jünger gern zu zweien.

Als Bundesgenossen stellten sich dem Reformator auch manche mächtige deutsche Ritter zur Verfügung, so der gewaltige Franz von Sickingen und Ulrich von Hutten. Diese boten Luther die Ebernburg zum Asyl gegen seine Feinde an und erboten sich, mit den Waffen für seine Lehre zu kämpfen. Er aber sagte: „Die Welt ist durch das Wort überwunden, die Kirche durch das Wort gegründet worden und wird auch durch das Wort wieder hergestellt werden." Luthers Art war eine ganz andere als die Huttens, der mit scharfem Spott die Unwissenheit der Geistlichen und die Laster Roms geißelte und als Gelehrter und

Luther verbrennt die Bannbulle. (Nach F. Catel.)

Kriegsmann unstet in Deutschland, Italien und Frankreich umherzog. 1517 wurde Hutten von Kaiser Maximilian zum Dichter gekrönt. Seine schärfste Schrift gegen Rom ist wohl seine Trias romana (römische Dreiheit), in der die Dreiheit immer wiederkehrt. Da heißt es u. a.:

„Drei Dinge erhalten Rom bei seinen Würden: das Ansehen des Papstes, die Gebeine der Heiligen und der Ablaßkram. — Drei Dinge sind ohne Zahl in Rom: Huren, Pfaffen und Schreiber. — Drei Dinge sind in Rom verbannt: Einfalt, Mäßigkeit und Frömmigkeit. — Von drei Dingen hört man nicht gern in Rom: von einem allgemeinen Konzil, von Reformation des geistlichen Standes und daß die Deutschen anfangen klug zu werden. — Drei Dinge pflegen die Pilger aus Rom zurückzubringen: Unreine Gewissen, böse Mägen und leere Beutel."

Erasmus von Rotterdam.

Als Hutten wegen dieser Schrift verfolgt wurde, suchte er schließlich in der Schweiz eine Zuflucht und starb infolge einer lange mit sich herumgetragenen Krankheit, erst 35 Jahre alt, im Jahr 1523 auf der Insel Ufenau im Zürichsee. Auch er wollte Deutschland von Rom befreien, wählte aber nicht die rechten Mittel.

Weniger ein Bundesgenosse als ein Vorbereiter der Reformation zu nennen ist der berühmte Humanist Erasmus von Rotterdam, ein Meister in der Handhabung der lateinischen und in der Kenntnis der griechischen Sprache, ein Mann von Witz und Eleganz, gefeiert und bewundert an Fürstenhöfen und in gelehrten Kreisen. Wohl verspottete auch er die unwissenden Mönche und gab das Neue Testament griechisch heraus, indem er zu dessen Studium aufforderte. Aber er war eitel und ehrgeizig, kein Freund des Kreuzes und zog ein bequemes Gelehrtenleben dem Kampfe für die Wahrheit vor. Anfangs begrüßte er Luthers Auftreten, zog sich aber später, als Acht und Bann drohten, von demselben zurück, vorsichtig bedacht, nach keiner Seite

Anstoß zu geben, und sagte von demselben witzelnd: „Luther hat in zwei Stücken gefehlt, er hat dem Papst an die Krone und den Mönchen an die Bäuche gerührt." — Luther selbst hat den Erasmus richtig so charakterisiert: „Erasmus hat das gethan, wozu er berufen war: er hat die Sprachen eingeführt und von unheiligen Studien abgeleitet. Aber er stirbt wohl einmal mit Moses in den Feldern von Moab; denn zu den besseren Studien, was die Frömmigkeit betrifft, führt er nicht."

In der Zeit nach der Leipziger Disputation hat Luther drei Schriften geschrieben, die gewaltig zündeten bei Hoch und Niedrig. Die erste führte den Titel: „An den christlichen Adel deutscher Nation von des christlichen Standes Besserung," — die zweite: „Von der babylonischen Gefangenschaft der Kirche," — die dritte: „Von der Freiheit eines Christenmenschen." — In der ersten Schrift sagt Luther: „Drei Mauern haben die Romanisten um sich gezogen, die es gilt, niederzuwerfen: zum ersten, wenn man dem Papst mit weltlicher Gewalt drohte, sagte er, die weltliche Gewalt habe kein Recht über ihn, die geistliche Gewalt sei über die weltliche. — Zum zweiten: Komme man mit der Heiligen Schrift, so heiße es, niemand als einem Papst gebühre es, die Schrift auszulegen. — Zum dritten: Droht man mit dem Konzil, so heißt es, niemand als dem Papst stehe es zu, ein Konzil zu berufen." — Nun rennt Luther eine Mauer nach der andern über den Haufen und zeigt, wie hohl sie sind. — In der Schrift von der babylonischen Gefangenschaft hält Luther nur noch drei Sakramente fest: die Taufe, das Abendmahl und die Buße — verlangt auch wie Hus den Kelch für die Laien. — In der dritten Schrift von der „Freiheit eines Christenmenschen" führt er aus, wie der Christ ein freier Herr und niemand unterthan ist im Glauben, und wie er zugleich ein Knecht aller Dinge und jedermann unterthan ist in der Liebe, die aus dem Glauben erwächst.

Im Jahre 1520 geschah von beiden Parteien ein entscheidender Schritt, der den völligen Bruch herbeiführte. Es erschien die päpstliche Bannbulle gegen Luther, durch welche 41 seiner Sätze als ketzerisch verdammt wurden. Seine Bücher sollten mit Feuer verbrannt, er selbst und seine Anhänger, so sie nicht widerriefen, als Ketzer aus der Kirche ausgeschlossen und verdammt sein, ein jeder Christ sollte gehalten sein, Luther zu greifen, festzunehmen und nach Rom zu liefern. — Aber des Papstes Bann hatte die Kraft nicht mehr wie in früheren Jahrhunderten. Die Bulle wurde in den meisten Orten Deutschlands mit Unwillen aufgenommen. Luther selbst aber war innerlich bereits so frei von der Autorität des Papstes geworden, daß er sich von ihr feierlich lossagte, indem er am 10. Dezember 1520 vor den Thoren der Stadt die Bannbulle öffentlich verbrannte. Studenten, Professoren und Bürger hatten sich zu dem Akte versammelt und Luther übergab die Bulle und ähnliche päpstliche Schriften und Gesetze dem Feuer mit den Worten: „Weil du den Heiligen Gottes (Christus) betrübt hast, so verzehre dich das ewige Feuer. Die mordbrennerischen Papisten (die mit Verbrennen so thätig sind) sehen, daß es keine große Kunst sei, Bücher zu verbrennen; es ist das leicht, daß es auch Kinder können, geschweige der Papst und seine Hochgelehrten, denen es besser anstände, daß sie etwas mehr Kunst bewiesen und die Bücher widerlegten, wenn sie es vermöchten."

Kaiser Maximilian war gestorben und ihm folgte auf dem deutschen Kaiserthron der junge **Karl V.**, der damalige König von Spanien. Dieser hätte gern die „Ketzer" schnell ausgerottet und Luther auf dem Reichstag, der auf 1521 nach Worms ausgeschrieben wurde, ungehört verdammt und in die Acht gethan. Er mußte aber auf den Kurfürsten Friedrich, der die Kaiserwahl auf ihn gelenkt hatte, Rücksicht nehmen und derselbe bemerkte ihm, die Deutschen verdammten niemand ungehört. So forderte denn der Kaiser Luther vor den Reichstag, indem er ihm sicheres Geleite nach Worms und zurück verhieß. Obwohl vielfach mit dem Beispiel Husens gewarnt, dem Kaiser Sigismund das Versprechen des sicheren Geleites auch nicht gehalten habe, sagte Luther zu. Ein kaiserlicher Herold holte ihn in Wittenberg ab; der Rechtslehrer Schurff und sein Kollege Amsdorf begleiteten ihn. Melanchthon ließ er in Wittenberg zurück. „Wenn ich nicht mehr zurückkomme und meine Feinde mich umbringen," sagte er zu ihm, „so fahre fort zu lehren und bleibe fest in der Wahrheit. Wenn du am Leben bleibst, so schadet mein Tod wenig; du bist ein gelehrterer Streiter als ich."

Luthers Reise glich einem Triumphzuge. Alles wollte ihn sehen. Man warnte ihn: „Kehret um! Man wird Euch verbrennen." — Aber er antwortete: „Und wenn sie ein Feuer machten von Wittenberg bis Worms, so wollte ich doch hindurch und unsern Herrn Christum bekennen." An seinen Freund Spalatin, der mit dem Kurfürsten bereits in Worms war, schrieb Luther: „Christus lebt und wir werden in Worms einziehen trotz aller Macht der Hölle. Besorge mir eine Wohnung." — Am 16. April ritt Luther ein, von Tausenden, die ihm entgegengekommen und ihn sehen wollten, bis zu seiner Wohnung begleitet. Als er dort abstieg, sprach er: „Gott wird mit mir sein."

Und Gott war mit ihm. Am folgenden Tage schon wurde Luther vor den Reichstag berufen, der im bischöflichen Palaste seine Sitzung hielt. Der tapfere Georg Frundsberg befehligte die Wache vor demselben. Er klopfte Luther auf die Achseln und sagte: „Mönchlein, Mönchlein, du gehst jetzt einen Gang, dergleichen ich und mancher Oberste in unserer ernstesten Feldschlacht nicht gegangen bin. Bist du aber auf rechter Meinung und deiner Sache gewiß, so fahre in Gottes Namen fort und sei getrost; Gott wird dich nicht verlassen." — Vor die glänzende Versammlung geführt — es saß auf dem Thron der Kaiser, neben ihm Erzherzog Ferdinand, der päpstliche Nuntius, 6 Kurfürsten des Reichs, 24 Herzoge, 8 Markgrafen, 30 Erzbischöfe und Bischöfe, die Gesandten der Reichsstädte, viele Fürsten und Grafen und Kanzler — sollte er sogleich erklären, ob er seine Bücher widerrufen wolle oder nicht. Luther erwiderte: „Da es der Seele Seligkeit und den höchsten Schatz im Himmel und auf Erden, Gottes Wort, betrifft, so bitte ich kaiserliche Majestät um Bedenkzeit." — An Widerruf hat seine kühne Seele dabei gewiß nicht gedacht, wohl nur Sammlung gewinnen wollen zu würdigen Worten. Die Bedenkzeit wurde gewährt bis morgen. In stiller Erwägung und Gebet brachte Luther den Tag oder vielmehr die Nacht hin. In dieser Nacht hat er im Gebet mit Gott gerungen wie Jakob. Einer seiner Freunde hat ihn durch die Wand beten hören und die Worte aufgeschrieben. „Ach Gott, ach Gott, mein Gott, stehe mir bei wider aller Welt Weisheit!

Thue Du es! Du mußt es thun, Du allein; ich vermag es nicht. Die Sache ist doch Dein, nicht mein! Ich verlasse mich auf keinen Menschen; es wäre umsonst, es sinkt alles, was fleischlich ist. — Ach Gott, ach Gott, hörst Du nicht? Mein Gott, bist Du tot? Nein, Du kannst nicht sterben, Du verbirgst Dich nur. Du hast mich zu der Sache erwählt; ei, so stehe mir bei im Namen Deines Sohnes Jesu Christi, der mein Schutz, mein Schild und meine Burg ist." — In dieser Weise betete die angefochtene, im Staube liegende Seele Luthers, die nachher so fest und stark in Gott vor Kaiser und Reich gestanden ist. Gott macht die Werkzeuge, die Er braucht, erst klein, ganz klein, damit sie Ihm allein die Ehre geben.

Am andern Tag wurde Luther wieder vorgerufen. Es war schon abends sechs Uhr und die Fackeln brannten bereits im Saale, als Luther vorgelassen wurde. Gefragt, ob er widerrufen wolle, hob er freimütig an zu reden, unterschied drei Gruppen seiner Schriften: in einigen habe er vom christlichen Glauben und guten Werken so einfältig und christlich gehandelt, daß auch seine Gegner bekennen müßten, sie seien nützlich und wert, von christlichen Herzen gelesen zu werden. Wenn er die widerriefe, würde er die Wahrheit selbst verdammen. Andere seiner Schriften seien gegen das Papsttum und seine Anhänger gerichtet, die mit ihren bösen Lehren und Beispielen die Christenheit an Leib und Seele verwüstet hätten; wenn er diese widerriefe, würde er dadurch unchristlichem Wesen Thür und Thor öffnen. Die dritte Art seiner Bücher sei gegen einzelne Personen gerichtet, und da sei er wohl manchmal zu weit gegangen und heftiger gewesen, als sich gezieme; aber widerrufen könne er auch sie nicht. Da er aber ein Mensch sei und nicht Gott, so möchte er bitten: „Habe ich übel geredet, so beweise es, daß es böse sei." Wenn er des Irrtums überwiesen werde, so wolle er gern widerrufen.

Als der kaiserliche Sprecher erwiderte, auf Disputieren lasse man sich nicht ein, sondern verlange eine runde, schlichte Antwort, ob er widerrufen wolle, so gab Luther die mannhafte und christliche Erklärung: „Es sei denn, daß ich durch Zeugnisse der Heiligen Schrift oder durch helle Gründe überwunden werde — denn ich glaube weder dem Papste oder den Konzilien allein, da am Tage liegt, daß sie öfters geirrt und sich selbst widersprochen haben — da mein Gewissen in Gottes Wort gebunden ist, so kann und will ich nichts widerrufen, da weder sicher noch geraten ist, etwas wider das Gewissen zu thun. Hier stehe ich, ich kann nicht anders. Gott helfe mir! Amen!"

Durch die schlichte Festigkeit seines Wesens hatte Luther auf viele einen tiefen Eindruck gemacht. Viele wollten den Weg gütlicher Verhandlungen einschlagen. Besonders der freundliche Erzbischof von Trier ließ sich mit Luther ein und bat, ihm zu sagen, wie man der Sache am besten helfen könne. Luther erwiderte mit den Worten Gamaliels: „Ist der Rat oder das Werk von Menschen, so wird es untergehen. Ist es aber aus Gott, so könnet ihr es nicht dämpfen."

Ende April 1521 reiste Luther mit kaiserlichem Geleit, dessen Versprechen der Kaiser nicht brechen wollte, nach Wittenberg zurück, und einen Monat später sprachen sie zu Worms, dem Papst zu lieb, über Luther die Reichsacht aus, wonach niemand ihn herbergen, speisen, tränken, vielmehr jedermann ihn binden, gefangen nehmen und dem Kaiser überantworten sollte. Seine Bücher aber sollten vertilgt werden.

Luther vor dem Reichstage in Worms. (Nach C. A. Schwerdgeburth.)

Daß das alles nicht geschehe, dafür war im Rate der Vorsehung gesorgt. — Auf der Rückreise nach Wittenberg wurde Luther plötzlich von Reitern überfallen, aus dem Wagen gerissen und als Gefangener auf die Wartburg geführt. Auf diese Weise wollte ihn Kurfürst Friedrich den Händen seiner Feinde entziehen; niemand sollte den Aufenthalt Luthers wissen. Luther mußte als „Junker Georg" den Bart wachsen lassen, Schwert und Ritterkleidung tragen, an Jagden teilnehmen. Es verbreitete sich das Gerücht seiner Ermordung, und die Stimmung des Volkes wurde sehr bedenklich. Gar rührend ist die Klage Albrecht Dürers von Nürnberg (1471 bis 1528), des Fürsten aller deutschen Maler, nach Kunst und Gemüt, über Luthers Verschwinden. Dieser allseitige große Meister, der nicht nur ein großer Zeichner und Maler war, sondern auch ein Bahnbrecher im Kupfer- und Eisenstich, ein Erfinder der Ätzkunst, einer der ersten deutschen Geographen und Landkartenzeichner, ein tüchtiger Baumeister und eine Autorität im Festungsbau, — war zwar im katholischen Glauben erzogen, aber doch ein inniger Anhänger der Reformation. Dies zeigten unwidersprechlich die Worte, die Dürer 1521 in Antwerpen in sein Tagebuch schrieb, als dorthin die Kunde gekommen, Luther sei verräterisch gefangen genommen worden. „O Gott, ist Luther tot, wer wird uns hiefür das heilige Evangelium so klar vortragen! Ach Gott, was hätte er uns noch in zehn oder zwanzig Jahren schreiben mögen! O, ihr alle frommen Christenmenschen, helft mir beweinen diesen gottgeistigen Menschen und Ihn bitten, daß Er uns einen andern erleuchteten Mann sende." — Besonders Melanchthon zu Wittenberg fühlte schmerzlich den Verlust seines Freundes. Aber

Albrecht Dürers Selbstbildnis.

groß war seine Freude, als er nach einiger Zeit einen Brief von ihm erhielt. „Unser lieber Vater lebt noch," rief er seinen Freunden zu. Auch durch Schriften, die Luther auf der Wartburg verfaßte und im Druck herausgab, erfuhr das Volk, daß Luther noch am Leben sei. Die köstlichste Frucht der stillen Wartburgtage war die herrliche Bibelübersetzung, die damals angefangen und 1534 vollendet wurde. — Auf der Wartburg hatte Luther auch mit körperlichen Leiden und geistlichen Anfechtungen zu kämpfen. Er zweifelte nicht, daß der Teufel ihm besonders feind sei, da er wider ihn sei mit Gottes Wort und sein Reich zerstöre. Die Anfechtung trieb ihm oft den Angstschweiß aus. „Ich bin darin oft bis in die Hölle gegangen, bis Gott mich wieder herausgerückt und getröstet hat, daß meine Predigt das wahre Wort Gottes und die rechte himmlische Lehre ist." — Nach den Tagen der außerordentlichen Anstrengung des Geistes und Erregung des Gemütes folgte Ermattung und Schläfrigkeit, daß er klagt: „O Elend, ich bete wenig, ringe wenig mit Gott, seufze nicht für die Kirche. Dagegen glühen meine Leidenschaften; ich bin träg, schläfrig, müßig, unvernünftig, verstockt." — Man zeigt in der Stube, die Luther auf der Wartburg bewohnte, einen Tintenfleck, der daher rühren soll, daß Luther das Tintenfaß nach dem Teufel geworfen habe. Dieser Fleck weist, statt auf eine Schwäche Luthers, vielmehr auf eine Stärke desselben hin, nämlich auf die Stärke seines Abscheues vor dem Bösen. Der innere Unwille über die Zweifel und sinnlichen Gedanken, die der Feind ihm erregte, war so heftig, daß er sein „Hebe dich weg von mir, Satan," mit der thätlichen Äußerung seines Zornes begleitete.

Aber nach der Zeit der stillen Sammlung und Prüfung auf der Wartburg rief Gott seinen Knecht wieder auf sein Arbeitsfeld. — In Luthers Abwesenheit war in Wittenberg alles drunter und drüber gegangen (worüber wir weiter unten unter dem Titel „Die Wiedertäufer" einläßlicher berichten werden). Dr. Karlstadt, ein Freund und Kollege Luthers, hatte einen wütenden Bildersturm veranlaßt, die Messe war gewaltsam abgeschafft worden, Schwärmer aus Zwickau hatten sich eingefunden und gaben göttliche Offenbarungen vor, beseitigten die Kindertaufe und verkündigten den Anbruch des tausendjährigen Reiches. Alle Gelehrsamkeit war verpönt. Dr. Karlstadt legte seine Titel ab und riet den Studenten, nach Hause zu gehen und Ackerbau zu treiben. Im Reiche Gottes gelte nicht Gelehrsamkeit, sondern was der Heilige Geist jedem eingebe. — Solchem Treiben gegenüber war der sanfte Melanchthon in großer Verlegenheit und ratlos. Da erschien plötzlich, ohne des Kurfürsten Wissen und Erlaubnis, Luther wieder auf dem Kampfplatz.

Auf eigene Verantwortung und Gefahr hatte Luther die Wartburg verlassen und war in Reitertracht, ohne Geleit, seinem Ziel Wittenberg entgegengeritten. Am Abend des 3. oder 4. März war er in Jena in der Herberge mit zwei Schweizerstudenten zusammengetroffen, deren einer, Johannes Keßler von St. Gallen, uns eine anmutige Schilderung von dieser Begegnung hinterlassen hat. Es war im Wirtshaus zum Bären, wo die beiden Studenten Unterkunft suchten. In demselben fanden sie einen Reiter, der sie, die wegen ihrer kotbedeckten Schuhe sich auf ein Bänklein an der Thür hatten setzen wollen, einlud, sich zu ihm an seinen Tisch zu setzen, und ihnen einen Trunk anbot. Er hatte ein rotes Lederkäpplein, Hosen und

Wams ohne Rüstung, an der Seite ein Schwert, vor sich ein Büchlein. Gleich erkannte er sie an der Sprache als Schweizer, und als er hörte, daß sie nach Wittenberg zögen, bemerkte er, dort würden sie gute Landsleute finden. Sie fragten nach Martin Luther, und er erwiderte, derselbe werde wohl bald nach Wittenberg kommen; aber andere seien dort, Melanchthon lehre griechisch, andere hebräisch, er rate ihnen, diese Sprache zu studieren, die nötig sei zum Verständnis der Heiligen Schrift. Als er hörte, daß sie in Basel studiert hätten, fragte er sie nach Erasmus. Solche Reden mußten die jungen Theologen an einem Reitersmann befremden. Dieses Befremden wuchs, als einer der Studenten in das Büchlein des Reiters guckte und sah, daß es ein hebräischer Psalter war. Der Student sagte, er gäbe einen Finger drum, wenn er diese Sprache verstünde, worauf der Reiter erwiderte, er lerne sie auch und übe sich täglich darin. Auch darnach fragte er, was man von Luther im Schweizerland halte. — Der Wirt kam dazu und als er das große Interesse der Studenten für Luther bemerkte, winkte er dem Keßler zur Thüre hinaus und vertraute ihm an, der, der bei ihnen sitze, sei Luther. Keßler nahm dies für einen Scherz, und sein Kamerad meinte, er habe schlecht gehört und „Luther" verstanden statt „Hutten". Hutten war ja Gelehrter und Ritter zugleich. — Mehrere Gäste kamen hinzu und sprachen von Luther und seinen Schriften, ohne daß dieser sich zu erkennen gab. Als der Wirt zum Nachtessen einlud, wollten die beiden armen Studenten sich auf die Seite drücken, um mit etwas Geringerem vorlieb zu nehmen; aber Luther sagte: „Haltet doch mit uns, ich will die Zeche schon zahlen." Während des Essens führte er so interessante und geistreiche Gespräche, daß die andern Gäste vor ihm verstummten und mehr auf seine Worte als auf die Speisen achteten. Besonders klagte er über die jetzt in Nürnberg versammelten Fürsten, die über die Beschwerden der Nation und Gottes Wort beraten sollten, aber ihre Zeit mit Lustbarkeiten, Hoffart und Unzucht verbringen. Als die Rede wieder auf Luther kam, meinte einer der am Tisch sitzenden Kaufleute: Luther müsse nach seinem Laienurteil entweder ein Engel vom Himmel oder ein Teufel aus der Hölle sein; zehn Gulden würden ihn nicht reuen, wenn er ihm beichten könnte. Als nach Tisch die übrigen Gäste das Zimmer verlassen hatten, dankten die Schweizer Studenten dem Unbekannten, daß er für sie die Zeche bezahlt, und ließen ihn dabei merken, daß er wohl Hutten sei. Da scherzte Luther mit dem Wirte, daß er zu einem Edelmann geworden sei. Dann nahm er ein Bierglas und forderte die Studenten auf, ihm einen Freundestrunk nachzutrinken. Damit stand er auf, warf seinen Waffenrock um, gab ihnen die Hand zum Abschied und sagte: „Wenn ihr nach Wittenberg kommt, grüßt mir den Dr. Johannes Schurff." Sie fragten, von wem sie denselben grüßen sollten. Er antwortete: „Saget nur, der da kommen soll, läßt Euch grüßen." So schied er von ihnen und ging zur Ruhe. — Die Kaufleute, die mit zu Tisch gesessen und nachher vom Wirt über Luthers Person unterrichtet worden waren, suchten ihn in der Frühe des nächsten Morgens auf, um wegen der ungeschickten Reden, die sie vor ihm geführt, sich zu entschuldigen, und sie trafen ihn im Stalle mit seinem Pferde beschäftigt. Er erwiderte ihnen, wenn sie einmal, wie sie gestern gesagt, dem Luther beichten werden, dann werden sie erfahren, ob er es sei. Dann saß er auf und ritt

weiter, Wittenberg zu. Dort haben dann die beiden Schweizerstudenten, als sie sich bei Melanchthon einschrieben, bei diesem Luther getroffen, in ganz anderer, in geistlicher Tracht und sich ihres Bekannten von Jena, der ihnen freundlich die Hand schüttelte, herzlich gefreut.

Nach seiner Ankunft in Wittenberg predigte Luther eine Woche lang jeden Tag gegen die Schwarmgeister. „Euern Geist haue ich auf die Schnauzen," erwiderte Luther den Schwärmern, die sich auf den Heiligen Geist beriefen, der durch sie rede. Wohl, lehrte er, müsse und werde in der Kirche vieles fallen und verändert werden; aber es müsse in Liebe und Schonung gegen die Schwachen, in Ordnung geschehen und alles durch Gottes Wort recht vorbereitet werden. Allmählich wandte sich das Volk von den falschen Propheten wieder ab und sie mußten Wittenberg verlassen. — Man hat diese schwärmerischen Auswüchse, sowie die gewaltsam ausbrechende Empörung des Landvolkes, welche im Jahre 1525 von den Fürsten blutig gedämpft wurde, auf Rechnung Luthers und der Reformation gesetzt. Aber niemand mehr, als er, war über solchen Mißverstand und Mißbrauch des Evangeliums betrübt. Er selbst sagt von sich, daß er die evangelische Mitte halten müsse zwischen den Papisten, die alles zu einer äußerlichen Form machen, und zwischen den Schwarmgeistern, die alle äußerliche Form und Kirchenordnung abwerfen wollen. — Über den in diese Zeit fallenden Bauernkrieg, Thomas Münzer und das Reich der Wiedertäufer, berichten wir später in einem besonderen Abschnitt.

In der Zeit bis 1555 hat sich die Reformation in Deutschland in merkwürdiger Weise verbreitet. In Sachsen führte nach dem Tod Friedrichs (1525) sein Nachfolger Kurfürst Johann der Beständige die Reformation und die Ablösung vom Papsttum durch. Auch Landgraf Philipp von Hessen trat bei. Ebenso die freien Reichsstädte Frankfurt, Straßburg, Nürnberg, Magdeburg und andere. Der dem Luther feindliche Herzog Georg von Sachsen starb kinderlos und an seine Statt trat sein dem Evangelium ergebener Bruder Heinrich und so wurde auch das andere Sachsen evangelisch. — Im Norden folgte der Hochmeister des deutschen Rittertums, Albrecht von Brandenburg. Als auf dem Reichstag zu Speier (1529) vom Kaiser verlangt wurde, daß das Wormser Edikt, das Luther und das Luthertum verdammte, durchgeführt werde, protestierten die evangelischen Stände und erhielten von da den Namen Protestanten. Ein Jahr später, 1530, sollten auf dem Reichstag zu Augsburg die religiösen Streitigkeiten geordnet werden und der Kaiser verlangte von den Protestanten ein Bekenntnis ihres Glaubens. Melanchthon (über den wir in einem besonderen Abschnitte berichten werden) hat es verfaßt und in lateinischer und deutscher Sprache ist diese Augsburgische Konfession am 25. Juni öffentlich vor den versammelten Fürsten vorgelesen worden. Wenn sie auch einen guten Eindruck machte, so ließ der Kaiser doch eine Gegenschrift machen und erklärte, das protestantische Bekenntnis sei widerlegt. Abermals beschloß der Reichstag, am Wormser Edikt festzuhalten. Da schlossen die Evangelischen den sogenannten Schmalkaldischen Bund, um sich gegen allfällige Angriffe von Seite des Kaisers und der Katholiken zu wehren. So lange aber Luther lebte, ist der Religionskrieg nicht

Dr. Martin Luther.

ausgebrochen. Der Kaiser war verhindert und gehemmt durch Kriege mit Frankreich, mit den Türken, ja mit dem Papste selbst. So konnte denn in der Friedenszeit die Reformation sich noch mehr ausdehnen. Fast der ganze Norden Deutschlands fiel ihr zu, und es war das Werk des trefflichen und weisen Bugenhagen, genannt Pomeranus, in Braunschweig, Hamburg, Lübeck, Pommern und Dänemark evangelische Kirchenordnungen einzuführen. — In Süddeutschland trat Herzog Ulrich von Württemberg der Reformation bei. — Nach dem Tode Luthers, der 1546 entschlief, brach der Schmalkaldische Krieg zwischen den evangelischen Fürsten und dem Kaiser aus, anfangs für jene unglücklich, zuletzt aber, als Moritz von Sachsen, früher für den Kaiser, nun gegen denselben sich stellte, glücklich. — Auf dem Reichstag zu Augsburg 1555 wurde bestimmt: allen Anhängern der Augsburger Konfession sei ungehinderte Ausübung ihrer Religion gewährt, Fürsten und Städte sollten auch ferner das Recht haben, zur Reformation überzutreten und andersgläubige Unterthanen sollten nicht verfolgt werden. Nur den sogenannten „geistlichen Vorbehalt" hatte der katholische Ferdinand, Karls V. Nachfolger, durchgesetzt, daß der weltliche Besitz eines Kirchenfürsten oder Klosters beim Übertritt zum Protestantismus der katholischen Kirche verbleiben solle. Dadurch hat diese ihren Reichtum behalten, während die evangelische Kirche arm geblieben ist. Mit Unrecht wurde dieser Vorbehalt „geistlich" genannt.

Kehren wir zu Luther zurück. — Im Jahre 1525 trat er mit einer früheren Nonne, Katharina von Bora, in die Ehe und hat durch ein schönes Familienleben und christliche Kinderzucht, erfahren in Freud und Leid, ein gutes Beispiel gegeben. Er hat gezeigt, daß diese göttliche Ordnung des Ehe- und Familienlebens an sich christlicher Entwicklung und Thätigkeit nicht entgegen ist. Was hat Luther alles gearbeitet und hervorgebracht außer seinen Predigten und Vorlesungen? Mehr als zwanzig große Bände machen seine Schriften aus. Mit seinen Freunden schuf er die Bibelübersetzung, die dem deutschen Volk das Evangelium in seiner eigenen Zunge verkündigte und die Grundlage bildete für die neuhochdeutsche Sprache. Er schrieb den großen und kleinen Katechismus, jenen für die Geistlichen, diesen für das Volk und die Jugend. Er schuf herrliche geistliche Lieder, im ganzen 37, welche samt andern schon zu seiner Zeit in kirchlichen Gebrauch gekommen, vom Volke mit Begeisterung gesungen worden sind und mächtig die Reformation in dem Herzen der Deutschen befördert haben. (Betreffend Luthers Lieder lese man weiter unten den Abschnitt nach: „Das evangelische Kirchenlied".) — Ja, Luther wirkte segensreich sogar durch seine „Tischreden", zufällige Äußerungen bei Mahlzeiten in Anwesenheit von Gästen, die er immer zahlreich zu bewirten hatte. Mag auch manches davon derb gesagt sein, so muß man an die rauhe Zeit denken, in der es gesprochen wurde; auch mag manches nicht gerade so gesagt worden sein, wie es nachher von Freunden aufgeschrieben worden ist. Luther redete gern in Bildern und kurzen Sprüchen. Etliche Beispiele:

„Das Herz ist wie ein Mühlstein in der Mühle, der, wenn man Korn darauf schüttet, herumläuft, es zerreibt und zermalmt zu Mehl. Ist aber kein Korn vorhanden, und läuft gleichwohl der Stein herum, so zerreibt er sich selbst.

Also will das menschliche Herz zu schaffen haben, sonst reibt es sich selbst auf mit unnützen oder schwermütigen oder bösen Gedanken."

Katharina von Bora.

„Gott gehet hier mit den Gottesfürchtigen und mit den Gottlosen um, wie ein Hausvater mit seinem Sohn und seinem Knecht. Den Sohn stäupet und schlägt er wohl mehr und öfter als den Knecht; doch sammelt er ihm einen Schatz

zum Erbe. Aber einen bösen, ungehorsamen Knecht schlägt er mit der Rute nicht, sondern stößet ihn zuletzt hinaus vor die Thür und giebt ihm kein Erbteil."

Wie einer liest die Bibel,
Also steht seines Hauses Giebel.

Christus läßt wohl sinken,
Aber nicht ertrinken.

Die Nacht, der Eifer und der Wein
Zu nichts Gutem Ratgeber sein.

Es ist auf Erden kein besser List,
Als wer seiner Zunge Meister ist;
Viel Wissen und wenig sagen,
Nicht antworten auf alle Fragen.

Rede wenig und mach's wahr.
Was du kaufst, bezahle bar.
Laß einen jeden, wer er ist,
So bleibst auch du wohl, wer du bist.

Schweig, leid, meid und vertrag,
Dein' Not niemand klag;
An Gott nicht verzag,
Sein' Hilf' kommt all' Tag.

Es könnte noch viel erzählt werden aus Luthers Leben, von seinem Geist, seinen Vorzügen, Leistungen und Tugenden. Aber dem allem könnten auch Schattenseiten entgegengestellt werden und Luthers Werk, das übrigens nicht vollkommen ist, fällt nicht mit seiner Person. Er selbst sagt: „Meine Person taste an, wer da will und wie er will, ich gebe mich für keinen Engel aus, aber meine Lehre, die sollen sie nicht antasten. Ich kenne selbst nicht den Luther, predige auch nicht von ihm, sondern von Christo. Der Teufel mag ihn holen, wenn er kann; aber Christum lasse er in Frieden."

Die letzten Jahre Luthers waren außen und innen umdüstert und Wolken schwerer Anfechtungen lagen auf ihm, dem alternden, gebrechlichen Manne. Es drohte der Religionskrieg, es quälte ihn der Streit mit Zwingli und den Schweizern wegen des Abendmahls (siehe den Abschnitt: „Zwingli"); es focht ihn an, daß viele Evangelische so meisterlos waren und sein Predigen und Lehren so wenig ausrichtete, so daß er zuletzt den Entschluß faßte, Wittenberg ganz zu verlassen. Er reiste wirklich ab und blieb längere Zeit bei einem Freunde in Zeitz. Von da aus schrieb er an seine Frau: „Mein Herz ist erkaltet, daß ich nicht gern in Wittenberg bin, wollte auch, daß du verkaufest Haus und Hof. Nur weg aus diesem Sodoma! Ich bin müde und will nicht wiederkommen, sondern umherschweifen und das Bettelbrot essen, ehe ich meine alten Tage mit dem ärgerlichen Wesen zu Wittenberg martern will, mit Verlust meiner schweren, sauren, teuren Arbeit." Die Wittenberger schickten Gesandte an ihn und er ließ sich erbitten, zurückzukehren. Aber schon in einem Jahre durfte er zur Ruhe eingehen.

Zur Ausgleichung eines Streites zwischen den Grafen von Mansfeld reiste Luther auf deren Bitten am 23. Januar 1546 nach Eisleben. Nach glücklicher Beilegung des Streites erkrankte er dort heftig und erwartete sein Ende, auf das er sich durch den Genuß des heiligen Abendmahles vorbereitete. Als es immer schlimmer wurde, betete er laut und anhaltend, zuletzt dreimal: „Vater, in Deine Hände befehle ich meinen Geist, Du hast mich erlöset, Du treuer Gott." — Justus Jonas, sein getreuer Mitarbeiter, fragte ihn vor seinem Abscheiden: „Ehrwürdiger Vater, wollt Ihr auf Christus und die Lehre, die Ihr gepredigt, beständig sterben?" — Luther öffnete noch einmal seinen Mund, mit dem er so oft seinen HErrn bekannt hatte, und antwortete vernehmlich: „Ja!" — Dann fiel er in einen sanften Schlummer und war bald verschieden. — In der Schloßkirche zu Wittenberg, nahe bei seiner Kanzel, liegt er begraben.

Philipp Melanchthon.

Am 16. Februar 1897 waren 400 Jahre seit der Geburt Melanchthons verflossen. — Seine Heimat war das Städtchen Bretten in der Pfalz. Sein Vater war der berühmte Waffenschmied Schwarzerd, der sogar dem Kaiser Maximilian eine kunstvolle Waffenrüstung verfertigt hat und dabei ein frommer Mann gewesen ist, so daß er oft um Mitternacht aufstand, um Gott auf den Knieen anzurufen. Als der Vater starb, kam der zarte, lebhafte und geistvolle Knabe, der besonders für die Sprachen eine außerordentliche Begabung hatte, im Alter von zehn Jahren nach Pforzheim auf die Lateinschule und der hochgelehrte und edle Reuchlin, sein Großoheim, nahm sich seiner von nun an väterlich an. Reuchlin gehörte, wie der ebenso berühmte Erasmus, zu den sogenannten Humanisten, welche das Studium der römischen und griechischen Klassiker, der vorchristlichen Schriftsteller, aufbrachten, wodurch die Studien einfacher, klarer, gründlicher und die heiligen Schriften in ihrem Grundtexte wieder zugänglich wurden. So viel Gutes auch dieser Humanismus hatte, weil er durch die Kenntnis des Lateinischen und Griechischen das ganze Altertum erschloß, so führte er auch große Gefahren, ja ein neues Heidentum mit sich; denn die Humanisten wollten nun auch alles, sogar Belehrung über die göttlichen Dinge aus den Schriften der alten Heiden schöpfen, und profaner Witz und Spott kam auf. Mutianus Rufus in Gotha z. B. lehrte, es gebe Einen Gott, den man Jupiter oder Christus, und eine Göttin, die man Maria oder Ceres nennen könne. Während Erasmus dieser Richtung angehörte, und zwar ein eleganter Schriftsteller und Moralist, aber ohne Ernst war, war letzteres bei Reuchlin und seinem geliebten Schüler Philipp Melanchthon nicht der Fall. Neben den römischen und griechischen Klassikern gewann der junge Melanchthon frühe auch die Heilige Schrift lieb und lernte den Brief an die Römer in der griechischen Grundsprache auswendig. Nachdem er in Heidelberg und in Tübingen weiterstudiert und an letzterer Universität sogar Vorlesungen über lateinische Schriftsteller gehalten hatte in einem Alter, wo andere zu studieren erst anfangen, erhielt er im Sommer 1518 einen Ruf an die Hochschule Wittenberg als Lehrer des Griechischen und Hebräischen. Reuchlin hatte ihn vorgeschlagen. „Ich weiß," hatte er geschrieben, „unter den Deutschen keinen, der über ihm wäre, ausgenommen Erasmus, und der ist ein Holländer." — Dem Melanchthon selbst aber schrieb Reuchlin: „Gehe aus deinem Vaterland und deines

Vaters Haus in ein Land, das Ich dir zeigen will. Ich will dich segnen und sollst ein Segen sein." Das waren prophetische Worte.

In Wittenberg war es, äußerlich betrachtet, nicht so schön wie am Neckar und in der Pfalz; dafür aber war die 1502 durch Kurfürst Friedrich den Weisen gestiftete Hochschule bald eine edle geistige Pflanzung geworden, besonders seit dort Luther als Lehrer der Studenten wirkte und mit tiefem Geiste und gewaltigem Ernste ins Verständnis der Schriften des St. Augustinus und des St. Paulus eindrang. An diesen gewaltigen Luther, der bereits durch seine 95 Thesen gegen den Ablaßhandel und den daran sich knüpfenden Kampf berühmt geworden war, lehnte sich nun der vierzehn Jahre jüngere Melanchthon mit jugendlicher Begeisterung an und beide wurden, durch gleiches heiliges Streben verbunden, gute Freunde und Gehilfen. Obschon Melanchthon nie eigentlich profan gewesen war in seiner Geistesrichtung, erfaßte er doch erst jetzt in Wittenberg recht das Evangelium von der Rechtfertigung des Sünders durch Gottes Gnade im Glauben an den Erlöser. Der Sprachgelehrte wurde nun durch Luther auch für die Theologie gewonnen und hielt Vorlesungen auch über den Römerbrief, woraus dann sein erstes theologisches Werk, die sogenannten loci, entstanden ist. In diesem lateinischen Buche wurden alle Fragen, die für den Weg zur Seligkeit wichtig sind, behandelt und die Hauptstücke des praktischen Christentums, die Lehren von Sünde und Gnade, Glauben und Werken auseinandergesetzt. Es erlebte in den nächsten vier Jahren 25 Auflagen, und Luther urteilt davon: „Es ist kein besseres Buch nach der Heiligen Schrift denn dieses. Da lehrt Melanchthon gründlich nach St. Augustinus und St. Paulus das tiefe natürliche Verderben des Menschen, den Unterschied zwischen dem Gesetz, das fordert und verdammt, und dem Evangelium, das Vergebung der Sünden, Gerechtigkeit und Leben bringt. Menschengebote in der Religion sind kein nütze; sie beschweren nur das Gewissen, ohne uns zum Frieden und Wohlgefallen Gottes zu führen. — Auch die besten Werke der Gläubigen sind stets mit Mängeln behaftet und tragen nichts bei zu unserer Rechtfertigung vor Gott. Wir sind allein durch den Glauben gerecht, nicht weil er die Wurzel des neuen Lebens ist, sondern weil er Christus ergreift, um dessentwillen wir Gott wohlgefällig sind."

In Wittenberg, wo nun der feurige, unerschütterliche Luther und der milde, gelehrte Melanchthon zusammen wirkten, wurde es nun lebendig, wie in einem Ameisenhaufen. Die Zahl der Zuhörer Melanchthons wuchs immer mehr; oft waren es ihrer 2000 und unter ihnen Fürsten, Grafen und Gelehrte aus aller Herren Ländern. „Heute waren," schrieb Melanchthon einmal einem Freunde, „elf Sprachen am Tisch: Latein, griechisch, deutsch, ungarisch, italienisch, türkisch, arabisch, indisch, spanisch."

In jener Zeit stand Melanchthon noch ganz unter dem maßgebenden Einflusse Luthers und hielt sich bei solcher Abhängigkeit auch von gefährlichen Sätzen nicht frei. Er verneinte z. B. die menschliche Freiheit und lehrte, alles geschehe mit absoluter Notwendigkeit, wie auch Luther sich so ausgedrückt hat: So gewiß als Gott allmächtig sei, sei der sogenannte freie Wille des Menschen nichts. Im Gegensatz hierzu hat Melanchthon später die Pflicht des christlichen Lehrers betont, die

Verantwortlichkeit des Menschen nicht minder zu lehren als die Notwendigkeit der göttlichen Gnade zur Seligkeit.

In Melanchthon und Luther vereinigten sich zwei geistliche Strömungen, welche die Reformation vorbereitet hatten, — in Luther fand sich die mystische Theologie eines Tauler und St. Bernhard wieder, in Melanchthon die bessere humanistische Richtung. Auch ihre Charaktere ergänzten sich in schöner und für das Reformationswerk notwendiger Weise. Luther hatte die ruhige Milde und Sanftmut, die Klarheit und Mäßigung Melanchthons nötig, und Melanchthon bedurfte einer solchen Kraft und Stütze, wie Luther war, ohne dessen Geistestiefe und Mut Melanchthon oft kleinmütig geworden wäre im Kampf für die Kirche und die reine Lehre. Es gab in der Geschichte der Reformation Momente, wo nur ein Luther am Platze war, wie z. B. in Worms und im Kampf gegen die Schwärmer und Bilderstürmer, — und wieder entscheidende Augenblicke, wo die Vorsehung nicht den stürmischen Luther brauchen konnte, sondern den weisen, milden Melanchthon, auf den auch die Gegner hörten, z. B. auf dem Reichstag zu Augsburg. In der Vorrede zu Melanchthons Auslegung des Kolosserbriefes schreibt 1520 Luther: „Ich bin rumorisch und stürmisch; ich muß mit Rotten und Teufeln kriegen und zu Felde liegen. Ich muß Klötze und Steine ausrotten, Dornen und Hecken wegräumen und Bahn machen. Aber Meister Philipp fährt säuberlich und stille daher, bauet und pflanzet, säet und begießet mit Lust, wie ihm Gott seine Gaben gegeben hat."

Eine der segensreichen Thaten Melanchthons ist der nach der Kirchenvisitation in Thüringen 1527 ausgearbeitete „Unterricht der Visitatoren", welcher in der Folge Vorbild wurde für die deutsch-evangelischen Kirchen- und Schulordnungen. Bei jener Visitation hatte Melanchthon traurige Beobachtungen gemacht. An vielen Orten predigte man jetzt Vergebung, aber keine Buße. Es wurde in vielen Kirchen fast nichts mehr gelesen und gesungen, noch Feiertage gehalten. Manche meinten, das neue evangelische Leben bestehe darin, daß man jeden Tag Fleisch esse und seine Sünden nicht mehr beichte. Es fehlte an einer christlichen Lebensordnung. Da war Vorsicht und Maßhalten geboten. Luther selbst wurde konservativer, warf sich den Zerstörern und Schwärmern entgegen und drängte die falsche Freiheitsbewegung zurück. Melanchthon aber, der ein Herz für das Volk hatte, entwarf seinen „Unterricht der Visitatoren", Grundlinien einer christlichen Ordnung und Zucht, die auch auf die römischen Gegner einen so günstigen Eindruck machten, daß sie immer noch auf Versöhnung mit ihm hofften. Dieser „Unterricht" giebt von Gesetz und Evangelium, Glauben und Werken, Trübsal und Gebet, von den Sakramenten, von Beichten und Genugthuungen, freiem Willen und christlicher Freiheit, Ehe, Obrigkeit, Gottesdienst und Schulwesen trefflichen und schlichten Bericht, vermeidet überall den theologischen Streit und macht dagegen die praktischen und sittlichen Hauptpunkte geltend. Er verwahrt die Grundlehre von dem rechtfertigenden Glauben vor Mißverstand und Mißbrauch; bei der Predigt vom Glauben sei nicht zu vergessen, daß man nur durch die Buße zum Glauben komme, daß neben Buße und Glauben das dritte Stück im Christentum die Liebe mit den guten Werken sei. Die altchristliche Fülle des Gottesdienstes und des Kirchenjahres wird erhalten, das Unevangelische aber aus-

geschieden und der deutschen Sprache Eingang in den Gottesdienst verschafft. Wider öffentliche Laster soll der Kirchenbann oder die Exkommunikation erhalten bleiben, über den Pfarrern sollen Superintendenten stehen, die Neuanzustellenden prüfen und an der Obrigkeit eine Stütze finden. —

Auf das Jahr 1530 schrieb Kaiser Karl V. einen Reichstag nach Augsburg aus, mit der Absicht, dort auch die religiösen Streitigkeiten zu schlichten und Deutschland wieder unter Einen Glauben zu bringen. Von den Evangelischen wurde eine Bekenntnisschrift verlangt, worin kurz und klar gesagt wäre, was sie

Der Reichstag zu Augsburg.

glaubten und lehrten. In Torgau kamen die Theologen zur Vorberatung zusammen, um festzustellen, in welchen Punkten man nachgeben dürfe, in welchen nicht. Es herrschte im Hause des Pfarrers von Torgau, wo man versammelt war, eine gedrückte Stimmung; der Kaiser konnte ja, so schien es, wenn man ihn reizte, zur Gewalt schreiten und den Protestantismus unterdrücken. Melanchthon wurde hinausgerufen, um einen Boten abzufertigen. Er fand die Frauen und Kinder des Pfarrers und der beiden Kaplane, wie sie den Katechismus hersagten und beteten. Da dachte er an das Psalmwort: „Aus dem Munde der Kinder hast du dir ein Lob zugerichtet um deiner Widersacher willen.“ Dies tröstete ihn und er kam freudig und getrost

Philipp Melanchthon.

zurück. „Was ist mit dir vorgegangen, Philipp?" fragte Luther. Melanchthon erwiderte: „Wir wollen nicht kleinmütig sein, liebe Herren; eben habe ich die gesehen, die für uns streiten." — „Wer denn?" — „Die Frauen und Kinder unserer Pfarrer und Diakone, wie sie beten, welches Gebet der treue Gott und Vater nicht verachtet." — Da wurden alle freudig und getrost und setzten siebzehn Artikel von ihrem Glauben auf.

In Augsburg selbst durfte Luther nicht erscheinen, weil er noch in der Reichsacht stand. Er blieb in Koburg, dem südlichsten Orte des Kurfürstentums, um mit seinem brieflichen Rat und Zuspruch möglichst nahe zu sein. Für die Verhandlungen des Reichstages selbst war dagegen Melanchthon der rechte Mann. Dort verhandelte er mit den römischen Theologen, dort arbeitete er das Augsburgische Glaubensbekenntnis aus, welches bis auf den heutigen Tag das Bekenntnis der Lutheraner geblieben ist. Diese Konfession ist ein schönes Werk und trägt ganz das Gepräge des Geistes Melanchthons, der jetzt die volle Reife des Mannesalters der christlichen Erfahrung und der wissenschaftlichen Bildung erreicht hatte. Sie führt bei aller Bestimmtheit in der Hauptsache eine schonende, leidenschaftslose Sprache. Sie ist auch merkwürdig durch das, was sie nicht sagt. Sie sagt nichts vom Papsttum und den Konzilien, beim heiligen Abendmahl nichts von der Verwandlungslehre. Am 25. Juni 1530 wurde das Bekenntnis vor Kaiser und Reich öffentlich und feierlich vorgelesen und der kurfürstliche Rat Spalatin schrieb mit Recht: „An diesem Tage geschah der allergrößten Eines, das je auf Erden geschehen."

In jener Zeit, während der Verhandlungen in Augsburg, hat Melanchthon schwer gelitten, nicht aus Menschenfurcht oder Sorge um sein Leben, wie man ihm oft vorgeworfen, sondern aus Gewissenhaftigkeit und Liebe zur Einheit der Kirche. Keine der großen seligmachenden biblischen Wahrheiten wollte er verleugnen; aber er konnte sich auch die Gebrechen der kirchlichen Gestaltung des Protestantismus nicht verbergen und hätte daher in manchen Stücken gerne nachgegeben, wenn er damit die kirchliche Einheit hätte retten und die unheilvolle Herrschaft der Fürsten und Volksmassen in der Kirche hätte verhüten können. Damals, im August 1530, schrieb Melanchthon die merkwürdigen Worte: „O, daß ich sie wieder herstellen könnte, nicht die weltliche Gewaltherrschaft der Bischöfe, aber doch die geistliche Verwaltung der Kirche durch Bischöfe, denn ich sehe, was für eine Kirche wir bekommen werden nach Auflösung der kirchlichen Ordnung und Zucht." — Selbst Luther soll mit Bezug auf die Auslieferung der bischöflichen Aufsicht an die weltlichen Fürsten einmal zu Melanchthon gesagt haben: „Lieber Philipp, ich fürchte, wir haben des Guten zu viel gethan." — Auch später, z. B. beim Religionsgespräch zu Regensburg 1541 mit Kardinal Contarini, kam Melanchthon dem Gegner sehr weit entgegen, so daß der Unterschied nur noch in der Betonung bestand. Melanchthon sagte: „Der lebendige Glaube macht gerecht." — Contarini: „Der lebendige Glaube macht gerecht." Aber das Papsttum wollte keinen seiner Ansprüche aufgeben und die Friedensverhandlungen zerschlugen sich 1541 wie 1530 in Augsburg.

Wegen Melanchthons weitgehender Friedensliebe und Neigung zu Konzessionen (gemäß dem Worte: „In necessariis unitas, in dubiis libertas, in omnibus caritas," Einheit im Notwendigen, im Zweifelhaften Freiheit, bei allem aber Liebe) wurde sein Verhältnis zu Luther oft und nicht wenig getrübt. Dies geschah besonders, als Melanchthon den zehnten Artikel des Augsburger Bekenntnisses, die Lehre vom heiligen Abendmahl, im Sinn einer Annäherung an Calvin geändert hatte. Doch blieben beide in Hochachtung und Liebe bis zum Tode Luthers 1546 miteinander verbunden, und jeder sah im andern ein göttliches Werkzeug zum Heil der Kirche.

Schlimmer wurde es nach Luthers Tod. Nicht nur brach da der Schmalkaldische Religionskrieg aus, sondern in der Folge auch der innere Krieg unter den lutherischen Theologen. Melanchthons Alter wurde durch diesen Zank der Theologen arg getrübt. Er wurde heftig angegriffen, sogar von früheren Schülern, des Abfalls von der rein evangelischen Lehre bezichtigt und sollte sogar widerrufen. Und doch war sein Fehler nur der gewesen, daß er „eine wohlgeordnete Landeskirche unter wahrhaft geistlicher Leitung, nicht abhängig von einem fürstlichen Hof oder demagogischen Massen, — eine Kirche mit einfacher biblischer Lehrweise, mit strenger christlicher Zucht, mit einem feierlichen Gottesdienst nach dem Vorbild des christlichen Altertums angestrebt hatte." Diese Ideale Melanchthons sind nur zu einem kleinen Teile in den protestantischen Kirchen, weniger in Deutschland, mehr in England und Schweden in Erfüllung gegangen.

Melanchthons Leben stimmte mit seiner Lehre überein. Er war höchst liebenswürdig und fromm, ein treuer Familienvater, der etwa in einer Hand sein Buch, in der andern das Wiegenband hielt, ein großer Wohlthäter, der fast alles verschenkte und Theologie studierte, nicht um des Gewinnes willen, sondern um sich zu bessern. Charakteristisch für Beurteilung des Charakters Melanchthons ist folgendes Zwiegespräch zwischen dem Schwiegersohn Melanchthons, Sabinus, und dem Kardinal Bembo in Rom. Neugierig erkundigte sich Bembo nach des Sabinus berühmtem Schwiegervater Melanchthon, dem „praeceptor Germaniae, dem Lehrer Deutschlands". „Wie viel Gehalt hat Magister Philippus?" — „300 Gulden." — „O undankbares Germanien," sagte der Kardinal, „das einen solchen Mann so schlecht belohnt! Wie viel Zuhörer?" — „1500," war die Antwort. Darüber wunderte sich der Kardinal abermals, da solches kaum auf der Universität Paris vorkomme. Endlich fragte Bembo: „Was sagt Magister Philippus von der Unsterblichkeit der Seele und von der Auferstehung?" — „Er glaubt fest daran, wie seine Schriften zeigen," war die Antwort. Hierüber verwunderte sich der Kardinal am meisten und sagte: „Ich würde ihn für einen klügeren Mann halten, wenn er nicht daran glaubte."

Dieser vornehme römische Prälat, gleicht er nicht vielen Klugen und Weisen unserer Tage, denen das Geheimnis des Glaubens verborgen ist?

Melanchthon, der den Schmähungen seiner Feinde Schweigen und Gebet entgegengesetzt hatte, sehnte sich immer mehr nach dem Heimgang. Dieser erfolgte am 17. April 1560. Nach seinem Tode fand man ein Blättchen von seiner Hand beschrieben mit der Überschrift: „Ursachen, warum man sich vor dem Tode nicht

entsetzen soll" und darunter links: „Du wirst von Sünden los werden. — Du wirst vom Elend und der Wut der Theologen befreit werden." Rechts: „Du wirst zum Lichte kommen. — Du wirst Gott sehen. Du wirst den Sohn Gottes schauen. Du wirst die wunderbaren Geheimnisse lernen, die du in diesem Leben nicht verstehen konntest." — Am Charsamstag empfing der Kranke noch das heilige Abendmahl; die Geistlichen der Stadt lasen ihm Abschnitte der Bibel vor und beteten mit ihm. Ihm träumte, er singe wieder wie als Knabe in der Kirche: „Desiderio desideravi — herzlich hat mich verlangt, mit euch dies Abendmahl zu halten, ehe ich sterbe," er betete, daß Gott die Wunden der Kirche heile, wiederholte die Worte: „Auf daß sie Eines seien" und entschlief dann sanft und selig in seinem Gott und Erlöser.

Wir aber wollen seinem Beispiele nachfolgen, bei der reinen Lehre und in der Einheit der Kirche Christi bleiben und jene Gesinnung von Gott erflehen, in welcher der sterbende Melanchthon sprach: „Ich wünsche nichts mehr als den Himmel."

Ulrich Zwingli.

Wie für Deutschland Luther, so ist für die Schweiz Zwingli von Gott auf den Leuchter gestellt worden, um als Lehrer eines reineren Christentums der Reformation Bahn zu brechen. — Er war ein freier Sohn der Berge, geboren am 1. Januar 1484 zu Wildhaus im oberen Toggenburg, wo jetzt noch die Hütte steht, in der er seine Jugendzeit verlebt hat. Sein Vater war der angesehenste Mann im Dorfe; von acht Söhnen war Ulrich der dritte. Er hatte zwei geistliche Oheime; der Mutter Bruder war Abt zu Fischingen, des Vaters Bruder Pfarrer zu Wesen. So lag es nahe, auch den jungen, sehr begabten Ulrich studieren zu lassen. Er schied von dem freien frohen Leben auf herrlicher Bergeshöh, um die gelehrten Schulen in Basel und Bern zu besuchen; doch seinen heiteren, lebendigen Sinn für alles Schöne und Gute nahm er mit. Nachdem er jene Schulen durchlaufen, kam er auf die Universität Wien, wo er Philosophie studierte, dann als Lehrer wieder nach Basel, wo er sich zu den Füßen des edlen Wyttenbach der Theologie widmete und von demselben oft hörte, die Zeit sei nicht fern, wo die Gottesgelehrsamkeit erneuert und allein auf die apostolischen Schriften des Neuen Testaments gegründet werde. Zwingli wurde und blieb ein begeisterter Verehrer der humanistischen Wissenschaften und liebte, angeregt von Erasmus, das Studium der alten Sprachen, der Litteratur der alten Griechen und Römer. Als er, 22 Jahre alt, zum Pfarrer von Glarus gewählt wurde, fuhr er im Studium fort; ja, er sammelte einen Kreis begabter Jünglinge um sich, die, von ihm angeregt und in die Wissenschaft eingeführt, später bedeutende Männer geworden sind, wie der Geschichtschreiber Valentin Tschudi. Zwingli war sehr vielseitig und hatte einen offenen und klaren Blick, wie in die Bücher, so ins Leben und die Verhältnisse. Mit kräftiger Hand griff er ein. So eiferte er schon in Glarus gegen die Unsitte des damaligen Pensionswesens und Reislaufens. Einflußreiche Männer des Schweizerlandes nahmen nämlich von Fürsten des Auslandes Pensionen, Gehalte an und wurden dadurch geneigt gemacht, ihren fürstlichen Gönnern Söldner für ihre Kriege zuzusenden. Denn die Schweizer waren seit den Burgunder Kriegen gefürchtete und gesuchte Krieger und liebten es, als Söldner in fremden Heeren jenseits der Alpen zu kämpfen im Dienste Frankreichs, oder Mailands, oder des Papstes, oder Österreichs. Ja, die Schweizer bildeten im Auslande ganze Heere und

standen sich dort als Söldlinge verschiedener Mächte auf blutigem Schlachtfelde selbst gegenüber. Durch dieses Reislaufen wurden aber die Schweizer im Auslande an Leib und Seele verdorben, versanken in Laster und Krankheiten, verlernten die alteidgenössische Einfachheit und Treue, — und die auswärtigen Kriege warfen ihre Schatten auf die Heimat, indem da die Kantone und die Geschlechter, die Pensionen erhielten, durch Eifersucht und Streitigkeiten entzweit wurden. Zwingli hatte in diese Verhältnisse einen Blick gethan, als er mit den Glarnern an den italienischen Feldzügen und an der Schlacht bei Marignano als Feldprediger teilgenommen hatte. Er widersetzte sich der Erneuerung der Verträge mit auswärtigen Mächten, speziell mit Frankreich, und machte sich dadurch die Geschlechter zu Feinden, die an Frankreich hingen und von dorther Geld bezogen. — So beliebt Zwingli beim Volke war, dem seine frische, praktische Art zu predigen, seine große Geselligkeit und Menschenfreundlichkeit gefielen, so wurde seine Stellung in Glarus doch unangenehm, weil die Feinde, die sich durch sein freimütiges Wort getroffen fühlten, sich mehrten und böse Zungen allerlei Nachteiliges über den jungen Priester verbreiteten, dessen sich dieser nicht ganz frei sprechen konnte. Auch scheint er, der in Glarus sehr in Politik sich verwickelt sah, mehr nach eigentlicher, geistlich stillerer Wirksamkeit sich gesehnt zu haben, da er in seinem zehnjährigen Aufenthalte in Glarus dem gründlichen Studium des Neuen Testamentes sich zugewandt hatte. Er schrieb die paulinischen Briefe alle im griechischen Grundtext eigenhändig ab und lernte einen großen Teil derselben auswendig. Äußere und auch innere Kämpfe mit seinen heftigen Leidenschaften machten ihn mühselig und beladen, daß er den Ruf Jesu Christi hörte: „Kommet her zu mir alle Mühseligen und Beladenen, Ich will euch Ruhe geben.“ So ließ er denn vieles andere liegen und gab sich ernstem Schriftstudium hin. „Ich dachte,“ sagt er selbst, „du mußt das alles, die gelehrten Bücher, liegen lassen, um Gottes Meinung lauter aus seinem eigenen, einfältigen Worte zu erlernen. Da hub ich an, Gott zu bitten um sein Licht, und die Heilige Schrift fing an, mir viel klarer zu werden, als wenn ich darüber viele Erklärungen und Bücher gelesen hätte.“ — Indem Zwingli so an die Heilige Schrift sich hielt, erkannte sein Verstand immer mehr, wie vieles in der Lehre und den Einrichtungen der damaligen Kirche mit dem Neuen Testamente in Widerspruch sei. — So innerlich vorbereitet, wurde er nach Einsiedeln berufen, das ein berühmter Wallfahrtsort war, wo Tausende und Tausende Ablaß suchten, wo aber auch aufgeklärte Geistliche an der Spitze des Klosters standen und Zwinglis freiere Richtung begünstigten. In der Stille Einsiedelns entwickelte sich Zwinglis Christuserkenntnis immer mehr; schon damals schrieb er einem Freunde, das Papsttum habe keinen Schriftgrund und müsse gestürzt werden. Doch scheint Zwingli in Einsiedeln mit den Angriffen auf Irrtümer und Mißbräuche in seinen Predigten noch zurückgehalten zu haben, er predigte schlicht und klar Christus und sein Evangelium. Statt den Ceremoniendienst und die Werkheiligkeit, durch die die Menschen den Frieden mit Gott zu erlangen strebten, anzupreisen, wies Zwingli auf das Kreuz Jesu Christi hin, wo das einzige und genugsame Opfer für unsere Schuld dargebracht worden sei, und auf den Glauben, in welchem allein der Mensch die Gerechtigkeit vor Gott erlangte.

So schritt Zwingli stetig in seiner Erkenntnis fort, und mit der Arbeit am Worte Gottes verband sich in ihm das Ringen nach innerer Reinigung und Heiligung. Wie es in Römer 7 geschrieben steht, erfuhr Zwingli, daß er nach dem inwendigen Menschen wohl Lust hatte an Gottes Gesetz, aber daß noch ein anderes Gesetz in seinen Gliedern jenem Gesetz widerstrebte und ihn oft gefangen nahm. Darüber hat Zwingli selbst später bekannt: „Ich hatte keinen, der mich in der Besserung leiten konnte und wollte, dagegen nicht wenige, die mich darüber verspotteten, und bin leider gefallen und habe wie der Hund das Ausgespieene wieder gefressen. (2. Petr. 2, 22.) Mit großer Scham habe ich meines Herzens Tiefen erkannt und es dem geoffenbart, dem zu beichten ich mich weniger bedenke als den Menschen."

In diesem Zustande und so äußerlich durch große Welterfahrung und innerlich durch tiefe demütige Selbsterkenntnis vorbereitet, traf ihn der Ruf an das Großmünster in Zürich, wo er als sogenannter Leutpriester wirken sollte. Am 1. Januar 1519 trat Zwingli dort sein Amt an, und machte seinen Entschluß bekannt, die Heilige Schrift selbst, Kapitel um Kapitel durchzupredigen und mit dem Evangelium Matthäus anzufangen. „Das Leben Jesu ist dem Volke zu lange verborgen geblieben," erklärte er, „ich will bloß aus dem Quell der Heiligen Schrift schöpfen und, ohne menschlichen Erklärungen zu folgen, geben, was ich bei sorgfältiger Vergleichung und herzlichem Gebet gefunden habe." — Viele freuten sich. Es wehte in Zürich ein neuer Odem durch die dürren Gefilde der Kirche. „Das ist einmal ein rechter Prediger der Wahrheit," äußerten gleich im Anfang angesehene Bürger von Zürich, „der wird uns sagen, wie die Sachen stehen." — Zwingli hielt in der That nicht mehr zurück. Schritt für Schritt ging er vorwärts im Angriff gegen die Schäden der Kirche, gegen Irrlehren und Menschensatzungen und in der Bezeugung des Evangeliums von der Gnade Gottes. Der Boden war günstig. Er stand in einem Freistaat, um dessen Gunst und Bundesgenossenschaft der Papst buhlte. Daher blieb Zwingli, von dem der Papst wußte, daß er unter Zürichs Bürgerschaft Boden gefunden habe, vom Papst ziemlich unangefochten. Ja lange Zeit in Glarus und Einsiedeln, selbst in Zürich noch bezog Zwingli vom Papste eine Pension von 50 Gulden, die er für Bücher verwandte, bis er endlich es für ungeziemend fand, sie weiter anzunehmen. Mit diesem Gelde und mit dem Versprechen großer Auszeichnungen suchte das römische Kirchenoberhaupt den ihm gefährlichen schweizerischen Priester zu gewinnen. Umsonst! Zwingli, ein der Wahrheit ergebener Charakter, blieb seiner Ueberzeugung getreu und bekannte sie offen auf der Kanzel und in seinen Schriften. — Wie Luther griff er den Ablaß an, die Fastengebote, das Gebot der Ehelosigkeit der Geistlichen, das römische Meßopfer, die Heiligen- und Bilderverehrung, die vielen Ceremonien, den Beichtzwang, das Wallfahren und die ganze kirchliche Werkheiligkeit jener Zeit, wodurch man Gott zu versöhnen strebte, statt die Versöhnung in Christo im Glauben dankbar anzunehmen. — Ein großes Volk sammelte sich um Zwinglis Kanzel, so daß er am Schluß des ersten Jahres seiner Wirksamkeit einem Freund schreiben konnte: „Bereits sind in Zürich 2000 Seelen soweit mit der Milch des Evangeliums genährt, daß sie nach stärkerer Speise verlangen." — Damals galten alle, die sich

dem herrschenden Verderben engegensetzten, als Lutheraner; auch Zwingli sei lutherisch, hieß es. Aber Zwingli ist nicht ein Anhänger oder Schüler Luthers, sondern unter der Leitung des Geistes Gottes ein selbständiger, jenem ebenbürtiger, Reformator der Kirche geworden. Hierüber hat sich Zwingli so geäußert:

„Ich habe, ehe noch ein Mensch in unserer Gegend etwas von Luthers Namen gewußt hat, angefangen, das Evangelium Christi zu predigen, im Jahre 1516. Wer schalt mich damals lutherisch? Luthers Name ist mir noch zwei Jahre unbekannt gewesen, nachdem ich mich allein an die Bibel gehalten habe. — Aber es ist nur ihre Schlauheit, daß die Päpstler mich und andere mit solchem Namen beladen. Sprechen sie: „Du mußt wohl lutherisch sein, du predigest ja, wie Luther schreibt," so ist meine Antwort: „Ich predige ja auch wie Paulus; warum nennst du mich nicht vielmehr einen Paulisten? Ja, ich predige das Wort Christi; warum nennst du mich nicht einen Christen? Meines Erachtens ist Luther ein trefflicher Streiter Gottes, der mit so großem Ernst die Schrift durchforscht, als seit 1000 Jahren nicht geschehen ist. Mit dem männlichen unbewegten Gemüte, womit er den Papst zu Rom angegriffen hat, ist ihm keiner gleich geworden. Wessen aber ist solche That? Gottes oder Luthers? Frage Luther selbst, gewiß sagt er dir: Gottes."

Gott wollte auch diesen Knecht auserwählt machen, läutern und tiefer führen durch allerlei Leiden. Eine Krankheit brachte ihn 1519 dem Tode nahe. — Zur Erholung befand er sich im Bade Pfäffers. Da kam die Nachricht, daß in Zürich die Pest ausgebrochen, welcher 2500 Menschen erlegen sind. Da zog es den Hirten zu seiner Herde. Furchtlos brachte er den Sterbenden die Tröstungen der Religion, bis er selbst von der Seuche ergriffen wurde. In der Stadt war große Sorge und viel Gebet um den treuen Seelsorger, und er genas erneuert auch im Geiste und entschlossen, sein aus Sünd und Tod durch Gottes Gnade neu geschenktes und gerettetes Leben ganz seinem Dienste zu weihen.

Zu den ersten Thaten Zwinglis in Zürich gehörte die Zurückweisung des Ablaßpredigers Bernhard Samson, der den Handel der Sündenvergebung um Geld in der Schweiz noch unverschämter betrieb als Tetzel in Deutschland. 120 000 Dukaten soll er zusammengebracht haben. Zürich, bereits von Zwinglis Ideen befruchtet, verschloß dem Ablaßkrämer die Thore. Aber nicht nur Zürich, auch der Bischof von Konstanz, ja sogar die Tagsatzung der Eidgenossenschaft stellte sich hierin auf Zwinglis Seite und verbot den Ablaßhandel, und der Papst gab Samson die Weisung, sich aus der Schweiz zurückzuziehen.

Als Zwinglis Lehre über die Fasten von manchen gleich ins praktische übersetzt wurde, die sich erlaubten, in der Fastenzeit Fleisch und Eier zu essen und sich über die Kirchengesetze hinweg zu setzen, so machte dies großes Aufsehen und die Obrigkeit sah sich veranlaßt, in Betracht der wachsenden Feindschaft gegen Zwinglis Lehre eine öffentliche Disputation zu veranstalten. Diese fand im Januar 1523 auf dem Rathause in Zürich statt. Etwa 600 Personen, darunter Dr. Faber, der Generalvikar des Bischofs von Konstanz, waren zugegen. — Zwingli saß an einem Tisch, worauf die Heilige Schrift und andere Bücher ausgebreitet lagen. Er sprach: „Ich habe gepredigt, das Heil sei allein in Christo, und deswegen nennt

man mich in der ganzen Schweiz einen Ketzer, Aufrührer und Empörer. Wohlan denn in Gottes Namen, hier bin ich! Ich beschwöre alle, die mich angeschuldigt haben — und ich weiß, es sind solche hier — daß sie jetzt vortreten und um der Wahrheit willen mich zurecht weisen." — Faber erklärte, er sei nicht da, um zu disputieren, sondern um zu sehen, was vorgehe, damit danach das bischöfliche Urteil gefällt werden könne. Dann setzte er sich. Zwingli erneuerte die Aufforderung, gegen ihn und seine Lehre Zeugnis zu geben, wenn man könne; aber alles schwieg still. Da rief eine Stimme: „Wo sind nun die Großhanse, die auf den Gassen und in den Wirtsstuben so laut schreien? Heran doch, hier ist der Mann." — Alles blieb still. Da beschloß der Rat, da Zwingli von niemand widerlegt worden sei, so solle er fortfahren, das Evangelium zu predigen, die Pfarrer aber sollten nur predigen, was sich aus der Schrift beweisen lasse, von Menschensatzungen aber schweigen. — Zwingli hatte vor der Disputation seine Lehre in 67 Sätzen zusammengestellt, welche die erste Grundlage der schweizerischen Reformation sind, und dazu schrieb er nach der Disputation seine Schlußreden, 300 enggedruckte Seiten, welche Zwinglis Glaubensbekenntnis bilden. — Da ist die Rede von dem alleinigen Ansehen der Heiligen Schrift in Glaubenssachen, von der Unabhängigkeit derselben von der Kirche, vom wahren Christentum, dessen Wesen Glaube an Christus sei, der den Willen des himmlischen Vaters den Menschen kund gethan, durch seine Gerechtigkeit sie vom ewigen Tode erlöst und mit Gott versöhnt habe. Christus sei der einzige Weg des Heils für alle Menschen; die Kirche aber sei die Gemeinschaft aller derjenigen, die unter Christus als dem Einen Haupte leben. Die Messe oder das heilige Abendmahl sei kein Opfer, sondern ein Gedächtnis des einmal dargebrachten Opfers Christi. —

Im Herbst des gleichen Jahres (1523) fand eine zweite Disputation statt, die ebenso ungünstig ausfiel für die Gegner der Reformation. — Wohl 900 Personen waren anwesend. Man disputierte über Bilder und Messe, wozu die Bilderstürmer Anlaß gegeben hatten, die gleich jenen in Wittenberg stürmisch mit allem abfahren wollten. Zwingli tadelte sie: „Das Kind, das ohne fremde Hilfe nicht gehen kann, läßt nicht von der Bank, bis du ihm einen Stuhl hingestellt hast, woran es sich halten kann. Kunstgemälde, schöne Bildsäulen, wenn sie nicht abergläubischer Verehrung dienen, sind nicht zu verwerfen, da Maler- und Bildhauerkunst auch Gaben Gottes sind. Doch sollen alle Bilder entfernt werden, welche abergläubischer Verehrung dienen." — Auf Befehl der Regierung verfaßte nun Zwingli eine „Kurze und christliche Einleitung in die christliche Lehre", und es wurde den Predigern untersagt, gegen die darin enthaltenen Artikel zu predigen. Eine neue Kirchenordnung wurde eingeführt; alle Bilder, selbst die Kreuze aus den Kirchen entfernt, die Orgel weggethan, die Mauern weiß übertüncht, die Altäre abgebrochen, die Messe abgeschafft und zur Osterzeit 1524 zum erstenmale das heilige Abendmahl allen Kommunikanten unter beiderlei Gestalt gespendet, wobei das Brot in hölzernen Schüsseln und der Wein in hölzernen Bechern aufgetragen wurde. Die beim Abendmal gebrauchte Liturgie (s. Zwinglis Werke II. 2. Abteil. S. 233) zog die Gemeinde noch sehr in Mitwirkung. Z. B. der Pfarrer spricht: „Ehre sei Gott in

Ablaßhandel. (Nach J. M. Trenkwald.)

der Höhe"; die Männer: „und Friede auf Erden"; die Frauen: „an den Menschen ein Wohlgefallen". Das apostolische Glaubensbekenntnis wird in derselben Weise von allen hergesagt. Das „Vaterunser" wird von allen zusammen auf den Knieen gebetet. Nicht nur Lehre und Kultus, auch das sittliche Leben wurde reformiert. Spielen, Völlerei, Kleiderpracht, Maskeraden, Fastnachtscherze, Winkelwirtschaften wurden verboten, um neun Uhr Abends die Wirtshäuser geschlossen. Wer unordentlich wandelte, wurde zuerst vom Pfarrer, dann von ihm und den Vorstehern verwarnt und endlich von der weltlichen Obrigkeit aller kirchlichen und bürgerlichen Rechte verlustig erklärt. Auch unter den Geistlichen, die jährlich in den Synoden in Bezug auf Lehre und Wandel geprüft und zensiert wurden, wurde gute Zucht gehalten. Die Mönche durften die Klöster verlassen; den Nonnen wurde freigestellt, auszutreten oder zu bleiben. Den Geistlichen wurde erlaubt, in die Ehe zu treten, und nach dem Vorgang anderer, that dies auch Zwingli, indem er 1524 sich mit Anna Reinhart, der edlen und frommen Witwe eines angesehenen Mannes, des Johannes Meier von Knonau, verehelichte. Er fand in ihr eine treue Lebensgefährtin und führte mit ihr eine friedliche und glückliche Ehe.

Aber der Kampf gegen Rom war für den Reformator nicht der einzige, vielleicht nicht einmal der schwerste. Es galt nicht bloß gegen falsche Autorität zu kämpfen, es galt auch, sich der mißbrauchten Freiheit zu erwehren. Es wird an anderem Orte berichtet werden, wie im Bauernkrieg und in der Wiedertäuferei damals ein Zug falscher Freiheit durch die Lande ging, die an allem rütteln, alle göttliche und menschliche Ordnung erschüttern, statt der staatlichen Ordnung einen sozialistischen Kommunismus, statt der Heiligen Schrift und der Sakramente des Sohnes Gottes den „Geist" auf den Thron erheben wollte. Die Schwärmer nannten es freilich den heiligen Geist; aber es war ihr eigener Geist oder etwas noch Schlimmeres. Ein Haupt dieser Schwärmer, Thomas Münzer, kam aus Deutschland auch in die Schweiz und säete da unter den Geistlichen und Laien seinen Samen aus, der in der gärenden Zeit schnell aufging. Münzer war im Frickthal und in Waldshut und gewann hier den Pfarrer Hubmeier. Sie predigten, wie 1848 Ronge in den Kellern zu Frankfurt, auch unter dem Schalle weltlicher Musik und feierten so das Abendmahl. Viele Hunderte, welche ihre erste in der Jugend erhaltene Taufe verachten lernten, wurden wiedergetauft. Diese schwärmerischen Rotten waren zugleich Kommunisten; sie verbreiteten sich besonders in der Ostschweiz und plünderten hier das Kloster Rüti. Auf zwei Gesprächen suchte Zwingli diese Wiedertäufer, die keine Obrigkeit mehr anerkennen wollten, zu belehren, im Januar und November 1525. Aber es war umsonst. 1527 wurden dann einige Häupter derselben als Empörer in der Limmat ertränkt.

Immer mehr schritt in der Schweiz die Reformation vorwärts. Bern und Basel namentlich, sowie St. Gallen, Glarus, Graubünden, Schaffhausen öffneten dem Evangelium Thor und Kanzeln. In Bern war es Berchtold Haller, der, jung und zuerst schüchtern, von Zwingli ermutigt und durch dessen Rat und Freundschaft gestärkt, allmählich der Kraft des Evangeliums vertraute und demselben langsam Sieg verschaffte, wozu namentlich das Religionsgespräch zu Bern 1528, an welchem

Zwingli teilnahm, den Ausschlag gab. — In Basel reformierte Zwinglis Freund Ökolampad, der zum Schweizer Reformator in ähnlichem Verhältnis stand wie Melanchthon zu Luther. Ökolampad war 1482 zu Weinsberg geboren und hieß eigentlich Hausschein. Der Kaufmannsstand, zu dem er anfangs bestimmt war, sagte ihm nicht zu. Er studierte in Heidelberg und Bologna die Rechte, lernte bei Reuchlin in Stuttgart Griechisch, bei einem Spanier Hebräisch, unterstützte Erasmus bei seinen Übersetzungen des Neuen Testamentes, wurde Prediger in Augsburg, trat der Welt müde in ein Kloster, lernte da Luthers Schriften kennen und mußte, weil er sich dafür begeisterte, flüchten, kam in die Schweiz und wurde Professor der Theologie und Pfarrer an der St. Martinskirche in Basel. Bald verband ihn innige Freundschaft mit Zwingli. Nun war er in Basel rastlos thätig für die Durchführung der Reformation. Auch er vermählte sich und führte mit Wilbrandis Rosenblat, der Tochter eines Feldobersten beim Kaiser Maximilian, eine zufriedene und glückliche Ehe. „Schon in seinem Äußern zeigte sich die geistige Verschiedenheit zwischen ihm und Zwingli. Bei Zwingli kündigte Miene und Haltung den entschlossenen Republikaner an, den Mann, der sich seiner Aufgabe und der Kraft zu ihrer Erfüllung bewußt ist. Bei Ökolampad offenbarte sich in seiner ganzen Erscheinung Demut und Bescheidenheit. Sanftmut und Milde, die den Grundton seines Lebens bildeten, leuchteten aus seinen ruhigen Blicken und aus den edlen Zügen seines Angesichts, von welchem ein langer Bart herniederwallte." — An dem Religionsgespräch zu Baden 1526 war es Ökolampad, der dem berühmten Dr. Eck entgegentrat. Zwingli war, weil sein Leben gefährdet schien, dem Gespräche fern geblieben, wurde aber jede Nacht durch Botenläufer (darunter Thomas Platter) von dem Verlauf der Disputation unterrichtet, um mit seinen Winken und Ratschlägen behilflich sein zu können. Es war auch ein Sieg Ökolampads, als Eck, durch Anführung vieler Bibelstellen von Ökolampad in die Enge getrieben, ausrief: „Ich halte es mit den lieben Heiligen, wenn auch keine Schrift da wäre." Dennoch wurde dem Dr. Eck der Sieg zuerkannt und es erging von der Tagsatzung ein scharfes Mandat gegen die Reformation und gegen alle ihre Anhänger. Obschon sich die Katholiken auf der Badener Disputation des Sieges rühmten, machte doch Ökolampads würdige Haltung auf viele Schwankende einen tiefen Eindruck. „O wäre doch dieser lange gelbe Mann auf unserer Seite!" hörte man katholische Zeugen des Gespräches zu einander sagen.

Ein wichtigeres Religionsgespräch, als das zu Baden, war das zu Marburg in Hessen, das 1529 stattfand. Der weitblickende Landgraf Philipp von Hessen wollte alle Evangelische zu einem Bekenntnis und Bunde vereinigen und war eifrig bemüht, die Spaltung, die sich wegen verschiedener Auffassung des heiligen Abendmahls zwischen Luther und Zwingli gebildet hatte, zu heben. Er lud die sächsischen und die schweizerischen Reformatoren zu einem Religionsgespräch nach Marburg ein. Dem Luther stellte man am ersten Tage den milden Ökolampad, dem Zwingli den Melanchthon gegenüber. Über 14 Artikel konnte man sich einigen; nicht so über den 15., den Artikel vom heiligen Abendmahl. Luther hatte auf den Tisch geschrieben: „Dies ist mein Leib" und wies immer wieder darauf hin, wenn

Zwingli mit seiner Erklärung kam: „Dies Brot bedeutet meinen Leib, der Wein bedeutet mein Blut.“ — Luther sah im heiligen Abendmahl einen Genuß des verklärten Leibes und Blutes Christi, eine geistliche Nahrung für den neuen Menschen, der auch leiblich einst auferstehen soll. Zwingli sah im Abendmahl ein Gedächtnis des Opfertodes Jesu Christi, ein Pfand der Gnade Gottes, ein sichtbares Zeichen der unsichtbaren Gemeinschaft mit dem Erlöser. Jeder meinte, um der Wahrheit und um des Heils der Kirche willen nicht nachgeben zu dürfen. Luther namentlich meinte, in Zwingli einen Geistesverwandten des unruhigen schwärmerischen Karlstadt vor sich zu haben, der zuerst die Gegenwart des Leibes und Blutes Christi im Abendmahl geleugnet hatte, und wollte der menschlichen Vernunft nicht einräumen, in solchen heiligen Geheimnissen, wo man den Verstand unter den Gehorsam des Glaubens gefangen nehmen müsse, zu entscheiden. Er war sich der hohen Verantwortlichkeit als Haupt der Reformation bewußt und fing an, dem kirchlichen Radikalismus, dem er selbst anfänglich die Schleusen geöffnet, entgegenzutreten. Eine Kirche ohne heilige Geheimnisse und Sakramente, vermittelst welcher unter sichtbaren Zeichen eine unsichtbare geistige Gnade den Gläubigen mitgeteilt wird, — und eine Erlösung, an der nicht auch der Leib vermittelst geistlicher Gnadenmittel Teil hat, war Luther zuwider. Bloße Symbole und Zeichen waren ihm viel zu wenig. Er sagte: „Die Sakramente müssen herhalten, die sind ihnen nichts als Merkzeichen geworden, damit man die Christen zeichnet, wie man die Schafe mit Rötelstein zeichnet.“ Darum ging er soweit, zu Zwingli und dessen Freunden zu sagen: „Ihr habt einen andern Geist als wir“ und jenem die Bruderhand zu verweigern. — Zwingli schied mit Schmerzen und Thränen. Luther blieb bis zum Tode gegen ihn unversöhnt.

Wie traurig, daß gerade am heiligen Mahle, das die Liebe und Versöhnung predigt und die Einheit aller Gläubigen darstellt, die Kirchen sich getrennt haben. Man hat zu viel erklären und theologisch festsetzen wollen, wo es sich geziemt, in den Staub gebeugt, Buße zu thun und die Liebe zu lernen. — In der Folge haben sich Zwinglis Nachfolger in der Schweiz, Bullinger und Calvin, der lutherischen Auffassung des Abendmahls genähert. Aber der Riß der Kirchen blieb.

Die Schweiz teilte sich in zwei feindliche Lager, die Reformierten und die Katholiken, und die Religion war nicht das einzige, was die Eidgenossen entzweite. Auch die fremden Kriegsdienste bildeten einen Zankapfel. Blutige Verfolgung von evangelisch Gesinnten kam vor und erbitterte noch mehr. Der Pfarrer Kaiser von Schwerzenbach, der die Trauung des Pfarrers Räubli von Wytikon (des ersten, der in die Ehe getreten war) vorgenommen und heftig gegen die Heiligenverehrung gepredigt hatte, machte einen Besuch in seiner Heimat Uznach und predigte daselbst in Oberkirch. Da wurde er wider Fug und Recht von den Schwyzern gefangen genommen und durch die Landgemeinde zum Feuertode verurteilt, den er im Vertrauen auf Gottes Barmherzigkeit standhaft erduldete. (1529.)

Ein Beispiel fanatischer Aufregung jener Tage ist auch die Geschichte der beiden Wirth von Stammheim. Ein Freund Zwinglis, der treffliche Öchslin, war Pfarrer zu Burg bei Stein am Rhein. Der katholische Landvogt Amberg, der damals in Thurgau Namens der inneren Kantone regierte, wollte an Öchslin seinen

katholischen Eifer auslassen. In der Nacht des 7. Juli 1524 ließ er ihn verhaften und fortführen. Sein und der Seinigen Hilferuf brachte viel Volk aus Stein und dem benachbarten Stammheim auf die Beine, das den geliebten Pfarrer Öchslin aus der Hand der Schergen retten wollte. Darunter war Wirth, der wackere Ammann von Stammheim mit seinen Söhnen Johann und Adrian, zwei Geistlichen voll Mut und Frömmigkeit. Aber die Rettung Öchslins gelang nicht. Dafür warf sich das nachsetzende Volk, darunter viel Pöbel, auf das Kloster Ittingen, drang in den Keller, durchzog plündernd das ganze Kloster, zerschlug Bilder und Gerätschaften, verbrannte viele Bücher und endlich das Kloster. Vergeblich hatte Wirth dem Unfug zu wehren gesucht. Der Leidenschaft der betrunkenen Horde gegenüber war er machtlos. Nun ging ein Sturm des Unwillens durch die katholische Schweiz, und dem Religionshaß sollte nun die Familie Wirths, die wegen ihrer Anhänglichkeit ans Evangelium den Feinden desselben zuwider war, zum Opfer fallen. Die Tagsatzung, d. h. die Abgeordneten der verschiedenen Kantone, in der Mehrzahl papistisch gesinnt, verlangte die Auslieferung des Wirth und seiner Söhne. Zürich, wo sich dieselben befanden, willigte ein, unter der Bedingung, daß die Ausgelieferten nur wegen des Klosterbrandes, nicht wegen ihres Glaubens, verhört und gerichtet würden. Dies wurde versprochen, aber nicht gehalten. Die Wirth wurden nach Baden im Aargau gebracht und vor ein eidgenössisches Gericht gestellt. Man wollte sie schuldig finden und wandte die Folter an. Wirth sollte ein Bild der heiligen Anna zerschlagen haben; er beteuerte, es nicht gethan zu haben und ebenso an der Einäscherung des Klosters unschuldig zu sein. Dann machte man den Gefangenen den Glauben zum Vorwurf. Alle drei wurden grausam und ohne Erbarmen gemartert. Auch die Thränen und Bitten der Frau des Ammanns, die nach Baden geeilt war, fruchteten nichts. Johann Escher von Zürich begleitete sie. Er redete einen der Richter Stocker von Zug an: „Landammann, ihr kennet doch den Wirth und wisset, daß er sein Leben lang ein redlicher Mann gewesen ist.“ — „Das ist wahr, lieber Escher, antwortete Stocker, er hat keinem Menschen etwas zu leide gethan. Und wenn er auch gestohlen und gemordet hätte, so wollte ich ihn retten. Aber er hat die heilige Anna, die Großmutter Christi, verbrannt, und dafür muß er sterben.“ — Wirklich fällten dann die eidgenössischen Stände am 28. September 1524 das Todesurteil über den alten Wirth, seinen Sohn Johann und ihren Freund Rütimann, Ammann von Nußbaumen; Adrian wurde der Mutter geschenkt. Man holte die Gefangenen aus dem Turm und verkündigte ihnen das Urteil. Sie hörten es mit Ruhe an. Der alte Wirth sagte zu dem freigesprochenen Adrian: „Räche niemals unsern Tod, den wir nicht verdient haben.“ — Und Johann sprach: „Wo Gottes Wort ist, da ist immer das Kreuz dabei.“ — Als sie zum Blutgerüste kamen, beteten alle drei das Vaterunser und sagten sich Lebewohl. Johann sagte zum Vater: „Lieber Vater, heute, so Gott will, kommen wir zu dem, der unser aller Vater ist.“ — „Amen,“ antwortete der Greis, „und segne dich der allmächtige Gott, geliebter Sohn, mein Bruder in Christo.“ Die meisten der Anwesenden weinten. Dann knieten alle drei nieder, „im Namen Gottes“ und wurden enthauptet. Die

hinterlassene Witwe mußte dem Henker, der ihren Gatten und Sohn enthauptet hatte, seinen Dienst mit 12 Goldkronen bezahlen.

Infolge solchen Religionshasses waren die letzten Jahre des Lebens des Reformators von schweren Wolken umdüstert. Der Haß mehrte sich und schlug endlich in hellen Flammen aus. Zwingli, kriegerisch und staatsmännisch beanlagt und ein großer Politiker, arbeitete im Namen Zürichs an weitaussehenden Plänen, an einem Bündnis mit dem Landgrafen Philipp von Hessen, mit Frankreich, mit Venedig. Anderseits verbanden sich die katholischen Kantone der innern Schweiz mit Österreich. 1529 standen sich die beiden Heere der Reformierten und der Katholiken der Schweiz wohlgerüstet gegenüber, wohl 30 000 gegen 30 000. Da wurde unterhandelt. Zwingli warnte; denn er traute einem Frieden nicht und war der Ansicht, durch das Schwert müsse dem Worte Gottes in der Schweiz zum Siege verholfen werden. Dennoch wurde für diesmal noch Frieden gemacht. Zwingli äußerte darüber: „Der geschlossene Friede wird bringen, daß wir in kurzem die Hände über dem Kopf zusammenschlagen müssen.“

Der Friede dauerte in der That nicht lange. Obgleich in demselben jedem Teile Religionsfreiheit zugesagt war und in den gemeinsam regierten „gemeinen Herrschaften“ jede Gemeinde frei beschließen sollte, mit welchem Glauben sie es halten wolle, so erlaubten sich in jenen Herrschaften, die bald durch Vertreter der reformierten Kantone, bald durch die Vertreter der katholischen Stände regiert wurden, doch beide Teile starke Übergriffe. Namentlich machte es böses Blut, daß die Zürcher in Bezug auf den Abt von St. Gallen erklärten, ein Mönch könne nicht weltlicher Herrscher sein und daß sie in Verbindung mit Glarus die jenem Stifte gehörigen Landschaften als „gemeine Herrschaft“ sich unterwarfen und reformierten. Dasselbe geschah mit dem St. Gallischen Rheinthal. — Immerfort drängte Zürich zum Krieg. Bern zögerte und setzte es durch, daß, statt den Krieg zu erklären, den katholischen Kantonen Uri, Schwyz, Unterwalden, Zug, Luzern, die Zufuhr von Korn, Salz, Wein gesperrt wurde. Da brachen die katholischen Stände erbittert los und standen, ehe die isolierten Zürcher recht gerüstet waren, mit einem Heere an den Grenzen des Zürichgebietes bei Kappel. In Zürich herrschte Uneinigkeit und Zerfahrenheit. Zwingli hatte sich schon längere Zeit von der Leitung der öffentlichen Angelegenheiten, die er lange Zeit im stillen entscheidend beeinflußt hatte, verfolgt von Haß und Neid, zurückgezogen und ging still resigniert seinen Weg. Jetzt, da es zum kriegerischen Aufbruch kam, that er seine Pflicht und zog als Prediger mit; aber er ahnte nichts gutes. „Unsere Sache ist gut,“ sprach er, „aber sie ist schlecht verteidigt.“ — Als Zwingli, mit Helm und Hellebarde versehen, sein Pferd bestieg, bäumte sich sein Pferd und die Leute sagten: Er wird nicht wiederkommen. Seine Frau und Kinder klammerten sich an den Vater. „Werden wir uns wiedersehen?“ sagte die Gattin. „So Gott will, Sein Wille geschehe,“ antwortete Zwingli. Vereinzelt zog man über den Albis, um den vorausgegangenen Zürchern zu Hilfe zu eilen. Still ritt der Reformator dahin; ein Stadtreiter von Winterthur, der hinter ihm ritt, hörte ihn viel leise beten und seufzen. — Bei Kappel angekommen, sahen die Zürcher die viermal größere Übermacht der Feinde auf sich stürzen. Ein

furchtbares Gemetzel begann. Zwingli brauchte selbst die Waffen nicht, sondern war bemüht, den Kämpfenden Mut, den Sterbenden Trost zuzusprechen. Als er so da stand, auf seine Hellebarde gestützt, trat ein Gegner Zwinglis aus Zürich zu ihm und sagte: „Wie steht's nun, Meister Ulrich, wie gefällt Euch die Sache? Ihr habt uns den Brei gekocht und die Rüben gesalzen; nun müßt Ihr uns helfen ausessen." — „Das will ich," antwortete Zwingli, „und mancher Biedermann, der hier steht in Gottes Hand, dessen wir sind tot und lebendig." — Den Streitern rief er zu: „So, biedere Leute, seid getrost und fürchtet euch nicht. Müssen wir gleich leiden, so ist doch unsere Sache gut. Befehlet euch Gott, der uns und den unsrigen helfen kann."

Die Blüte Zürichs sank als „köstliche Ähren" auf dem blutigen Schlachtfelde von Kappel, — in ihrer Mitte Zwingli. Ein Stein hatte ihn zu Boden gestreckt. Mehrmals erhob er sich, bis endlich ein Speer ihn zum Tode verwundete. Unter einem Birnbaum liegend, mit gefalteten Händen, fanden ihn nachts feindliche, plündernde Soldaten. Sie fragten ihn, ob er einem Priester beichten und die heilige Jungfrau anrufen wolle. Zwingli schüttelte verneinend das Haupt. Da meint einer, der ihm mit der Fackel ins Gesicht zündet, in dem Sterbenden Zwingli zu erkennen und versetzt ihm in den Hals den Todesstoß. Es war am 11. Oktober 1531. Am folgenden Tag wurde Zwinglis Leichnam von dem wütenden Heerhaufen der Sieger gevierteilt, verbrannt und die Asche in die Winde zerstreut. — Pfarrer Schönbrunner von Zug hatte, als er vor Zwinglis Leiche stand, sich der Thränen nicht enthalten können und gesagt: „Was auch dein Glaube war, ein redlicher Eidgenosse bist du gewesen. Gott verzeihe dir deine Sünden."

Eine große Zahl von Edlen und von Geistlichen von Zürich waren auf dem Schlachtfeld geblieben. Besonders schweres Unglück traf die Witwe Zwinglis. Sie verlor an diesem Tag ihren Gatten, ihren Sohn aus erster Ehe, einen Tochtermann, ihren Bruder und ihren Schwager. Aber in dem Glauben, zu dem sie Zwingli hingeführt, hielt sie sich an Gott und bekam die Kraft, alles geduldig zu tragen, bis sie sieben Jahre später Zwingli in die Ewigkeit folgte. Der Zwingli so nahe stehende Ökolampad vermochte den Tod seines Freundes nicht lange zu überleben. Schnell schwanden seine Kräfte dahin und mit getroster Ergebung sah er dem Tod entgegen. Als man ihn in der letzten Nacht fragte, ob er Licht begehre, deutete er lächelnd auf seine Brust mit den Worten: „Hier ist Licht genug." So entschlief er schon am 1. Dezember 1531 sanft und still, wie er gelebt hatte.

Der zweite Landfriede von 1531 fiel für die Reformation der Schweiz weit ungünstiger aus als der erste. In den gemeinen Herrschaften und Vogteien wurde an vielen Orten der katholische Gottesdienst wieder hergestellt; auch Solothurn trat zum Katholizismus zurück. Im ganzen ist katholisches und reformiertes Gebiet der Schweiz seither dasselbe geblieben wie zur Zeit nach der Schlacht von Kappel.

Zwingli war ein wahrhaft großer Mann und hat, indem er seinem Zürich das Gepräge seines Geistes gab, auch dieses groß, zu einer wissenschaftlichen und humanen Leuchte gemacht. — Ausgezeichnet war Zwingli durch die Klarheit des Geistes, womit er den Dingen und Personen auf den Grund sah; — ausgezeichnet

durch seine Überzeugungstreue, die nimmer wich, auch wenn vieles, selbst das Leben auf dem Spiele stand. Er glaubte, dem gesunkenen Vaterlande sei nur durch eine sittliche Erneuerung aufzuhelfen, und diese sei nur möglich durch eine religiöse Erneuerung, durch Rückkehr zum wahren Christentum. Das wahre Christentum aber sah er in der alleinigen Verehrung Gottes und in der Verabscheuung aller Kreaturvergötterung, deren er so viel im römischen Wesen erblickte. In der gläubigen Verbindung des Menschen mit Gott sah Zwingli das Heil. Durch Schriftforschung und Erfahrung des eigenen Herzens stand es ihm fest: Nicht durch eigene Werke, sondern allein durch den Glauben, durch die Hingebung des Herzens an Gott, durch das Vertrauen auf die in Christo geschehene Versöhnung wird der Mensch vor Gott gerecht. Aber der wahre rechtfertigende Glaube muß ein lebendiger, von Gottes Geist selbst gewirkter sein. Man hat schon gesagt, Zwinglis Gotteslehre sei mehr eine spekulative und ihr Ursprung bei dem Philosophen Graf Picus von Mirandola (geboren 1463, † 1494, ein Wunder von Gelehrsamkeit und merkwürdiges Beispiel der Vereinbarung wissenschaftlichen und religiösen Geistes) zu suchen und sie nähere sich den Lehren des Pantheismus, der Gott und Welt vermischt. Aber Zwingli ist auf seine Lehre durch die Heilige Schrift geführt worden, sowie durch seine christliche Erfahrung. In einer Weise, die bei Picus nicht hervortritt, hält er sehr streng die Lehre vom Glauben und von der göttlichen Erwählung und Vorsehung fest. Das tiefe Verderben des Menschen, seine gänzliche Ohnmacht in geistlichen Dingen, der Glaube, d. h. das in Gott Vertrauen mit gänzlichem Aufgeben des Vertrauens des Menschens auf sich selbst, der Glaube lediglich ein Werk der göttlichen Gnade, das Verzichtleisten auf alle eigene Kraft und auf eigenes Verdienst, das folgerechte und stete Zurückführen alles Guten auf den Ursprung alles Guten, — das sind die Grundlagen von Zwinglis Erwählungslehre. — Zwinglis ganzes Christentum aber wird treffend charakterisiert durch sein Wort: „Dem Christenmenschen kommt es zu, nicht über Glaubenssätze schön zu reden, sondern mit Gott Schweres und Großes zu vollbringen.“

Zwingli war gefallen und seine und der Zürcher Niederlage bei Kappel wurde von den Katholiken als Strafe des Himmels erklärt. Aber das Gute einer Sache darf nicht nach dem äußeren und nächsten Erfolg beurteilt werden, und die innere Kraft der Reformation war keineswegs gebrochen. An Zwinglis Stelle trat ein Mann, welchem die Zürcherische Kirche erst recht ihren Ausbau und ihre innere Befestigung verdankt, ja, der für Zürich so wichtig und so segensreich geworden ist wie Calvin für Genf: Bullinger.

Heinrich Bullinger war im Jahre 1504, also zwanzig Jahre später als Zwingli, geboren zu Bremgarten im jetzigen Kanton Aargau als Sohn des Pfarrers daselbst. Nach dem Grundsatze des Vaters, daß nur durch strenge Erziehung und durch frühe Entbehrungen ein tüchtiger Charakter entwickelt werden könne, mußte der junge Heinrich auf einer fremden, aber wohlgeordneten Schule in dürftigen Umständen leben und sein Brot mit Singen vor den Häusern verdienen. Auf der Hochschule Köln, wohin er 1519 versetzt worden war, las er mit Vorliebe die Heilige Schrift und einige Bücher Luthers, und schon 1523 schreibt er: „In der Schrift fand ich

alles, was zum Heile der Menschen gehört; daher halte ich dafür, man müsse einzig der Heiligen Schrift folgen und alle menschlichen Zusätze verwerfen." Nach Hause zurückgekehrt, erhielt Bullinger einen Ruf als Lehrer an die neugegründete Klosterschule zu Kappel und schloß in der Folge mit Zwingli, Leo Judä und Ökolampad eine innige Freundschaft, indem er sich offen für die Reformation entschied. Im Jahre 1529 predigte er am Pfingsttage in seiner Vaterstadt Bremgarten und machte so tiefen Eindruck, daß am folgenden Tage schon die dem Aberglauben Vorschub leistenden Bilder aus der Kirche geschafft wurden und daß Bremgarten ihn zum Pfarrer wählte. Hier verehelichte er sich mit Anna Adlischweiler von Zürich, einer gewesenen Nonne. — Im August 1531 war Zwingli in Bremgarten. Als ob er ahnte, daß er zum letzten Male mit Bullinger zusammen sei, nahm er von diesem den zärtlichsten Abschied, indem er ihn mit Thränen umarmte und sprach: „Mein lieber Heinrich, Gott bewahre dich; sei treu dem Herrn Christo und seiner Kirche." — Zwei Monate nachher zogen die Zürcher aus zur verhängnisvollen Schlacht bei Kappel; auf dem Wege dorthin soll Zwingli als den tüchtigsten Nachfolger im Amte, wenn er selbst fallen sollte, den Bullinger empfohlen haben. Wirklich wurde dieser schon am 9. Dezember 1531 zum Pfarrer am Großmünster und zum Vorsteher der Zürcherischen Kirche gewählt. Als man ihn predigen hörte, meinten viele, Zwingli sei ja nicht tot, sondern in Bullinger wieder erstanden.

Heinrich Bullinger.

Bullinger stand der Kirche Zürichs 44 Jahre lang, bis zu seinem 1575 erfolgten Tode, mit Ehre und Segen vor. Er wollte durch seine Wirksamkeit es beweisen, daß die Reformation in ihrem reinen Ursprunge nichts anderes bezweckt habe, als eine wahrhaft gereinigte, thätige christliche Kirche darzustellen. Er war unermüdet auf den Pfarrsynoden mit Untersuchen, Mahnen, Ermuntern. Oft besuchte er die Schulen, wachsam auf Zucht und Bildung. Sein Christentum führte ihn in Krankenstuben und Gefängnisse, und überall war er bemüht, geistlich und leiblich

M. HULDRICUS ZUINGLIUS;

Ulrich Zwingli.

zu heilen und zu helfen. Sein Haus war der tägliche Sammelplatz für Rat- und Hilfsbedürftige aus der Nähe und Ferne. Besonders der um des Glaubens willen Verfolgten, der Flüchtigen aus Italien, Frankreich und England nahm er sich an und sorgte wie ein Vater für sie, und als ihm später Königin Elisabeth von England dafür ein Geschenk machen wollte, wies er es zurück mit der Entschiedenheit, mit der einst Zwingli gegen Pensionen und Geschenke von fremden Höfen sich ausgesprochen hatte. Der Briefwechsel Bullingers war unübersehbar. Er stand mit Königen und Fürsten in Verbindung; namentlich in England hatte er große Verehrer und übte auf die Reformation in diesem Lande großen Einfluß aus. Noch jetzt werden auf der Zürcher Stadtbibliothek die Briefe aufbewahrt, welche die unglückliche Johanna Gray an ihn richtete. — Als Schriftsteller war Bullinger nicht minder fruchtbar; man zählt hundert Schriften von ihm, u. a. auch eine gedruckte Reformationsgeschichte. — In den ersten sieben Jahren bestieg er täglich die Kanzel und predigte in zwölf Jahren fast alle Bücher des Alten und Neuen Testaments durch. Seine Predigtweise war einfach, faßlich, anziehend und schriftgetreu, mild im Trösten, streng in der Rüge. Praktische Weisheit und Milde und harmonisches Wesen zeichneten ihn aus. Im Hause war er ein treuer Vater, wie seine väterlichen Ermahnungen an seinen studierenden Sohn Heinrich zeigen, und im Vaterlande ist er eines der vorzüglichsten Werkzeuge gewesen, um Bürgertugend, Sittenreinheit und thatkräftige Religiosität zu pflanzen. Mit großer Verehrung und Liebe blickte das Geschlecht seiner Zeit zu ihm auf.

Auch Bullingers Glaube ist im Leben schwer geprüft worden. Von der Pest, die 1564 in Zürich ausbrach, genas er zwar; aber seine Gattin und drei Töchter und viele Freunde wurden von der Seuche dahingerafft. In dieser schweren Zeit, sein Ende vor sich erblickend, hat Bullinger die „Helvetische Konfession" geschrieben, mit der Bestimmung, daß sie als sein Testament dem Rate übergeben werde. Diese schöne Bekenntnisschrift ist eines der gediegensten Erzeugnisse des reformatorischen Geistes und in der Folge unter dem Namen „Zweite Helvetische Konfession" allgemein anerkanntes Glaubenssymbol der reformirten Kirchen geworden. Ein milder, versöhnlicher Geist der Liebe zur allgemeinen Kirche weht darin; alle Härten und überflüssigen Fragen sind abgeschnitten. „In der Anfechtung tröste es uns, daß die Verheißungen Gottes allen Gläubigen gelten, daß empfängt, wer bittet, und daß Christus der Spiegel ist, in dem wir unsere Erwählung schauen." — So beschließt diese Konfession auf würdige Weise die schweizerische Reformation.

Das Reich der Wiedertäufer.

Unter diesem Titel möchten wir berichten von den schwärmerischen Bewegungen im Reformationszeitalter, welche, so verschieden sie sonst auch waren, doch das Gemeinsame hatten, daß sie die Kindertaufe verwarfen, eines neuen Prophetentums sich rühmten und einen, die bestehende kirchliche, bürgerliche und sittliche Ordnung umstürzenden Radikalismus an den Tag legten. Fast gleichzeitig traten diese Erscheinungen in der Schweiz und in Dentschland auf.

Im Jahre 1521 kamen vier Männer nach Wittenberg, zwei Tuchmacher, ein Student und ein Schullehrer, Namens Storch, Thomas, Stubner und Cellarius. Man nannte sie die Zwickauer Propheten, weil sie von Zwickau her gekommen waren, wo sie sich göttlicher Eingebungen gerühmt und Unruhen erregt, aber das Feld hatten räumen müssen vor den klaren und eindringlichen Predigten des dortigen evangelischen Pfarrers Hausmann. In Wittenberg hofften sie um so mehr Eingang zu finden, weil Luther von dort abwesend war und auf der Wartburg saß. Sie machten in der That Aufsehen, denn sie predigten mit großer Begeisterung, was sie aus einem wunderbaren inneren göttlichen Licht haben wollten: daß die Kirche ganz von Gottlosen gereinigt werden, jedermann sich für dieses Gottesreich neu taufen lassen müsse, die Kindertaufe sei nichtig, ein bloßes unnützes Ceremoniell, der Buchstabe der Bibel genüge nicht; eine innere Erleuchtung, wie Storch sie habe, führe weiter. Alles Äußere, auch das äußere Abendmahl, müsse fallen. — Die Schwärmer gewannen sogar Dr. Karlstadt, Luthers Kollegen an der Hochschule, ein ausgezeichneter Lehrer, aber ohne Geduld, leidenschaftlich, ohne das gesunde evangelische Maß. Nun forderten die „Zwickauer Propheten", ermutigt durch den wachsenden Anhang, den das Neue und viel Verheißende der Sache anzog, zu gewaltsamen Änderungen auf. Das Volk stürmte in die Kirchen, hinderte die Priester, die Messe zu lesen, zerstörte Altäre und Bilder, zerschlug Beichtstühle, trieb die Mönche aus den Klöstern u. s. w. Der milde, noch junge Melanchthon wußte sich nicht zu helfen, der Kurfürst war bekümmert. Aber Luther, als er von der Sache hörte, rief: „Soll der Satan das Werk des HErrn also besudeln?" und machte sich, ohne des Fürsten Erlaubnis abzuwarten, auf nach Wittenberg. Seinen Freunden daselbst erschien er wie ein Bote Gottes vom Himmel gesandt. Täglich predigte er eine Woche lang. „Ich hätte es nicht so weit getrieben," sagte

er, „wenn ich hier gewesen wäre. Das Eilen ist zu schnell. Man muß die Schwachen schonen. Zwingen und dringen mit Gewalt darf man niemand; denn der Glaube will willig und ungenötigt sein.“ Luthers Wort, klar und liebevoll, voll Weisheit und Mäßigung drang zu Herzen. Die Geister wurden wieder in ruhige Bahnen gelenkt und die Zwickauer Propheten verließen samt Dr. Karlstadt Wittenberg.

Auch in der Schweiz machte den Reformatoren eine starke, weitverzweigte wiedertäuferische Bewegung viel zu schaffen. Man hielt mit ihnen öffentliche Disputationen. Die Wiedertäufer machten geltend: „Der Glaube mache selig und müsse der Taufe vorangehen; im Anfang seien nur Gläubige getauft worden nach den Worten: Wer glaubt und getauft wird, wird selig werden. Im Neuen Testamente heiße es nirgends: Taufet die Kinder. Die Kinder könnten ja noch keinen Glauben haben. — Jede Ceremonie, die nicht den Glauben zur Innenseite habe, sei ein Gaukelspiel, daher werde das Sakrament an Kindern entweiht und die Kindertaufe ein Seelenmord; jeder erwachsene Gläubige, gleichviel ob er als Kind getauft worden oder nicht, müsse getauft werden, welche Taufe nur den außerhalb der Gemeinschaft stehenden als „Wiedertaufe“ erscheine.“

Die Reformatoren hielten dem entgegen: „Wohl heiße es nirgends im Neuen Testament: „Taufet die Kinder.“ Aber Jesus habe auch nicht gesagt: „Taufet die Weiber“ und doch haben die Apostel sie und andere getauft, weil der Taufbefehl ganz allgemein sei und alle Menschen betreffe. Die Apostel hätten doch auch ganze „Häuser“ getauft (Apost. 16, 15. 33; 1. Kor. 1, 16) und es stehe nirgends, daß in diesen Häusern keine Kinder gewesen seien. Im Gegenteil habe Petrus zu Pfingsten gepredigt: „Euch und euern Kindern ist diese Verheißung des Heiligen Geistes.“ — Johannes der Täufer sei von Mutterleib an mit Heiligem Geist erfüllt gewesen. Der Herr Jesus sage: „Der Kinder sei das Himmelreich“ und wenn ihnen das Reich gehöre, so gehöre ihnen auch die Taufe, weil keiner in das Reich eingehe, ohne in der Taufe aus Wasser und Geist neugeboren zu sein. — Ob denn die Kinder keinen Glauben haben könnten? Da der HErr doch die Großen mahne, zu werden wie Kinder, — nicht die Kinder, erst groß zu werden, ehe sie ins Reich Gottes eingehen könnten. Der Glaube sei nicht ein Wissen, ein Fürwahrhalten von Glaubenssätzen, sondern eine Empfänglichkeit für Gott, sei eine Gabe Gottes, und die göttliche Einsetzung und Kraft der Taufe könne nicht gebunden sein an irgend ein menschliches Thun. Wer nicht zittern wolle wie die Teufel, müsse nicht nur wissen, daß ein Gott sei, sondern daß dieser Gott sein Gott und Vater, der Heiland sein Heiland, der Heilige Geist sein Helfer sei. Zu diesem Troste verhelfe die heilige Taufe, das göttliche Bundeszeichen des Neuen Testaments. Die Schrift sagt: Also hat Gott die Welt geliebt. Meine Taufe sagt: Also hat Gott mich geliebt. Je früher die Kinder, die auch Fleisch seien, vom Fleisch geboren, der allgemeinen Verderbnis teilhaftig, dies glauben lernen, desto besser. Sie bedürfen das Heil so früh, als sie erlösungsbedürftig sind, und können des Heils und des Heiligen Geistes teilhaft werden, ehe sie mit ihrem Verstande davon wissen, wie im natürlichen Leben die Menschen Kinder ihrer Eltern sind, der Wohlthat der Familie teilhaft und darum auch verpflichtet, sobald sie es verstehen —

ehe sie es wissen. Da gilt auch das Wort Jesu: „Was Ich jetzt thue, verstehst du noch nicht; du wirst es hernach erfahren.“ — Wäre die Kindertaufe nicht die rechte christliche Taufe, so wären ja so viele Zeugen Christi, die nie eine andere Taufe empfangen haben, keine Christen gewesen und hätte überhaupt viele Jahrhunderte hindurch gar keine Christenheit bestanden. — Das Fehlschlagen vieler Getauften sei kein Beweis gegen die Taufe, nur ein Beweis der Untreue des Menschen, der auf jeder Stufe Gott täuschen, die Gnade vergeblich empfangen könne, um dann einst am Tage des Gerichts vom Weinstock Christus abgeschnitten zu werden, der auch die unfruchtbare Rebe in Geduld getragen.“

Aber alle diese Belehrungen halfen nichts. Die Wiedertäufer sagten: „Es sei eben so gut, ob man ein Kind oder eine Katze taufe.“ — Da legte sich in Zürich die weltliche Obrigkeit in die Sache. Die Hartnäckigen wurden in den Turm gelegt, mit Ruten gehauen, des Landes verwiesen oder gar hingerichtet, in der Limmat ertränkt. Unter den in Zürich ertränkten Wiedertäufern befand sich namentlich Felix Manz, der mit Konrad Grebel und Simon Stumpf an der Spitze der dortigen Täuferpartei gestanden war. Grebel, ein gelehrter Mann aus gutem Geschlecht, Schwager des berühmten St. Galler Bürgermeisters Joach von Watt, war früher Zwinglis eifriger Freund gewesen. Er hoffte lange Zeit, Zwingli für seine Ansichten zu gewinnen, da dieser in den ersten Reformationsjahren selbst der Meinung gewesen war, es sei besser, die Kinder erst zu taufen, wenn sie zu verständigem Alter gekommen. Aber unzufrieden, daß man ihm eine Professur verweigert hatte und daß Zwingli auf seine leidenschaftlichen und separatistischen Pläne nicht eingehen wollte, hatte sich dann Grebel entschieden auf die Seite der Wiedertäufer geschlagen, um so lieber, als die Sache derselben durch die Verbindung mit der Sache der Freiheit, als eine Art mittelalterlichen Sozialismus eine Zeit lang die Sache des Volkes zu werden schien. Als Zwingli auf die abzuwartenden Beschlüsse des Rates verwies, entgegnete Simon Stumpf: Zwingli habe nicht die Gewalt, den Herren das Urteil in die Hand zu geben, sondern der Geist Gottes habe da zu entscheiden. Daß dieser auf Seite der Täufer auch nicht allein regiere, war an Grebel zu sehen, der nicht vom reinsten Wandel war und später infolge seines wilden und ausschweifenden Lebens zu Grunde ging. Immer mehr gewann bei diesen Männern der schwärmerische Geist die Oberhand und ihr Anhang wurde zu Stadt und Land groß. Als alle drei im Jahre 1525 mit ihnen gehaltenen öffentlichen Disputationen nichts fruchteten, vielmehr der störrige, aufrührerische Geist, die Verweigerung des Gehorsams gegen die Obrigkeit und des Eides, der Zinse, Zehnten und Kriegsdienste, die Angriffe auf Kirchen und Prediger überhand nahmen, glaubte man sich in Zürich zur Strenge genötigt. Wer sich zur Wiedertaufe erklärte, wurde verwiesen oder in den Turm geworfen. Eine glückliche Flucht der wiedertäuferischen Häupter aus dem Ketzerturme umgab diese in den Augen ihrer Anhänger mit einem wunderbaren Heiligenscheine, indem ihre Befreiung mit der des Apostels durch den Engel verglichen wurde, so daß der Anhang sich vermehrte. Als von St. Gallen her eine entsetzliche schwärmerische Verirrung, in der Mitte der Täufer geschehen, berichtet wurde, erließ der Rat in Zürich das Gesetz: Wer hinfort Erwachsene taufe, solle

ohne Gnade ertränkt werden. Manz und andere trotzten diesem Gebot und die Strafe wurde an ihnen vollzogen (1527). Zwingli scheint mit dieser Härte einverstanden gewesen zu sein, nicht so sein Freund und Kollege Leo Judä, dem die ganze Sache große Gewissenskämpfe bereitete.

Zu solchen Verfolgungen, die gegen den Geist des Christentums waren, haben die Täufer freilich gereizt durch zwei andere Eigentümlichkeiten, die in jenen Zeiten oft mit der Verwerfung der Kindertaufe verbunden waren, — ich meine ihr falsches, schwärmerisches Prophetentum und ihre Verachtung aller bestehenden göttlichen und menschlichen Ordnungen. — „Der Geist redet," sagten die, die von Träumen ihrer Phantasie, von Eingebungen ihrer Leidenschaften und von andern dunklen Mächten getrieben waren. Es begann in weiten Kreisen eine schrankenlose Entfesselung des individuellen religiösen Lebens, bei der nicht nur das kirchliche Lehramt verachtet, sondern schließlich auch die Bibel gering geschätzt wurde. Daher die Unbelehrbarkeit dieser Schwärmer, welche die höchste Instanz oder Autorität in sich selber trugen, bis sich schließlich die menschliche Eigenheit und Verkehrtheit ins Unglückliche steigerte und gänzlich unheilbar wurde, da sie mit dem religiösen Nimbus prophetischer Unfehlbarkeit umgeben war. — Die Geistlichen, Pfarrer und Priester galten alle als Schriftgelehrte und Pharisäer; ein geistliches Amt sei nicht nötig, da jeder in der Gemeinde reden könne, den der Geist treibe. Die Schwärmer, deren Lügen immer an etwas Wahrheit anknüpfte, verwechselten hier die Gnadengaben des Heiligen Geistes mit den Ämtern Christi, welch letztere durch die ersteren nicht überflüssig werden. Im Gegenteil; der wahre Heilige Geist nimmt es von dem, was Christi ist, unterwirft sich den Ordnungen und Stiftungen des Sohnes Gottes. Der HErr hat nicht nur das Wort, sondern auch das „Amt der Versöhnung" gegeben (2 Kor. 5), hat Apostel ausgesandt, diese haben den Gemeinden besondere Lehrer gesetzt und für Fortsetzung dieses Amtes gesorgt. An der Übereinstimmung der geistlichen Erscheinungen mit den Stiftungen des Sohnes Gottes, des Hauptes der Kirche, mit seinem Wort, mit seinen Sakramenten, mit seinem Amte, — muß es sich erweisen, ob jene Erscheinungen echt und von Gott sind oder nicht. — Irrlehrer und falsche Propheten sind schließlich immer an ihren Früchten erkannt worden (Matth. 7), indem Gott sie in die gröbsten Laster und unvernünftigsten Ansichten fallen ließ, wenn auch der täuschende heilige Schein eine Zeit lang anhielt und viele bezaubern konnte.

Die Früchte der Wiedertäuferei im Reformationszeitalter waren nicht die besten.

Ein wiedertäuferisches Weib lud ihre Freunde zu einer Mahlzeit ein. Der Tisch ist gedeckt, aber die Küche leer; die Speisen werde, wie ihr verheißen worden, ein Engel bringen. Sie beten inbrünstig, Gott möge sie in dieser Sache nicht verlassen; sie harren bis in die Nacht auf Engelbrot und mußten hungrig nach Hause gehen. — Eine andere Frau in Basel glaubte vom Herrn die Verheißung empfangen zu haben, daß Er sie viele Jahre ohne Speise und Trank erhalten wolle, wie Moses, Elias, Christus in der Wüste erhalten worden seien; sie starb am zehnten Tage. — In St. Gallen hatte eine Familie zwei Nächte hindurch mit Gesichten und Weissagen zugebracht. Da nahm einer der Söhne, Thomas, ein Schwert. Die andern

Wiedertäufer sind in erstaunter Erwartung. „Fürchtet nichts, es ist des Herrn Wille, der geschehen muß," sagt er. Und zu seinem Bruder Leonhard: „Kniee nieder, Bruder Leonhard." Leonhard kniet nieder, Thomas schlug ihm den Kopf ab und schrie: „Der Wille des Vaters ist vollbracht." Da mußte die Obrigkeit einschreiten.

Auch das Gebahren mancher Wiedertäufer in Bezug auf die Ehe forderte „das Rechtsbewußtsein einer Zeit, die Ehebruch und Mißbrauch der Religion strenge richtete, zu Todesurteilen auf". — Nur ein Beispiel, das uns der Straßburger Reformator Capito berichtet hat. — Der Kürschner Claus Frey zu Windsheim hatte nach Empfang der Taufe, die alle natürlichen Verhältnisse löse, seine Frau mit 6 Kindern verlassen, weil sie ihm in seinem Glauben nicht folgen wollten. Er ging nach Nürnberg und gewann dort, gar lieblich redend von der Taufe und seinen göttlichen Offenbarungen, einen angesehenen Mann und seine Schwester Elsbeth; sie erkannte, wie sie später schreibt, er sei aus Gott dem Heiligen Geist geboren. „An einem Samstag, nachts, kam ein Trieb in mich und redete ohne Unterlaß zu mir, ich soll mich diesem Manne unterwürfig machen mit Leib, Ehr und Gut. Des Morgens überwand mich der Trieb; da ging ich mit Furcht und Zittern zu ihm und machte mich ihm unterwürfig; da nahm er mich an und vereinbarte sich mit mir durch den allmächtigen Gott, der in unsern Herzen lebt." — Dem aus Nürnberg Ausgewiesenen zog Elsbeth nach Straßburg nach. Auch die Ehefrau mit zwei Kindern sucht ihn dort auf, fällt ihm um den Hals und will alles vergessen, wenn sie ihn nur wieder hat. Er stößt sie von sich; sie sei die alte Schlange, Elsbeth sei das Weib, dessen Same ihr den Kopf zertreten soll. Ein rechter Jünger Jesu müsse hassen Weib, Kind, Haus und Hof und dem alten vorigen Leben tot sein. — Der Handel war ruchbar geworden und der Stadtrat ließ beide verhaften. Beide bleiben auf ihrem Sinne und verwerfen, was ihnen entgegengeworfen wird, als „Buchstaben ohne Geist". Das Urteil wird gefällt: Er soll ertränkt werden. Am Freitag vor Pfingsten, da er hinausgeführt werden sollte, vertröstete er Elsbeth, ihm werde geschehen wie Isaak und an seiner Statt ein anderes Opfer dargestellt werden. Auch auf dem Todesweg bleibt er dabei, er leide um der Wahrheit willen, scherzt auch inzwischen: „Es ist ein hübscher Tag, es wird gut zum baden sein." So ist er von der Brücke hinabgestürzt worden. Als das unglückselige, geschändete Weib, das an ein Wunder seiner Rettung geglaubt hatte, erfuhr, daß er ertrunken sei, war sie daran, von Sinnen zu kommen. Schließlich aber zerriß sie die von dem Schwärmer erhaltenen Briefe und bekannte sich als arme, verführte Sünderin. Was daraus werden wird, schließt Capito seinen Bericht, weiß Gott allein.

Der Geist des Umsturzes und politischen Radikalismus, der ebenfalls die gegenkirchlichen, wiedertäuferischen Sekten jener Zeit kennzeichnet, tritt besonders an Thomas Münzer zu Tage. Er war zu Stolberg am Fuße des Harzes geboren, studierte u. a. in Wittenberg und schloß sich mit Begeisterung an Luther an, als dieser gegen den Ablaß auftrat. Auf Luthers Empfehlung wurde er Prediger in Zwickau. Aber hier schon offenbarte sich sein unruhiger, gewaltthätiger Geist; er wollte nicht mit Gottes Wort in Liebe und Geduld reformieren, sondern stürmisch revolutionieren und dabei selbst eine Hauptrolle spielen, wozu er auch wie gemacht

schien, da er mit religiöser Schwärmerei große natürliche Gaben, weltliche Schlauheit und leidenschaftliches Feuer verband. Aus Zwickau vertrieben, wurde er später Pfarrer in Alstädt und verheiratete sich. Aber weder Amt noch Familie konnten ihn in Ruhe halten. Er knüpfte nach allen Seiten Verbindungen an mit Leuten, die die Lage der Dinge total ändern wollten und zu gewaltsamen Maßregeln geneigt waren. Auch mit Luther kam er wieder in Verkehr. Luther giebt selbst zu, daß die Reden des Schwärmers vom Elend des Volkes, von totaler Reinigung der Kirche, vom Heiligen Geist &c. sich in seinem Herzen einnisteln wollten. Schließlich aber erkennt er den Geist. „Straf dich Gott, Satan," sagt er zu dem Propheten und rühmt sich, diesen Alstädter Propheten über die Schnauzen gehauen zu haben. — Die Männer sind von nun an geschiedene Leute und gehen verschiedene Wege. Luther warnte vor Münzer und seinem Treiben. Münzer aber tituliert Luther in einer Schrift: Doktor Ludibrii, Wittenberger Papst, Erzheide, Leisetreter, Jungfer Martin, ausgeschämter Mönch und nennt ihn das sanftlebende Fleisch in Wittenberg, der sich bei Malvasier Wein und anderen Genüssen wohl sein lasse, kein Herz für die Not des Volkes habe und den Fürsten schmeichle. —

In der fränkischen Stadt Mühlhausen setzte sich nun Münzer fest, erhielt an einem ehemaligen Mönche Pfeiffer einen einflußreichen, volkstümlichen Mitarbeiter und schürte die Gärung unter den Bauern und den Handwerkern der Städte in Mitteldeutschland. — Es war die Zeit des Bauernkrieges, der namentlich in Süddeutschland in blutiger Weise sich abspielte. — Das Landvolk hatte in der That Ursache, sich zu beklagen. — Es seufzte unter namenlosem Druck von Seiten des weltlichen und geistlichen Adels. Sehr viele Bauern waren gleichsam leibeigene, sogenannte „hörige Leute" und als solche mit Frondiensten, mit Lieferungen an Früchten, Vieh und anderem ganz überlastet. Ihre Felder waren dem Wild, das die großen Herren jagten, preisgegeben und wurden, wenn sie es abwehren wollten, grausam gestraft. Schon öfter, schon vor der Reformation Luthers, hatten sich darum die Bauern erhoben, waren aber mit blutiger Strenge niedergehalten worden. Jetzt, da das Evangelium von der Freiheit eines Christenmenschen von den Reformatoren gepredigt wurden, schöpften die armen Bauern neue Hoffnung; sie hofften, daß mit der religiösen auch die politische und soziale Freiheit anbreche. Der milde Geist des Evangeliums hat ja in der Folge auch bessere, erträglichere Verhältnisse geschaffen. Aber es ging den Bauern und den Führern, die sich ihrer bemächtigten, zu langsam. Ihre Forderungen, die sie in zwölf Artikeln zusammenstellten, kann man nicht unbillig nennen: Die Gemeinden sollten ihre Pfarrer selber wählen, das Evangelium sollte gepredigt werden dürfen, Zehnten wollten sie zahlen, aber nur an Pfarrer, Arme und öffentliche Bedürfnisse; sie wollten nicht mehr „hörige Leute" sein, denn Christus habe sie alle mit seinem Blut losgekauft; der Obrigkeit wollten sie gehorchen, aber nach ihrem Bedürfnis teil haben an Holz, Wildpret, Vögeln und Fischen; denn Gott habe dem Menschen Macht gegeben über alle Tiere, Wildschaden wollten sie nicht mehr leiden; Gemeinde-Wiesen und Äcker, die mit Unrecht in Herrenhand gekommen, sollen der Gemeinde wieder zurückgegeben werden. — Der Fehler der Bauern liegt nicht in den Artikeln, sondern in der gewaltsamen

Art, sie durchzuführen. Sie wären den Bauern auch zum großen Teile zugestanden worden, wenn man nicht bald gemerkt hätte, daß sie noch viel Größeres im Schilde führten. Der Aufruhr brach los. Lang verhaltenes Seufzen und Zürnen über so manche erlittene Ungerechtigkeit und Unbarmherzigkeit machte sich schrecklich Luft, nachdem Tausende und Tausende von Bauern sich zusammengerottet hatten, ihrer Kraft bewußt geworden und durch schwärmerische Prediger in eine unheilvolle Begeisterung geraten waren. Ist der Damm der Ordnung einmal durchbrochen, so fluten die Wasser unaufhaltsam daher und niemand kann gebieten: Bis hieher und nicht weiter. Klöster und Schlösser wurden eingeäschert; im Wein der Mönche und im Blute der Ritter berauschte sich der Aufstand. Nach der Eroberung von Weinsberg haben die Bauern den Grafen von Helfenstein verurteilt, mit vielen andern durch die Spieße gejagt und also grausam gemordet zu werden. Vergebens flehte seine Gemahlin, die Tochter des Kaisers Maximilian, um Gnade. Ein Pfeifer, vormals in des Grafen Diensten, spielte zu dem Todeslaufe eine heitere Weise. Die arme Gräfin wurde nachher auf einen Mistkarren geworfen und fortgeführt, indes die Bürger und Weiber ihr zuriefen: „Auf einem goldenen Wagen bist du zu uns gekommen, auf einem Mistkarren fährst du weg."

Als so die Bauern in Süddeutschland wüteten, da schien dem Thomas Münzer die Zeit des Zornes für die Tyrannen gekommen zu sein. Er und seine Genossen schürten und schürten. „Laßt eure Schwerter nicht kalt werden von Blut," schrieb er an die Bergleute in Mansfeld, „schmiedet pink pank auf den Ambos Nimrod. Dran! dran! dran! Gott geht euch vor, folget! Die Gewaltigen stürzet er vom Stuhl und erhöht die Niedrigen." So sammelten sich etwa 8000 Bauern und arme Bürgersleute um Münzer. Gegen sie zogen die sächsischen Herzoge und Landgraf Philipp von Hessen. Die Fürsten boten Frieden an. Die Bauern, kriegsungewohnt und ohne viel Geschütz und Waffen, wurden ängstlich und wären fast darauf eingegangen. Aber Münzer, mit seiner fanatischen Beredsamkeit, wußte es zu verhindern und den Glauben der Bauern neu zu beleben. Wenn er verhieß, alle Kugeln, die von den Feinden abgeschossen würden, in seinen Ärmeln aufzufangen, so war das nur ein keckes volkstümliches Bild für den Glauben an göttliche Hilfe. — Am Himmel zeigte sich ein Regenbogen, und einen solchen führten die Bauern in ihrer Fahne. Da rief Münzer: „Seht ihr den Regenbogen am Himmel? Das bedeutet, Gott will uns helfen, die Fürsten aber strafen." — Jetzt begannen die Kanonen der Fürsten zu feuern, die Reisigen stürmten heran. Die armen bethörten Bauern sangen: „Nun bitten wir den heiligen Geist." Als die Kugeln in die Reihen schlugen und jetzt diese, jetzt jene tot niederstreckten, wandten sich die Bauern zur Flucht. Dies ist die Schlacht zu Mühlhausen 1525. Schonungslos wurden ihrer 5000 niedergestochen, Münzer gefangen und hingerichtet. Er hatte nicht genug bedacht, daß Christi Reich nicht von dieser Welt ist, daß es nicht durch Heer oder Kraft, sondern durch Gottes Geist zur Freiheit geht, daß Freiheit von der Sünde die rechte Freiheit ist und daß, wer das Schwert ergreift, durch das Schwert umkommt.

Auch in Süddeutschland war die Sache der Bauern verloren, und ihr Joch wurde um so härter. — Sie waren nicht recht geleitet, nicht recht zu Dem geführt

Die Wiedertäufer in Münster. (Nach J. C. Baehr.)

worden, der auf anderem Wege das Joch sanft macht und die Last leicht, — wenn wir nämlich von Ihm lernen, der demütig ist und sanftmütig, der den Sanftmütigen das Erbe der Erde verspricht und das Kreuz vor die Herrlichkeit gestellt hat, nicht umgekehrt. — „Die Waffen unserer Ritterschaft sind geistlich, nicht fleischlich."

„Dein Reich komme" — hat uns der Heiland beten gelehrt und schon damit, wie durch sein ganzes Evangelium ein Reich verheißen, wo wir erlöst sind von allem Übel und allem Druck dieser sündenvollen Welt. Das Warten auf dieses Gottesreich, wo Natur und Gnade Eins sein und aus der äußeren Weltverfassung die Gerechtigkeit und der Friede einer höheren Welt widerstrahlen wird, — ist kein leerer Wahn. Aber Tag und Stunde weiß niemand. Auch wird dieses Reich kein anderer bringen als der, der am Kreuze gestorben und als Anfänger einer neuen Schöpfung auferstanden ist und wiederkommen und die Rettung bringen wird denen, die auf Ihn warten. Auf Ihn zu warten, ist Christentum. Aber ungeduldig Ihm voranzulaufen und das „Reich" zu antizipieren schon im Leben dieses Fleisches, das doch Gottes Reich nicht ererben kann, sondern sterben muß, — das ist eine arge Versuchung, der schon viele Einzelne, Kirchen und Sekten verfallen sind. Eines der traurigsten Beispiele davon ist das Reich der Wiedertäufer in Münster, Westfalen, über das wir noch in Kürze berichten wollen.

Münster, eine feste, volks- und gewerbreiche Stadt, war in der Reformationszeit Sitz eines Fürstbischofs, eines reichen Klosters und Domkapitels. Die Ideen der Reformation waren auch dorthin gekommen und die Stellung des Volkes zum geistlichen Stande schwankte zwischen Neid und Verachtung. Ein Bernt Rothmann, der in Mainz und Köln, dann auch in Wittenberg studiert hatte, begann das Evangelium zu predigen, das er von Luther gelernt. Sein wachsender Einfluß auf die Bürgerschaft führte zu Streitigkeiten zwischen dieser und dem Rat und dem Bischof, dem Herrn der Stadt. Die Folge war ein feierlicher Vertrag vom 14. Februar 1533, laut welchem das evangelische Bekenntnis in Münster freigegeben ward und in sechs Kirchen der Stadt gepredigt werden durfte. Die evangelische Partei verstärkte sich immer mehr, wählte in diesem Sinne den Rat der Stadt, anerkannte aber daneben noch immer die weltliche Oberhoheit des Bischofs. Immerhin war der Zustand für beide Teile, Katholiken wie Protestanten, ein unbefriedigender. Da tauchte eine dritte Partei in der Stadt auf, die der Wiedertäufer. Sie waren mehr von auswärts gekommen und hatten sich in der Stadt niedergelassen. Rothmann, der nun an der Spitze des evangelischen Kirchenwesens stand, hielt es anfangs nicht mit ihnen, sondern ermahnte auf der Kanzel die Gemeinde, zu beten, daß Gott sie bei seinem lauteren Worte erhalte und allen Rotten wehre „sonderlich der Wiedertäufer, die jetzt einzuschleichen beginnen, denn wo sie überhand nehmen, da koste es Land und Leute, beides geistlich und leiblich." — Auch Luther schrieb an den Rat von Münster: „Der Teufel ist ein Schalk und kann auch feine, fromme und gelehrte Prediger verführen, was wir viel erfahren haben an solchen, die vom reinen Wort sind abgefallen und zwinglisch(!), münzerisch oder wiedertäuferisch geworden und haben in das weltliche Regiment gegriffen. Hütet euch vor solchen Geistern." — Hatte er geahnt, daß auch

Rothmann diesen Geistern verfallen würde? Immer mehr näherte dieser sich ihnen. Einst am Altare nahm er eine Hostie (geweihtes Brot), zerbrach und warf sie mit den Worten zur Erde: „Seht, wo ist hier Blut und Fleisch? Wenn das Gott wäre, so würde sich's aufheben und wieder auf den Altar stellen.“ Er nahm Semmeln („Stuten“), brockte sie in eine Schüssel, goß Wein darüber und hieß die zugreifen, die das Sakrament begehrten. Deshalb wurde er in einem Spottlied „Stutenbernt“ genannt. Rothmann verheiratete sich mit einer reizenden, übelberüchtigten Frau, wurde seither strenger in seiner Lebensweise, finsterer, und entzog sich jeder frohen Geselligkeit. Seine Ansichten wurden entschieden wiedertäuferisch und er samt anderen Kollegen weigerten sich, Kinder zu taufen. Dies zog noch mehr Wiedertäufer in die Stadt. Besonders verhängnisvoll war die Ankunft zweier Holländer, Johann Bockelson von Leiden und Jan Mathiesen, Anhänger des weitgereisten abenteuerlichen Schwärmers Melchior Hofmann. „Johann von Leiden war der Sohn des Schultheißen von Bockel und einer nachmals freigekauften Leibeigenen Alit aus dem Münsterlande. Bei Verwandten in Leiden erzogen, war er Bäcker geworden, hatte in seinem Beruf vier Jahre in England und Flandern gelebt, dann in Leiden mit der Witwe einers Schiffers sich verheiratet. Dann wurde er Kaufmann, war in Lissabon und in Lübeck und hielt endlich in Leiden eine Schenke, eine Stätte munterer Geselligkeit. Er hat bei der damaligen Blüte des Meistergesangs und der städtischen Festspiele, wie Hans Sachs, Reime gedichtet, eine Gesangschule gegründet, Schauspiele verfertigt und in ihnen manche stattliche Rolle gespielt, durch seine schlanke kräftige Gestalt, durch die männliche Anmut seiner Züge und durch seine munteren Einfälle besonders Frauen angenehm.“ So schildert ihn ein neuerer Kirchengeschichtsschreiber. 1533 wurde er mit Matthiesen bekannt, von demselben getauft und nach Münster gesandt. Matthiesen selbst folgte ihm bald nach.

Sie gewannen den Prediger Bernt Rothmann und den Bürgermeister der Stadt, Knipperdolling, einen reichen Mann, der sich bereits in früheren Unruhen der Stadt gegen den Bischof hervorgethan hatte. Bereits wurde in diesem engeren Kreise der Wiedertäufer beraten, ob nicht die Stadt von dem Unflat der Gottlosen zu reinigen sei? — Die beiden Parteien scharten sich und standen sich schließlich drohend, zum Kampfe bereit, gegenüber, verglichen sich aber, zum großen Schmerze des Bischofs, des Grafen Franz von Waldeck, der herbeigeeilt war, den Freunden der alten Ordnung zu helfen und nun wieder abziehen mußte.

Jetzt entwickelte sich die Sache rasch. Die Freunde der alten Ordnung, voll Unbehagens und unheimlicher Ahnung, verließen mehr und mehr die Stadt. Wiedertäufer von allen Seiten strömten herbei, in der Hoffnung, hier in Münster ihre Ideale verwirklicht zu finden. Dazu hatte man überallhin an die „Gläubigen“ Einladungen ergehen lassen, mit dem Bericht und der Verheißung großer Dinge. Gottes Reich sei nahe herbeigekommen und werde von Münster ausgehen, dem wahren Zion. Unter anderen kam Pfarrer Krechting mit einer Schar seiner Pfarrkinder, Gaugraf Krechling, mit Weib und Kind und wohlbeladenen Wagen. Die Wiedertäufer gelangten nun zu unbedingter Herrschaft und führten eine neue Verfassung, eine theokratische Demokratie ein. Der Schrecken, die Furcht und blinder

schwärmerischer Aberglaube, der sich aber gern mit schlauer Berechnung paart, beherrschte die Stadt. Wer nicht an die göttlichen Eingebungen der neuen Propheten glaubte, alle, die sich nicht wollten wiedertaufen lassen, viele Geistliche und wohlhabende Bürger, wurden aus der Stadt vertrieben und ihre Güter eingezogen. „Die Götzentempel," die Klöster und der Dom mit seinen edlen Kunstwerken wurden verwüstet, gemalte Fenster und Orgeln zerschlagen. Die Spitzen mancher Türme wurden herabgestürzt, denn das Hohe müsse geniedrigt, das Niedrige erhöht werden, — ein Schicksal, das die Revolution von 1793 auch dem Straßburger Münster zugedacht hatte. Der Glaube baut, der Unglaube und der Fanatismus vernichten. Bei Todesstrafe wurde geboten, Gold und Silber, alle Kostbarkeiten, überflüssige Kleider, Vorräte von Lebensmitteln der öffentlichen Verwaltung zu übergeben zu gemeinschaftlichem Gebrauche. Diakone nahmen's in Empfang und verteilten Vieles an Arme. Es sollte unter dem Volke Gottes Gütergemeinschaft sein. Drei Geschichtsschreiber jener Zeit, die zum Teil noch innerhalb der Stadt Augenzeugen dieser Vorgänge waren, Dorpius, Gresbeck und Kerstenbroik, haben alles ziemlich übereinstimmend berichtet.

Der Fürstbischof Franz von Waldeck zog mit einem Heere heran und belagerte die Stadt. Aber diese war fest, für mehr als ein Jahr verproviantiert und die Verteidiger beseelte ein fanatischer, fast wahnsinniger Heroismus. Die Belagerung und Einschließung der Stadt begann am 28. Februar 1534 und dauerte bis zum 11. Mai 1535. — Mehrere glückliche Ausfälle, namentlich aber das zweimalige Mißlingen der Bestürmung der Stadt erhöhten den Mut der Belagerten. Daneben gab es auch manche Enttäuschung trotz sicherer prophetischer Verheißungen. So saß einmal Matthiesen bei einem Hochzeitsmahle. Der Täufergeist kam über ihn; er neigte das Haupt und sah aus wie ein Sterbender. Dann seufzte er: „Vater, nicht wie ich will, sondern wie Du willst," gab jedem einen Kuß und ging hinweg. Morgens verkündete er, der Geist habe ihm geboten als ein zweiter Gideon, die Feinde hinwegzuschlagen und die Stadt zu befreien. Er nahm einen langen Spieß und machte mit nur zwanzig Gewaffneten einen Ausfall, indes die Seinen von den Wällen zusahen. Aber sie wurden alle von den Landsknechten in Stücke gehauen und der Kopf Matthiesens auf eine Lanze gesteckt. — Johann von Leiden wußte das Volk zu trösten. Er habe diesen Ausgang vorausgewußt; aber Gott, der mächtiger sei als Matthiesen, habe ihm geboten zu schweigen. Seit diesem Tage war Johann Bockelson das thatsächliche Haupt in Münster. Mit seinen himmlischen „Offenbarungen" leitete er alles. Zwölf Älteste, nicht nach menschlicher Wahl, sondern durch „göttliche Eingebung" gewählt, müßten an die Spitze des neuen Israels treten. Rothmann verlas die 12 Namen, — alles volksbeliebte und den Propheten ergebene Männer. Jedem gab Bockelson ein bloßes Schwert in die Hand mit den Worten: „Empfange das Schwert des Rechts, von Gott dem Vater durch mich dir vertraut." Nach feierlichem Gebete sang der Prophet und alles Volk: Ehre sei Gott in der Höhe! —

Immer mehr wurde der Name Gottes schrecklich mißbraucht. Neben furchtbar strengen Sittengesetzen, deren Verletzung mit Tod gestraft wurde, kamen Frevel vor, im Namen Gottes gethan wie folgende:

Mitte Juli 1534 übergab Johann von Leiden den Predigern einige Artikel, mit dem Bemerken, sie sollten dieselben beim Volke „fürgeben und durchtreiben", da sie ihm vom Geiste aufgetragen seien. Die Summe dieser Artikel war: „Ein Mann solle nicht an Ein Weib gebunden sein, sondern so viele Weiber zur Ehe nehmen, als er wolle." Rothmann und seine Amtsgenossen widersprachen Anfangs. Aber der Prophet schwur, die Artitel wären recht. Abraham, Jakob, David rc. hätten mehr als eine Frau gehabt. Auch im Neuen Testament sei die Monogamie (Verbindung mit bloß einer Frau) nicht geboten; nur „der Bischof sei Eines Weibes Mann" habe Paulus gesagt. — In jener Zeit der Gärung, wo man mit so vielen Überlieferungen brach, kam auch bei besseren Menschen in Frage, ob nicht Polygamie (Vielweiberei) erlaubt sei. Der protestantische Landgraf Philipp von Hessen ließ sich eine zweite Frau kirchlich antrauen und Luther selbst hat dazu, was er später bereute, seine Dispensation erteilt, um größeres Übel zu verhüten. — Endlich fügten sich die Prediger, und in einer Volksversammlung, wo über die Sache gestritten wurde, galten die Widerstrebenden für widerlegt. Ohne Zweifel wurzelte dieses Unternehmen in zügellosen Neigungen des Propheten. Meister Gresbeck bemerkt in seiner Geschichte Münsters: Da hat der Teufel gelacht! — Johann Bockelson nahm Weiber bis auf 16 und die Wiedertäufer folgten ihm, so daß bald alles Heiratsfähige untergebracht war. — Die Polygamie wurde durch die halbe Gütergemeinschaft, in der man lebte, und durch die gemeinsamen öffentlichen Mahlzeiten leichter gemacht. — Freilich die älteren eigentlichen Ehefrauen widersprachen; aber ihr Widerstand wurde durch einzelne Todesurteile gebrochen. — Die christliche ideale Ansicht der Ehe sprang über zum bloß natürlichen Verhältnisse der Geschlechter, und größere Abhängigkeit und Erniedrigung, „überall Grund und Folge der Polygamie" stellte sich auch hier ein.

Ein neuer Prophet Dusentschuer berief das Volk auf den Markt und eröffnete ihm, der Vater im Himmel habe es ihm gesagt, Johann von Leiden soll ein König der Gerechtigkeit sein über den Erdboden. Bockelson erklärte, er habe eine ähnliche Offenbarung gehabt, aber es nicht sagen wollen, damit, wenn ein anderer es offenbare, es um so mehr geglaubt würde. So verwandelte sich dann die theokratische Demokratie in eine theokratische Monarchie und der letzte Akt des Trauerspieles begann. Der „König von Zion" umgab sich mit einem großen Hofstaat, mit fürstlichem Pomp, trug eine goldene Krone, kleidete sich in Purpur und Seide. Blind und stumm mußte ihm jedermann gehorchen. Ein Zweifel an seinem Königtum war nicht erlaubt, mit blutiger Strenge wurde jedes Widerstreben niedergehalten. Als endlich, nachdem die Belagerung mehr als ein Jahr gedauert, der bleiche Hunger in der Stadt einkehrte, die wohl an Gold reich, aber arm an Lebensmitteln war, da steigerte sich der Fanatismus aufs Äußerste. Endlich mußte doch die Hilfe kommen, die man so lange sich eingeredet und durch Propheten hatte einreden lassen, und man erwartete sie von einem allgemeinen Aufstand und Zuzug aller Wiedertäufer in aller Welt. Durch geistliche Schauspiele wie das vom armen Lazarus und vom reichen Mann, den die Teufel holten, suchte man die Hungernden zu zerstreuen.

Die Prediger priesen das Fasten, warnten vor dem Bauchgott. Es wurden zuletzt Pferde, Hunde, Katzen gegessen. Der Hunger brachte unbekannte Krankheiten. Man tröstete, Gott könne aus Steinen Brot machen; vor Hunger halb Wahnsinnige bissen in Steine und wandten sich getäuscht und weinend im Sterben ab. Bleiche, jammervolle Gestalten liefen umher. Und doch wollten die Schwärmer nichts von Übergabe hören und durfte man nicht zweifeln an ihrer göttlichen Mission. Viele liefen zum Feind über, fanden aber auch dort ein trauriges Los. Viele wurden hingerichtet, weil man ihnen mißtraute. Ein Claus Northorn wollte überlaufen; aber sein Brief an den belagernden Bischof fiel in Bockelsons Hände. Er wurde verhaftet und nach dem Domhof gebracht, wo der König ihn nach seiner Liebhaberei mit eigener Hand richten wollte. Als der Unglückliche sah, daß er sterben mußte, rief er: „Du verzweifelter Bösewicht! Niemand als der leidige Teufel hat dich zum König gemacht. Aber du sollst Rechenschaft geben von meinem Blut vor dem ewigen Richter." — Johann durchbohrte ihn. — Auch eine der 16 Frauen des Königs wollte ihn verlassen, Elisabeth Wandscherer. Als eines Tages das Jammergeschrei des hungernden Volkes zu ihr drang, sagte sie: „Ich kann's nicht glauben, daß das alles Gottes Wille sei." — Sie bat um die Erlaubnis, die Stadt zu verlassen wie andere Frauen. Der König aber führte sie auf den Markt in die Mitte der Volksversammlung, hieß sie niederknieen und schlug ihr mit eigener Hand den Kopf ab.

Doch es sei genug der traurigen Schilderung. Der Tyrannei Bockelsons und des wahnsinnigen Treibens müde, schlichen sich in einer Nacht zwei wachthabende Bürger, darunter unser Gresbeck, in das Lager der Feinde und erboten sich dem Bischof, dem Heere den Weg in die Stadt zu zeigen. Der Bischof wollte die Stadt vor den gräßlichen Folgen eines Sturmes bewahren, forderte zum letztenmal die Belagerten zur Übergabe auf unter günstigen Bedingungen. Die Aufforderung wurde auch jetzt abgewiesen. Da schlichen bei der Nacht jene zwei Überläufer mit einigen hundert Mann in die Stadt und öffneten den andern die Thore. Dies geschah am 11. Mai 1535. Ein schreckliches Gemetzel begann und viele Tausende fielen auf beiden Seiten. Auch Johann, der König, wurde gefangen und mit ihm die andern Anführer. Rothmann soll entkommen sein und noch lange Jahre auf einem Edelhof in Friesland verborgen gelebt haben. Da konnte er nachdenken über die tolle Geschichte und den teuflischen Wahnwitz, dem er mit seinen Genossen verfallen gewesen. Sein Ende ist in Dunkel gehüllt. — Die meisten Gefangenen, auch Johanns Frau, Divara, die den Vorrang gehabt, wurden hingerichtet. Johann Bockelson, Knipperdolling und Krechting aber zu besonderen Strafgerichten aufgespart.

Der Fürstbischof von Münster ließ Johann von Leiden bei Fürsten und Herren herumführen, damit sie den Abenteurer und falschen Propheten sehen könnten. Als er so herumgeführt wurde, barhaupt und barfuß, Ketten um den Hals, Hände und Füße, zwischen zwei Reitern, sagte er zu diesen: „So sollte man doch keinen König führen." Noch sieben Monate ging es, bis er gerichtet wurde. Der Landgraf von Hessen sandte zwei evangelische Prediger, die seine Seele retten sollten. Aber sie richteten nicht viel aus. Er habe zwar, sagte er, die Obrigkeit, nicht Gott beleidigt. —

Endlich wurde über ihn und seine zwei Genossen das Urteil gesprochen. Sie sollten durch glühende Zangen vom Leben zum Tod gebracht werden. Dies ist denn auch geschehen im Januar 1536 auf dem Markt in Münster, wo einst Johanns Thron gestanden hatte. Die drei Leichname wurden nachher aufrecht in eiserne Käfige geschmiedet und diese auf den Lambertusturm gezogen. Dort hängen die Käfige mit den Gerippen heute noch, der König in der Mitte, und eines Mannes höher als die andern.

Wir scheiden von dem schauervollen Drama mit dem Seufzer zu Gott: „Entferne von mir den falschen Weg und begnadige mich mit Deinem Gesetz. (Ps. 119.)

Menno Simonis. (Nach J. P. Lange.)

Es hat indessen vor und nach dieser traurigen Geschichte Wiedertäufer genug gegeben, die mit diesen Verirrungen nichts zu thun hatten, sondern, wie Sebastian Frank sagt, „im Grunde nichts als Liebe, Glaube und Kreuz lehrten und übten". Fälschlich wurden dieselben revolutionärer Grundsätze beschuldigt und aufs grausamste verfolgt. Ein hervorragender Lehrer derselben war Menno Simonis († 1561), von welchem die Mennonitengemeinden oder Taufgesinnten in Deutschland, Holland, Rußland und Nordamerika ihren Namen führen. Menno war im Holsteinischen katholischer Priester gewesen, hatte durch Lesen der Heiligen Schrift Zweifel am katholischen Dogma geschöpft und war dann durch den Märtyrermut der Taufgesinnten zu diesen geführt worden. Er gab das Priesteramt auf und ließ sich taufen. 25 Jahre lang wirkte er unter unbeschreiblichen Mühsalen und mit unermüdlicher Geduld durch Wort und Schrift in Norddeutschland, Friesland, Livland. Er wollte eine Gemeinde haben, die rein und untadelig sei und unanstößig vor denen, die draußen sind. „Eine Gemeinde ohne Bann," sagte er, „sei wie eine Stadt ohne Mauern, wie ein Acker ohne Graben und Zaun, wie ein Haus ohne Wände und Thüren." — „Das wahre Christentum ist nicht ein System von Lehren und Dogmen, sondern Nachfolge Christi, in wirklicher Veränderung des Herzens und Gottseligkeit des Lebenswandels."

Johannes Calvin
und die Reformation in Frankreich.

Früh waren Zwingli und Ökolampad vom Kampfplatze abgetreten und das Werk der Reformation in der Schweiz war noch nicht ausgebaut. Da erweckte Gott auf romanischem Boden einen Mann, der das angefangene Werk weiter führte und da, wo die ersten Arbeiter angefangen hatten, niederzureißen, in evangelischer Lehre, Sitte und Kirchenverfassung einen Bau aufführte, durch den die reformatorische Bewegung zu einem gewissen Abschluß kam. Dieser Mann war Johannes Calvin, und der hauptsächliche Schauplatz seines Wirkens war Genf in der Schweiz. Calvin ist nicht nur der Reformator der französischen Schweiz, sondern zugleich der Frankreichs, der Niederlande, Englands und Schottlands, Polens und vieler anderer Städte und Länder geworden. Namentlich das evangelische Frankreich hatte an ihm sozusagen seinen Bischof und Lehrer, der ihm sein geistiges Gepräge aufdrückte. Doch war er der Zeit nach nicht Frankreichs erster Reformator, wie überhaupt Calvins Bedeutung nicht darin liegt, die Reformation begründet zu haben, sondern darin, dieselbe befestigt und die evangelische Kirche organisiert, geistig gepflegt und regiert zu haben.

Vor Calvin haben in Genf und in Frankreich andere gearbeitet. Namentlich der um zwanzig Jahre ältere Wilhelm Farel ist es, der als nimmermüder, außerordentlich thätiger und feuriger Evangelist bald da, bald dort den Samen der reinen Lehre und des neuen Lebens ausgestreut hat. Geboren im Jahre 1489 in der südfranzösischen Provinz Dauphine, war er wie seine Eltern katholischer Frömmigkeit und Werkheiligkeit eifrig ergeben. Ein lebendiger Wissenstrieb führte ihn nach Paris, wo er zu den Füßen des gelehrten Dr. Faber Stapulensis (Lefevre d'Etaples) in die Wissenschaften, in die griechische Sprache und in die Heilige Schrift eingeführt wurde. Allmählich begann bei beiden, Lehrer und Schüler, das Licht der Gnade aufzugehen, und Farel hörte seinen Lehrer oft sagen: „Gott hat etwas neues vor mit seiner Kirche, und du wirst es noch erleben." Um Faber, den edlen und begeisterten Lehrer göttlicher Wahrheit, der das alleinige Heil in Christo, wie es aus Gnaden im Glauben erfaßt wird, verkündigte, sammelte sich ein Kreis von Freunden, darunter Margaretha, die geistreiche Schwester des Königs Franz I. von Frankreich. Auch Wilhelm Briçonnet, der Bischof von Meaux, gehörte diesem

Kreise an. Als man in Paris nicht mehr frei heraus reden durfte, gewährte dieser an seinem bischöflichen Hofe den Freunden der Wahrheit, die einen bessern Zustand der Kirche ersehnten, einen Zufluchtsort, und es begann in Meaux ein schönes evangelisches Leben aufzublühen. Lefevre übersetzte die Bibel ins Französische, Farel und andere predigten, der Bischof nahm manche kirchliche Verbesserungen vor. Er hoffte, reformieren zu können, ohne sich von der katholischen Kirche trennen zu müssen. — Margarethas Einfluß, ihr Beispiel, ihr schönes, stilles Wirken trug viel dazu bei, daß ein großer Teil des Adels dem Lichte des Evangeliums zugänglich wurde. — Aber auch hier ging es nach dem Worte: „Das Licht schien in die Finsternis, aber die Finsternis hat es nicht angenommen.“ Die Feinde ruhten nicht. Margarethas Mutter, die tief verdorbene Luise von Savoyen, der Minister Duprat und andere ruhten nicht, bis auch der schöne Kreis in Meaux zersprengt und das Evangelium dort zum Schweigen gebracht war. Lefevre, Farel und andere flüchteten, Briçonnet mußte widerrufen, seine kirchlichen Änderungen abstellen und Luthers Schriften verbrennen lassen. — In jener Zeit, es war um 1520, floß in Frankreich zum erstenmal das Blut evangelischer Märtyrer: es starb in Paris der liebenswürdige Pavannes, in

Wilhelm Farel.

Metz der feurige, unerschrockene Leclerc, ein Wollbereiter von Meaux, der vor der Prozession des Volkes an Mariä Himmelfahrt nach einer Kapelle in dieser heilige Bilder und Reliquien zerstört hatte. Er wird langsam verbrannt, und während der Stunden grauenvoller Qualen singt er Bußpsalmen Davids und Triumphlieder des Glaubens ohne einen Schmerzenslaut. — Farel aber war nach der Schweiz geflüchtet. In Basel gefiel sein unruhiges französisches Temperament nicht, und er mußte weiter. Auch in Mömpelgard, wo er bei einer Prozession einem Geistlichen ein Heiligenbild entrissen und ins Wasser geworfen hatte, war seines Bleibens nicht, obschon seine feurigen Predigten tiefen Eindruck gemacht hatten. Farel ging nach Straßburg und traf dort seine alten Freunde und Lehrer von

Paris, Lefevre und viele andere französische Flüchtlinge. Dann versuchte er's im schweizerischen Waadtlande, das unter Berns Einfluß und bald ganz unter Berns Herrschaft stand. Ein Schutzbrief von Bern gab ihm das Recht, überall in Bernischen Landen zu predigen. So war denn Farel auf beständigen Missionsreisen und verschaffte in der Waadt, in Neuenburg, im St. Immer- und Münsterthale mit seiner gewaltigen Beredsamkeit dem Evangelium Eingang. Freilich fehlte es auch nicht an vielen Leiden, Mißhandlungen und Schlägen. Dafür aber schenkte ihm Gott an Peter Viret von Orbe einen ausgezeichneten Mitarbeiter. Viret war der bedeutendste Geistliche des reformierten Waadtlandes, der beste Lehrer der von der Berner Regierung neugegründeten Akademie zu Lausanne. bei aller Tapferkeit mild und sanftmütig und ein außerordentlich thätiger Schriftsteller.

Peter Viret.

In jener Zeit, 1532, kam Farel zum erstenmale nach Genf. Diese Stadt, in herrlicher Lage am Ausfluß des Lemansees, am Fuße gewaltiger Schneeberge, an der Grenze deutscher und französischer Zunge, war bis dahin Sitz eines Bischofs gewesen, der einen Teil seiner politischen Macht dem Herzog von Savoyen abgetreten hatte. Die Bürgerschaft aber war nicht gewillt, einem Fürsten unterthan zu werden, sondern strebte nach Freiheit und Unabhängigkeit, hierin von Bern unterstützt. Es spaltete sich die Stadt in zwei Parteien; die einen hielten es mit Bern und den Eidgenossen und hießen Eidgenos, auch Hugenotten (abgeleitet von Eidgenos oder von Hugues, einem Führer der „Eidgenos"); die andern hielten es mit dem Hause Savoyen und hießen Mameluken. — Zu dieser politischen Spaltung kam nun seit Farels Eintritt in die Stadt auch noch die religiöse Gärung. Schon 1535 siegte in Genf äußerlich das Evangelium, indem durch öffentlichen Beschluß die päpstliche Religion abgeschafft wurde. Es war indes noch kein Gefangengenommensein der Herzen unter den Gehorsam des Glaubens. Viele hatten jenem Beschlusse, der der Reformation den äußeren Sieg verschaffte, zugestimmt, weil sie so sicherer vor Savoyen und dem Bischof zu sein meinten, andere aus Liebe zur Ungebundenheit, andere aus politischer Freundschaft zu Bern, dem Bundesgenossen wider die Feinde der Genfer Freiheit. — Bei den meisten Einwohnern herrschte noch der alte Luxus und die alte Vergnügungssucht der Genfer, und Farel fühlte die ungeheure Last, Genfs Bürger unter das sanfte Joch des evangelischen Glaubens und Gehorsams zu bringen und ein geordnetes evangelisches Gemeinwesen zu schaffen. Er fühlte sich der Aufgabe nicht gewachsen und seufzte und flehte zu Gott um Hilfe.

Da führte ihm die Vorsehung eines Abends — es war gegen Ende August 1536 — den Mann zu, den Gott ausersehen hatte, sein Werk in Genf und von Genf aus in vielen Landen zu führen. Johannes Calvin reiste aus Italien kommend, durch Genf, willens, bloß zu übernachten und morgen weiter zu reisen nach Basel, wo er still seinen Studien zu leben gedachte. Doch ehe wir Farels Begegnung mit Calvin erzählen, müssen wir zurückgreifen und von dem bisherigen Leben und Schicksal Calvins berichten.

Johannes Calvin war 1509 zu Noyon in der französischen Picardie geboren. Eigentlich hieß er Jean Cauvin; Calvin ist sein latinisierter Name. — Frühe zeigten sich beim Knaben die hervorragenden Gaben des Geistes, wie auch die Gebrechlichkeit des Leibes; ebenso die Entschiedenheit des Charakters. Er war still und sinnig, machte aber doch den Censor seiner Jugendgenossen, indem er ihre Thorheiten und Sünden mit Schärfe rügte. Ruhig und äußerst aufmerksam folgte er dem Unterricht der Lehrer. Der Vater, Fiskal-Prokurator der Grafschaft, ein gebildeter und vermöglicher Mann, wollte aus Calvin etwas Großes machen, ließ ihn nach Paris, dann nach Orleans und Bourges gehen, um die Rechte zu studieren und ein Staatsmann zu werden. „Er ragte über alle Mitschüler hervor durch die große Fähigkeit des Begreifens und durch die Stärke des Gedächtnisses.“ An den gewöhnlichen Spielen und Zerstreuungen der Mitschüler nahm er keinen Anteil; dieselben fürchteten und achteten ihn mehr, als sie ihn liebten. Bis Mitternacht pflegte er damals schon zu arbeiten und morgens um fünf Uhr seine Studien wieder aufzunehmen, indem er immer zuerst wiederholte, was er gestern gelernt. So schmückte ihn schon im 19. Lebensjahre der Doktorhut.

Wohl lebte im Gemüte des jungen Mannes die Furcht Gottes; aber Frieden mit Gott hatte er noch nicht, sondern suchte die Übertretung seiner Gebote mit Bußwerken zu sühnen. — Wohl studierte er neben den alten Sprachen und der Rechtswissenschaft auch die Heilige Schrift, nachdem ihn sein griechischer Lehrer Wolmar darauf aufmerksam gemacht hatte. Aber das Elend seines Herzens und das volle Heil in Christo kannte er noch nicht. Da schlug auch ihm die Gnadenstunde Sein Vater, der vielleicht ein Hindernis seines höheren Berufes gewesen wäre, starb Calvin ging wieder nach Paris, wo bereits die Scheiterhaufen Pavannes und anderer loderten, wo ein Kreis evangelisch Gesinnter sich befand, — und hier in Paris war es, daß es dem Jüngling in einer plötzlichen Bekehrung wie Schuppen von den Augen fiel; er sah die Nichtigkeit seiner bisherigen Bußübungen ein und fand Vergebung der Sünden und Frieden im Glauben an den Versöhner Jesus Christus, in welchem wir erwählt und begnadigt sind. Die Angst und Ruhelosigkeit, die vorher nur vorübergehend gewichen war, wenn er den Blick von sich weg gewandt und sich mit Anderem beschäftigt hatte, — sie wich und machte einer großen göttlichen Freudigkeit Platz, in der er sich gedrungen fühlte, auch Andern zu verkündigen, wie freundlich der HErr sei, wie heilig, gerecht und gut alle seine Wege und Gebote. — So wurde der Jüngling, der in Paris nun erst recht die Heilige Schrift und Theologie studierte, der Führer der gläubigen Kreise in Paris, und ernst und klar, tief und auf fester Überzeugung gegründet waren in den

Versammlungen seine Vorträge, die gewöhnlich mit den Worten schlossen: „Ist Gott für uns, wer mag wider uns sein?“ — Sein Wappen: eine Hand, die ein brennendes Herz darreicht — war der Ausdruck seiner entschiedenen Übergabe an Gott. „Gott hat die Übergabe plötzlich gewirkt, plötzlich mein Herz dem Gehorsam seines Willens unterworfen.“ Seitdem hat er nie Zweifel gehabt in Bezug auf seinen Gnadenstand. Dies war ums Jahr 1533.

Als Ketzer angegeben und verfolgt, floh Calvin von Paris, ging zunächst zu einem hohen Gönner nach Angoulême, wo er studierte und in der sogenannten „Calvinsgrotte“, die noch gezeigt wird, die Gläubigen mit dem Wort des Lebens erbaute und sie mit Gebet und der Spendung der heiligen Sakramente stärkte. Aber in Frankreich war er seines Lebens nicht mehr sicher. So begab er sich nach Straßburg und Basel. In Basel lernte er bei Capito noch besser hebräisch und in der stillen Studierstube bei einer Frau Klein arbeitete er sein berühmtestes Buch aus: „Unterricht in der christlichen Religion“ (Institutio christianae religionis) das zuerst lateinisch, 1535, dann französisch erschien. So jung Calvin noch war — erst 26 Jahre alt — so ist doch dieses herrliche Werk die bedeutendste und reifste, nach Form und Inhalt am meisten befriedigende Schrift des Reformationszeitalters. Sie war Franz I., dem König Frankreichs, zugeeignet mit einer Vorrede, worin er den Fürsprecher seiner verlästerten, mit Feuer und Schwert verfolgten evangelischen Unterthanen macht. „Wenn man unsere Religion eine neue nennt, so beschimpft man Gott; denn sein heiliges Wort ist es, das man als eine Neuerung verdächtigt. Unsere Religion ist nur für diejenigen etwas Neues, denen Christus und sein Evangelium neu sind.“ Das Buch war die Stimme des Reformators nicht an den König allein, sondern an die ganze Kirche. Dieses Buch, das sowohl wissenschaftliche Kraft und logische Schärfe, als frommen tiefen Geist bekundet, streng gegliedert ist und in schöner Sprache einhergeht, ist durch immer vollkommenere Bearbeitung ein Schatz christlicher Erkenntnis für die evangelische Kirche bis auf unsere Tage geworden und hätte allein schon hingereicht, Calvins Namen unsterblich zu machen. Es ist auch ins Deutsche übersetzt worden.

Die erste Ausgabe der Institutio, des „Unterrichts in der christlichen Religion“ behandelte in 4 Abschnitten zuerst das Gesetz, dann den Glauben, dann das Gebet, dann die Sakramente, Kirche und Kirchenverfassung. — Da wird gelehrt: Die Religion lebt in jedem Menschen als Ahnung des Göttlichen, aber die natürliche Gotteserkenntnis ist durch die Sünde getrübt, so daß die übernatürliche Offenbarung nötig ist. Diese besitzen wir in der Heiligen Schrift, die mit dem Zeugnis des Heiligen Geistes in unserem Herzen übereinstimmt und so sich als Wahrheit erweist. Auf andere Offenbarungen achten nur die Schwärmer. Durch die Offenbarung erfahren wir, daß der Mensch gut geschaffen, daß aber durch Adam die Sünde auf uns gekommen ist. Die Erbsünde ist gänzliche Verkehrung der menschlichen Natur, so daß der Mensch alle Freiheit verloren hat, und unser Heil nur von der Barmherzigkeit Gottes, nicht von unserer Würdigkeit abhängt. Die göttliche Gnade muß der Mensch mit dem Glauben, nicht dem bloßen historischen Fürwahrhalten, sondern mit dem rechten Vertrauen (Fiducia) ergreifen. Dieser Glaube, durch den wir

wiedergeboren werden, ist ein Geschenk von oben, das nur die Auserwählten empfangen. Diese bilden die eigentliche Kirche, die in ihrer äußeren Erscheinung eine göttliche Heilsanstalt ist, unsere Mutter, an das Wort Gottes gebunden. Zu ihr gehören Geistliche und Laien, welche letztere darum auch teilnehmen an der Vertretung und Leitung der Kirche, die durch Synoden Gesetze giebt und durch ihre Vertreter, Presbyterien, Kirchenzucht übt. Die Kirchenzucht ist ein Zaun für die Bösen, ein Antrieb zum Guten, eine väterliche Zuchtrute. Sie durchläuft verschiedene Grade, von der Privatermahnung bis zur öffentlichen Rüge, von dieser bis zur öffentlichen Ausschließung vom heiligen Abendmahl. Der Staat ordnet die irdischen, die Kirche aber die geistlichen Dinge; aber der Staat hat die Kirche zu schützen und z. B. auch gegen Gotteslästerung, gegen alle Übertretung der ersten wie der zweiten Tafel der zehn Gebote einzuschreiten. Die Sakramente sind sichtbare Unterpfänder und Siegel der Gnade Gottes zur Stärkung unseres schwachen Glaubens. Bei gläubigem Empfang des Sakramentes werden wir der Substanz des Leibes und Blutes Christi teilhaftig. Darum ist das Abendmahl nicht ein bloßes Gedächtnismahl, sondern es findet in ihm eine geheimnisvolle reale Verbindung Christi mit der Seele des Gläubigen statt. (Wichtig sind Calvins Sätze Institutio 4, 179: Dem Fleische Christi wohnt vermöge seiner Verbindung mit der Gottheit Christi eine lebendige Kraft inne. Im Fleische Christi sind immerfort Kräfte der Erlösung niedergelegt, so daß den Gläubigen im Abendmahl aus der Substanz des verklärten Leibes Christi eine lebendige Kraft mitgeteilt wird durch Vermittlung des Heiligen Geistes.)

Bald nach Herausgabe dieses Werkes, das Aufsehen und Bewunderung erregte und dem Verfasser bei den Deutschen den Beinamen des Theologen erwarb, verließ Calvin Basel und begab sich nach Italien an den Hof der Herzogin Renata von Ferrara, die eine Freundin des Evangeliums war und sich mit einem Kranze bedeutender Männer und Frauen umgab. Ungefähr ein halbes Jahr blieb er dort, und wenn auch, weil der Herzog dem Evangelium abgeneigt wurde und Verfolgung zu fürchten war, der Kreis sich auflöste, so blieb der Reformator doch lebenslänglich brieflich mit der edlen Herzogin verbunden als ihr mahnender und tröstender Seelsorger. Auf der Rückreise von Ferrara nach Basel mußte Calvin, weil ein Krieg zwischen Franz I. und Karl V. den gewöhnlichen Weg versperrte, über Genf. Nicht im Entferntesten dachte er daran, hier zu bleiben und Genfs Reformator zu werden. Er wollte, schüchtern und stillen, tiefen Geistes wie er war, fernerhin den Studien leben und bloß durch Schriften auf die allgemeine Kirche wirken. — Allein der Mensch denkt und Gott lenkt.

Es war im Jahre 1536. In später Abendstunde erfährt Farel, auf welchem die erdrückende Last der Reformation Genfs liegt, Calvin, der Verfasser des „Unterrichts in der christlichen Religion" sei in Genf. „Das ist der Mann, den uns Gott sendet," denkt er und macht sich sofort auf, Calvin in der Herberge aufzusuchen. Er schüttet vor ihm sein Herz aus und bittet ihn, zu bleiben. Calvin hat tausend Gründe dagegen. Er sei noch zu jung, müsse noch mehr in der Stille studieren und wachsen, er sei zu schwach, nicht praktisch beanlagt u. s. w. — Da kommt ein heiliger Zorn über

Farel. Er erhob die Hand und ruft Calvin mit Donnerstimme zu: „Du redest von deinen Studien und von deiner Ruhe. Aber ich sage dir im Namen Gottes: Wenn du der Kirche in ihrer Not deine Hilfe versagst und dich selbst mehr suchst als Christum, so wird der HErr deine Studien verfluchen.“ — Dies Wort entschied. Ein heiliger Schrecken kam über Calvin. Zwanzig Jahre nachher sagt er von jenem Augenblick: „Es war mir, als sähe ich die furchtbare Hand Gottes, die mich vom Himmel her ergreife und zurückhalte.“ — Calvin blieb in Genf, zuerst als Privatlehrer der Theologie, dann als Pfarrer neben Farel und Viret.

Es war ein saures Stück Arbeit, das seiner hier wartete, inmitten der herrschenden Zügellosigkeit und Sittenlosigkeit bei Hohen und Niedrigen. Von oben herab war ein böses Beispiel gegeben worden. Der Bischof und seine Klerisei hatten ein gottloses, sittenloses Leben geführt. Polizeibeamte mußten geraubte Mädchen den Klöstern, dem bischöflichen Palaste entreißen. Und wenn auch bereits ein Farel, ein Viret gekommen war, um an die Besserung der Zustände Hand anzulegen, so zeichnet die Unzulänglichkeit dieser Zustände genugsam Farels Wort: „Die Genfer hassen die Priester und essen an den Fasttagen Fleisch.“ — Calvin, einmal ins Amt gesetzt, nahm es ernst. Nicht nur im Glauben, auch im Leben wollte er mit seinen Mitarbeitern dem HErrn ein gereinigtes Volk darstellen. Er veranlaßte es, daß strenge Sittenvorschriften gegeben wurden und daß Ausgelassenheit und Verhöhnung der öffentlichen Zucht mit kirchlichen und staatlichen Mitteln streng niedergehalten und gestraft wurde. Viele fühlten sich dadurch getroffen und verletzt und redeten von dem unerträglichen Joch der Prediger. Da kam der Ostermorgen 1538. Calvin erklärte auf der Kanzel, daß er und seine Kollegen vorliegender Ärgernisse wegen einem so zuchtlosen Volke das heilige Abendmahl nicht austeilen werden. Da wurde nach großem Tumulte am Ostermontag von der versammelten Bürgerschaft die Verbannung über Calvin, Farel und einen dritten Prediger ausgesprochen. Binnen dreimal 24 Stunden mußten sie wirklich die Stadt verlassen, und weder Zürichs Fürsprache, noch eine Gesandtschaft Berns war im stande, das Urteil zu ändern. Farel ging nach Neuenburg, um dort das angefangene Werk fortzuführen; Calvin wurde als Prediger der aus Flüchtlingen bestehenden französischen Gemeinde in Straßburg berufen. — Dort hielt er auch theologische Vorlesungen, namentlich Erklärungen der Heiligen Schrift, besonders des Römerbriefs, an der Universität und gewann Erfahrung, wie ein christliches Gemeindeleben sich auferbaut. Immer mehr erweiterte sich sein Blick, so daß man wohl sagen kann: während Zwinglis Wirken mehr ein politisch-christliches, ein nationales war, hatte Calvin mehr und mehr die allgemeine Kirche Gottes in der ganzen Welt im Auge und verstand den Artikel von der „Gemeinschaft der Heiligen und von der Kirche, dem Einen Leibe Christi, zu dem wir alle durch einen Geist getauft sind, wir seien Juden oder Griechen“, immer besser zu würdigen. — Auch mit Luther und Melanchthon trat Calvin in Verbindung, und es bildete sich namentlich zwischen ihm und Melanchthon eine innige lebenslängliche Freundschaft. Bei Luther stand der junge Calvin in hoher Achtung, wie umgekehrt dieser von Luther sagte: „Wenn er mich auch einen Teufel schelten sollte, so würde ich ihn doch immer ehrfurchtsvoll als einen großen Diener Gottes anerkennen.“ —

In Straßburg war es auch, wo Calvin mit Idelette von Büren, der Witwe eines von ihm bekehrten Wiedertäufers, sich ehelich verband. In ihr fand der Reformator, was er suchte und bedurfte, fand sein Ideal einer christlichen Frau verwirklicht. „Die einzige Schönheit, die Eindruck auf mich macht," hat er einst an Farel geschrieben, „ist die, wenn eine Frau sanft sich zeigt, keusch, bescheiden, haushälterisch, geduldig und wenn die Pflege ihres Mannes ihr die Hauptsache ist." Calvins Ehe war freilich eine ganz andere als die Luthers. Während Luther in fröhlichem Lebensmute mit seiner Käthe scherzte und mit seinen Kindern spielte, lag ein tiefer Ernst auf Calvins Familienleben. War er doch oft krank und sonst gebrechlich! Liefen doch stets traurige Nachrichten aus Frankreich ein von dem blutigen Schicksal vieler seiner Schüler und Freunde, die um des Glaubens willen Güter und Leben verloren! Starben doch dem Reformator sämtliche drei Kinder, die ihm Idelette geboren hatte, worin die Römischen ein Gericht Gottes sahen, worüber sich aber Calvin tröstete: „Zähle ich nicht meine Söhne nach Zehntausenden auf dem ganzen Erdkreis!" Die geistvolle Idelette war für Calvin die Gehilfin seines Berufs, die mit ihm die Angelegenheiten des Reiches Gottes besprach, und die Pflegerin seines siechen Leibes. Nach wenigen Jahren wurde die Teuere ihm entrissen, und ihr Scheiden, so getrostvoll es war, machte ihm tiefen Schmerz. Ihre letzten Worte waren: „O herrliche Auferstehung! O Gott Abrahams und aller unserer Väter! O du Hoffnung der Gläubigen seit Anbeginn der Welt! Auf dich hoffe auch ich. O lasset uns beten! Betet, betet alle, betet auch für mich."

Johannes Calvin.

In Genf sah es sehr betrübt aus und Calvin hörte, wie daselbst die Zerrüttung in Sitte, Staat und Kirche immer mehr zunehme und die Feinde frohlocken, Genf werde bald wieder katholisch werden. Allmählich machte sich die Überzeugung geltend, nur Calvin und kein anderer sei im stande, der Not und Verwirrung abzuhelfen. Der Rat schickte Gesandte nach Straßburg, um ihn zur Wiederaufnahme

seines früheren Amtes zu bewegen. Lange sträubte er sich. „Lieber über das Meer, lieber sterben, als an dieses Kreuz mich schlagen lassen, wo man täglich an tausend Wunden verblutet," sagte er. Endlich aber gab er neuen Beschwörungen Farels und der Straßburger Prediger nach und zog 1541, mit allen Ehren abgeholt, in Genf wieder ein, entschlossen, Herz und Leben ganz dem Herrn zum Opfer hinzugeben. — Damals war er 32 Jahre alt, von erschütterter Gesundheit, allein stark im Geiste des Glaubens, der aufblickt, um von oben Aufgabe und Kraft zu empfangen. — Die Verherrlichung Gottes durch die wirkliche volle Herrschaft seines Wortes im Leben der Christenheit, — das war Calvins Losung.

Nun erst begann der eigentliche Aufbau der Genfer Kirche. — Calvin war überzeugt, daß zur Lehrverkündigung Kirchenzucht hinzukommen müsse, wenn die Kirche bestehen und ihr Heil begründet sein solle. Darum schuf er im Auftrag des Rates eine Kirchenordnung mit strenger Sittenzucht, die strikte gehandhabt wurde. Er bestimmte die Zahl und den Amtskreis der Geistlichen, gab ihnen Laien-Älteste (Presbyter) bei und setzte aus beiden ein Konsistorium zusammen, das die Kirchenzucht handhaben, über Glaube und Sitte der Gemeinde wachen sollte. Auch ein bürgerliches Gesetzbuch mußte Calvin, der die Rechte studiert hatte, ausarbeiten. Er beschränkte das Volksregiment; die höchste Macht konzentrierte sich im kleinen Rat, der den Rat der Zweihundert bestellte. Auch das ganze Kriminal- und Zivilrecht samt dem der Verwaltung kam aus Calvins Feder. „Alles vor Gott Strafbare muß auch vor dem Gesetze und vor der Obrigkeit, die Gottes Dienerin ist, strafbar sein," erklärte er. Die Wirkung dieser Gesetze war gewaltig. Einem Moses gleich ordnete Calvin als großer Gesetzgeber die sittlichen und politischen, wie die religiösen Verhältnisse des Staates Genf. Noch 100 Jahre später schrieb der lutherische Theologe Valentin Andreä: „Entfernte mich nicht der Unterschied der Religion von Genf, so hätte mich die Harmonie der Sitten an diese Stadt gefesselt." Allmählich wurden die Bürger häuslich und fleißig, Wohlstand und Blüte kam über die Stadt. Eine Akademie wurde dort gegründet, an welcher Calvin, nach ihm Beza und andere lehrten. Tausende aus vielen Ländern kamen dort zusammen, um mit dem Evangelium erleuchtet zu werden und dann das empfangene Licht in ihr Vaterland zu tragen. Nicht nur Franzosen, auch Engländer und Schotten und Niederländer wurden in Genf, der Stadt Calvins, mit den Wahrheiten des Evangeliums befruchtet, das eine umgestaltende und rettende Kraft in sich hat für alle, die da glauben. Mächtig wirkten mit zur Verbreitung des Evangeliums die von Marot und Beza metrisch übersetzten Psalmen, mit den schönen Melodieen von Goudimel, die in aller Munde, eine zeitlang gar am französischen Hofe heimisch waren.

Freilich ging es nicht ab ohne lange und schwere, oft schreckliche Kämpfe mit den Feinden evangelischen Glaubens und christlicher Zucht. Die zuchtlosen Geister rüttelten an den vermeintlichen Ketten und wollten sie von sich werfen. Manche Bestimmungen waren in der That streng, vielleicht allzustreng. Wer die Kirche versäumte, wurde um Geld gestraft. Wer an einem Abendmahlssonntage nicht kommunzierte, mußte öffentliche Kirchenbuße thun. Ähnliches hatte der zu erwarten,

der krank drei Tage im Bette lag, ohne den Geistlichen rufen zu lassen. Trunkenheit wurde mit Geldstrafe gebüßt; Spieler wurden an den Pranger gestellt, Ehebruch mit dem eisernen Halsband, doppelter Ehebruch mit dem Tode bestraft. Ein Mädchen, das seine Mutter schlagen wollte, wurde öffentlich gepeitscht und aus der Stadt gewiesen, und ein anderes, das die Eltern wirklich geschlagen hatte, enthauptet. Eine Frau, die sich gegen einige Lehren Calvins ausgesprochen, wurde des Landes verwiesen.

Am meisten muß es uns stoßen, daß Calvin die Rechtmäßigkeit der Todesstrafe gegen Ketzer, d. h. verstockte Irrgläubige, verteidigt und die Hinrichtung des Spaniers Michael Servet durch die Genfer Gerichte nicht gehindert hat. Aber in dieser Anschauung war er ein Kind seiner Zeit; selbst Melanchthon und Bullinger, sowie die evangelischen Stände der Schweiz, die in Servets Fall befragt wurden, haben seine Hinrichtung gutgeheißen. Da steht Luther höher, der sich immer gegen die Hinrichtung der Ketzer ausgesprochen hat. Beza hat die Todesstrafe bei Ketzern in einer besonderen Schrift also gerechtfertigt: Mord, Ehebruch, Diebstahl und dergleichen Verbrechen vergreifen sich an der Gesellschaft; doch kann da der Schaden geschätzt werden. Wer aber den wahren Gottesdienst und Glauben zu verderben sucht, bringt der Gesellschaft einen Schaden, der bis ins ewige Feuer vieler Tausende reicht. Augustin drückte dies so aus: Die Versündigung am christlichen Glauben sei die Quelle vieler anderer Sünden. — Aber die große Frage ist, ob der Staat berufen und befähigt sei, die Quelle der Sünde zu verstopfen. Dies ist durchaus zu leugnen. — Die Hinrichtung Servets ist und bleibt ein Brandmal am Leben und Werk des sonst so großen Reformators. Doch ist Calvin es, der beim Gericht Fürbitte einlegte, daß Servets Strafe nicht der Feuertod sein möchte, welche Fürbitte aber vergeblich war. Wer war denn dieser unglückliche Servet?

Michael Servet.

Ein geborener Spanier, Gelehrter und Arzt, der die heilige Dreieinigkeit gelästert, die ewige Gottessohnschaft Jesu Christi geleugnet hatte. Ein begabter, aber

J. Calvin. (Nach A. Scheffer.)

zuchtloser Geist, unstät und flüchtig, accomodierte er sich überall, war bald Wiedertäufer, bald wieder Katholik, huldigte, wie es scheint, einem bloßen Naturalismus oder Pantheismus und sah das Geheimnis aller Dinge im beständigen Wechsel und Werden, nicht in einem ewigen Sein, wie er denn auch den Blutumlauf entdeckt hat. Oft hatte er sich auf seinen Reisen und durch seine Schriften, in denen er seine Lehren zu verbreiten suchte, verfeindet, und war in Vienne zum Tod verurteilt worden. Nun wollte er, der Calvin schon oft mit Briefen belästigt hatte, über Genf nach Italien reisen. Calvin ließ den gefährlichen Mann, der auch mit den Libertinern in Genf, den Feinden der christlichen Lebensordnung der Stadt, verkehrte, verhaften. Calvin wollte seine Frechheit brechen. Vor Gericht bekannte sich Servet zu seinen Büchern und nahm nichts zurück. Er erklärte: „Die Gottheit ist auch in den Teufeln. Alles ist mit ihr angefüllt. Dieser Schemel auch ist die Substanz Gottes.“ Gegen Calvin war er leidenschaftlich heftig und verlangte seinen Tod. Er muß Hoffnung gehabt haben, mit Hilfe der Libertiner, dieser damals wieder mächtigen Oppositionspartei zum Siege zu gelangen und Calvin vernichten zu können. Aber er hatte sich getäuscht. Die Mehrheit der Richter verurteilte Servet nach den alten Gesetzen der Republik „wegen seiner beharrlichen Lästerungen gegen den Sohn Gottes, gegen die Heilige Dreieinigkeit, gegen die Kindertaufe“ zum Feuertode. Vergeblich war Calvins Bitte um Milderung des Urteils. Da brach Servet zusammen. „Erbarmen, Erbarmen,“ rief er aus. Man wartete auf Widerruf. Servet wollte nicht. „Ich leide unschuldig, ich werde als ein Opfer des Hasses zum Tode geführt.“ Dabei blieb er und so starb er. Dies geschah im Jahre 1553.

Nie ruhte die Feindschaft wider Calvin. Er fand Papiere auf der Kanzel, die ihm den Tod ankündigten. Auf der Straße wurden Hunde gegen ihn gehetzt. Man nannte ihn Cain statt Calvin. Alle Beleidigungen ertrug er mit Geduld, ohne persönliche Rachsucht. Als einer seiner Feinde, Perrin, an die Spitze der Regierung kam, und eine Verschwörung gegen den Reformator geplant wurde, schrieb er: „Offenbar will der Herr von aller menschlichen Hilfe uns lösen, damit wir auf Ihn allein uns verlassen.“ Ruhig und fest that er weiter seine Pflicht. Der Aufstand der Feinde, die zu den Waffen gegriffen hatten, scheiterte am Volke, so daß Calvin wieder mehr freie Hand bekam und seinem großen Werke sich widmen konnte bis an sein Lebensende.

Eine ungeheure Arbeit und Sorge war's, die auf diesem Manne lastete. Er hatte die ganze reformierte Kirche aller Länder im Auge und suchte den Frieden und die Gemeinschaft derselben überall zu vermitteln. Er hat unzählige Briefe geschrieben an Fürsten, Staatsmänner, Prediger, Gemeinden, Angefochtene und Verfolgte. Flüchtlinge und Hilfesuchende nahm er auf und sorgte für sie. Daneben predigte er meist alle Tage, hielt seine theologischen Vorlesungen vor den Studenten, französischen Flüchtlingen und allen, die tiefer in die göttlichen Ratschlüsse eingeführt werden wollten. Dazu kamen Sitzungen, Audienzen, Haus- und Krankenbesuche, schriftstellerische Arbeiten. Neben dem oben besprochenen „Unterricht in der christlichen Religion“ sind besonders wichtig seine Kommentare oder gelehrten

exegetischen Erklärungen der Bücher der Heiligen Schrift, die überaus besonnen und gründlich und heute noch hochgeschätzt sind. Und merkwürdig ist, daß er auf seine gelehrten Vorlesungen und seine Predigten, die von andern nachgeschrieben wurden, sich nicht vorbereitete; er hatte keine Zeit dazu. Er arbeitete wunderbar rasch und schnell und doch zeichnet alles, was von ihm kam, sich durch Tiefe und Klarheit aus. Nur 4 oder 5 Stunden pflegte er zu schlafen. Zuerst stille Sammlung und Gebet beim Beginn des Tages um fünf Uhr, dann Studium, um acht Uhr Predigt, um neun Uhr hält er seine Vorlesung und Konferenzen. Dann legt er sich aufs Bett, um liegend zu studieren. Aber Korrekturen, Briefe, Besuche unterbrechen ihn beständig. Es folgt das Mittagessen, auf das er in den letzten zehn Jahren verzichtete, indem er nur noch ein paarmale des Tages ein Ei oder etwas Fleischbrühe genoß. Dann studiert er, der sehr schwächlicher Natur ist, liegend weiter, macht amtliche Besuche oder, wenn Zeit ist, abends den vom Arzt empfohlenen Spaziergang. Nachts setzt er sich wieder an den Studiertisch bis Mitternacht. — Welche Kraft des Geistes und des Willens, allem dem nachzukommen und bis ans Ende nicht zu ermüden! Da war die Kraft Gottes in dem Schwachen mächtig. Wenn man ihn mahnte, seiner zu schonen, entgegnete er: „Wollt ihr denn, daß mich der Herr müßig findet, wenn er kommt?"

Auch dieser große Charakter hatte seine Schatten. „Einer allein ist heilig, Jesus Christus, der HErr." Calvin war selbst weit davon entfernt, seine Fehler zu verkennen, er empfindet sie vielmehr als schwere Last. „Von allen Kämpfen gegen meine großen und zahlreichen Fehler," schreibt er, „ist der größte der gegen meine Ungeduld. Zwar sind meine Bemühungen dagegen nicht ganz vergebens; doch habe ich den Zorn, das wilde Tier, noch nicht ganz bezähmen können." — Auf dem Todbette noch bat er den Rat und die Geistlichen der Stadt, die zu ihm gekommen waren, um Verzeihung wegen seiner Heftigkeit. Er bekennt demütig seine Sünden, aber auch die Festigkeit seines Glaubens; legt den um ihn Versammelten noch die Heiligkeit ihres Amtes ans Herz und sagt ihnen dann Lebewohl, indem er jedem die Hand drückt. Am 27. Mai 1564 entschlief er, in vollem Bewußtsein, still und ohne Zuckungen atmete er aus und entfloh aus der gebrechlichen Hülle dorthin, wo kein Kampf und keine Versuchungen mehr sind, und wo auf den treuen Diener des Herrn Freude wartet.

Groß war die Trauer in der Stadt. Alles wollte ihn noch einmal sehen. Man ließ Alle hinein. „Da beweinte die Republik den weisesten ihrer Bürger, die Kirche ihren treuesten Hirten, die Schüler ihren unvergleichlichen Lehrer, alle ihren gemeinsamen Vater, viele nächst Gott ihren einzigen Fürsorger und Tröster." Sein Grab hat keine Inschrift. Als „armer Sünder" hat er das nicht gewollt. Aber sein Name steht groß da in der Geschichte und wohl auch in jenem Buche, wo die Lebendigen stehen, die der Welt Abschied gegeben und hier Schmerzen erduldet haben, um ewig im Himmel zu grünen.

Das reformierte Bekenntnis, welches in Calvins Lehre und Werk am reinsten und vollkommensten zum Ausdruck gekommen war, verbreitete sich nach Frankreich, den Niederlanden und Schottland. Während hier die Reformation siegte, wurden

die Evangelischen in Frankreich lange und blutig bekämpft. Nach Frankreich war die Reformation von Genf aus durch Calvins Schüler gekommen, und bei seinem Hinschied gab es in Frankreich mehr als 2000 evangelische Gemeinden. Während Luther und sein Werk an den Landesfürsten treue und entschiedene Beschützer hatten, war in Frankreich das Gegenteil der Fall. Franz I., Luthers Zeitgenosse, hat, wiewohl er mit den deutschen Protestanten gegen Karl V. ein Bündnis hatte, im eigenen Lande die Evangelischen verfolgt; ebenso sein Sohn Heinrich II., der Gemahl der berüchtigten Katharina von Medici, und seine drei Söhne, welche sich schnell in der Regierung folgten: Franz II., Karl IX. und Heinrich III. Als unter Heinrich II. in einer Sitzung des Parlamentes der gelehrte und fromme, dem Evangelium zugewandte Professor der Rechte Dubourg es wagte, vor Verfolgung der Protestanten zu warnen, wurde der anwesende König aufs Höchste erzürnt und ließ gegen jenen den Prozeß einleiten, indem er schwur, mit eigenen Augen wolle er ihn verbrennen sehen. Aber ein Höherer fügte es anders. Wohl starb Dubourg getrost und gefaßt am 23. Dezember 1559 mit den Worten: „Mein Gott, verlaß mich nicht, damit ich dich nicht verlasse." Aber der König sah ihn nicht sterben; bei einem Turnier hatte ein unglücklicher Lanzenstoß ihm das Auge durchbohrt und seinen Tod herbeigeführt.

Unter dem folgenden schwachen Könige Franz II. (1559—1560) bildeten sich zwei politische Parteien, deren jede darnach trachtete, die Leitung der Staatsgeschäfte an sich zu reißen. Die Spitzen dieser zwei Hofparteien wurden nun zugleich die Häupter der beiden religiösen Parteien. An der Spitze der Katholiken standen die aus dem lothringischen Herzogshause stammenden streng katholischen Guisen (Herzog Franz von Guise und der Kardinal von Lothringen). An der Spitze der Huguenotten (wie man die Reformierten wegen ihrer Verbindung mit der Schweiz, mit den Eidgenos, nannte, deren Partei in Genf nach ihrem Führer Besançon Hugues auch Huguenots hieß) standen zwei Prinzen von königlichem Geblüte, die Bourbonen Anton, der durch seine Gemahlin, die ausgezeichnete Johanna d'Albret, Ansprüche auf das kleine Königreich Navarra im Süden hatte, und sein Bruder Prinz Condé. Fester und zuverlässiger jedoch standen für die Sache des Evangeliums ein die drei Brüder des Hauses Chatillon, unter welchen als Christ, Staatsmann und Feldherr der edle Admiral Kaspar Coligny hervorragt mit seiner ebenso frommen und hochherzigen Gemahlin Charlotte von Laval.

Ein echt christlicher Heldengeist entfaltete sich in dieser Zeit unter den Protestanten Frankreichs, und die ärgsten Bedrückungen von seiten des Hofes und der Guisen waren nicht im stande, die Ausbreitung des evangelischen Glaubens zu hindern. — Dieser Geist war gehoben und gegen die gewaltigsten Stürme gewaffnet durch geläuterte Erkenntnis, durch Calvins schriftlichen Unterricht, durch Psalmengesang, indem von Marot und Beza die Psalmen poetisch übersetzt und durch Goudimel mit herrlichen Melodieen versehen worden waren, so daß sie sogar am Hofe beliebt und gesungen wurden, bis man merkte, daß sie ketzerischen Ursprungs seien. — Die außerordentliche Zunahme der Reformation in Frankreich bis zu 2000 Gemeinden erklärt sich teils durch das Ärgernis, das die katholischen Geistlichen durch ihr Sittenver-

derben und ihre Unwissenheit gaben, teils durch die ernste Sittlichkeit der Protestanten. Es kam dahin, daß ein sittlich reines Leben allein schon in den Ruf der Ketzerei brachte. Weil die Protestanten nicht fluchten und schwuren, sondern nur certes (gewiß) sagten statt des mort de Dieu (beim Tode Gottes) der Katholiken, nannte man sie spottweise auch die „certes" die Katholiken die „mordieux". Auch die wunderbare Standhaftigkeit der Märtyrer machte viele Katholiken irre am eigenen Glauben; der Inquisitor Rochette wurde durch die Verhandlungen mit den Ketzern gewonnen, ebenso ein Karmelitermönch, der einen gefangenen Ketzer bekehren wollte. Beide mußten es mit dem Tode büßen. — Im Jahre 1559 versammelte sich zu Paris im Angesichte der Galgen und Scheiterhaufen die erste Synode der reformierten Kirche Frankreichs, die sich und den Gemeinden mit Hilfe Calvins eine treffliche Verfassung gab und ein schönes Glaubensbekenntnis aufstellte.

1560—1574 folgte in der Regierung Karl IX., der Bruder des früh verstorbenen Franz II. Weil er erst 11 Jahre alt war, so kam die Regentschaft an die Königin Mutter Katharina von Medici. Damals, 1560, versammelten sich die Reichsstände zu Orleans, und es kam die religiöse Frage zur Verhandlung, wobei gewichtige Worte gegen das Kirchenverderben fielen, ein Nationalkonzil zur Versöhnung der Parteien verlangt wurde und die Aussicht der Art war, daß die Katholiken erschraken und für ihre Sache fürchteten. Der neue edelgesinnte unparteiische Kanzler L'Hopital, der die Sitzung im Namen des Königs eröffnete, erklärte, nur eine tüchtige Reform könne die Kirche und ihre Spaltung heilen. „Bekämpft eure Gegner," sprach er, „mit den Waffen der Liebe, des Gebets und der Überredung. Das Schwert vermag wenig gegen den Geist. Milde wird uns mehr nützen als Strenge. Weg mit diesen teuflischen Namen der Parteien, Lutheraner, Huguenotten, Papisten! Behalten wir alle den uns so unaussprechlich teuren Namen Christen!" — Ein Redner des dritten Standes, Vertreter der Stadt Auton, verlangte Veräußerung aller Kirchengüter, die er auf 120 Millionen Livres berechnete, wovon er einen Teil zur Besoldung der Geistlichen und Erhaltung der Kirche, einen andern zur Tilgung der Staatsschulden und einen dritten zur Belebung des Ackerbaues und des Handels verwendet wissen wollte. — Das Nationalkonzil kam zwar nicht zu stande, statt dessen aber das Religionsgespräch zu Poissy (1561), an welchem u. a. als Hauptvertreter der Reformierten Theodor von Beza teil nahm. Es sollte eine Vergleichung der Parteien versuchen.

Theodor von Beza war im Jahre 1519 als Sohn des Landvogtes von Vezelay in Burgund geboren. Er studierte in Paris die Rechte und hatte glänzende Aussichten auf eine hohe Lebensstellung. Mit Leichtigkeit bewegte er sich in den Kreisen der damaligen Litteraten und Schöngeister, und seine Muse und Dichtkunst verschaffte ihm manchen Genuß und viele Gunst. Aber es war der Genuß weltlicher Freude, welche den vollendeten Weltmann ergötzte. Später hat Beza mit Bedauern auf diese Zeit zurückgesehen. Um den Versuchungen zu entgehen, in die er durch leichtsinnigen Umgang mit dem weiblichen Geschlechte verstrickt wurde, verband er sich heimlich mit einem armen jungen Mädchen aus dem Bürgerstande, Claude Desnoz, indem er gelobte, die Verbindung zu veröffentlichen, so bald es die

Verhältnisse gestatten würden. Auch an den Mißbrauch seiner Dichtergabe hat Beza später nur mit Erröten zurückgesehen. Beza wie Zwingli u. a. führt uns die unbestechliche Geschichte nicht als vollendete Heilige vor, sondern als durch Gottes Gnade bekehrte Sünder und als in Seinem Dienste mehr und mehr in der Heiligung Fortgeschrittene. Gott nahm Beza in die Schule, ließ ihn in eine schwere Krankheit fallen, in welcher er an den Rand des Grabes kam, wo er Gottes furchtbares Gericht vor sich sah. „Nach furchtbaren Qualen des Leibes und der Seele," sagt er, „erbarmte sich der HErr seines leichtsinnigen Knechtes, so daß ich nicht mehr an seiner Gnade verzweifelte." Unter tausend Thränen verabscheute er sich selbst, bat Gott um Verzeihung und übergab sich ganz und gar Ihm und seinem Dienste. 1548 verließ Beza Paris und das Pariserleben, ging nach dem ernsten Genf und stellte sich Calvin vor. Ein Jahr später wurde er Lehrer der griechischen Sprache in Lausanne und zehn Jahre später nach Genf berufen, um da an der Seite Calvins als Rektor der neugegründeten Akademie und als Direktor des Gymnasiums zu wirken. Wunderbar blühte diese Pflanzschule der Reformation in den romanischen Ländern auf; davon zeugt, daß Calvin bald tausend Zuhörer gehabt hat, was freilich nur denkbar ist, wenn auch Nichtstudierende als Zuhörer gerechnet wurden. In seiner Erklärung des Neuen Testamentes geht Beza noch philologisch-grammatisch genauer zu Werk als Calvin. Er gab Annotationen zum Neuen Testamente und eine neue lateinische Übersetzung desselben, sowie eine Geschichte des reformierten Frankreichs heraus. — Beza hat ein hohes Alter erreicht; er starb 1605, überlebte also Calvin um volle vierzig Jahre und war der Hochangesehene der reformierten französischen Kirche. Selbst vornehm, kam er oft in vornehme hohe Kreise und war auch bei den Gegnern hochangesehen und hatte bei ihnen Zutritt; seine Milde und Leutseligkeit,

Theodor von Beza.

seine umfassende allgemeine Bildung gewannen ihm die Geister. Die Gegner sagten, sie wollten lieber mit Beza in der Hölle als mit Calvin im Himmel sein.

Dieser Beza also war es, der, vom französischen Hofe berufen, an der Spitze von 34 Predigern zu Poissy erschien, um da den reformierten Glauben zu vertreten. Es war am 9. September 1561. Auf hohem Throne sitzt der zwölfjährige König, zu beiden Seiten alle Prinzen und Prinzessinnen des Hofes mit der Königin-Mutter, Katharina von Medici; hinter ihnen, auf erhabenen Bänken, eine große Zahl von Kardinälen und Bischöfen, noch weiter hinauf unzählige Geistliche, und im Bogen ringsum die geladenen Herren und Damen, alle im höchsten Glanz und im ausgesuchtesten Festschmuck. Da öffnen sich die Thüren und Theodor von Beza und seine Genossen treten ein. Seltsam kontrastiert deren einfach ernstes, würdevolles Kostüm mit dem blendenden Glanze der Versammlung. Einem hochmütigen Kardinal entschlüpft das bittere Wort: „Da kommen die Genfer Hunde." Beza erwidert: „Treue Hunde thun not in der Schafherde des HErrn; es giebt der reißenden Wölfe so viele!" — Nachdem der würdige Kanzler L'Hopital mit einer Anrede die Versammlung eröffnet, erhält Beza das Wort. Er erklärt, es gezieme sich, mit der Anrufung des heiligsten der Namen zu beginnen, beugt seine Kniee und spricht im Namen seiner Genossen ein demütiges Bekenntnis der Sünden des Volkes und fleht den Segen Gottes herab auf die Versammlung. Dann hält er eine lange, inhaltschwere Rede, in der er alle gegen die Reformation geschleuderten Beschuldigungen zurückweist und zu einer klaren Darlegung des reformierten Glaubensbekenntnisses übergeht. In tiefer Stille und mit gespannter Aufmerksamkeit wird er angehört bis zu dem Augenblicke, wo er an die Lehre vom heiligen Abendmahl kam und die Verwandlung des Brotes und Weines leugnete. „Er hat Gott gelästert," schrie man durch den Saal und ein Tumult erhob sich, so stark, daß die Versammlung für diesen Tag aufgehoben werden mußte. Es scheint, der Tumult sei vorbereitet und künstlich herbeigeführt worden. In der nächsten Versammlung, die acht Tage später stattfand, verlas ein Kardinal eine lange Rede über die Unfehlbarkeit der römischen Kirche und über die Transsubstantiation (Verwandlungslehre). Als Beza antworten wollte, rief ihm ein Kardinal zu: „Halt, zuerst, ehe wir weiter hören, erklärt, ob Ihr diese beiden Punkte unterschreiben wollt; wo nicht, so ist jede Erörterung überflüssig und eure fluchwürdige Ketzerei klar wie die Sonne." — Als nun noch der Jesuitengeneral Lainez als Bevollmächtigter des Papstes erschien, war vollends jede Hoffnung auf das leichteste Nachgeben verschwunden, und zum zweitenmale ging man auseinander.

Immerhin machte Beza am Hofe, der ihn oft predigen hörte, einen so günstigen Eindruck, auch stand die ganze Partei der Protestanten so achtunggebietend da, daß man nicht umhin konnte, im Januar-Edikt von 1562 den Huguenotten viele Zugeständnisse zu machen. Aber je günstiger die Verhältnisse für die Reformierten sich gestalteten, desto mehr steigerte sich die fanatische Wut der Katholiken. Da kam die Veranlassung zum offenen Kampf und Bürgerkrieg. Herzog Franz von Guise reiste mit seinem Gefolge eben durch das Städtchen Vassy, als die Protestanten daselbst zum Gottesdienst versammelt waren. Einige Worte des Ärgers,

die ihm darüber entschlüpften, galten seinem Gefolge als Zeichen, die wehrlose Gemeinde mit den Waffen anzugreifen. Der Herzog eilte herzu, wurde durch einen Steinwurf verwundet, und es entstand eine wilde Metzelei, in welcher 60 Evangelische jedes Alters und Geschlechtes das Leben verloren. Dieses Blutbad von Vassy gab das Zeichen zum Beginn der acht Religionskriege, durch welche in den nächsten Decennien Frankreich in das größte Elend gestürzt wurde. Immer wieder, besonders wenn der Hof und die katholische Partei in Not waren, wurde Friede geschlossen, dieser aber in kurzem, sobald man sich erholt hatte, wieder zerrissen. — Der Hauptheld in diesen Bürgerkriegen zwischen der Partei der katholischen Guisen und den protestantischen Edelleuten war der Admiral Kaspar Coligny. Er war 1506 geboren, trefflich in der Wissenschaft unterrichtet, im Alter von 25 Jahren bereits Generaloberst des französischen Fußvolkes, der durch weise und strenge Maßregeln Zucht und Ordnung unter diesen zügellosen Banden einzuführen wußte. Als evangelische Überzeugungen sich in ihm befestigten, zog er sich in die ländliche Stille auf seine Schlösser zurück. Er richtete sein Hauswesen auf christlichem Fuße ein. Jeden Tag begann er mit lautem Gebet auf den Knieen vor seinen Dienern; vor und nach Tisch erbaute man sich durch Gebet und Psalmengesang, das Gleiche geschah abends vor dem Schlafengehen. Dabei war nichts Schwärmerisches und Überspanntes an dem Manne; klar, fest, ruhig und entschieden stand er als Säule des Glaubens da. Als die Bürgerkriege ausbrachen, zauderte Coligny einen Augenblick, ob er auch sein Schwert in die Wagschale werfen solle; das namenlose Elend eines Religionskrieges stand vor seiner Seele. Unruhig und unschlüssig sah man ihn in seinem Schlosse auf- und niederschreiten, dann wieder schweigend düster. Still steht er am Lager seines Weibes, Charlotte von Laval. „Was weinst du?“ fragt er seine Gattin.

Kaspar von Coligny. (Nach Sergent.)

„Ach, ich denke an den Jammer der Unsrigen, daß mein Coligny sich zurückzieht von der heiligen Sache" — war die Antwort. — „Weißst du denn, was ein solcher Schritt zur Folge haben kann? sagt er, — Niederlagen, Verrat, Flucht, Elend, Hunger deiner Kinder, Tod durch Henkershand, dein Mann geschleift." — „Ich weiß es und fürchte mich nicht, es auf mich zu nehmen," antwortete die heldenmütige Frau. Am folgenden Morgen steigt Coligny zu Pferde, er und seine Brüder und sein ganzes Haus, und die Religionskriege beginnen. Mit dem Religionsfrieden von St. Germain en Laye 1570 endete der dritte der acht Kriege und verschaffte den Huguenotten freie Religionsübung und vier Sicherheitsplätze, (u. a. La Rochelle) mit Besatzungen. Die Protestanten atmeten auf. Zu La Rochelle hielten sie 1571 ihre siebente Nationalsynode, die von Beza präsidiert, von Coligny, Condé, der Königin Johanna von Navarra und ihrem Sohn Heinrich und vielen aus dem höchsten Adel besucht ward und sich durch besondere Feierlichkeit und Würde auszeichnete.

Aber im Finstern lauerte das Verderben. Man stand am Vorabend der schrecklichen Bartholomäusnacht, des fluchwürdigsten Verbrechens der ganzen neuern Geschichte, welchem mindestens 30000 hinterlistig getötete Huguenotten, darunter ihr wackerer Führer Coligny, in schauderhaftem Blutbade zum Opfer fielen. — Jahre lang, mit kaltem, ruhigem Blute war das Verbrechen zuvor ersonnen und vorbereitet worden, und die Guisen, Katharina von Medici, auch Philipp II. von Spanien, waren die Anstifter desselben. Man heuchelte Frieden und suchte die Protestanten in Sicherheit zu wiegen. Ja, die Aussöhnung der Parteien schien eine vollständige zu werden, als auf Katharinas Betreiben ihre katholische Tochter, des Königs Schwester, Margaretha von Valois mit dem protestantischen Heinrich von Navarra, Sohn der Johanna d'Albret vermählt wurde (18. August 1572). Zu dieser Hochzeit, die den Namen der Pariser Bluthochzeit bekommen hat, wurde der vornehmste Adel des ganzen Landes, auch Coligny, nach Paris eingeladen und da ganz in der Stille das Netz des Verrats über den Häuptern des Protestantismus zusammengezogen, um sie alle zusammen durch nächtlichen Überfall und Meuchelmord zu vertilgen und die Ketzerei auszurotten. Der haltlose König, Karl IX., der dem ehrwürdigen Admiral Coligny gewogen war, konnte erst nach und nach und nicht ohne Sträuben für das Ungeheure gewonnen werden. Auf Coligny war es ja in erster Linie abgesehen.

Die schreckliche Nacht vom 24. auf 25. August 1572 war da. Es war morgens 2 Uhr; da ertönte die große Sturmglocke von St. Germain als Zeichen zum allgemeinen Morden der arglosen Huguenotten. Den Katholiken dienten weiße Bänder um den Arm und weiße Kreuze am Hute als Erkennungszeichen. So stürzten die bewaffneten Scharen aus allen Thoren der Tuilerien. Der erste Sturm richtet sich auf die Wohnung Colignys. Geharnischte stürzen in das Schlafgemach des Greises. Ein Diener hatte ihm gemeldet, daß alles verloren sei, und war dann geflohen Ihm hatte Coligny geantwortet: „Seit langer Zeit habe ich mich bereitet zu sterben; ich befehle meine Seele der Barmherzigkeit Gottes." — Der erste, der eindringt, Behme, Bedienter im Hause Guise, der später als Lohn seiner That die natürliche

Calvins Abschied auf seinem Sterbelager vom Staatsrat und der Geistlichkeit Genfs. (Nach dem Gemälde von Hornung.)

Tochter des Kardinals von Lothringen erhält, ruft Coligny zu: „Bist du der Admiral?" — „Ich bin es," lautete die Antwort, „du solltest Achtung haben vor meinen grauen Haaren, junger Mann." — Behme stößt ihm seine Waffe in den Leib und andere vollenden das Werk mit Säbelhieben. „Bist du fertig, Behme, ruft Herzog Guise vom Hofe herauf, so wirf ihn aus dem Fenster." Es geschieht. „Bei Gott, er ist's, der Admiral," sagt Guise und giebt dem Toten Fußtritte ins Gesicht. 16 Jahre später lag die Leiche dieses selben Guise vor König Heinrich III. auf dem Boden und erhält vom Könige, der ihn hatte ermorden lassen, Fußtritte ins Gesicht. Wunderbare Vergeltung der göttlichen Gerechtigkeit!

Nun setzt sich das Morden fort, in Straßen und Häusern und vier Tage lang, vom Sonntag bis Donnerstag dauert das grauenvolle Blutbad in Paris. Überall ist es eine wilde Jagd auf Huguenotten, überall sind die Straßen mit Leichen bedeckt, überall Lachen von Blut! So sind in Paris mindestens 3000, in Frankreich 30 000, nach andern Angaben 100 000 gemordet worden. Und nachher strömen der König und der Hof, Geistlichkeit und Volk zur Kirche, um für die Ausrottung der Ketzerei Gott zu danken. Der Papst in Rom ließ das Te Deum anstimmen und eine Denkmünze prägen, auf deren einer Seite das Bild des Papstes sich findet mit der Umschrift: „Gregor XIII. Pont. Max.", auf der andern Seite das Bild jener Niedermetzelung mit der Umschrift: „Hugonottorum Strages. 1572." Philipp II. pries den Tag als einen der glücklichsten seines Lebens. Welcher schreckliche Mißbrauch des Namens Gottes! —

War die Ketzerei nun ausgerottet? — Mit Nichten. Wohl waren der junge Heinrich von Navarra, sowie der junge Condé, um sich das Leben zu retten, zur katholischen Kirche übergetreten. Aber sie flohen von Paris und widerriefen ihren Übertritt. Aufs Neue entbrannte der Bürgerkrieg, und er dauerte noch 20 Jahre. Karl IX. starb bald in Verzweiflung. Sein Nachfolger und Bruder Heinrich III. fiel durch Mörderhand, und mit ihm erlosch das Geschlecht der Valois, und die nächsten Ansprüche auf den Thron hatte eben jener Bourbon Heinrich von Navarra. Lange mußte er, der vom Papste gebannt war, um die Krone kämpfen, und erst, nachdem er zum Katholizismus übergetreten war, öffnete ihm Paris die Thore und wurde er gekrönt als Heinrich IV. Dieser Übertritt war ein politischer Akt, durch den Heinrich dem Lande den Frieden geben wollte. Im Herzen blieb er dem Evangelium zugethan und gewährte seinen ehemaligen Glaubensgenossen im Edikt von Nantes 1598 freie Religionsübung, mehrere Sicherheitsplätze, darunter Rochelle und Montauban und Gleichberechtigung mit den Katholiken. Im Jahr 1610 fiel Heinrich IV. unter dem Dolche Ravaillac's. — Von der Bluthochzeit sagt der katholische Geschichtschreiber Chateaubriand: „Jener verabscheuenswerte Tag machte nur Märtyrer und verschaffte den philosophischen Ideen einen Vorteil über die religiösen, den sie nie wieder verloren.

Italien
und das Evangelium im Reformationszeitalter.

Frühe schon ist das Evangelium nach Italien gekommen. Dies sehen wir u. a. aus den Grüßen an „die in Rom anwesenden Geliebten Gottes und berufenen Heiligen" im Römerbrief (1, 7. Kap. 16) und aus dem Wort im Hebräerbrief (13, 24): „Es grüßen euch die aus Italien." Frühe schon hatten hier, nachdem das Licht der Wahrheit verdunkelt worden, Zeugen des reinen Evangeliums gewirkt; man denke an Claudius von Turin, den biblischen Reformator des neunten Jahrhunderts, Ambrosius in Mailand, an die Waldenser, an den Sänger der „göttlichen Komödie", Dante Alighieri aus Florenz, der nicht ohne Grund ein Prophet der Reformation genannt worden ist. Wurzelt doch „seine Poesie in einer Liebe, die himmelan strebt und entströmt sie doch einer sehnsüchtigen Seele, deren Unruhe nur Ruhe findet im Friedensgarten Christi, welcher der Mann seiner Sehnsucht ist, zu dessen Reich ihn der Durst erhebt, den Gott selbst in das Herz des Menschen gesenkt hat!" Wenn Dante auch mit seinem Glauben und Denken im römischen Katholizismus wurzelt, so ist er doch weniger ein römischer als ein katholischer Christ; denn er weist im Gegensatz zu den päpstlichen Satzungen auf die Heilige Schrift als Quelle des Glaubens hin und weiß von einer Rechtfertigung des Sünders aus Gnade; er straft das Verderben der Kirche an Haupt und Gliedern und verteidigt die Selbständigkeit der weltlichen Macht gegen die geistliche Macht des Papstes. Darum ist es zu verstehen, wenn der Jesuit Harduin in der göttlichen Komödie so viel Elemente evangelischer Reformation findet, daß er sie einem unbekannten Schüler Wiclifs zuschreibt. 1321 ist Dante in der Verbannung zu Ravenna gestorben.

Auch Luther ist in Italien gewesen und hat, als er der Stadt der Heiligtümer ansichtig wurde, in die Kniee sinkend ausgerufen: „Sei mir gegrüßt, du heilige Roma!" Aber seine Eindrücke waren der Art, daß er enttäuscht zurückkehrte. Den Frieden, den er vergeblich in eigenen und kirchlichen Verdiensten gesucht hatte, fand er nun in einer Erfahrung und Erkenntnis, die in dem Worte der Schrift ausgesprochen ist: „Der Gerechte wird seines Glaubens leben." In Christo Jesu allein fand Luthers geängstetes Herz den Trost der Vergebung der Sünden; Christum aber fand er in der Heiligen Schrift, die von Ihm zeuget. So unmittelbar an Gott

und Gottes Wort gebunden, ward er im Sohne frei von Menschenknechtschaft und Aberglauben. Erst gilt es, die alleinseligmachende Wahrheit des Evangeliums zu erfahren und zu bejahen; hieraus erst, aus der unmittelbaren Beziehung des Herzens zu dem Sohne Gottes leitet sich das Recht und die Kraft ab, gegen jede zwischen das Herz und seinen Heiland sich eindrängende Mittelmacht, gegen Irrtümer und Mißbräuche zu protestieren. Aus jener gläubigen Bejahung, nicht aus der Protestation des emanzipierten Menschengeistes ist jenes Feuer in der Reformationszeit entstanden, dessen Funken so schnell durch ganz Europa flogen und überall zündeten, — auch in Italien. Da, im unmittelbaren Gebiet des Papsttums, wo auf der Stelle des alten ein neues Heidentum aufgekommen war, feierte das Evangelium seine größten Siege, freilich nicht zunächst in äußerem Erfolg, sondern in Erweisung seiner inneren Kraft und Schönheit. — Werfen wir zuerst einen Blick darauf, wie die reformatorische Bewegung in Italien vorbereitet und angebahnt wurde, sodann auf die verschiedenen Geistesrichtungen und Persönlichkeiten, in welchen jene Bewegung hervortrat, und endlich auf ihre gewaltsame Unterdrückung.

Dante Alighieri.

I.

Negativ wurde die Reformation in Italien vorbereitet durch die Verweltlichung des Klerus und den glaubenslosen Humanismus. — Das tiefe religiöse Bedürfnis des Menschenherzens nach Ewigem und Göttlichem fand keine wahre, bleibende Befriedigung; denn die Organe des Christentums waren mit dem Christentum selbst in furchtbaren Kontrast geraten, und der frühere Nimbus war für sehende Augen ganz verloren gegangen. Der Umstand, daß die Päpste durch den Besitz des Kirchenstaates weltliche Herren geworden, gab Anlaß zu jenem ärgerlichen, sogenannten Nepotismus, d. h. zu den oft blutigen Bemühungen der Päpste, ihre Neffen und Söhne möglichst vorteilhaft mit italienischen Herrschaften zu versorgen, die oft die Hauptsorge der Statthalter dessen bildeten, der gesagt hatte: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt." Dabei wiederholten sich im letzten Drittel des 15. Jahrhunderts die Greuel der Unsittlichkeit des 10. Jahrhunderts. — So war Sixtus IV., der sich selbst Gott nannte, ein Gotteslästerer und nahm an Verschwörung und Meuchelmord teil. — Der wüste Alexander VI. strebte mit seinem verbrecherischen Sohne Cäsar Borgia nach Ausrottung der mittelitalienischen Aristokratie zur Vergrößerung seines Hausbesitzes, und als er, den man auch etwa den Antichrist nannte, der mehr dem Satansreiche als dem Reiche Gottes diene, an dem Gifte starb, womit er einen Kardinal hatte aus der Welt schaffen wollen, war in Rom eine „unbeschreibliche Freude". — Während Julius II. ein Kriegsmann ist, der selbst zu Felde zieht, sagt von Leo X. ein Zeitgenosse: „Er ist gelehrt und ein Freund der Gelehrten, zwar religiös, doch will er leben." „Er nahm," sagt Erasmus, „für sich nur das Vergnügen, für sein Amt ließ er St. Peter und Paul sorgen." Er ist Diplomat und Kunstfreund, Jäger und Fischer; an seinem Hofe gehört es zum guten Tone, über kirchliche Dogmen und die Heilige Schrift zu scherzen. Nachdem er plötzlich mit dem angstvollen Ruf an die Diener: „Betet für mich, ich mache euch noch glücklich!" gestorben ist, begleitet seine Leiche der Fluch: „Wie ein Fuchs hast du dich eingeschlichen, wie ein Löwe hast du regiert, wie ein Hund bist du dahingefahren." — Sein Nachfolger, Adrian VI., das gerade Gegenteil von ihm, begnügte sich zwar statt des glänzenden Hofstaates mit der Aufwartung seiner alten niederländischen Haushälterin, die er von Löwen mitgebracht, wo er Professor gewesen; aber er konnte dem Verderben nicht wehren und stille Studien waren mehr seine Sache als kraftvolle Maßregeln. —

Stand es so an der Spitze der Kirche, so nicht besser nach unten. Kardinalstellen und andere geistliche Würden kamen an die Meistbietenden, die dann an die Mindestfordernden die geistlichen Funktionen in den Pfarreien vergaben. So wurden ganz Unwürdige Lehrer und Vorbilder des Volkes; schreckliche Worte der Lästerung wurden selbst an heiliger Stätte ausgesprochen, wie Erasmus und Luther selbst gehört haben, und da so der Klerus in Gottlosigkeit, Materialismus und in tiefes Sittenverderben versunken war, so nahm Unglaube und sittliche Verwilderung auch bei den Laien überhand.

Wohl fehlte es nicht an solchen, welche die Laster und Thorheiten der Geistlichen mit scharfem Spott geißelten; es waren namentlich die für das klassische

Altertum schwärmenden Geister, die sogenannten Humanisten, welche über das faule Kirchenwesen die Geißel schwangen. Es hatte ja seit der Eroberung Konstantinopels durch die Türken und der Flucht griechischer Gelehrter nach dem Abendland hier das griechische und lateinische Sprachstudium, die Kenntnis der großen vorchristlichen Schriftsteller der Griechen und Römer einen ungeheuren Aufschwung genommen und große Begeisterung für Wissenschaft und Kunst gebracht, wovon nicht nur Fachgelehrte, sondern eine Menge gebildeter Männer und Frauen in Italien ergriffen wurden. Aber die längst überwundene heidnische Weisheit des Altertums konnte die Öde und Leere der Gemüter doch nicht so ausfüllen, wie die ewige, göttlich geoffenbarte Wahrheit des Christentums. Bloße Ästhetik stillt den Hunger des sündigen Menschenherzens nicht; nur eine Zeit lang konnte darum der Rausch anhalten, womit man an Form und Inhalt der alten Klassiker und Künstler den Geist zu nähren suchte. — Wie groß die so schwärmerische Selbsttäuschung gewesen, mögen folgende Beispiele zeigen. Kardinal Bembo warnt davor, die Paulinischen Briefe zu lesen, weil sie den Stil verdürben. In Florenz hatte Plethon die nahe glückliche Zeit verkündigt, wo Bibel und Koran einer Religion Platz machen würden, die der platonischen Philosophie und dem alten Heidentum ähnlich sei. — Marsilius Ficinus stellt Sokrates fast auf gleiche Stufe mit Christus und erklärt es für einen Irrtum, daß die allgemeine Gottlosigkeit durch die Predigt des Glaubens überwunden werden könne; dazu bedürfe es offenbarer göttlicher Wunder oder einer philosophischen Religion. — Dem Erasmus suchte man am päpstlichen Hofe aus Plinius zu beweisen, daß zwischen Menschen- und Tierseele kein Unterschied sei. Auf diesen frivolen Geist des Unglaubens deutet Savonarola hin mit den Worten: „Da fragt einer den andern, was er vom christlichen Glauben halte, und bekommt die Antwort: ‚Bist du auch noch so ein Tropf? Der Glaube ist ein Traum, eine Sache für empfindsame Weiber und Mönche.‘“

Wohl ist im Humanismus nicht nur eine negative, sondern auch eine positive Vorbereitung der Reformation zu erblicken; denn es gab unter den Humanisten auch Männer, wie jener wunderbar geniale Graf Picus von Mirandola, der wie schon mancher von philosophischem Hochmut zu christlicher Demut herabgestiegen ist und zuletzt bekannt hat: „Die Philosophie sucht die Wahrheit, die Theologie findet sie, aber die Religion besitzt sie.“ Und das neu erwachte Sprachstudium hat nicht nur die alten heidnischen Klassiker, sondern auch die heiligen Schriften des Alten und Neuen Testamentes aus dem Staube der Vergessenheit hervorgeholt. Da mußte — wie wunderbar Gottes Wege sind — beides, sowohl die Austreibung der christlichen Gelehrten aus Konstantinopel durch die Türken, als die der Juden aus Spanien dazu dienen, daß das Studium der Ursprachen der Bibel, des Hebräischen und des Griechischen aufkam. Da gilt Luthers Wort, daß das Evangelium, wenn es auch durch den Heiligen Geist kommt, doch durch das Mittel der Sprachen kommt. Infolge dessen gab der gelehrte Florentiner Brucciolí die erste italienische Bibelübersetzung heraus, die große Verbreitung fand. — Hiezu kommt als Förderung evangelischer Erkenntnis der lebhafte litterarische Verkehr zwischen Italien und Deutschland: persönlich und im Briefwechsel fand ein beständiges Herüber- und

Hinüberfluten der Gedanken statt, zumal da viele deutsche Jünglinge zu Bologna und auf andern italienischen Universitäten studierten und viele Italiener zu Wittenberg, um da namentlich den berühmten Melanchthon zu hören. So bildeten sich überall in Italien, an Höfen, Universitäten und Privatkreisen gelehrte Vereine, wo die neuen religiösen Ideen, die zuerst im ansprechenden Gewande des Humanismus auftauchten, deren Kern aber die Rechtfertigung aus Glauben war, eine Heimstätte fanden. — Eine Menge Druckpressen verbreiteten Übersetzungen reformatorischer Schriften, freilich unter anderen Namen, um nicht Verdacht zu erwecken. So hieß Zwingli Cogelius; so wurden die Loci Melanchthons selbst in Rom verbreitet und mit Beifall von Kardinälen gelesen unter dem Namen Ippofilo da Terra Nigra. Besonders Venedig, wo es am meisten Druckerpressen und Kaufleute gab, die den Handel mit Deutschland vermittelten, war geradezu ein Depot reformatorischer Schriften, deren Verbreitung der Senat nicht ungünstig war; denn als eine päpstliche Bulle von den Kanzeln verlesen werden mußte, welche das Lesen jener Schriften verbot, ordnete der Senat an, daß das Verlesen der Bulle erst stattfinden sollte, wenn das Volk nach den Gottesdiensten sich verlaufen habe.

Zu diesem gelehrten Verkehr mit Deutschland kam, fördernd für die Reformation, die kriegerische Berührung mit den Deutschen hinzu. Es war die Zeit, wo Papst Clemens VII. mit Kaiser Karl V. um die Vorherrschaft in Italien lange und blutige Kämpfe führte, in welchen Georg Frundsberg mit seinen deutschen, meist evangelisch gesinnten Landsknechten für seinen Kaiser von den Alpen herabstieg und den Ausspruch that: „Wenn ich nach Rom komme, will ich den Papst henken." Der Papst wurde zwar nicht gehenkt, aber Rom wurde erobert und furchtbar geplündert. Es war im Jahre 1527. Da brachten die deutschen Soldaten evangelische Anschauungen und protestantische Freiheiten mit, und die Römer mußten Auftritte ansehen, wie jenen, wo eine Schar Landsknechte, als Kardinäle und Bischöfe verkleidet, in Prozession einherzog, einer im päpstlichen Ornat voran, der seine Kardinäle ermahnte, nach dem Beispiele Christi und seiner Apostel, dem Kaiser zu geben, was des Kaisers ist, und der dann das Gelübde thut, die päpstliche Macht testamentarisch dem Dr. Martin Luther vermachen zu wollen, damit im Schiff Christi nicht mehr solche am Steuerruder säßen, die Tage und Nächte in Gelagen und Schwelgereien zubrächten. Der ganze Haufe stimmte dann wiederholt in den Ruf ein: „Lange lebe Papst Luther!" — Die Plünderung Roms und das Elend der Bevölkerung des von kaiserlichen und päpstlichen Truppen überschwemmten Italien war so schrecklich, unerwartet und erschütternd, daß man allgemein ein Strafgericht Gottes darin erblickte. „Woher dieses Unglück," — predigte im angefüllten Vatikan der Bischof Staphylo von Sibari — woher dieses Unglück? Weil wir Bewohner sind nicht der heiligen Stadt Rom, sondern Babylons, die bedeckt ist mit Gotteslästerungen, eine Mutter der Unzucht und der Hurerei!" — Er hatte nicht zu viel gesagt. Rom war eine Atmosphäre, in welcher Leute gediehen wie der berüchtigte Petrus Aretinus († 1556), der groß war als Schriftsteller der Unzucht und Obscönität, gelegentlich aber andächtig und fromm.

Unter all diesem Unheil fingen viele an, die Schuld und Last des Sündenverderbens zu fühlen und ergreifende Stimmen der Buße und gläubiger Sehnsucht

wurden laut. Christus kommt nur dahin, wo Johannes der Täufer mit seinem Ruf zur Buße und Bekehrung Ihm den Weg bereitet. Auch in Italien traten gewaltige Bußprediger auf, welche darauf hinwiesen, daß das grenzenlose äußere Elend mit allgemeiner und besonderer Schuld zusammenhänge, eine Folge sei der verderbten politischen Zustände und diese der Herrschsucht der Päpste; daß an den fürstlichen Höfen, unter den Gelehrten und im Bürgerstande der Abfall von dem lebendigen Gott die letzte Ursache sei der Laster und Verbrechen, der Üppigkeit und Schwelgerei und daß kein Heil sei als in gründlicher Umkehr zu Gott und zum Evangelium von seiner rechtfertigenden Gnade in Christo. — Ein solcher Bußprediger war u. a. der Kapuzinermönch Bernardino Ochino. Er war im Jahr 1487 zu Siena von armen Eltern geboren, ernst erzogen worden und, um Seelenfrieden und Genugthuung für die ihn drückenden Sünden zu erringen, in den Franziskanerorden, dann in den noch strengeren Orden der Kapuziner getreten. Dieses Opfer und die Kasteiungen und Bußübungen sind so groß, daß er betet: „O HErr, wenn ich jetzt noch nicht selig werde, so weiß ich nicht, was ich weiter noch thun soll." — Aber Frieden fand Ochino auf diesem Wege so wenig als Luther. Endlich findet er, was er sucht, in der in Christi Opfertod und Gnade uns angebotenen göttlichen Sühnung der Schuld und Erneuerung des Lebens, und ist nun unermüdlich, als da und dorthin berufener Fastenprediger durch ganz Italien die menschliche Verlorenheit und Verderbnis, die Vergeblichkeit aller willkürlichen eigenen Anstrengungen und Gelübde des Menschen und den Glauben an Jesum zu verkündigen. Da er Kapuzinergeneral und zurückhaltend und vorsichtig ist in Bezug auf die römischen Irrtümer und Mißbräuche, so hat er ein großes Feld der Wirksamkeit und tritt an den verschiedensten Punkten Italiens im Norden und Süden auf. Kaiser Karl V. hörte ihn mehrmals und sagte von ihm: „Dieser Mann könnte Steine erweichen." Nicht nur sein flammendes Wort, auch seine ehrwürdige Erscheinung wirkte. „Mit bleichem Gesicht, grauem Haupt, mit einem bis auf den Gürtel des groben Mönchsgewandes herabfließenden Bart, auf seinen weiten, mühevollen Reisen immer zu Fuß, barfuß, stets in strenger Entbehrung und Enthaltung von allem, was auch den Mäßigen Genuß und Erquickung ist, mit hohen Ehrenbezeugungen empfangen an den fürstlichen Höfen, aber auch durch seine gewaltige populäre Beredsamkeit ein Mann des Volkes, ein Freund der Armen und Geringen," — so wird Bernardino Ochino geschildert. Wir werden später noch von ihm hören. —

Nicht übergangen darf hier Savonarola werden, wenn sein Wirken in Florenz auch in eine etwas frühere Periode fällt und seiner in einem besonderen Abschnitt dieses Buches gedacht worden ist. Er ist nicht nur ein Bußprediger, sondern ein Prediger der Gerechtigkeit, die vor Gott gilt, des Glaubens an Jesum, und die Quelle seines Glaubens und seiner Lehre ist die Heilige Schrift, das einzige Buch, das er in den letzten acht Jahren seines Lebens gelesen hat. Auch er hat die Rechtfertigung des Sünders allein aus Gnade im Glauben in heißer Liebe zu seinem Heiland ergriffen, wovon u. a. folgende Verse aus einem seiner Lieder Zeuge sind:

Ich stand so fest und sank doch, ach! so tief;
Flucht war's, wenn ich nach meiner Tugend lief;
Ich liebte Eitelkeit und ward ihr Kind,
Die Blindheit liebt' ich, denn ich war ja blind,
Die Knechtschaft liebt' ich, denn ich war ja Knecht.
Es waren mir die schnöden Bande recht. —

Mein Elend hab' ich nie erkannt,
Du hast zum Sünder dich gewandt.
Ich lag, Du hast mich aufgericht't;
Nichts wußt' ich, Du hast mich gelehrt,
Mein blindes Aug' erhellt mit Deinem Licht,
Mich loszukaufen um Dein Blut begehrt.
Mich liebtest du vielmehr als ich,
Du gingest in den Tod für mich,
Hast mich durch diesen heimgebracht,
Mich von dem Urteil losgemacht.
Mit Deinem Namen mich benannt,
Bezeichnet mich mit Deinem Blut.

Ich will Dich lieben, Herr, mein Schutz und Halt,
Dich ewig lieben, meiner Seele Zier,
Mein Jubel Du, der nie zu Ende schallt,
Mein Leben lebet mir nicht mehr, nur Dir!

Von den kirchlichen Zuständen Italiens entwirft Savonarola ein abschreckendes Bild. Papst und Klerus nennt er eine Herde von Säuen, die den Weinberg des Herrn zerwühlen. Er eifert gegen die öffentlichen wilden Freuden und bewirkt, daß sie in Florenz abgestellt werden. Den Prunk des Gottesdienstes und des kirchlichen Ceremoniells führt er zur evangelischen Einfachheit zurück. „Unsere Väter, sagt er, „hatten hölzerne Kelche und goldene Priester, wir haben goldene Kelche und hölzerne Priester." Der Schwärmerei für platonische Philosophie stellt er die christliche Wahrheit, dem Hochmut der platonischen Liebe und Ästhetik die Demut der christlichen Liebe und Aufopferung, der Phantasieschwelgerei der Schöngeister den nüchternen, praktischen christlichen Glauben entgegen, und die Geistreichsten und Gelehrtesten werden überwunden durch die Macht des göttlichen Wortes im Munde des armen schlichten Mönches, wie jener Fürst Picus von Mirandola, der den größten Teil seiner Reichtümer an die Armen verteilte, und in seiner letzten Zeit gewünscht hatte, büßend und Christum predigend die Welt zu durchwandern, aber bald im Glauben an den Erlöser heimgegangen ist. Darum kann Savonarola, von den Wirkungen der Verkündigung Christi redend, sagen: „Ihr habt Gelehrte gesehen, die ihr für Weise hieltet, und die unserer Sache widersprachen: jetzt glauben sie; viele bedeutende Meister, die hart und stolz gegen uns waren: jetzt beugt sie die Demut. Auch viele Frauen sahet ihr von ihrer Eitelkeit zur Einfalt zurückkehren; lasterhafte Jünglinge, die nun gebessert auf anderen Wegen gehen. Hat das die Weisheit der Welt zuwege gebracht? — Nein, das thut Gott, um zu zeigen, daß die göttliche Thorheit weiser ist, denn die Menschen sind, und die göttliche Schwachheit stärker als die Menschen sind; daß Christus, den Juden ein Ärgernis und den Griechen eine Thorheit, Gottes Kraft und Gottes Weisheit ist. (1. Kor. 1.)

II.

Wenn wir nun an die Betrachtung der reformatorischen Bewegung gehen, wie sie in verschiedenen Persönlichkeiten und Geistesrichtungen zum Ausdruck kam, so ist im allgemeinen zu sagen, daß das Streben nach einer Reformation der verderbten Kirche die Geister Italiens namentlich in den zwanziger und dreißiger Jahren mächtig und in den weitesten Kreisen ergriff. Es erwachte selbst unter hochstehenden kirchlichen Würdenträgern eine ernste Reaktion gegen das Wesen und Treiben des Weltgeistes zu Rom, und diese christliche Reaktion fand ihren Mittelpunkt in Rom selbst, in einem Verein frommer und gelehrter Männer, der sich „Oratorium der göttlichen Liebe" nannte. Es waren etwa 50—60 durch Bildung und Rang ausgezeichnete Männer, welche sich in Travestere in der Kirche St. Silvestro und Dorothea zu einem Privatgottesdienst, zu gemeinschaftlicher Erbauung und geistlichen Übungen zusammenfanden, alle Eins in einer tieferen christlichen Frömmigkeit, der verweltlichten Hierarchie und der das Heidentum statt des Christentums kultivierenden Humanistik gegenüber, alle Eins in der reformatorischen Absicht, dem Verderben der Kirche durch Neubelebung des christlichen Glaubens und Lebens zu wehren. Zu diesen Männern gehörte u. a. Sabolet († 1547), humanistisch gebildet, Verfasser exegetischer und philosophischer Schriften, dessen Milde und Feinheit z. B. von Calvin gerühmt wird, später päpstlicher Sekretär, Bischof und Kardinal; Cajetan von Thiena, Stifter des Theatinerordens, Johann Peter Caraffa, aus vornehmer neapolitanischer Familie, als Gelehrter von Erasmus sehr geschätzt, der später als Paul IV. den päpstlichen Stuhl bestieg. — Milderen Sinnes war Kardinal Poole, ein Verwandter Heinrichs VIII., der aus England hatte fliehen müssen, weil er die Aufhebung der Papstherrschaft nicht anerkennen wollte, daneben aber evangelische Gesinnungen hegte und den Venetianer Contarini pries, weil dieser in einem Traktat über die Rechtfertigung aus Glauben „den lang verborgenen Edelstein der Kirche wieder hervorgezogen habe". — Dieser Contarini war zwar nicht ein eigentliches Mitglied des „Oratoriums der göttlichen Liebe", gehörte aber durch Gesinnung und Freundschaft ganz zu diesem Kreise. Contarini war es, der 1541 zu Regensburg, als noch ein Versuch der Wiedervereinigung der Evangelischen und der Katholiken gemacht wurde, der Vertreter Roms war und dem Melanchthon so nahe kam, daß die Verhandlungen vielleicht zu einem guten Ziel geführt hätten, wenn man nicht gegen Contarinis edle Absichten in Rom Verdacht geschöpft, ihn abberufen und die Unterhandlungen abgebrochen hätte. Contarini sah die Hauptquelle des kirchlichen Verderbens im Mißbrauch der päpstlichen Gewalt, hätte aber im Interesse der Einheit der Kirche diese Gewalt gern gerettet. — Zu den Männern dieser evangelisierenden Richtung gehörte ferner Marko Antonio Flaminio. Die evangelische Lehre bekennt er schön so: „Das Evangelium ist nichts anderes als die frohe Botschaft, daß der eingeborene Sohn Gottes, mit unserem Fleisch bekleidet, der Gerechtigkeit des ewigen Vaters für unsere Sünden genug gethan hat. Wer dies glaubt, geht in das Reich Gottes ein; er genießt die allgemeine Vergebung,

wird aus einer fleischlichen Kreatur eine geistliche, aus einem Kind des Zorns ein Kind der Gnade, aus einem Sohn Adams ein Sohn Gottes." — Die bisher genannten Männer vom Oratorium huldigten dem konservativen Grundsatze: Kein Verderben berechtige uns zu einem Abfall von dem heiligen Verein der Kirche und es sei besser, was man habe, zu restaurieren, als sich unsicheren Versuchen, etwas anderes zu schaffen, anzuvertrauen. Sie glaubten noch an die Möglichkeit einer durchgreifenden Reformation der katholischen Kirche, und ihr Ansehen und Einfluß waren so groß, daß Papst Paul III. nicht umhin konnte, die bedeutendsten unter diesen Männern zu Kardinälen zu berufen, um mit ihrer Hilfe den Versuch zu machen, die Kirche zu verbessern und die Evangelischen wieder zu gewinnen. Der Versuch schlug fehl; man wollte noch zu viel dessen retten, was dem Feuer des Gerichts verfallen war. In Verfassung, Kultus und Lehre standen zu viele Formen und Gestaltungen in schroffem Widerspruch mit dem reinen Evangelium. — Das Papsttum wollte sich selbst nicht aufgeben, sondern gab schließlich lieber die evangelisierenden Männer auf, die es zu den höchsten Stellen berufen hatte, als es fürchtete, wenn man nicht Einhalt thue, so werde Rom von der protestantischen Strömung noch ganz verschlungen. War sie doch in kurzer Zeit schon so mächtig, daß ein Inquisitionsbericht klagt, es seien ihr bereits 3000 Schullehrer verfallen und „viele berühmte Weiber seien der gottlosen Ketzerei verdächtig". Es sind jene Frauen gemeint, welche als Schriftstellerinnen, Dichterinnen und Philosophinnen mit Eifer dem Studium der alten Sprachen und mit noch größerem Eifer dem Studium des reinen Evangeliums oblagen, wie die Herzogin Renata in Ferrara; Olympia Morata, eine Zierde ihres Hofes; Julia Gonzaga, die kinderlose Witwe von Vespasian Colonna, Herzog von Trajetto in Neapel, als Dichterin hochgefeiert, nach dem frühen Tode ihres Mannes in großer Zurückgezogenheit und freundschaftlicher Verbindung mit reformatorisch gesinnten Männern lebend, als die schönste Frau Italiens gepriesen; Isabella Manricha, welche ihrem Glauben das Vaterland zum Opfer bringt und zuletzt in Chiavenna, des früheren Glanzes und Überflusses vergessend, ihre letzen Tage in Armut und Zurückgezogenheit zubringt. —

Wenden wir uns nun zu den Männern, welche bei jenem konservativen Standpunkt der genannten Mitglieder des Oratoriums nicht stehen geblieben, sondern zu einer lebendigen evangelischen Glaubensrichtung und zum öffentlichen Bekenntnis derselben fortgeschritten sind. Sie sind durch ganz Italien zerstreut und ebenfalls meist in hohen Stellungen.

In Venedig und im Venetianischen Gebiet sind hauptsächlich drei Männer die Säulen der evangelisch Gesinnten: Carnesecchi, Altieri und Lupetino. — Lupetino war Franziskanerprovinzial und als Gelehrter hoch geachtet. Als einst ein verwandter, geistig strebsamer Jüngling ihn bat, ihn in den Orden aufzunehmen, machte er denselben statt dessen mit Luthers Schriften bekannt und wies ihn nach Wittenberg. Es war Flacius, der Anfänger einer protestantischen Geschichtsforschung. — Schon 1528 schreibt Luther an einen Freund: „Es freut mich, daß Ihr mir berichtet, daß die Venetianer das Wort Gottes annehmen" und schon 1542 bestanden im Venetianischen evangelische Gemeinden. Im Namen dieser Gemeinden zu Venedig,

Vicenza und Treceso schreibt Altieri 1542 ein Dankschreiben an Luther, daß sie durch ihn den Weg zur Seligkeit kennen gelernt hätten und bittet um Teilnahme und Hilfe in den kommenden Gefahren. — Carnesecchi war zwischen 1500 und 1510 in Florenz geboren, aus vornehmer, den Medicäern befreundeter Familie. Klassisch gebildet und ein Meister der Sprachen kam er früh nach Rom und wurde von Clemens VII. zum päpstlichen Sekretär oder Protonotar gemacht. In dieser Stellung ward sein Einfluß so groß, daß es hieß, die Kirche werde mehr durch Carnesecchi als durch Clemens regiert. Dabei blieb er bescheiden und erregte deshalb keinen Neid; Sadolet rühmt ihn als einen jungen Mann, der durch Tugend und glänzende Eigenschaften sich gleich auszeichne. In Rom machte er die Bekanntschaft des Gesandten Venedigs Contarini und kam so vielleicht zum erstenmal in die evangelische Strömung Italiens. Diese Richtung wurde in ihm bestärkt in Neapel, wo die ihm geschenkte Abtei lag und wo er den Juan Valdez, den „Seelsorger des Adels" kennen lernte. Wenn Contarini ihn früher auf den Standpunkt des Erasmus geführt hatte, so wurde Valdez für ihn nun ein Führer in die Tiefen des Glaubenslebens eines Luther. Er ließ sich später in Padua, in der Nähe Venedigs, nieder und wurde immer mehr ein offener Bekenner des Evangeliums, ohne daß die Gegner sich an ihn gewagt hätten. Endlich sollte aber doch seine Stunde schlagen, wo er seinen Glauben mit seinem Blute besiegeln sollte, worüber später berichtet wird.

Im Herzogtum Mailand finden wir den Professor der italienischen Litteratur, Coelio Secundo Curione, der schon als Jüngling heimlich in einen Reliquienkasten die Abschrift eines biblischen Buches hineingelegt hatte mit der Überschrift: „Die Bibel ist die rechte Bundeslade, welche die Offenbarungsworte Gottes und die rechten Reliquien der Heiligen enthält." — Auf der zu Venedig gehörenden Halbinsel Istria wirkte im Stillen für das Evangelium der Bischof Paul Vergerius. Als päpstlicher Legat war er nach Deutschland gekommen, hatte sich dort protestantischen Ideen und Personen gegenüber so wenig feindselig gezeigt, daß er als der Neigung zur Ketzerei verdächtig zurückgerufen wurde. Um sich von diesem Verdachte zu reinigen, wollte er ein Buch gegen die deutschen Reformatoren schreiben und begann deren Werke zu studieren. Dieses Studium führte ihn aber zur Überzeugung, daß der evangelische Glaube der richtige sei. Ohne Aufsehen, ganz in der Stille wirkte er nun als katholischer Bischof in evangelischem Geiste in seinem Sprengel fort, ähnlich wie sein gleichgesinnter Bruder, der Bischof von Pola. Später finden wir ihn unter den Flüchtlingen Italiens im Auslande.

Am glänzenden, gastfreien Hofe von Ferrara sammelte sich seit dem Jahre 1527, in welchem die französische Königstochter Renata (geboren 1510) als junge Gemahlin eingezogen war, ein ansehnlicher Kreis von Freunden des Evangeliums, indem die evangelisch gesinnte Herzogin den Eifer ihres Gemahls für Kunst und Wissenschaft klug benutzte, solche berühmte Gelehrte heranzuziehen, die ihr geistesverwandt waren. Dieselben lebten in Ferrara teils als Erzieher der fürstlichen Kinder, teils als Lehrer an der blühenden Universität, teils als Mitglieder des engeren Gelehrtenkreises am Hofe. Auch Calvin hielt sich mehrere Monate zu Ferrara auf, unter dem Namen Charles d'Heppeville, und bis an sein Lebensende

blieb er der Herzogin Seelsorger, die er durch Briefe lehrte, mahnte und tröstete. Unter den französischen Flüchtlingen fand sich hier auch der Dichter Marot ein, der Übersetzer der Psalmen. Curione, Flaminio, Morato, der Vater der Olympia Morata zierten eine Zeit lang den Hof von Ferrara. Olympia hatte als Freundin einer Tochter der Herzogin eine einflußreiche Stellung. Früher war sie von der Weisheit des Altertums berauscht und rief aus: „Es giebt keinen größeren Schatz für den Menschen als das Wissen.“ Später bereut sie: „In meinem Wissensstolz hatte ich den Sinn für das Göttliche verloren.“ — Nach dem Ausbruch der Verfolgung begab sie sich mit ihrem Gatten, Andreas Grunthler, einem deutschen Arzte, nach Deutschland, wo sie, erst 29 Jahre alt, starb, „eine der seltensten und schönsten Blüten am Baum des Evangeliums in Italien. Ihr Glaube, der in viel Kreuz sich bewährte, spricht sich kurz vor ihrem Tode schön in dem Bekenntnis aus: „Seit sieben Jahren hat der Feind nicht abgelassen von dem Versuch, mich vom rechten Glauben abzuwenden; aber jetzt scheint er alle seine Pfeile verschossen zu haben. Ich finde nichts mehr in meinem Herzen als den Frieden Jesu Christi.“ —

Gehen wir von Ferrara weiter nach Süden, so finden wir zu Bologna den Franziskaner, Professor Mollio, unter großem Beifalle seiner Zuhörer die Briefe des Apostels Paulus erklären und freimütig über Verdienst der Werke, Ablaß, Fegfeuer u. s. w. sich aussprechen. Deswegen am päpstlichen Hofe verklagt, verteidigte sich Mollio in Rom und wurde für einmal freigesprochen, da damals noch jene freisinnigen und evangelisch gesinnten Kardinäle Contarini u. a. im Amte waren. Im Urteil heißt es: „Die von ihm vorgetragenen Lehren seien zwar schriftgemäß und wahr, dürften aber einstweilen nicht ohne Gefahr für den römischen Stuhl verkündigt werden. Mollio solle daher nicht mehr über paulinische Briefe, sondern aristotelische Philosophie lesen.“ — In Lucca ist eine Abtei mit Seminar mit nur evangelisch gesinnten Lehrern, an ihrer Spitze Peter Martyr Vermigli, der durch Vorträge vor Gelehrten und Patriziern eine unter seiner Leitung stehende evangelische Gemeinde gründet. — In Siena hält Aonio Paleario Vorlesungen über Philosophie und die Bibel und begeistert die Studenten.

Wir übergehen manche Stadt, wo ein Herd evangelischen Lebens sich findet, und wenden uns nach Neapel. Wie im Norden von Venedig, so gehen im Süden von Neapel die wirksamen evangelischen Einflüsse aus. Der Mittelpunkt einer „seligen Gesellschaft“ von ausgezeichneten Männern und feingebildeten adeligen Frauen war der spanische Edelmann Juan Valdez. „Dieser außerordentliche Mann schien“ — wie Curione sagt — „von Gott zum Lehrer für edle und hervorragende Menschen bestimmt zu sein“. In Spanien geboren ums Jahr 1490, studierte Juan Valdez auf der Hochschule zu Alcala. Das Glück lächelte dem Jüngling. Talentvoll, liebenswürdig, aus vornehmem Hause, war er der Liebling seiner Lehrer und Studiengenossen. Bei aller Fröhlichkeit bebte seine vornehme Natur doch stets vor allem Gemeinen zurück. Reich genug, um kein Brotstudium treiben zu müssen, eignete er sich eine ausgedehnte allgemeine Bildung an. In den alten Sprachen, auch im Hebräischen, war er gewandt. Ihm ähnlich war sein Bruder Alfonso, der in der Diplomatie große Erfolge errang, mit Karl V. 1521 im Reichstag zu Worms war und Sekretär

des spanischen Vizekönigs von Neapel wurde. Es bekundet Alfonsos Scharfblick, daß er über die Tage von Worms einem Freunde schrieb: „So ist denn, wie viele meinen, das Ende, wie ich aber glaube, der Anfang dieser Tragödie gemacht worden.“ — Eine ihm ebenfalls angebotene Stelle am Kaiserhofe Karls V. schlug Juan Valdez aus, um seinem Zuge zum stillen Gelehrtenleben zu folgen. Zwischen 1530 und 1540 finden wir ihn im Lande seiner Sehnsucht, im klassischen Italien. In Neapel ließ er sich nieder und baute sich an seinem Zauberstrande eine Villa.

Da wachte Juan Valdez, geleitet vom Geiste, der da weht, wo er will, aus der Traumwelt des Dichter- und Gelehrtenlebens auf zu der glorreichen Erkenntnis und Freiheit der Kinder Gottes und schaute in jene Welt der Wahrheit und der Herrlichkeit, von welcher das Schönste dieser Erde nur ein schwacher und flüchtiger Abglanz ist. Er kam zum Glauben des Evangeliums, das eine Kraft Gottes ist, und nachdem er die Wahrheit mit der ganzen Glut seines innigen und liebevollen Herzens erfaßt hatte, weihte er sein Leben nun ganz dem Dienste seines HErrn. Bald finden wir um ihn eine auserlesene Gesellschaft, deren berufener Lehrer und Seelsorger er ist. Ein guter Kenner der italienischen Reformation, Bonnet, sagt von J. Valdez: „Die Zeitgenossen sind einig in der Bewunderung der Eigenschaften, die ihn in kurzer Zeit zum Abgott der neapolitanischen Gesellschaft machten. Sein bleiches Antlitz, auf dem sich der Frieden seiner Seele spiegelte, seine schwarzen Augen, deren Glanz von einem Ausdruck der Milde und Freundlichkeit gedämpft war, die Feinheit seines Benehmens, der Reiz seiner klaren überzeugenden Rede, vor allem aber die Reinheit seines Lebenswandels, alles vereinigte sich, um ihm einen großen Einfluß auf die Geister zu sichern. Die Blüte der Frauenwelt, die bedeutendsten Männer drängten sich um ihn, und in diesem auserlesenen Kreise, wo Jugend, Schönheit und Genie sich zusammenfanden, schien er eine Mission zu vollführen, zu welcher ihn sowohl seine ausgezeichneten Talente, als ein Ruf von oben bestimmten.“ — Zu den Schülern des Valdez gehören jene schon genannten Frauen, die Herzogin Julia Gonzaga, Isabella Manricha, und namentlich der damals nach Neapel versetzte Kapuzinergeneral und Volksprediger Ochino und Peter Martyr Vermiglio, der vor einer zahlreichen Versammlung von Mönchen, höheren Geistlichen und Adligen Vorlesungen hielt über den ersten Korintherbrief. Weil Vermiglio die Stelle 1. Kor. 3, 13 ff. nicht vom Fegfeuer erklärte, wurde ihm das Lehren verboten, das Verbot aber, dank der Dazwischenkunft der damals noch einflußreichen reformatorisch gesinnten Kardinäle, wieder zurückgenommen. Später finden wir Peter Martyr Vermiglio, nachdem in Neapel unter Valdez' Einfluß sein Glaube sich vertieft und geklärt hatte, als Abt in Lucca wieder, wie oben berichtet worden.

Schon im Jahre 1541, noch vor dem Beginn der Unterdrückung des evangelischen Lebens in Italien durch die Inquisition, durfte Juan Valdez zur Ruhe des Volkes Gottes eingehen. Sein Abschied war sanft und friedlich; in seiner Villa, umgeben von seinen Freunden, hauchte er seinen edlen Geist aus. Er wurde tief betrauert. Bonfadio, einer aus dem Valdesischen Kreise, beklagt ihn mit den Worten: „Valdez war einer der größten Männer Europas, in Thaten und Worten

ein vollendeter Mensch. Ihm genügte eine kleine Anstrengung seiner Seelenstärke, um seinen kränklichen und durch Leiden geschwächten Körper aufrecht zu halten. Aber sein edelster Teil, sein hoher Geist, zum Voraus der irdischen Bande ledig, war schon hier versunken ins Anschauen der Wahrheit."

Juan Valdez hat auch durch Schriften gewirkt. Seine Hauptwerke waren: „Hundertundzehn Betrachtungen" und das „christliche Alphabet", letzteres im Zwiegespräch zwischen dem Verfasser und der Herzogin Gonzaga. Diesen Schriften ist eine gewisse Neigung zum Mystizismus eigen, wie wir ihn in Tauler und Suso und Tersteegen finden, ferner eine Abneigung gegen theologische Spitzfindigkeiten, welche leider auch die Reformatoren, besonders in der Abendmahlslehre, auseinander brachten. Er giebt Anleitung zu einer inneren Aneignung des Christentums, zu einer Vertiefung des christlichen Lebens ohne förmliche Angriffe auf die katholischen Lehren und Irrtümer. Sehr entschieden wird hervorgehoben, daß Christus für die Sünde der Menschen genug gethan habe und daß es bei der Rechtfertigung auf den lebendigen Glauben ankomme; die Folgerungen daraus zu ziehen, wird dem Leser überlassen. „Unsere Werke sind dann gut, wenn sie von einer gerechtfertigten Person gethan werden." — „Gott durch Christum zu erkennen, ist das ganze Christentum. Dazu aber brauchen wir das übernatürliche Licht der Gnade. Christus muß erfahren, gelebt werden, wenn man Ihn erkennen will. In Ihm wird der alte Mensch gekreuzigt und unser ganzes Wollen unter den Willen Gottes gestellt." — Auch Erklärungen zum Römerbrief, zu Matthäus und den Psalmen hat J. Valdez geschrieben, und aus seiner Schule stammt auch das berühmte Büchlein von der „Wohlthat Christi", das früher dem A. Paleario zugeschrieben wurde, das aber ohne Zweifel von Mantova in Neapel verfaßt ist. In wenigen Jahren wurden davon allein in Venedig 40 000 Exemplare verkauft,

Peter Vermiglio.

und doch gelang es der Inquisition, die berühmte Schrift vollständig zu unterdrücken, bis man in England vor 50 Jahren sie wieder entdeckte.

Zum Valdesischen Kreise gehörte auch der Graf Caraccioli, geboren 1517 in Neapel. Erst weltlich gesinnt, traf ihn einst ein Wort des Peter Martyr Vermiglio über 1. Kor. 2, 10—16. Er fing an die Schrift zu studieren und wurde umgewandelt. Schließlich blieb ihm nur die Wahl, entweder vom Glauben abzufallen oder alles, Weib und Kinder, Ehre und Güter zu verlassen. Er wählte das letztere und flüchtete nach Genf (1552), wo er sich an Calvin anschloß, der ihm seine Erklärung des ersten Korintherbriefes gewidmet hat. Nach sechs Jahren kam er noch einmal mit den Seinen in Italien zusammen. Er bat seine Gemahlin, mit ihm zu ziehen. Sie erklärte aber, sie werde ihm nie in ein ketzerisches Land folgen, noch je als Gattin mit ihm leben, wenn er in seinen Ketzereien verharre. So riß er sich mit Schmerzen los und kehrte nach Genf zurück, wo er im 70. Lebensjahr entschlief, bis in den Tod treu Dem, der gesagt: „Wer nicht allem absagt und hasset sein eigenes Leben, kann nicht mein Jünger sein.“ —

III.

Die ungeheure Verbreitung des Büchleins „von der Wohlthat Christi“ ist ein beredtes Zeichen, wie überall in Italien es lebendig wurde. Überall standen in gesegnetem weitreichendem Wirkungskreis Zeugen dessen da, der uns von Gott gemacht ist zur Weisheit, zur Gerechtigkeit, zur Heiligung und Erlösung, und namentlich im Norden und im Süden, in Venedig und in Neapel wurde das Evangelium von der Rechtfertigung des Sünders im Glauben des Sohnes Gottes in besonderer Reinheit und Kraft verkündigt. In Neapel, „diesem auf die Erde gefallenen Stück Himmels,“ hatte sich unter der Wirksamkeit Ochinos, des gewaltigen Kanzelredners, Peter Martyrs, des feinen Dozenten, Mollios, der auch hierher versetzt worden war, und Juan Valdez', des Seelsorgers des Adels, ein Geistesfrühling entfaltet, der die Pracht des irdischen Frühlings weit überstrahlte. Aber wenn der heiße Sirokko weht, so welkt augenblicklich die blühende Blütenpracht dahin. Ein ähnlicher versengender Glutwind kam auch über den Geistesfrühling Italiens, und das herrliche evangelische Geistesleben, das hier eine Zeit lang noch hoffnungerweckender und allgemeiner als in Deutschland erwacht schien, ist nach etlichen Jahrzehnten für Menschenaugen so gut wie völlig begraben und ausgelöscht. Es ist ein tragischer Anblick, dieser Rückgang und Untergang einer geistigen Bewegung, welche doch vom Zentrum der Kirche auszugehen, von edeln und christlichen Würdenträgern getragen zu sein und zum Höchsten, zur Einigung und Reinigung der allgemeinen Kirche zu führen schien! In den dreißiger Jahren war es gewesen, daß der große Contarini mit dem Papste Paul III. an einem heiteren Tage nach Ostia fuhr. „Da auf dem Wege,“ schreibt Contarini an Poole, „hat der gute Alte mich auf die Seite genommen, mir gesagt, er habe mein Büchlein über die Reform der Kirche gelesen und es sei ihm zu Herzen gegangen. Ich hatte bereits alle Hoffnung aufgegeben.

Aber jetzt hat er so christlich mit mir geredet, daß ich Hoffnung fasse, Gott werde etwas Großes thun und die Pforten der Hölle seinen Geist nicht überwältigen lassen." — Die Folge dieser Unterredung war die Berufung jener edeln Männer des Oratoriums ins Kollegium der Kardinäle gewesen: Sadolet, Poole, Giberto, Bischof von Verona, Fregoso, Bischof von Salerno, die alle Contarini vorgeschlagen hatte und die nun versuchten, das Schiff Petri dem Winde des Evangeliums anzuvertrauen. Aber unter diesen Kardinälen war auch Caraffa, der spätere Paul IV., und wenn er auch eine Zeit lang der Strömung nicht widerstehen konnte, wenn er auch gegen die Verweltlichung der Kirche eiferte und dem „Oratorium der göttlichen Liebe" angehört hatte, so hat er doch später die gute Sache verraten, einem fanatischen Eifer sich überlassen, der auch den Weizen ausraufte, und jenem finstern Geiste Raum gegeben, der anfangs der vierziger Jahre aufkam und die römische Kirche zu beherrschen anfing, dem Jesuitismus. Ein paar Jahre vor 1540 schien eine friedliche Wiedervereinigung der streitenden Kirchen noch im Reiche der Möglichkeit zu sein, und ein Bild dieser Situation ist das Zusammensein Contarinis und Melanchthons zu Regensburg 1541, wo die Vertreter der beiden Kirchen sich so weit entgegenkamen, daß der Unterschied fast nur noch in der Betonung lag, indem Melanchthon sagte: „Der lebendige Glaube macht gerecht" — Contarini: „Der lebendige Glaube macht gerecht." — Aber Contarini wurde abberufen, weil bereits der jesuitische Einfluß sich in Rom geltend machte; jene zum Protestantismus neigenden Kardinäle wurden außer Kurs gesetzt, der Regensburger Versöhnungsversuch mißlang und hatte ein desto kräftigeres Auseinanderschnellen der vorher zusammengebogenen beiden Kirchenzweige zur Folge. „So entspringen," sagt Leopold Ranke, „ein paar Quellen in vertraulicher Nachbarschaft auf der Höhe des Gebirgs; so wie sie sich nach verschiedenen Senkungen desselben ergossen haben, gehen sie in entgegengesetzten Strömen auf ewig auseinander."

Kardinal Contarini.

Dieses Zurückschnellen knüpft sich an drei Daten, drei auf einander folgende Jahre: 1540 wurde der Jesuitenorden bestätigt, 1541 der Regensburger Wiedervereinigungsversuch abgebrochen, am 21. Juli 1542 erließ der Papst, von Caraffa inspiriert, die Inquisitionsbulle.

Der Stifter des berühmten Jesuitenordens, durch welchen am meisten die tötliche Wunde des Papsttums geheilt und dem Vordringen des Protestantismus Einhalt gethan worden ist, war Ignaz von Loyola (geboren 1491), aus einem spanischen

Rittergeschlechte stammend, der bei der heldenmütigen Verteidigung von Pampelona (1521) schwer verwundet und auf dem langen Krankenbett über dem Lesen von Heiligenlegenden von der Sehnsucht ergriffen wurde, wie St. Franziskus durch der Erde Elend des Himmels Herrlichkeit zu erwerben. Er will ein geistlicher Ritter werden, der heiligen Jungfrau geweiht. Er sagt sich: „Das that Franziskus, also will ich solches auch thun; das that der heilige Dominik, also will ich es auch thun.“ Während Luthers Seelenkampf vom tiefen Gefühl der Sünde und der Verdammnis ausging, ist Ignatius vom eitlen Drang erfüllt, in glänzender Nacheiferung die berühmtesten Heiligen zu überbieten. Nach seiner Genesung verschenkte er seine Habe an die Armen und übte sich im Bettlergewande in der strengsten Enthaltsamkeit. Im Alter von 33 Jahren fing er an, unter Knaben sitzend, die ersten Elemente des Lateinischen zu erlernen, studierte dann mühsam, aber mit unbeugsamer Willenskraft Philosophie und Theologie. In Paris schlossen sich ihm sechs gleich gesinnte Männer an, darunter die Spanier Jakob Lainez, Franz Xaver, die sich mit ihm zu gleichen geistlichen Übungen und zu einem Bunde und Schwur verbanden, nicht nur den drei Mönchsgelübden treu zu sein, sondern sich dem Papste zu unbedingtem Gehorsam zur Verfügung zu stellen und als Kompagnie oder Gesellschaft Jesu sich überall verwenden und hinschicken zu lassen, wo es dem Papste gefiele. Nachdem die Freunde sich in Italien wieder getroffen, in Vicenza und Venedig dem Volke gepredigt, Kranke gepflegt und Kinder unterrichtet, auch den Theatinerorden und seine Satzungen kennen gelernt hatten, gingen sie nach Rom und erlangten 1540 die päpstliche Bestätigung des neuen Ordens. — Ignatius wurde ihr erster General. Aber zu seiner weltgeschichtlichen Bedeutung gelangte die Gesellschaft erst durch des

Ignatius von Loyola.

Ignatius Nachfolger, den General **Jakob Lainez**. Hatte schon Ignatius sich geäußert: „Auserlesene Klugheit mit geringer Heiligkeit ist mehr als größere Heiligkeit mit geringer Klugheit," so wurde dies erst recht praktiziert durch den gewandten Lainez, den eigentlichen organisierenden Geist der Gesellschaft.

Der Jesuitenorden ist ein wunderbares Gebilde der Vereinigung menschlicher Kräfte zu einem einzigen Zwecke: Förderung des Katholizismus, Unterdrückung des Protestantismus. Unbedingter Gehorsam gegen die Oberen bildet den Grundgedanken, und eine streng monarchisch-militärische Verfassung machte eine einheitliche Durchführung der Pläne des Ordens möglich. Dieser verfiel in verschiedene Grade und Abstufungen, die in dem zu Rom residierenden General ihre gemeinsame Spitze hatten. Den engsten Kreis bildeten die sogenannten **Professi**, die Auserwählten des ganzen Ordens, aus welchen die Oberen genommen wurden. „Im Interesse des Ordens, im Gehorsam gegen die Oberen mußte alles aufgehen, was sonst dem Menschen teuer und heilig ist: Vaterland, Verwandtschaft, Neigung und Abneigung, selbst das eigene Urteil und das eigene Gewissen war nichts, der Orden alles. Nie hat eine Verwaltung es besser verstanden, die Geister zu prüfen und jedes einzelne Glied an den Ort zu stellen und zu den Zwecken zu verwenden, zu denen es am geeignetsten war; nie ist aber auch ein gegenseitiges Überwachungssystem so vollständig und konsequent durchgeführt worden. Der Orden hat alles, was die Welt an Mitteln darbietet, Wissenschaft, Kunst, weltliche Bildung, Politik, selbst Handel und Industrie seinem Zwecke dienstbar zu machen gewußt. Er riß den Jugendunterricht der höheren Stände an sich und erzog sich so treu ergebene und mächtige Gönner, wirkte durch Predigt und Seelsorge auf das Volk, bevormundete die Fürsten vermittelst des Beichtstuhles und drängte sich in alle Verhältnisse, in alle Geheimnisse." — In der Moral der Jesuiten finden wir eine bedenkliche, alle wahre Sittlichkeit gefährdende Accomodation (Anlehnung) an die menschliche Sünde; die gefährlichsten Grundsätze ihrer Moralisten (vom Jesuiten Escobar, † 1669, gesammelt) sind: 1. Der Zweck heiligt die Mittel. 2. Eine Handlung ist gerechtfertigt oder doch entschuldigt, wenn sich für deren Güte irgend ein wahrscheinlicher Grund oder die Zustimmung eines angesehenen Theologen beibringen läßt (Probabilismus). 3. Wenn man bei einem Eide im Stillen etwas hinzudenkt oder den Worten einen andern Sinn unterlegt, so ist man nur in diesem Sinne verpflichtet. — „Statt das Fleisch beständig in den Tod zu geben, wollen die Jesuiten dasselbe durch künstliche Abrichtung geistlich machen, indem sie Rückfälle immer nach der milderen Wahrscheinlichkeit beurteilen. Bei dieser seichten Auffassung des sündlichen Verderbens begnügen sie sich bei ihrer Mission mit christlich-heidnischem Mischwesen, bei ihrer Seelsorge mit oberflächlicher Reue." In der Meinung, Gott zu dienen, wurde die Persönlichkeit dem Götzen „Gesellschaft, Papsttum" geopfert, und der Fluch des Kampfes gegen die Freiheit (Gal. 5, 1; 1. Kor. 7, 23) lag auf ihnen, daß trotz der Menge von Gelehrten jeden Faches unter ihnen nie ein großes geistiges Werk aus ihrer Mitte hervorgegangen ist. — Immerhin hatte der Orden zu allen Zeiten auch Glieder von ausgezeichneter Frömmigkeit und strenger Sittlichkeit, wie jenen Fr. **Spee** (1591—1635), der zuerst gegen die Greuel des Hexenprozesses herzbewegend sich erhoben hat.

Als im Jahre 1556 Ignatius Loyola starb, zählte der Orden schon 1000 Mitglieder und 50 Jahre später schon 10 000. Ohne klösterliche Gebundenheit, allen Formen und Verhältnissen sich anpassend, machte die „Gesellschaft Jesu" in kurzer Zeit in rastloser Thätigkeit Polen, die österreichischen Erblande, Süd- und Westdeutschland, Belgien dem evangelischen Bekenntnis wieder abwendig, führte diese Länder zu Rom zurück und gewann auch in Indien, China, Japan und Südamerika unter den Heiden viele Gläubige, wobei besonders Franz Xaver durch seinen Missionseifer berühmt geworden ist. Dem Jesuitismus ist es auch zu verdanken, daß das allgemeine Kirchenkonzil, auf welches Kaiser Karl V. so sehr gedrungen hatte, um die Evangelischen zur katholischen Kirche zurückzuführen, und das von 1545—1563 in unterbrochenen Zeiträumen in Trient stattfand, bald so sehr eine römisch-päpstliche Richtung nahm, daß eine Vereinigung unmöglich wurde. Die Protestanten wurden verdammt, die mittelalterlichen Dogmen wieder und unabänderlich aufgestellt, sieben Sakramente angenommen, die Gerechtigkeit der Werke gelehrt, neben die Heilige Schrift die Tradition (Überlieferung) gesetzt. Am Schlusse des Konzils rief der Kardinal von Lothringen: „Verflucht seien die Ketzer!" und die ganze Kirche hallte wider vom Geschrei: „Verflucht, verflucht!" —

In diesem Geiste (Luk. 9, 54 ff.) war bereits zwanzig Jahre vorher, 1542, die Inquisitionsbulle erlassen worden. Ein Inquisitionstribunal von sechs Kardinälen, Caraffa an der Spitze, wurde zu Rom errichtet, mit ungeheuren Vollmachten ausgerüstet, „nach Belieben überall jedermann ohne Rücksicht des Standes, der Würde, des Geschlechts, des Alters zu strenger Untersuchung zu ziehen, die Verdächtigen ins Gefängnis zu werfen, die Schuldigen mit Güterkonfiskation und selbst mit dem Tode zu bestrafen, damit von der Wurzel aus alle Ketzerei ausgerottet würde". — Ohne Erlaubnis der Inquisitoren sollte auch kein Buch gedruckt und verkauft werden, und unter Paul IV. erschien ein „Verzeichnis verbotener Bücher", die überall aufgesucht und verbrannt wurden, so daß sie, auf einen Haufen gebracht, einen trojanischen Brand hätten darstellen können, wie ein Augenzeuge sagt.

Die Päpste, die sich namentlich berufen fühlten, die Ketzerei mit Feuer und Schwert auszurotten, sind der schon mehrmals genannte Paul IV., der frühere Kardinal Caraffa, 1555—1559, und Pius V., der frühere Großinquisitor Ghislieri.

Paul IV. war schon 79 Jahre alt, als er den päpstlichen Stuhl bestieg und schwur, für die Reform der katholischen Kirche und des römischen Hofes zu sorgen. Aber der Geist dieses Hofes zog auch ihn in politisch-kriegerische Leidenschaft aus Haß gegen die Spanierherrschaft in Italien.

Dieser politische Haß der Päpste, der mit der weltlichen Herrschaft des Papstes zusammenhängt, ist, beiläufig bemerkt, auch eine Ursache des Fortschritts des Protestantismus in Deutschland. Clemens VII. z. B. hat durch seine Erfolge auf politischem Gebiet gegenüber König Ferdinand diesen genötigt, mit Philipp von Hessen schnell Frieden zu machen, Württemberg fahren zu lassen und in den Frieden Bestimmungen betreffend die religiösen Streitigkeiten aufzunehmen. — Auch des Nepotismus, den Paul IV. früher so sehr verdammt hatte, machte er sich schuldig; sein Neffe Karl Caraffa, den er zum Kardinal machte, zum Leiter nicht nur weltlicher,

sondern auch geistlicher Geschäfte, war ein wilder, wüster Soldat, „den Arm bis an den Ellbogen in Blut getaucht". Als der Papst des Fluches und Mißerfolges seiner weltlichen Bestrebungen inne wurde, gab er sie auf und zog sich ganz auf seine geistlichen Reformen zurück, unter welchen die Ausrottung der geistlichen Ketzerei obenan stand. Auch Reinigung der Kirche von schlechten Würdenträgern, Ausstattung des Gottesdienstes mit größerem Pomp und blendender Pracht war sein Werk. Der Gedanke und die Sorge für die Inquisition erfüllte den gestrengen Mann bis zum Tode. Sein entschiedener, leidenschaftlicher Sinn verblendete ihn, stählte ihn aber auch bis an sein Ende. Nicht so schnell vergaß das Volk, was es unter ihm gelitten. Bei seinem Tode versammelte man sich auf dem Kapitol und beschloß, seine Denkmäler zu vernichten. Man plünderte das Gebäude der Inquisition, legte Feuer an und mißhandelte die Diener des Gerichts. Die Bildsäule des Papstes wurde von ihrem Postamente gerissen, zerschlagen und der Kopf derselben mit der dreifachen Krone durch die Stadt geschleift. Unter seinem Nachfolger erhielt die Inquisition ein neues Gebäude jenseits des Tiber, gewöhnlich „das lutherische Gefängnis" genannt, und es ist charakteristisch für den Geist des christlichen Rom, daß jenes Gefängnis auf der Stelle stand, wo im heidnischen Rom der Zirkus des Nero sich befunden haben soll, der die ersten Christen den wilden Tieren vorwarf.

DOMINVS MIHI ADIVTOR

PAVLVS IIII NEAPOLITANVS PONT

Papst Paul IV. (Caraffa).

Papst **Pius** V., Ghislieri, der sich früher mönchischer Armut und Frömmigkeit ergeben hatte und deshalb von dem ernsten Karl Borromeo zum Papste vorgeschlagen worden war, blieb auch in dieser Würde strenge, arm und anspruchslos, dabei aber so gefürchtet, daß er allmählich beide Halbinseln, Italien und Spanien geistlich durchaus beherrschte. Das Volk war hingerissen, wenn es ihn in den Prozessionen sah, barfuß und ohne Kopfbedeckung, mit dem Ausdruck einer ungeheuchelten Frömmigkeit im Gesicht, mit langem schneeweißem Bart, sie meinten, einen so frommen Papst habe es noch niemals gegeben; sie erzählten sich, sein bloßer Anblick habe Protestanten bekehrt. — Pius V. war sich bewußt, daß er immer die gerade

Straße gewandelt, und daß diese ihn nun bis zum Papsttum geführt hatte, erfüllte ihn mit Selbstvertrauen und machte ihn hartnäckig in seinen Meinungen. Die meisten Menschen, von denen er eher das Schlechtere als das Bessere glaubte, waren ihm verdächtig. Und dieser Mann, echt römischer Katholik, verschärfte die Inquisition. Täglich wurden, nach einem Bericht von 1568, zu Rom mehrere verbrannt, gehängt, enthauptet. — „Welch eine Mischung von Einfachheit, persönlicher Strenge, religiöser Hingabe und herber Ausschließung, bitterem Haß, blutiger Verfolgung!" — In Pius V. hatte das päpstliche System wieder eine Einheit gefunden und war eine geistige Macht geworden, deren Triebe und Richtung in der Folge sich behaupteten und der Gegenreformation, dem Stillstand des Protestantismus den größten Vorschub leisteten. —

Anderseits litt der italienische Protestantismus vielfach an Glaubensschwäche und Unglauben, durch Uneinigkeit und Streitigkeiten, wie die über das Abendmahl; die Leute warteten eines Führers, er fand sich aber nicht. Im Gegenteil fanden sich viele, die, wie Erasmus, meinten, daß sie „keinen Beruf zum Märtyrertum empfangen" hätten; als sich Trübsal und Verfolgung um des Wortes willen erhob, fielen sie ab. Melanchthon und Calvin klagen darüber, daß man in Italien durch Philosophieren und Spekulieren über die göttlichen Wahrheiten in Irrtümer und Zweifel geraten und in Widerspruch mit den Lehren von der heiligen Dreieinigkeit und der Gottheit Christi, wie Faustus und Lälius Socinus. Sogar Bernardino Ochino wurde später in seinem Flüchtlingsleben von unruhigem Geiste unstät umhergetrieben und verlor sich in schwere Irrtümer des Verstandes und außerordentliche Verirrungen — vielleicht nicht am wenigsten infolge seiner früheren Erfolge, da ein zu großer Kultus mit seiner Person und Beredsamkeit getrieben worden war. Ein Beispiel des betrübendsten Abfalles gab die Gemeinde in Lucca, deren Mitglieder nach der Flucht Peter Martyrs in Scharen abfielen, als Folter und Inquisition über sie kamen. Am meisten Aufsehen unter allen Abtrünnigen hat Francesco Spiera gemacht, Rechtsgelehrter in Citadella bei Padua, dessen Abfallsgeschichte und Ende von vier Augen- und Ohrenzeugen, darunter Paul Vergerius, beschrieben worden ist. Er war zur Erkenntnis der Wahrheit gelangt, hatte die Gnade Gottes und den Frieden des Evangeliums geschmeckt, in Haus und Umgebung das Evangelium gepflegt und sogar eine Gemeinde in Citadella gesammelt, dann aber, aus Furcht vor der ihm zugedachten Strafe, sich hinreißen lassen, in der Kirche vor 2000 Menschen seinen Glauben abzuschwören (1542). Alsobald überfielen ihn die Schrecken des göttlichen Strafgerichtes; er fiel in einen entsetzlichen Zustand, in welchem die Erkenntnis seiner schweren Sünde und der noch möglichen Rettung und Begnadigung sich verband mit einem bewußten Widerstand gegen die im Wort Gottes und im Innern vernommene Stimme des Heiligen Geistes, mit bewußtem Haß gegen Gott, mit gänzlicher Trost- und Hoffnungslosigkeit, mit todbringender Reue und furchtbaren Seelenqualen, mit dem zermalmenden Bewußtsein, die nimmer Vergebung findende Sünde wider den Heiligen Geist begangen zu haben. 1548 ging Spiera zu Padua an Geist und Leib elendiglich zu Grunde. Die tragische Geschichte machte in ganz Europa das größte Aufsehen. Gar zu gerne hätte sie die Hierarchie unterdrückt.

War sie doch ein sprechender Beweis von der Macht des durch die Hierarchie verletzten Gewissens! „Nehmt euch ein Beispiel an mir!" so rief oft der unglückliche Spiera den um sein Lager Stehenden zu. —

Im Trübsalsfeuer der kommenden Verfolgung wurden viele Schlacken und unreine Elemente geoffenbart und ausgeschieden; um so reiner glänzte das Gold echt evangelischen Glaubens, und es tritt uns da ein Märtyrertum entgegen, nicht weniger glänzend als das der alten Kirche. Manche wollen lieber im Kerker schmachten, als sich durch Widerruf retten, wie der Kardinal und Bischof Morone; andere verlassen um des Glaubens willen ihr schönes Vaterland; andere fürchten sich nicht vor dem Tod des Leibes, damit sie ihre unsterbliche Seele retten. —

Unter den zahlreichen italienischen Flüchtlingen, welche in der Schweiz und Deutschland Zuflucht und eine neue Heimat suchten, gedenken wir namentlich der Locarner. In Locarno, am oberen Ende des schönen Langensees hatte schon 1531 der Karmeliter Fontana die Schweizer um evangelische Bücher gebeten. Im stillen wuchs die Saat und Beccaria, ein armer Franziskanermönch, wurde die Seele der Bewegung, so daß das Häuflein derer, die sich zu gemeinsamem Bibelforschen zusammenthaten, 1547 zweihundert Personen zählte. — Drohender wurde die Lage für die Evangelischen seit 1549 Walter Roll von Uri, ein ränkevoller, eigennütziger Mann, Landschreiber und Vertreter der Vögte wurde, die im Namen der zwölf alten Orte der Eidgenossenschaft Locarno und die anderen Vogteien regierten. Es wurde ein öffentliches Religionsgespräch im Schlosse zu Locarno veranstaltet und bei diesem Anlaß vom Vogt die Gefangensetzung Beccarias verfügt. Als derselben bewaffnete Männer sich widersetzten, wurde Beccaria zwar freigegeben; aber von seiten der katholischen Orte, welche in der Eidgenossenschaft die Mehrheit bildeten, war nichts gutes zu erwarten. Im Januar 1555 kam der Bescheid, daß alle, welche nicht dem Priester beichten und nicht zur römischen Messe gehen wollten, bis zur alten Fastnacht das Land verlassen müßten. Dies geschah denn auch. Einige traten zurück. Noch 93 waren es, die im Frühling die beschwerliche Reise über die schneebedeckten Berge antraten und in sieben Tagen Zürich erreichten. Dort fanden sie nicht nur Freunde, sondern Brüder und Schwestern; man unterstützte sie mit Betten, Hausrat, Korn und Wein; es wurde in der Schweiz für die Flüchtlinge gesammelt. Sie durften ihre Gewerbe treiben und viele, wie zum Beispiel die Familien von Orelli und von Muralt, gelangten mit der Zeit zu Wohlstand, Reichtum und hohen Ehren. Sie bildeten eine eigene Gemeinde mit einem eigenen italienischen Prediger, welches Amt eine Zeit lang Ochino versah. Unter den Kirchenältesten dieser Gemeinde finden wir auch Peter Martyr Vermiglio, der nach seiner Flucht aus Italien neben Bucer in England gewirkt, neben Beza 1561 am Religionsgespräch zu Poissy teil genommen hatte und nun theologischer Lehrer in Zürich war. An seinem Sterbelager stand Bullinger, Zwinglis Nachfolger, dessen treuer Gefährte er gewesen war, und der berühmte Naturforscher Konrad Geßner, — letzterer bekannt auch durch ein schönes Trostschreiben an einige in Gefängnis und Todesgefahr schmachtende

Bekenner des Evangeliums in Italien, welches mit den Worten schließt: „Lebt ewig wohl in Ihm, der allein die Wahrheit und das Leben ist." — Calvin nennt den Peter Martyr Vermiglio das „Wunder Italiens", der die Vorzüge seiner Landsleute in sich trage, ohne deren Fehler: „Scharfsinn ohne Spitzfindigkeit, Feuer ohne Schwärmerei, Gewandtheit ohne Hinterlist." — Richten wir unsern Blick von Zürich weg wieder nach Italien, nach den dort Verfolgten, so sehen wir, wie in Ferrara die evangelische Gemeinde gänzlich aufgelöst wird, wobei Fannio Faventino den Märtyrertod stirbt. Er wird erdrosselt und dann verbrannt. Solche, die mit ihm das Gefängnis geteilt hatten, bekannten später, sie hätten früher nicht gewußt, was wahre Freiheit und Glückseligkeit sei, bis sie es in den Mauern des Kerkers an Faventino gesehen.

In Venedig war der uns bereits bekannte Franziskanerprovinzial Lupetino in zwanzigjähriger Kerkerqual standhaft geblieben und wurde endlich durch Ertränken hingerichtet. Im Schweigen der Mitternacht holt man die standhaften Bekenner aus ihren Kerkern; gefesselt und mit schweren Steinen an den Füßen werden sie in einer Gondel aus den Lagunen in das offene Meer hinausgefahren. Hier erwartet sie eine zweite Gondel, die dicht an die erstere heranfährt. Ein Brett wird über beide hinübergelegt; die Unglücklichen müssen dieses Brett besteigen; auf einen Wink rudert man die Gondeln gleichzeitig auseinander, und den Namen des Heilandes noch einmal anrufend sinken die Jünger des Gekreuzigten in die Tiefe des Meeres. So starben in Venedig die meisten Märtyrer.

In Calabrien bestand seit der Mitte des 14. Jahrhunderts eine Waldenserkolonie, die mit den Glaubensgenossen in den piemontesischen Thälern in Verbindung stand und kraft königlich bestätigter Verträge das Recht hatte, unabhängige Gemeinden zu bilden und ihren Gottesdienst in der Stille durch ihre Geistlichen besorgen zu lassen. Durch ihren Fleiß hatten die Kolonisten in kurzer Zeit eine Wildnis in ein fruchtbares Gefilde verwandelt. Auch hier wütete nun die Inquisition, und im Jahre 1560 wurde die ganze Kolonie durch massenhafte Hinrichtungen vernichtet, und der fruchtbare Garten wurde wieder zur früheren Wildnis und zur Zufluchtsstätte der Räuber und Banditen. — An einem Tage, 11. Juni 1560, wurden 88 Gefangene hingerichtet; ein römisch-katholischer Berichterstatter schildert die Märtyrerscene: „Sie wurden alle in ein Haus, wie in einen Schafstall eingesperrt. Der Scharfrichter ging hinein und nahm einen heraus, verband ihm das Gesicht mit einem Tuche, führte ihn auf einen Platz, nahe beim Hause, ließ ihn niederknieen und schnitt ihm die Kehle mit einem Messer ab. Dann nahm er ihm das blutige Tuch ab und holte einen andern, den er auf dieselbe Weise umbrachte. Auf diese Weise wurden alle, 88 an der Zahl, hingerichtet; ich kann mich der Thränen kaum enthalten, indem ich dieses niederschreibe." —

Unter den Opfern Calabriens war der Waldenserprediger Paschali aus dem Piemontesischen, der in Genf studiert und sich dort verlobt hatte, dann aber von der italienischen Gemeinde in Genf als Prediger nach Calabrien gesandt worden war. Er wurde verhaftet und nach Rom gebracht. Im Verhör fragte der Inquisitor: „Woher bist du?" — Paschali: „Aus Piemont." — Inquisitor: „Hast du nichts

Besseres zu thun, als nach Calabrien zu kommen und die Leute zu verführen?“ — Paschali: „Ich bin nur ein Verführer, wenn Christus ein Verführer ist; denn in seiner Schule habe ich gelernt, was ich gelehrt.“ — Inquisitor: „Wo ist diese Schule?“ Paschali: „In Genf.“ — Inquisitor: „Ist denn nur die Kirche in Genf die wahre Kirche?“ — Paschali: „Die Kirche Christi ist überall, wo man an ihn glaubt. Sie ist nach der Lehre Christi arm, verachtet und verfolgt von der Welt, das Gegenteil von der römischen Kirche, die reich und mächtig ist und die Christen verfolgt.“ — Inquisitor: „Glaubst du an den Papst?“ — Paschali: „Mein Glaubensbekenntnis weist mich an, zu glauben an Gott, den allmächtigen Vater, nicht aber an den Papst.“ — Inquisitor: „Wie lange hast du nicht mehr gebeichtet?“ — Paschali: „Noch heute habe ich meine Sünden Gott bekannt; vor der Ohrenbeichte und der Messe soll mich Gott bewahren.“ — Da wandte sich der Inquisitor ab und sagte: „Jede Antwort verdient, daß er dreißigmal verbrannt würde; ich kann nicht weiter.“ — Nach schwerer Gefangenschaft, in der er zu einer traurigen Leidensgestalt zusammensank, mit von Stricken zerfleischten Armen, in welchen Leiden er aber doch den ihn besuchenden Bruder und die ferne Braut in himmlischer Gesinnung trösten konnte, wurde Paschali im September 1560 in einem Hof neben der Engelsburg unter dem Zuschauen des Papstes und einiger Kardinäle erdrosselt und dann verbrannt.

Carnesecchi, der frühere päpstliche Protonotar, starb unter Papst Pius V., der vor der Hinrichtung sogar solcher Männer nicht zurückschreckte. Freilich hätte man lieber den Widerruf des Hochangesehenen gehabt. Am Hofe des ihm befreundeten Herzogs Cosimo II. von Florenz suchte Carnesecchi Schutz gegen des Papstes Nachstellungen. Eben saß er an der gastlichen Tafel des Herzogs, als ein päpstliches Schreiben kam, mit der Aufforderung, den gefährlichen Ketzer sofort auszuliefern, und Cosimo war dem Papste so blind ergeben, daß er die Treue der Gastfreundschaft schmählich brechend, seinen Gast auf der Stelle festnehmen und gefesselt nach Rom bringen ließ. Dort wurde Carnesecchi nach fünfzehnmonatlichen Kerkerleiden am 3. Oktober 1567 enthauptet. —

Es ist schon oben Mollios gedacht worden, der früher in Bologna, später in Neapel wirkte neben Peter Martyr und Occhino. Als diese seine Freunde öffentlich zum Protestantismus übergetreten und geflohen waren, wurde seine Stellung in Neapel schwieriger, und er verließ die Stadt. Noch 10 Jahre lang konnte er sich in Italien halten, freilich unter steten Gefahren und Verfolgungen. Da wurde er 1553 endlich zu Ravenna ergriffen und nach Rom gebracht. In seiner Verteidigungsrede, die er in einer öffentlichen, mit großem Pomp veranstalteten Versammlung der Inquisition, vor den höchsten Würdenträgern der Kirche hielt, kannte er, ein zweiter Stephanus, keine irdischen Rücksichten mehr. Da sagte er: „Wenn ich die grobe Sinnlichkeit, die Falschheit und das profane Wesen betrachte, womit eure Kirche angefüllt ist, was kann ich anderes von ihr denken, als daß sie eine Diebs- und Räuberhöhle ist? Eure Lehre ist Träumerei und Heuchelei. In euern Gesichtern liest man, daß der Bauch euer Gott ist. Euer Trachten geht nach dem ungerechten Mammon; ihr dürstet nach dem Blute der Heiligen. Könnet ihr die wahren Nach-

folger Christi sein, die ihr so lebet, als wenn kein Gott im Himmel wäre, die ihr die treuen Verkündiger seines Wortes verfolgt und die Gewissen tyrannisiert? Ich appelliere daher von euerem Richterspruch an den Richterstuhl Christi, den euere Titel und schimmernden Gewänder nicht blenden werden. Zum Zeugnisse nehmt zurück, was ihr mir gegeben." — Er warf die brennende Fackel aus seiner Hand auf den Boden und löschte sie aus. Sogleich ward seine Hinrichtung befohlen und durch Galgen und Scheiterhaufen ausgeführt. — Christus aber sagt: „Jerusalem, Jerusalem, die du tötest die Propheten, — euer Haus soll euch wüste gelassen werden!" (Matth. 23. u. 15.) —

Die Reformation in England und Schottland.

Im Zeitalter der Reformation regierte in England König Heinrich VIII. Derselbe, der jüngere Sohn Heinrichs VII., des Begründers des Hauses Tudor, wurde von seinem Vater zuerst zum geistlichen Stande bestimmt, lag daher in seiner Jugend ausschließlich dem Studium der Wissenschaften ob und neigte sich mit Vorliebe der scholastischen Theologie zu. Geist und Gemüt des feurigen Prinzen erquickten sich gleicherweise an Wissenschaft und Kunst, so daß die Humanisten in dem hoffnungsvollen fürstlichen Jünger der Wissenschaft den Wiederhersteller des augustinischen Zeitalters, den Beschützer der Gelehrten und Künstler, den Begründer eines neuen Zeitalters begrüßten, darin die Philosophen herrschen würden. Namentlich wurde Erasmus nie müde, sich in Lobsprüchen über den talentvollen Prinzen zu ergehen, (als er bei seinem ersten Aufenthalte in England diesem von Thomas Morus vorgestellt worden war), wie er denn auch zeitlebens in freundschaftlichem Verhältnis zu ihm blieb. Als dann Heinrich durch den Tod seines Bruders Arthur auf den englischen Thron berufen wurde, blieb er jenem Zuge zur Wissenschaft getreu und erwies sich während seiner ganzen Regierung als deren eifrigsten Beförderer und Gönner. Neben diesen edlen Beschäftigungen vernachlässigte er aber auch die Erholung nicht; sein ungezähmtes Jugendfeuer überließ sich seiner Neigung zu Pracht und Vergnügungen und Jagd; Ritterspiele, Mummereien und Feste aller Art wechselten mit seinen Studien. In seinem ganzen Wesen war er indes herrisch und stolz; die Schmeichelei, die von Jugend auf seinen Talenten gezollt wurde, brachte ihm einen hohen Begriff von seinem Geiste bei und ließ natürlicherweise die Menschen, seine Schmeichler, ihm nur als verächtliche Puppen erscheinen, mit denen er nach seiner Willkür spielen dürfe. Bei seinen allseitigen Talenten und seiner eisernen Willensstärke, die vor keinen Hindernissen zurückbebte, wäre er ohne Zweifel ein in der That großer Fürst geworden, hätte ihn nicht später seine leidenschaftliche Natur übermannt und Widerspruch in einer beständig gereizten Stimmung erhalten, die sich oft bis zur Wut zu steigern drohte. Auch wurde sein sonst für alles Schöne und Gute offenes Gemüt durch die Maßregeln seiner Willkür, die zum Teil die Politik erheischte, verhärtet, so sehr, daß man wohl zu dem Zweifel berechtigt ist, ob je die Bildung der Humanisten bei ihm tief gedrungen sei. Bei all dem Weihrauch, den die Könige der neuen Wissenschaft, wie selbst ein Melanchthon, ihm streuten, müssen wir doch annehmen,

daß die edlen Künste nur die Oberfläche seines Wesens berührt und ihn nur insofern angezogen haben, als sie ihm eine reiche Quelle auch für feinere sinnliche Genüsse eröffnen konnten. Wie mancher mag, wie er, sich mit der Wissenschaft befreunden, und doch liegt der Kern derselben, die Wahrheit, seinem innersten Wesen fern! Was vollends die Wagschale seines Unwertes herabdrückt, ist seine ungezähmte Sinnlichkeit. Aber auch da sollen wir nicht sofort über ihn den Stab brechen. Er, dessen Launen und Willensbeschlüssen nichts außer ihm entgegenstand, sollte in sich dieselben beschränkt sehen? Wie bedenklich war nicht für einen so leidenschaftlichen Charakter die hohe, gebietende Stellung, die er einnahm, die eine Schar von sklavischen Schmeichlern um ihn stellte, um die Launen des Gebieters zu erspähen und blindlings ihnen nachzukommen!

Allgemein freute sich die Nation des achtzehnjährigen, schönen, gebildeten und ritterlichen Königs, setzte in ihn ihr ganzes Vertrauen und erwartete Großes von ihm. Seine unbändige, lebendige Natur kannte sie schon, glaubte aber, dieselbe werde sich mit der Zeit leicht regeln und in ruhige Thätigkeit übergehen. In der ersten Hälfte seiner langen Regierung sahen sie in ihm wirklich den umsichtigen Fürsten, den sie erwartet hatten; denn so manche Mißgriffe er sich schon in dieser Periode erlaubte, so wälzte doch die überaus gute Meinung des Volkes dieselben nicht ihm, sondern seinen Höflingen zu und erwählte sich wieder unter diesen den **Kardinal Wolsey** zum Gegenstand des Hasses. Dieser Mann, der vom Schlächtersohne bis zum Erzbischof von York, Legaten des Papstes und königlichen Kanzler sich erhoben hatte, ist größtenteils Schuld an dem Unglücke, das unter Heinrich VIII. England traf. Da Wolsey sich mit großer Leichtigkeit und Heiterkeit in Gesellschaft zu benehmen wußte, aß und trank, sang und tanzte ohne Rücksicht auf seine geistliche Stellung, den König ebenso fertig mit Liebesgeschichten wie mit Dissertationen über die Kirchenväter zu unterhalten verstand, so hatte er sich bald in dessen Gunst eingeschmeichelt. Sich in dieser königlichen Gunst ununterbrochen zu erhalten, war von nun an die Aufgabe seines Thuns. Obschon keineswegs gelehrt und fast ohne alle wissenschaftliche Kenntnis, konnte er sich doch einen Hochschein von Gelehrsamkeit geben, indem er sich in des Königs Liebling, den Thomas von Aquino, hineinstudierte. Er war es auch besonders, der durch kriechende Schmeichelei Heinrich in seinem Glauben an Unfehlbarkeit im Felde der Wissenschaft und Politik und in seinen übertriebenen Ansichten von der Macht und Würde eines Königs bestärkte. Dadurch hat er denn auch des Königs spätere Despotie begründet, die keinen Widerspruch mehr leiden konnte. Dem Wolsey übertrug nun der König fast alle Arbeiten des Kabinets. Die außerordentlichen Steuern, die Parlament und Geistlichkeit auf Verlangen des Königs bewilligten, die vielfachen Eingriffe in die Volksrechte, die Verachtung der Volkssouveränetät, die der König bei jeder Gelegenheit an den Tag legte, die vielen und drückenden Kriege Englands mit Schottland, Frankreich und Karl V., all dieses ging mehr oder weniger von Wolsey aus, der zwar einen ungemeinen Verstand in Leitung der Geschäfte besaß, aber dabei von Stolz und Eigendünkel geleitet wurde. Heinrich gewöhnte sich bei der Bereitwilligkeit, mit der Wolsey seinen Wünschen stets entgegen kam, an solche Kriecherei, und sein

Regierungssystem gestaltete sich so nach und nach zur maßlosesten Willkür. Diese war es denn auch, die ihn in der für die englische Reformation so gewichtigen Epoche seiner Ehescheidung von seiner Gemahlin Katharina von Aragonien leitete. Insofern hat also Wolsey auch ein gewisses Verdienst um die Reformation, als er den jugendlichen König zu jener Willkür und Tyrannei erzog, ohne die eine Kirchentrennung von Rom nicht so leicht zu stande gekommen wäre.

Katharina, die Tochter Ferdinands des Katholischen von Spanien und Tante des Kaisers Karl V., war früher Gemahlin des älteren Bruders Heinrichs, Arthur gewesen. Durch dessen Tod Witwe geworden, wurde sie von den beiderseitigen Eltern, die vorher für diese sonst unerlaubte Ehe eine Bulle von Papst Julius VI. ausgewirkt hatten, zur Gemahlin des jüngeren Bruders bestimmt, damit die Freundschaft zwischen Spanien und England aufrecht erhalten würde. Nun trat Heinrich, nachdem er eine Reihe von Jahren in einer glücklichen und zufriedenen Ehe mit ihr gelebt hatte, plötzlich (1527) mit dem Gedanken der Scheidung öffentlich hervor, indem er mehreren ausgezeichneten Doktoren und Rechtsgelehrten sein Bedenken über die Gültigkeit seiner Ehe vorlegte. Die Befragten gaben dann die Erklärung von sich, die Ehe sei wider die göttlichen Gebote. Man hat nun den Grund der Ehescheidung lediglich in des Königs Neigung zu Anna Boleyn gesucht und gefunden und gesagt, die ehebrecherische Liebe Heinrichs habe die Reformation in England begründet. Aber schon als 15jähriger Jüngling hatte der kirchlich gewissenhafte und in den Dogmen der Kirche wohl bewanderte Heinrich seine Protestation gegen die Ehe mit seiner Schwägerin in die Hände des Bischofs von Winchester niedergelegt. Auch trug er lange, ehe er Anna Boleyn, die in Frankreich am Hofe der Maria lebte, kennen lernte, seine Bedenken dem Kardinal Wolsey vor, der, teils um sich dem König gefällig zu bezeigen, teils um seinem Feinde, Karl V., dem Neffen der Königin, einen Streich zu spielen, das Feuer schürte. Gewissensskrupel waren es in der That, die den Plan der Scheidung im König reif werden ließen, der als guter Katholik eine gewisse Ehrfurcht vor den Satzungen der Kirche und der Heiligen Schrift in sich trug. In 3. Mose 18, 16. fand er das ausdrückliche Verbot seiner eingegangenen Ehe und seine Meinung bestätigte auch sein treuer Freund und Berater Thomas von Aquino. Dazu kommt, daß 3. Mose 20, 21. den Tod seiner Kinder, die ihm bis auf eine Tochter, Maria, gestorben waren, als Folge der unerlaubten Verbindung anzudeuten schien. Zu dem Allen endlich war ja bei Anlaß der Vermählung jener Tochter mit Ludwig XII. von Frankreich aus dem gleichen Grunde Bedenken über deren Legitimität ausgesprochen worden. So müssen wir sagen: Des Königs Katholizismus hat dem Protestantismus in England die Thüre geöffnet. Wie weit dann allerdings auch noch sein Verhältnis zu Anna Boleyn das Feuer geschürt und Anteil an seinen gewagten, romfeindlichen Schritten gehabt habe, ist hier nicht der Ort zu untersuchen.

Getragen also von dem Gedanken, daß selbst der Papst nicht von göttlichen Gesetzen dispensieren könne, ging Heinrich energisch weiter. Wolsey nahm die Sache auch mit allem Eifer in die Hand und ging Papst Clemens VII. um Annullierung der Ehe an. Dieser, dem Heinrich persönlich gewogen, sah sich durch die Geschichte

in nicht geringe Verlegenheit versetzt; denn einerseits hätte er jenem gerne willfahrt, andererseits zitterte er vor dem Kaiser Karl V., in dessen Gewalt er war. Er übertrug daher die Sache seinen Gesandten Wolsey und Campeggio, denen er geheime, ganz nur für seine Politik berechnete Instruktionen mitgab. Hätte Clemens als Papst gehandelt und nicht als behutsamer Politiker, er wäre zwischen den sich hier aufthuenden Klippen gefahrlos hindurch gekommen. Zum großen Ärger des Königs schleppten die päpstlichen Gesandten die Sache lange hin und her, ohne den verlangten Ausspruch zu thun, bis der Papst sie endlich abrief und, da Katharina an ihn appelliert hatte, das hadernde Königspaar vor seinen apostolischen Stuhl zitierte. Dies empörte den stolzen Monarchen; er begann von nun an in den Papst sein ganzes Mißtrauen zu setzen und sah wohl schon jetzt ein, daß ihm von Rom nichts Gutes kommen werde, weil Karl und Clemens, wie jetzt zu Bologna unter einem Dache, so überhaupt unter einer Decke steckten. Seinem Unwillen gab er für jetzt Ausdruck, indem er den Kanzler Wolsey, den er des Einverständnisses mit Rom verdächtigte, absetzte und sogar des Hochverrates angeklagt hätte, wenn derselbe nicht vorher (1530) gestorben wäre.

Mit dem Falle Wolseys beginnt eine neue Epoche in Englands Reformationsgeschichte. Wolsey war Vertreter jener humanistischen Richtung gewesen, die, wie Erasmus, der Reform der Kirche vorarbeitete, dann aber, als diese sich in ihrem echt evangelischen Geiste kund gab, scheu davor zurückbebte. Auch unser Kardinal hatte reformiert, die Aufklärung befördert und in Heinrichs Geiste viel gethan für Universitäten und Gelehrte; ja er hatte sich vom Papste eine Bulle ausgebeten, um Klöster und Mönche visitieren und dem allgemeinen Verderben im Klerus entgegenwirken zu dürfen. Aber dieses mit Nachdruck thun zu können, dazu war er der Mann nicht; denn wer die Welt reformieren will, der muß zuerst an seiner eigenen Reformation arbeiten. Nur deshalb hat Luther so gewaltige Spuren hinter sich gelassen, weil er vorher der Riesenarbeit der eigenen Heiligung sich unterzog. Wolseys Wirken trägt einen ganz anderen Charakter; er war ein Welt- und Lebemann, und solche taugen nicht im Reiche Gottes. Diesen Charakter hat er der ganzen ersten Periode Heinrichs VIII., dem Reiche wie dem König aufgedrückt. Das Resultat seiner Wirksamkeit war nur das, daß die Gebrechen des alten Kirchensystems zu Tage traten, ohne daß die Gemüter deswegen für das Evangelium schon empfänglich gewesen wären. So stand es auch im Herzen des Königs, dessen Beziehung zu Religion und Kirche man ziemlich nach dem jeweiligen Günstling bemessen kann. Dieser nunmehrige Günstling ist Thomas Cranmer, dem eine wichtige Stellung in der Geschichte der englischen Reformation zukommt.

Auf einer Jagd, die der König Zerstreuung halber unternahm, war es, daß er mit Cranmer, damals Erzieher auf einem gräflichen Schlosse, zusammenstieß und durch dessen Rat, der König möge die Ehescheidung behufs Begutachtung einer Anzahl von Universitäten vorlegen, auf ihn aufmerksam wurde. Dieser Vorschlag gefiel Heinrich so sehr, daß er in die charakteristischen Worte ausbrach: „Der hat die Sau am rechten Ohre.“ Sofort stieg Cranmer durch des Fürsten Gunst ebenso schnell von Würde zu Würde wie Wolsey; nur unterschied er sich von diesem darin,

daß er seiner Erhöhung auch würdig war und in derselben, sowie in des Königs Vertrauen bis an dessen Ende blieb. Er war Doktor der Theologie zu Oxford gewesen, hatte die Bibel, Luthers und Wiclifs Schriften gründlich studiert und war im Grunde seines Herzens ihnen zugethan. Als er daher zum Hofprediger, ja zum Primas von England gestiegen war, indem ihn Heinrich (1532) zum Erzbischof von Canterbury erhob, gingen seine Pläne schon viel weiter als die des Königs; von Rom hatte er sich innerlich schon längst losgesagt. Von jetzt an ruhten die Blicke aller, die sich nach einer kirchlichen Erneuerung sehnten, auf Cranmer, der jeden Sonnenblick der königlichen Laune benutzte, um von dem noch echt katholischen Fürsten Milderungen in religiösen und kirchlichen Satzungen zu erwirken.

Die Geschichte der Ehescheidung, so langsam sie vor sich ging, entwickelte sich ernsthaft für die Romanisten. Die Gutachten fast aller befragten deutschen, französischen und italienischen Universitäten waren für den König günstig ausgefallen; auch die schweizerischen Reformatoren Zwingli und Ökolampad stimmten für die Scheidung. Da ließ denn Heinrich, der noch immer päpstlich gesinnt war und daher die Hoffnung nicht aufgegeben hatte, die römische Kurie endlich doch geneigt machen zu können, dem Papste mit Verweisung auf die Gutachten der Fakultäten Vorstellungen machen, sowie Andeutungen, welch' Unheil bei Verweigerung der Bestätigung erfolgen könne. Clemens aber gebot jetzt, unter Karls Einflüssen stehend, dem König von England, seine auf einem Schlosse in Wallis lebende Gemahlin wieder zu sich zu nehmen, mit Androhung der schwersten Kirchenstrafen. Da brach endlich Heinrich die Geduld, die er bereits mehr als vier Jahre vergeblich bewiesen hatte; er ließ vor dem Tribunal des Erzbischofs von Canterbury die Ehesache untersuchen, und dieser annullierte Heinrichs erste Ehe und verband ihn mit Anna Boleyn. Aber damit war es noch nicht gethan; sondern um in seinen Schritten Rom gegenüber freieres Spiel zu haben, zwang der König die Konvokation, ein Art Synode des englischen Klerus, durch Androhung einer unermeßlichen Geldstrafe, deren sie sich durch ein anderweitiges Vergehen schuldig gemacht hätten, zur Erklärung, daß der König Oberhaupt der englischen Kirche sei. Und das knechtische Parlament, einstimmend in des Königs Grimm gegen die römische Kurie, entzog dem Papste nach einander das Bestätigungsrecht der Bischöfe und die Entrichtung des alten Peterspfennigs. Endlich trat der entschiedene Bruch ein, indem fast zu gleicher Zeit einerseits das englische Parlament die englische Kirche von Rom löste und den König zum Oberhaupt der Landeskirche erklärte, anderseits der Papst den Bann über Heinrich und das Interdikt über England aussprach. Dieser Bruch war die notwendige und konsequente Folge jenes ersteren Schrittes, zu dem Cranmer geraten hatte und behilflich gewesen war. Und als unausbleibliche Folge dieses Bruches trat dann später die völlige Reformation ein. Ein neuer Beleg zu der Thatsache, der wir überall in der Geschichte begegnen, daß selten der Ausgang eines Kampfes in die Hände derjenigen gelegt ist, die ihn unternehmen.

Die Kirchentrennung Englands von Rom ging gar nicht aus protestantischen Prinzipien hervor, wie oft man dies auch schon dargestellt und gemeint hat. Ja die Abschaffung der päpstlichen Autorität in Britannien ist auch durchaus nicht als

ein der katholischen Kirche feindseliger Schritt zu betrachten und am wenigsten Heinrich selbst wollte ihn als solchen angesehen wissen. Die Männer, die sie am meisten beförderten, Cranmer ausgenommen, waren gute Katholiken. Wohl gab es viele, die allerdings in diesem Schritte heimlich den Anfang der Reformation begrüßten; aber der König hatte seine Abneigung gegen Luther zu wiederholten Malen thatsächlich gezeigt und gerade während seines Zerwürfnisses mit dem Papste suchte er durch Verfolgung der Lutheraner, durch Einziehung der Tyndallschen Bibelübersetzung allen Schein der Ketzerei zu vermeiden. Dies wohl auch, um nicht einer Koalition der katholischen Mächte gegen sich Vorschub zu leisten. Während er daher der römischen Hierarchie den tödlichsten Stoß bereitete, mußte Dr. Crome, dessen Orthodoxie in Verdacht gekommen war, die Fundamentallehren des römischen Kirchenglaubens in der ganzen Strenge beschwören, starb sogar Frith, der gelehrte Freund Tyndalls, den Märtyrertod. All dieses zeigt, wie wenig Kirchentrennung und Reformation aus gleichen Prinzipien erfaßt sein wollen. Eine neue Hierarchie trat nur an die Stelle der alten, ein königliches Papsttum faßte Fuß in England. Aber damit war doch der Boden geebnet für die Aussaat der Keime des Evangeliums, die sich später so herrlich entwickelt haben. Gewiß ist sich Cranmer dessen bewußt gewesen und unter seiner Pflege drang nach und nach jenes Bewußtsein, daß man nun einmal zu reformieren angefangen habe und weiter reformieren müsse, allgemein in der englischen Nation durch. Diese war ohnehin für den Protestantismus mehr vorbereitet als der König, der bei seinen despotischen Gewaltstreichen in Kirchensachen von dem Zuge seines Volkes nach dem Lichte des reinen Evangeliums unbewußt fortgerissen wurde, so selbständig und eigenmächtig er auch zu handeln glaubte. Seine späteren Maßnahmen gegen die römische Hierarchie, sowie auch seine protestantisch aussehenden Neuerungen sind, wie sehr es auch scheint, daß königliche Willkür sie dem Reiche aufgedrungen haben, dennoch der Ausdruck der protestantischen Stimmung des Volkes. Wie ließe sich denn auch sonst die Willfährigkeit des Parlaments erklären, auf die königlichen Wünsche und Forderungen nach dieser Seite hin nicht nur widerspruchslos einzugehen, sondern sie sogar noch, oft mehr als dem König lieb war, zu überbieten? Den Grundstock des Reformationswerkes bildete hier wie anderwärts das Volk mit seiner tiefen Abneigung gegen den Klerus und dem Verlangen nach reinerer Lehre. Die protestantische Atmosphäre Englands war es, die den König zum Schismatiker und Begründer der jetzigen englischen Nationalkirche machte.

Überall finden wir zwei Oppositionen gegen das römische Kirchensystem der Reformation sich Bahn brechen: die humanistische und die Glaubensrichtung der erwachenden neuen Kirche. Beide machen sich auch in England geltend; auch hier ist der Humanismus lebendig, um die Befreiung aus den Banden der Knechtschaft, wenn nicht für das Volk, so doch für die gelehrte und vornehme Welt herbeizuführen. Diese Art der Opposition repräsentiert besonders kräftig Heinrich VIII., während wir die andere durch Cranmer vertreten sehen. In Cranmer haben wir den Repräsentanten aller derer, die in ihren Gemütern, durch Wiclif und seine Lehren angeregt, sich nach Begründung eines gereinigten Kirchen=

zustandes sehnten. Um zuerst von dieser zweiten Art der Opposition gegen Rom zu reden, so lag von jeher in der kirchlichen Anlage des englischen Volkes, wenn man von einer solchen reden darf, ein freies Element; die Briten waren, seit daselbst eine Kirche bestand, zur Lostrennung von Rom disponiert. Wie frei und unabhängig bewegte sich nicht die Urkirche Britanniens! Im reinen altbritischen Christentum haben wir die Anfänge, die Keime aller späteren romfeindlichen Richtungen in England zu suchen. Auch das Christentum der Angelsachsen sodann, wie sehr es auch angefüllt war mit römischer Liturgie und römischen Zuthaten der Tradition, bewahrte noch in manchen Stücken eine von der Mutterkirche abweichende Richtung. Dieser antirömische Zug geht durch die ganze englische Geschichte; er verlor sich nur unter schwachen Königen, die zu wenig Kraft und Selbständigkeit hatten, wie Johann Plantagenet und andere. Eine ähnliche Stellung wie Heinrich VIII. in seiner Lossagung von Rom nahm Wilhelm der Eroberer ein, schroff und unabhängig dem Papste gegenüber, und dieser Papst, der schon damals nichts gegen England anzuheben wußte, war der sonst so mächtige Kirchenfürst Gregor VII. Vor allem aber zeigte sich der Geist der Opposition gegen die Kirche in der Unterstützung, die Johann Wiclif an König und Parlament fand, die den in der Kirchengeschichte unerhörten Fall herbeiführte, daß ein Häretiker, der in manchen Grundsätzen weiter ging als die Reformatoren des 16. Jahrhunderts, geehrt lebte und ruhig starb. Sein ausgestreuter Same fiel auf empfänglichen Boden und die Frucht desselben war die Geneigtheit des Volkes, unter Heinrich VIII., in die reformatorischen Neuerungen ihres Königs so bereitwillig einzugehen.

Diese Opposition allein wäre jedoch zu schwach gewesen, um die Hindernisse zu brechen, die ihr vor allem in dem Widerstand der zahlreichen Geistlichkeit, in des Königs Haß gegen Luther und besonders auch in der nunmehr gegen sie gerichteten Fehde der Humanisten entgegenstanden. Es mußte dazu notwendig noch die Verfeindung des Königs mit dem römischen Hofe kommen, wenn das alte Kirchensystem gestürzt werden sollte. So nur war es möglich, daß im Anfang des 16. Jahrhunderts der Protestantismus des europäischen Festlandes auf Albions Inselland ein freudiges Echo fand. Es bedurfte nur eines Signals vom Throne aus, es brauchte nur ein König die Verbindung mit dem Klerus zu brechen, und dieser erlag samt dem Papismus der hereinbrechenden Reformation. Dieser König zu sein, war Heinrich VIII. der rechte Mann. Es hieße aber, wie den Ernst der Geschichte, so auch die historischen Thatsachen verkennen, wenn man nur in Heinrichs Zerwürfnis mit dem Papste den Grund all seines reformierenden Wirkens suchen wollte. Wir suchen ihn tiefer in seiner dem Lichte des Humanismus zugewandten Natur. Er ist keineswegs ein so teuflischer und ganz der Sinnlichkeit dahingegebener Charakter, als welchen man ihn zuweilen aufzufassen liebt. Die Despotie und Leidenschaft, die er während seines Regimentes entwickelte, waren Folgen des durch übelangewandte Schmeichelei irre geleiteten Jugendfeuers des Prinzen, der, wie wir oben gesehen, doch manche schöne Züge und ritterliche Eigenschaften in seinem Inneren barg. Das bezeugt das Maß des Vertrauens, das er in seine Umgebung setzte, und das Schicksal seiner Günstlinge. Denn bei all der

Johanna Gray. (Nach Delaroche.)

Vorliebe, die er anfangs für Wolsey und andere hegte, wanderten sie, die nur Feigheit und Heuchelei in ihrem Herzen trugen, doch alle den traurigen Weg zum Tower oder zur Richtstätte, während dagegen der edle und offene Cranmer, wie oft auch auf ihn der Verdacht der Ketzerei fallen mochte, und trotz aller Verleumdungen, nach wie vor das Herz des Königs besaß. — Die Gelehrten pflogen mit dem König freundschaftlichen Umgang, und besonders Melanchthon, der ihm seine loci widmete und dafür 200 Dukaten bekam, und Erasmus erfreuten sich seiner Gunst in hohem Grade. In ihm fanden die Künste des Friedens Schutz und Aufmunterung, der Geist des Altertums verdrängte das dürre, scholastische Formelwesen und die Ignoranz der Geistlichkeit, und die kleine, aber kräftige Schar der Humanisten erschütterte, durch den Ernst der Wissenschaft, wie durch den Spott der Satire und den Witz des Verstandes das römische Kirchensystem. Aber darin ist ja nur die geringste Aufgabe der Reformation erfüllt; diese ging dann unendlich weiter, als sie einmal in Bewegung gesetzt war, und ließ den Humanismus weit hinter sich zurück, wie denn viele der Vertreter des letzteren sich frühzeitig von ihr lossagten. Gerade Heinrich war bei allen seinen Neuerungen in Kirchensachen, wie wir wissen, doch eifrig bemüht, jeden Schein der Ketzerei zu vermeiden, welches Bemühen er mit den meisten Humanisten teilte, welche, obschon gegen das morsche scholastische Kirchenwesen kämpfend, doch jede Berührung mit „Häretikern" vornehm vermieden. In dieser Beziehung braucht man nur an Erasmus zu erinnern. Es fehlte da an jenem Geiste der Demut, der notwendig vorausgesetzt werden muß, wo es sich um Anschluß an die Bekenner des kindlich einfältigen Evangeliums handelt. Für die stolzen gelehrten Herren lag eben in dem hierarchischen Prinzip der römischen Kurie noch ein zu großer Reiz, und der Abstand zwischen dem Glanze, die der römische Lateran und die katholische Kirche verbreitete, und der Unscheinbarkeit der meist dem niederen Stande angehörenden Anhänger der neuen Lehre war allzu groß, als daß die Wahl für sie hätte zweifelhaft sein können.

So war es auch bei Heinrich VIII. Sein Humanismus trieb ihn vorwärts auf die Bahn des Fortschritts. Das Volk wogte jubelnd hinter ihm her, verlangend nach dem ihm von ferne winkenden Evangelium, das der kurzsichtige König erst dann bemerkt, als ihm der Rückzug durch die dichte „Vorwärts" schreiende Menge versperrt ist.

Heinrich VIII. war der erste, äußerliche Begründer der englischen Reformation; aber deren letzte Triebfeder war Englands freier Volksgeist. Denn der Lebensnerv des wahren Protestantismus ist nicht klassische Wissenschaft, sondern ein kräftiges Glaubensleben.

Nachdem England durch den Machtspruch des Königs und seiner willfährigen Behörden von Rom getrennt worden, wurde das Evangelium doch noch keineswegs eingeführt. Von einem solchen Könige, wie Heinrich VIII., der immer mehr von der Idealität seiner Jugend abkam und bis zur scheußlichsten Willkür und Tyrannei ausartete, war dies nicht zu erwarten. Die englische Kirche hatte nur das sichtbare Oberhaupt gewechselt; statt des Papstes hatte sie nun den König zum erklärten Oberhaupte. Vor Zeiten hatte der Papst sich die weltliche Macht in England an-

gemaßt, so daß König Johann sein Königreich als Lehen aus des Papstes Hand als dessen Vasall zurückempfangen mußte. Deshalb darf man sich nicht wundern, daß nun ein Nachfolger jenes Johann ohne Land sich zum Herrn der Kirche aufwarf. Heinrich VIII., als das Haupt der Kirche von England, ist das Gegenstück zu Papst Innocenz III., als dem Inhaber der englischen Krone. Zu dieser gerechten Zurückweisung der päpstlichen Anmaßung gebrauchte die Vorsehung Heinrich VIII.; zur Einführung wahren Christentums aber anderer und besserer Werkzeuge. Cranmer, der des Königs Gunst besaß und bis ans Ende behielt, war im Herzen dem Evangelium ergeben. Aber so lange der König lebte, konnte er für die Einführung der Reformation wenig thun. Er war nicht einmal im stande, andere Zeugen der Wahrheit, wie Thomas Morus und Frith, welche der Willkür des königlichen Despoten sich gewissenshalber nicht fügen konnten, vor der Hinrichtung zu schützen. Wohl durfte Cranmer die englische Bibelübersetzung von Tyndall, der in Antwerpen den Märtyrertod starb, revidiert herausgeben; aber der König gab die Erklärung dazu, ungelehrte Leute und Frauen sollten diese Bibel nicht lesen. — Energisch räumte Heinrich VIII. mit den Klöstern auf, deren gegen 2000 aufgehoben und mit ihren Gütern zu Gunsten der Krone und des öffentlichen Staatsschatzes eingezogen wurden. Bis an sein Ende blieb der König ein Feind Luthers, der ihn allerdings in einer Schrift sehr derb und höhnisch abgefertigt hatte, als der König in einem Buche gegen Luther die 7 Sakramente verteidigt hatte. Mancher Zeuge des Evangeliums mußte unter Heinrichs Regierung bluten. Im Jahre 1547 starb er.

Er hatte nach einander sechs Frauen gehabt. Von der ersten, Katharina von Aragonien, und der zweiten, Anna Boleyn, ist bereits gesprochen worden. Allmählich erkaltete des Königs Neigung zu Anna Boleyn, besonders seit er in heftiger Leidenschaft zu einer ihrer Hofdamen, der schönen Johanna Seymour, entbrannte. Der freie, ungebundene Verkehr der Anna Boleyn mit Dichtern und anderen geistreichen Männern gab erwünschten Anlaß, sie der Untreue gegen den König zu zeihen; es wurde ihr der Prozeß gemacht und sie hingerichtet. Cranmer hatte vergeblich alles aufgeboten, um die protestantisch gesinnte und wohl unschuldige Königin zu retten. Schon einen Tag nach ihrem Tode vermählte sich der König mit der genannten Johanna Seymour, die ihm den Prinzen Eduard gebar, bei dessen Geburt sie starb. Durch ein Gesetz hatte der König die Tochter der katholischen Katharina, die Maria hieß und von ihrer Mutter im katholischen Glauben erzogen worden war und ebenso die Elisabeth, die hinterlassene Tochter der Anna Boleyn, welche evangelische Erziehung erhielt, von der Thronfolge ausgeschlossen. Gleichwohl sind aber alle diese drei Kinder des Königs aus seinen drei ersten Ehen zur Regierung gelangt, zuerst nach des Königs Tode, Eduard, der protestantisch gesinnte, noch minderjährige Eduard VI., dann nach seinem frühen Tode Maria, wegen ihrer Verfolgung der Bekenner des Evangeliums die blutige Maria genannt, dann Elisabeth, unter welcher die schon unter Eduard begonnene Reformation dann zum Siege gelangte. — Von der vierten Gemahlin Anna von Cleve, die dem Bilde, das der Maler von ihr entworfen hatte, wenig entsprach, ließ sich

Heinrich VIII. bald wieder scheiden. Sie war ihm von Anfang an langweilig und zuwider gewesen; sie sprach nur deutsch, er nur französisch und englisch; er liebte die Musik, sie nicht. — Die fünfte Gemahlin war Katharina Howard, die liebenswürdige Nichte des Herzogs von Norfolk. Zu seinem Schrecken erfuhr der König, daß diese vor ihrer Vermählung einen sehr sittenlosen Wandel geführt habe, und er ließ sie 1542 hinrichten. Die sechste und letzte, die Heinrich VIII. heimführte, war Katharina Parr, die Witwe des Lord Latimer. Auch sie wäre beinahe aufs Blutgerüst gekommen, und entging ihm nur mit List. Im Gespräch mit ihr kam der König oft auf religiöse Dinge zu sprechen und entdeckte einmal, daß sie zur evangelischen Lehre der Protestanten hinneigte. Sogleich befahl er einem katholischen Bischofe, eine Anklage gegen die Königin aufzusetzen. Glücklicherweise erfuhr es dieselbe. Sie knüpfte ganz unbefangen ein religiöses Gespräch mit Heinrich an und erklärte ihm, sie verstehe eigentlich wenig von so hohen Dingen und wage nur hie und da einen Widerspruch, um das Gespräch zu beleben. — Dies rettete sie. Der Verhaftsbefehl wurde zurückgenommen.

Als im Jahr 1547 Heinrich VIII. starb und ihm Eduard VI. folgte, da bekam Cranmer, der Erzbischof von Canterbury freie Hand. Er stand an der Spitze des Regentschafsrates und führte nun die Reformation weiter. Er gab eine Sammlung guter Predigten heraus, ordnete Visitationen an, um die gröbsten Mißbräuche abzustellen; das Abendmahl wurde in beiderlei Gestalt gereicht, den Geistlichen wurde die Ehe gestattet und es wurde das „gemeinsame Gebetbuch" (Common Prayerbook) für den Gottesdienst eingeführt. Auch wurden deutsche Gottesgelehrte, z. B. Martin Bucer aus Straßburg und Peter Martyr, nach England gezogen zur Förderung des Werkes des Evangeliums.

Aber es kamen noch einmal schlimme Zeiten blutiger Verfolgung. Eduard VI. starb noch jung. Um Maria, die katholisch gesinnte, ältere Stiefschwester Eduards auszuschließen, hatte der Herzog Northumberland den König bewogen, Johanna Gray, eine Schwesterenkelin Heinrich VIII., die mit Dudley, einem Sohne Northumberlands vermählt war, zu seiner Nachfolgerin auf dem Throne zu bestimmen. Johanna Gray war noch nicht 20 Jahre alt, gleich ausgezeichnet durch Schönheit, Anspruchslosigkeit und Tugend, wie durch einen seltenen Grad von Bildung. Nicht nur wußte sie sich in mehreren neuen Sprachen gewandt auszudrücken; sie las auch die Meisterwerke des römischen und hellenischen Altertums in der Grundsprache. Dabei war sie begeistert für die evangelische Lehre. Über religiöse Gegenstände wechselte sie mit Bullinger, Zwinglis Nachfolger, lateinische Briefe, die noch jetzt in Zürich aufbewahrt werden. — Ohne Arg nahm sie die Krone Englands an. Aber die Mehrzahl des Adels und des Volkes erklärte sich für Heinrichs VIII. älteste Tochter Maria, und Johanna Gray wurde samt ihrem Gemahl Dudley in den schrecklichen Tower geworfen, (das noch jetzt in London stehende große Königsschloß, wo so viele Edle geschmachtet haben) und nach einiger Zeit hingerichtet. Standhaft hielt die junge Dulderin am evangelischen Glauben fest und sandte noch am Abend vor ihrer Hinrichtung im Angesichte des Todes

einer ihrer Schwestern ein Neues Testament, in welches sie als Widmung folgendes schrieb:

„Ich sende Dir hier, meine liebe Schwester, ein Buch, welches, wenn auch äußerlich nicht geziert und in Gold gefaßt, doch an innerem Werte alle Edelsteine übertrifft. Es ist das Buch von der frohen Botschaft unseres Herrn, sein letzter Wille, sein Vermächtnis an uns arme Elende. Darin wirst Du den rechten Weg kennen lernen zur ewigen Freude, und wenn Du es mit wahrer Heilsbegierde liesest, den Weg zum ewigen Leben. Du wirst daraus lernen, wohl zu leben und wohl zu sterben. Es wird Dir mehr Gewinn bringen als alle Herrschaften und Besitztümer Deines Vaters. Wenn Du allen Deinen Eifer darauf richtest, dies Buch zu verstehen und seinen Vorschriften nachzuleben, so wirst Du Erbin werden der Güter, welche keine Menschen von Dir rauben können, welchen die Diebe nicht nachgraben und die der Rost nicht frißt. Bete, liebe Schwester, mit David um Erkenntnis des heiligen Gesetzes Gottes. Lebe immer, um zu sterben, damit Du durch den Tod das ewige Leben erbest; verlasse Dich nicht darauf, daß Dein zartes Alter Dir das Leben verlängere; denn Jung und Alt stirbt gleich bald. Darum lerne stets sterben, laß fahren die Welt, entsage dem Satan und opfere hin das Fleisch dem Herrn. Bereue Deine Fehltritte; aber verzage und verzweifle nicht. Sei stark im Glauben, begehre hinfort nichts mehr als mit Paulus: getrennt zu werden von diesem Leibe des Todes und aufgenommen zu werden in die Gemeinschaft Christi, mit dem wir leben, wenn wir sterben. Mache es wie der treue Knecht, der sich immer wach erhielt, damit nicht, wenn der Tod kommt wie ein Dieb in der Nacht, Du als eine der unklugen Jungfrauen erfunden werdest. Freue Dich in Christo, trage seinen Namen und nimm sein Kreuz auf Dich. Und was meinen Hingang betrifft, freue Dich auch dessen, wie ich mich freue, meine gute Schwester; denn ich werde entledigt werden von dieser Verderbnis, und zum Unverweslichen übergehen. Ich habe die feste Überzeugung, daß, indem ich das sterbliche Leben verliere, ich das unsterbliche erlange, welches ich Gott bitte, auch Dir zu geben, um Dir die Gnade zu verleihen, in seiner Furcht zu leben und im wahren christlichen Glauben zu sterben. Von diesem Glauben — ich bitte Dich in Gottes Namen — weiche nicht, weder aus Hoffnung zum Leben, noch aus Furcht vor dem Tode; denn wenn Du seine Wahrheit verleugnest, um Dein Leben zu fristen, so wird dich Gott auch verleugnen. Wenn Du Dich aber an ihn wendest, so wird er Dir Deine Tage verlängern zu Deiner Stärkung und zu Seiner Ehre. Zu dieser seiner Ehre und Herrlichkeit wolle Er mich führen, und zu seiner Zeit, wann es ihm gefällt, Dich abrufen. Lebe wohl, meine Schwester! Hoffe auf Gott, er wird Dir helfen.

Deine liebe Schwester

Johanna Dudley."

Unter Maria, die mit Recht die blutige genannt wird, sollen wohl 300 Personen, darunter 30 Geistliche, wegen ihres evangelischen Glaubens hingerichtet worden sein. Unter anderen wurden die evangelischen Bischöfe Latimer und Ridley, jener ein beredter Prediger und ergrauter Kämpfer für die Wahrheit, zum Scheiter-

haufen geführt. Latimer suchte seinen viel jüngeren Freund beständig aufzumuntern. Auf der Richtstätte angekommen, warf Latimer seinen Mantel ab und stand im Sterbegewand wie ein Verklärter da. „Bruder," rief er seinem Leidensgenossen zu, „wir werden heute eine Fackel anzünden, die, so Gott will, in England nimmer auslöschen wird!" — Auch der Reformator **Cranmer** mußte sterben. Man hatte dem alten gefangenen Mann Hoffnung gemacht, er könne sein Leben retten, wenn er einen Widerruf seiner Lehre unterzeichne. Er war so schwach, es zu thun. Aber im Angesichte des Todes ermannte er sich von neuem und im Begriff, den Scheiterhaufen zu besteigen, klagte er sich selbst an als einen, der die Wahrheit verleugnet habe, um das Leben zu erhalten. Er streckte vor allem Volk seine rechte Hand in die Flamme mit den Worten: „Diese hat gesündigt, diese soll zuerst brennen." — So hat Cranmer seine Schwäche durch seinen Tod gleichsam wieder ausgebrannt. Auch Maria, die in Trübsinn verfiel, weil sie fühlte, daß sie den Haß des Volkes auf sich lade und durch keine Hinrichtungen der Bewegung des Glaubens Einhalt thun könne, starb bald und ihr folgte **Elisabeth**, die Tochter der Anna Boleyn.

Thomas Cranmer. (Nach A. van der Werff.)

Elisabeth hatte ihre Jugend in freudloser Stille und sogar zum Teil im Kerker zugebracht; aber die Einsamkeit war für sie eine Schule der Weisheit, der Erkenntnis, der Mäßigung und Selbstbeherrschung geworden. Wie ihre unglückliche Mutter war sie der evangelischen Lehre zugethan. Sie ließ alle Gefangenen frei,

die unter ihrer Vorgängerin eingekerkert worden waren, und führte nun allmählich, ohne die Altgesinnten zu drücken oder zu verfolgen, die Reformation in England durch. Die Oberhoheit über die Kirche und das Richteramt in geistlichen Dingen nahm sie wieder an sich, trotz der päpstlichen Bannflüche. Der *Gottesdienst*, den sie durch evangelische Gottesgelehrte ordnen ließ, hielt die Mitte zwischen allzugroßer römischer Überladung und zu weit getriebener Einfachheit, ungefähr wie er noch jetzt in der englischen Staatskirche stattfindet, wo viel mehr Kultusformen aus der alten katholischen Kirche beibehalten sind, als in den deutschen und schweizerischen protestantischen Kirchen. Ein *Glaubensbekenntnis* von 39 *Artikeln* wurde aufgesetzt, wie es gegenwärtig in England noch gilt. Die *Bischöfe* blieben im Besitz ihrer Macht und Einkünfte, weil das bischöfliche Amt zu den von Christus selbst im Anfang der Kirche gegebenen Ämtern gehöre. Nur mußten die Bischöfe den evangelischen Glauben annehmen. — Mit Ernst und Strenge ging Elisabeth später gegen aufrührerische Umtriebe der Katholiken, sowie gegen Bewegungen allzu eifriger Reformierter vor. Aber es wurde unter ihrer 50jährigen im ganzen glücklichen Regierung doch der Grund gelegt zu Englands Größe und Macht, und dieser Grund ist nach der Überzeugung seiner größten Staatsmänner kein anderer als das Evangelium. Zu einer völligen Glaubenseinheit ist es freilich auch in England nicht gekommen; keine staatliche Gewalt kann und soll sie schaffen. Gerade daraus, daß sich Elisabeth den Eid des Gehorsams gegen ihre kirchliche Oberhoheit schwören ließ, entstanden lange und ernste Parteikämpfe. Die königlich geordnete Staatskirche, die im Gottesdienst noch sehr an den alten Katholizismus erinnert, in der Lehre aber reformiert, calvinistisch ist, heißt *bischöfliche oder Episkopalkirche*. — Aber viele waren mit der Verfassung der bischöflichen Kirche nicht zufrieden; es sollte nichts mehr ans Papsttum erinnern. Diese, die auf gänzliche Reinigung (puritas) und Umformung der Kirche drangen

Königin Elisabeth von England. (Nach J. D. Schleuen.)

und sich daher von der bischöflichen Kirche getrennt haben, heißen Puritaner oder Dissenters oder Nonconformisten oder Presbyterianer. — Und die weitgehendsten unter diesen, welche später besonders unter dem großen Oliver Cromwell aufgekommen sind, sind die Independenten, die nicht nur die bischöfliche, sondern auch die Synodalverfassung der Presbyterianer verwerfen, so daß jede Gemeinde unabhängig ist.

Oliver Cromwell, ein gebildeter Landedelmann, war ein strenger und energischer Charakter, von klarem Blick und festen Grundsätzen. Als Karl I., ein Enkel der Maria Stuart von Schottland, als König von England unumschränkt in der Kirche wie im Staate herrschen wollte und jahrelang ganz willkürlich ohne Parlament regierte, brach der Bürgerkrieg aus, in welchem die Anhänger des Königs gegen die Partei des aufständischen Parlamentes kämpften. Das Parlamentsheer bestand aus Puritanern, welche die Kirche von allem menschlichen Beiwerk reinigen wollten, „ernste, fanatisch fromme Männer, demütig und zerknirscht vor Gott, stolz und unbeugsam vor den Menschen". Die Seele des Heers war Oliver Cromwell, ein Mann von großem Feldherrntalente. Aus unverdorbenen Söhnen des Landvolks, die er unablässig in den Waffen übte und mit seiner religiösen Begeisterung zu erfüllen wußte, hatte er sich sein Reiterkorps gebildet, seine unüberwindlichen „Eisenrippen". Mit ihnen besiegte er zweimal das Königsheer, das aus Katholiken und Anhängern der bischöflichen Kirche bestand. Karl I. wurde schließlich gefangen und der Parlamentspartei ausgeliefert. Cromwell, in dessen Hand alle Gewalt allmählich sich konzentriert hatte, behandelte den König als Verbrecher und ließ ihn durch einen Gerichtshof als Tyrann, Hochverräter, Mörder und Feind des Volkes zum Tode verurteilen und vor dem Palaste Whitehall in London hinrichten (1649). Cromwell sah von einem nahen Fenster dem blutigen Schauspiel zu. „Nun ist die Religion gerettet und die Freiheit von Tausenden gegründet!" rief er aus, als Karls Haupt in den Sand rollte. Nachher, als die Zuschauermenge sich verlaufen hatte und die Leiche in den Sarg gelegt war, soll Cromwell den Kopf des hingerichteten Königs in die Höhe gehoben, ihn betrachtet und gesagt haben: „Es war ein kräftiger Körper, der ein langes Leben versprach." — England wurde nun eine Republik und die höchste Gewalt Cromwell übertragen, welcher als „Protektor" bis zu seinem Tode (1658) regiert und Englands Macht und Ansehen zu heben gewußt hat.

Hervorragende Namen in der Geschichte des Christentums jener Zeit waren in England besonders John Bunyan und Richard Baxter, beide Verfasser von unsterblichen Schriften, die bis heute viel gelesen werden und großen Segen gestiftet haben, der „Pilgerreise nach Zion" von Bunyan und der „ewigen Ruhe der Heiligen" von Baxter; ferner Georg Fox und William Penn, die Stifter der Gesellschaft der Freunde oder der Quäker.

In den Zeiten der kirchlichen und politischen Wirren, in welchen Karl I. entthront wurde und Cromwell aufkam, entwickelte sich in England eine mystische Richtung, die im Gegensatz zu allem Äußeren, das nur Anlaß zu endlosen Streitigkeiten und Verfolgungen gegeben hatte, den Wert auf das Innere legte und

neben der Heiligen Schrift allein den Geist und seine Stimme im Menschen als Autorität aufstellte. Der zu hohe Wert, der in der englischen Kirche auf die kirchlichen Äußerlichkeiten gelegt wurde, auf Formen des Gottesdienstes, auf Altäre, Lichter, Bilder, Liturgieen, Ämter und Amtskleider, führte zum andern Extrem, daß man alles das verschmähte und das wahre Christentum im „inneren Lichte" der Seele, im freien, von keinen Formen und Gesetzen mehr beengten Geistesleben suchte. Milton z. B., der große Dichter des „verlorenen Paradieses", neigte dieser mystischen Richtung zu. Von der sich anbahnenden großen Umwälzung sagte er: „Nun ist die Zeit gekommen, da Gott die Erde mit seiner Erkenntnis erfüllt; in den alles niederwerfenden Stürmen der Zeit erblüht Gottes wahre Gemeinde täglich herrlicher." — Und unter diesem Blühen verstand man hauptsächlich den unmittelbaren Verkehr der Gläubigen mit Gott und die Steigerung dieses Verkehrs bis zu wunderbaren Stimmen und Offenbarungen des Heiligen Geistes. Nicht wer das Amt, sondern wer den Geist habe, dürfe und solle in der Gemeinde reden. „Ich habe auch ein Wort vom HErrn Jesu zu sagen" — „so spricht der HErr durch mich" u. s. w. begannen jetzt Rede und Schrift der „Heiligen". Auch das Gefühl beherrschte mehr und mehr die Geister: man stehe am Ende der Zeiten und viele Schriften jener Tage enden mit den Woten: „Komm, HErr Jesu, komme bald!"

Auf diesem Boden erwuchs das Quäkertum oder die „Gesellschaft der Freunde", deren Stifter Georg Fox ist (1624—1691). — Fox war der Sohn armer puritanischer Webersleute. Sein Vater brachte ihn zu einem Lederhändler nach Nottingham, und er hat, ganz in Leder gekleidet, seines Meisters ausgedehnte Handelsgeschäfte geführt. Von Jugend an still und in sich gekehrt, wurde er es noch mehr, als seine Kameraden seine an sie gerichteten ernsten Ermahnungen mit Spott erwiderten. Einst, es war im neunzehnten Lebensjahre, nahm er großen Anstoß am Benehmen von zwei Vettern, die bischöfliche Vikare waren. In großer Aufregung und Traurigkeit über den Zustand der Kirche nahm er seine Zuflucht zum Gebet und vernahm endlich in seinem Innern die Stimme: „Du siehst, wie die jungen Leute zusammengehen in Eitelkeit und die alten Leute in die Erde; du mußt beide, Junge und Alte, vergessen und allein ein Fremdling werden." So verließ er denn 1643 Vaterstadt, Verwandtschaft und Freundschaft und durchwanderte, um Besseres zu suchen und zu wirken, einen großen Teil von England. Aber sein Wanderleben war noch voll von schweren inneren Kämpfen; die Hand des HErrn lag schwer auf ihm, sein Antlitz, seine ganze Gestalt verfiel. Da vernahm er plötzlich wieder die Stimme des HErrn: „Dein Name ist in das Lebensbuch des Lammes geschrieben." Nun begann er erst recht sein Prophetenamt und zog als Bußprediger umher. Gott wohne, lehrte er, nicht in Tempeln von Händen gemacht; die sogenannten Geistlichen seien Mietlinge; im Innern der Seele müsse der wahre Gottesdienst errichtet und in guten Werken der Liebe und in einem Leben der Entsagung ausgeübt werden. Das innere Licht des Geistes sei die oberste Glaubensregel; der innere Christus, der in uns wohne, rechtfertige und heilige; die rechte Taufe sei nicht die mit Wasser, sondern die Taufe mit dem Heiligen Geist zur Vergebung und Reinigung von Sünden. Das rechte Abendmahl sei das Genießen Jesu Christi, der das wahre

Oliver Cromwell an dem Sarge Karls I. (Nach Delaroche.)

Brot vom Himmel sei und auch ohne das äußerliche Abendmahl im Glauben aufgenommen werde. Man müsse sich losreißen von der Anhänglichkeit an das Irdische, von den eitlen Moden und Festen, von Spiel und Kleiderstaat, eitler aufblähender Wissenschaft und Kunst; — Eid und Kriegsdienst seien dem Christen verboten. Alle Menschen soll man lieben, nie aber sich vor ihnen knechtisch erniedrigen oder den Hut abziehen, und jedermann mit „du" anreden.

Foxens Predigen und Wirken machte in der gärenden Zeit großen Eindruck, und er fand selbst in höheren Kreisen viele Anhänger. Schon im Jahre 1649 entstand die „Gesellschaft der Freunde", wie sie sich nach Joh. 15, 15 nannten, oder die Gemeinschaft der Quäker (Zitterer), wie sie von den Gegnern genannt wurden, weil sie mit Furcht und Zittern das Heil schaffen wollten oder weil manche von ihnen in den Versammlungen von einem krampfhaften Zittern befallen wurden. Bei dem excentrischen, enthusiastischen Wesen, das sich anfangs bei den Quäkern fand, die oft störend in die kirchlichen Gottesdienste eingriffen, ist es begreiflich, daß die Gerichte eingriffen und viele ins Gefängnis legten. Fox selbst war öfter gefangen. Als er wieder einmal zu London gefangen saß, ließ Cromwell, der Protektor, ihn vor sich, hörte ihn aufmerksam an, lud ihn zu Tische und verbot, ihn und seine Leute zu verfolgen, weil er sie so am besten von ihrer Überspanntheit zu heilen hoffte. —

Bei ihrem Gottesdienste verschmähen die Quäker alles Äußere; kein Singen, Lesen und Predigen ist bei ihnen angeordnet; in ehrfurchtsvollem Schweigen und auf Gott gerichtetem Nachdenken sitzen sie da, bis der Geist, der da weht, wo er will, einen Mann oder eine Frau, oder mehrere nacheinander antreibt zum Reden. Nach und nach traten auch gebildete Männer zu den Quäkern über. So hat Robert Barclay (geboren 1648) Bestimmtheit und Ordnung in die Lehre gebracht, und sein Buch Apologia theologiae verae christianae (Verteidigung der wahren christlichen Theologie) soll in seiner Art ein Meisterstück sein in konsequenter Durchführung des mystischen Spiritualismus, des inneren Worts, der inneren Offenbarung. Diese sei nicht Offenbarung eines neuen Evangeliums, sondern eine neue Offenbarung des alten Evangeliums Jesu Christi auf dem Grund der Bibel. Die Bibel sei nicht das Licht selbst, sondern nur Mittel und Werkzeug zur Offenbarung des inneren Lichts. Die Geschichte Jesu wird meist nur allegorisch gebraucht als eine Geschichte des Christus in uns.

Großen Einfluß auf die Schicksale der Quäker übte William Penn aus (1644—1718). Er war der Sohn eines englischen Admirals, und schloß sich schon als Knabe der Gesellschaft an. Die härtesten Mittel des Vaters konnten ihn nicht abfällig machen. Da sandte ihn der Vater nach dem leichtsinnigen Paris an den Hof Ludwigs XIV., und es gelang, ihn zu einem feinen Welt- und Lebemann zu machen, der die Zerstreuungen und Genüsse der Welt liebte. Aber er hatte keine Ruhe. Zurückgekehrt, hörte Penn einmal wieder denselben Quäkerprediger, der ihn schon als Knabe so tief ergriffen. Derselbe redete von einem Glauben, der die Welt überwinde, und von einem andern Glauben, der von der Welt überwunden werde. Die Rede und der Ernst der schweigenden Versammlung wirkten entscheidend,

der vornehme 22jährige Jüngling hielt sich von da an entschieden zu den Quäkern. Auch ihm waren Verfolgungen, namentlich von seiten des Vaters, nicht erspart. Aber er blieb standhaft, und auf dem Totenbette versöhnte sich der Vater mit ihm und setzte ihn zum Erben seines großen Vermögens ein. So wurde selbst der König Karl II. Penns Schuldner und gab ihm statt des Geldes eine Strecke Land in Nordamerika am Delaware (1681). Dahin zog Penn nun die in England verfolgten Quäker, und es bildete sich unter Englands Oberhoheit der Freistaat Pennsylvanien mit der Hauptstadt Philadelphia (Bruderliebe), so genannt, weil hier alle verfolgten Glaubensbrüder, nicht bloß die Quäker, ein Asyl der Glaubensfreiheit finden sollten. Dies ist der Anfang der Vereinigten Staaten Nordamerikas. Jedermann sollte da das Recht und die Freiheit haben, Gott nach seinem Wissen und Gewissen zu dienen und den Glauben öffentlich zu bekennen, unter der einzigen Bedingung, „daß sie nicht auf eine ärgerliche, unheilige und verächtliche Art von Gott, Jesus Christus, der Heiligen Schrift oder Religion sprechen und den guten Sitten oder dem Nächsten schaden“. — In Pennsylvanien erfüllte sich auch der Gedanke der Abschaffung der Sklaverei, den schon Fox gefaßt und angeregt hatte. — William beschloß 1718 sein edles, mühe- und segensreiches Leben. — Zum großartigen Aufblühen der nordamerikanischen Freistaaten trugen wesentlich die Quäkerischen Grundsätze religiöser Duldung bei. Aus den Kreisen der Quäker ist auch Elisabetha Fry hervorgegangen, von der unser Buch später berichtet. Jetzt zählt man etwa 160 000 Quäker.

William Penn.

Richard Baxter, zu welchem wir nun übergehen, ist 1615 geboren. Sein Vater war ein unbemittelter Gutsbesitzer. „Als ich noch sehr jung war, erfüllten mich seine ernsten Reden von Gott und dem zukünftigen Leben mit Scheu vor der Sünde.“ Er studierte und wurde Geistlicher, nachdem er in vielen körperlichen Leiden und inneren Kämpfen und Zweifeln geprüft und gekräftigt worden war. Er war puritanisch gesinnt, wirkte einige Zeit als Feldprediger, mußte sich dann aber, von einer schweren Krankheit ergriffen, in die Stille zurückziehen. In Erwartung des

baldigen Todes schrieb er sein berühmtes Erbauungsbuch „Von der ewigen Ruhe der Heiligen", worüber er selbst sich also äußert: „Fern von Hause und dahinsiechend, selbst ohne ein Buch, außer meiner Bibel, richtete ich meine Gedanken auf meine ewige Ruhe, und weil mein Gedächtnis in Folge meiner Krankheit schwach war, nahm ich die Feder und fing an, meine eigene Leichenrede oder einige Gedanken für meine himmlischen Betrachtungen niederzuschreiben, um mir hiedurch meine wenigen noch übrigen Leidenstage und meinen Tod zu versüßen. Da es aber Gott gefiel, fünf Monate lang mich in diesem Zustand zu lassen und ich zu nichts sonst fähig war, fuhr ich in dieser Beschäftigung fort und so ist daraus ein Buch von solchem Umfang entstanden." — Das Buch ist eine ausführliche und eindringliche Predigt über die Worte: Lasset uns Fleiß thun, einzukommen zu dieser Ruhe.

Baxter erholte sich wieder, wurde Prediger in Kidderminster, welche Gemeinde, früher sehr verwildert, von Grund aus erneuert wurde. Im Jahr 1660 wurde er nach London berufen und zum königlichen Hofprediger ernannt. Karls I. Sohn war inzwischen nach dem Sturze der Republik zur Regierung gelangt. Baxters Bemühungen um Vereinigung der verschiedenen kirchlichen Parteien entsprach der Erfolg nicht. Er wurde königsfeindlicher Gesinnungen verdächtigt, des Amtes entsetzt und, als er in den Häusern Privatgottesdienst hielt, zu sechs Monaten Gefängnis verurteilt. — Nachdem die Verfolgung aufgehört hatte, wirkte er noch bis zum Tode unermüdlich in dem schönen Berufe, zu suchen und selig zu machen, was verloren ist. Sterbend setzte er seine ganze Hoffnung auf die freie Gnade Gottes in Christo Jesu. In Schmerzen sagte er etwa: „Ich leide Pein, aber ich habe Frieden." — Sein letztes Wort war der Zuruf an seine Freunde: „Der HErr lehre euch sterben!" 76 Jahre alt ist er entschlafen. Baxter ist der Verfasser von mehr als 180 Schriften.

Drei Jahre vor Baxter, 1688, starb John Bunyan. Geboren 1628 in der Nähe von Bedford in ärmlichen Verhältnissen wurde er Zinngießer und Kesselflicker und führte ein ausgelassenes Leben. Er wurde ein Flucher und Lästerer und als ein Verführer verabscheut. In der Folge trat er als Kämpfer in die Reiterschar Cromwells ein und erhielt bessere Eindrücke. Eine edle Leidenschaft zu einem jungen braven Mädchen aus gottesfürchtigem Hause half mit, ihn aus dem Sumpf empor zu ziehen. Dasselbe wurde seine Frau. Ihre Besorgnis um sein Heil, ihr edles Leben und ihr früher Tod redeten eine gewaltige Sprache zu seinem Herzen. Er bekehrte sich, und sein Durchbruch von den Fesseln der Welt und Sünde und seine Liebe zum HErrn waren so stark, daß der arme Zinngießer bald vielen andern zum geistlichen Führer wurde; durch das Lesen des Buchs der Bücher und durch den Trieb des Heiligen Geistes fand er Licht und Freudigkeit, von seinem göttlichen Meister Zeugnis zu geben und Gott bekannte sich zu ihm und seiner Arbeit. — Weil das aber damals (nach dem Sturze Cromwells) verboten war, so wurde Bunyan ins Gefängnis geworfen, eben da er sich zum zweitenmale verehelicht hatte mit einer Frau, die eine würdige Nachfolgerin von Bunyans erster Gattin war. Vier Kinder, deren jüngstes blind war, hatte sie aus Bunyans erster Ehe angetreten und groß war ihre Not und Armut. Dennoch wollte sie nicht, daß

Bunyan durch Verleugnung des Glaubens sich die Freiheit erkaufe. „Er kann und darf das Predigen nicht lassen,“ sprach sie zu den Richtern, „denn der Geist Gottes spricht durch ihn.“ So wurde er denn von 1660—1672, zwölf ganze Jahre in Haft gehalten. Wohl wurde er von einem mitleidigen Wärter begünstigt, der ihn im Vertrauen auf sein Wort oft ausgehen und mit Frau und Kindern zusammenkommen ließ. In dieser Gefangenschaft hat Bunyan des „Christen Pilgerreise“ geschrieben, ein höchst merkwürdiges Buch, das fast in alle europäische Sprachen übersetzt worden ist. Nach seiner Befreiung wuchs Bunyans Anhang und Einfluß bei dem Volke ungeheuer. Seine volkstümlichen Reden gewannen ihm die Herzen des Volkes und setzten die Gelehrten in Erstaunen. Einst sagte der König zu Dr. Owen: „Sind Sie etwa auch gegangen, diesen Zinngießer zu hören?“ — Der Gelehrte antwortete: „Ja, Majestät, und ich gäbe alle meine Gelehrsamkeit, wenn ich predigen könnte wie dieser Zinngießer.“ — So braucht Gott die Schwachheit und das Leiden, wie bei Bunyan und Baxter, um Seine Werke zu wirken, und die göttliche Schwachheit ist stärker, denn die Menschen sind.

Abgesehen vom Katholizismus, Methodismus und andern neuern Kirchenabteilungen wird Englands kirchliches Leben noch heute von den drei großen Richtungen der bischöflichen oder Episkopalkirche, der Presbyterianer und der Independenten beherrscht.

Werfen wir noch einen Blick auf Irland und Schottland. Die Königin Elisabeth setzte den Iren immer aufs neue protestantische Geistliche und Bischöfe, welchen jene Zehnten und Zins geben mußten. Aber die Iren wollten mit der Religion ihrer Unterdrücker, der Engländer, nichts zu schaffen haben und blieben katholisch.

In Schottland, damals ein unabhängiges Königreich für sich, breitete ein Schüler Luthers und Melanchthons die Grundsätze der Reformation aus, — Patrik Hamilton. Aber er wurde 1527 verbrannt und andere traf dasselbe Schicksal. Der eigentliche Reformator Schottlands ist John Knox. Durch ihn und die Arbeit seiner Freunde kam dort das Evangelium zum Siege, obschon ein feindliches Königtum drohend entgegenstand. Das Königtum war in Schottland von jeher ein beschränktes gewesen, was seinen Grund teils in der Stärke des großen grundbesitzenden Adels, teils in dem trotzigen Unabhängigkeitssinn des ganzen Volksschlages hatte. Mit dieser schottischen Eigenart verband Knox, Pfarrer und Professor der Theologie, den strengen, theokratischen Sinn Calvins, zu dessen Füßen in Genf er gesessen war. „Ein Calvinist,“ — so charakterisiert ihn der Geschichtsschreiber L. Häusser — „wie außer Calvin selber es keinen schrofferen gegeben hat, untadelig in seiner Sittenstrenge und der Reinheit seines Wandels, ein Prediger wie der Meister selbst, gleich einem alttestamentlichen Propheten, hat er den ganzen unversönlichen Radikalismus, der in dieser revolutionären Richtung lag. Sein Ideal von Kirche und Staat kennt keine königliche und keine priesterliche Allgewalt. Das Priestertum ist auszurotten, der Klerus abzuschaffen, der katholische Götzendienst von der Erde zu vertilgen, der Fürst oder Edelmann, der seinen Rang mißbraucht, wird vogelfrei, die unbedingte Kirchenreform ist, wenn die Obrigkeiten sie nicht vornehmen, heilige Pflicht der Gemeinde, und diese Pflicht kennt in den Mitteln keine Schonung.“

In Schottland hat die sittliche Entrüstung über den entarteten Wandel des Klerus sowie der politische Freiheitssinn der besten Geister zum Bruch mit der katholischen Kirche getrieben. Gegen die Grausamkeiten der Regenten schlossen die Reformierten 1557 ein Bündnis, die „Kongregation Christi" genannt. Stürmische Volksbewegungen folgten. Altäre und Bilder wurden landauf landab zertrümmert, Klöster zerstört, die Schätze der Kirche unter die Armen verteilt. Es kam zu einem förmlichen Bürgerkriege, der im Jahr 1560 mit der Befestigung der Reformation in Schottland endigte. Das Parlament erklärte des Papstes Macht für erloschen und die Presbyterialkirche mit Ältesten und Synode wurde in Schottland eingeführt. Nun übten die siegreichen Protestanten selbst große Härte gegen die Katholiken und verboten nicht nur das Halten der Messe, sondern auch die Teilnahme an derselben bei Lebensstrafe.

J. Knox. (Nach R. Cooper.)

So wurde die Stellung der neuen, jungen katholischen Königin, Maria Stuart, die 1561 aus Frankreich in ihr Königreich kam, eine sehr schwierige. In ihrer Hauskapelle stellte sie die Messe wieder her und gab dadurch, wie auch durch ihr freies Leben und ihre sündlichen Leidenschaften, den puritanischen Eiferern Anstoß. Knox scheute sich nicht, öffentlich auf der Kanzel und auch der Königin ins Gesicht die Verbrechen ihres ausgelassenen Hofes zu rügen. Einmal, als die strafenden Worte des Knox die Königin so gereizt hatten, daß sie ihm gebot, sich augenblicklich zu entfernen, erwartete er ihre weiteren Befehle im Vorgemach. Da redete er die Hofdamen, die

in reichen Anzügen im Zimmer saßen, also an: „O schöne Damen, wie lustig wäre das Leben, wie ihr es führt, wenn es immer so dauern wollte und wenn wir am Ende mit all diesem schönen Putz in den Himmel eingehen könnten! Aber ehe wir's uns versehen, kommt der garstige Tod und fällt über uns her, wir mögen wollen oder nicht, und dann beginnen garstige Würmer ihr Werk an diesem Fleische, mag es noch so schön und zart sein und ich fürchte, die arme Seele wird so schwach sein, daß sie weder Gold noch Geschmeide, weder Trodbeln noch Perlen, noch Edelsteine mit sich forttragen kann.“ Die Königin weinte, aber sie besserte sich nicht, sie drohte und verklagte den Reformator, aber er wurde von den Gerichten freigesprochen. Durch ihren Leichtsinn und durch schlechte Ratgeber mißleitet, hat Maria Stuart nicht nur die schottische Krone, sondern auch, nachdem sie 1568 nach England entflohen war, dort durch englische Gerichte, deren Todesurteil die Königin Elisabeth unterzeichnete, ihr Leben verloren.

Schottlands Reformator aber, John Knox, ist im Jahre 1572 gestorben, standhaft und treu im Glauben, für den er oft sein Leben gewagt. Auf dem Sterbebette bezeugte er, er habe nie die Personen gehaßt, wenn er auch Gottes Gericht gegen sie habe ausdonnern müssen; nur die Sünde habe er gehaßt und mit aller Macht gesucht, die Seelen für Christus zu gewinnen. — Er war „ein Mann, der sich nie vor eines Menschen Angesicht gefürchtet hat“.

Gustav Adolf von Schweden.

Durch die Jesuiten, von welchen die Gegenreformation ausging, war Österreich für die katholische Kirche zurückerobert worden, und es durfte nun der Versuch gemacht werden, auch ganz Deutschland von der Ketzerei der Reformation zu reinigen und den Protestantismus gänzlich auszurotten. Hierfür fand sich in Ferdinand II. von Österreich, welcher 1619 zum deutschen Kaiser gewählt geworden war, ein williges Werkzeug. Derselbe war ein ergebener Schüler der Jesuiten und so sehr von dem Recht und der Gottgefälligkeit seiner katholischen Maßnahmen überzeugt, daß er auch in den schwierigsten Lagen nicht zweifelte, Gott werde ihm den Sieg verleihen. — Seine Gegner aber, die Protestanten, waren unter sich uneins und namentlich durch den Haß der Lutheraner gegen die Reformierten an jeder größeren und entscheidenden Unternehmung verhindert. Wohl kam zum Schutze des Glaubens eine protestantische Union zu stande, an deren Spitze der Kurfürst von der Pfalz, Friedrich V. stand. Weil aber dieser Fürst ein Reformierter war und nicht Lutheraner, so schloß sich der lutherische Kurfürst von Sachsen mit andern dieser Union nicht an. Der sächsische Oberhofprediger Hoë von Hohenegg verfocht sogar die Meinung, daß die reformierten Calvinisten mit den Arianern und Türken übereinstimmen. Solche Spaltung war für den Protestantismus verhängnisvoll. Es ging mit ihm immer mehr zurück, und als endlich das schon lange glimmende Feuer mit dem dreißigjährigen Kriege (1618—1648) ausbrach, fand dieser die Protestanten uneins und geschwächt. — Der protestantischen Union setzte der Herzog Maximilian ein Gegenbündnis, die katholische Liga entgegen.

Das Feuer brach in Böhmen aus. Auch dort, wie in den meisten Ländern Deutschlands genossen die Evangelischen seit dem Augsburger Religionsfrieden (1555) Glaubensfreiheit und durften auf Grund des vom kaiserlichen Landesherrn ihnen ausgestellten Majestätsbriefes sich auch neue Kirchen bauen. Aber von zwei solchen neuen Kirchen wurde ihnen nun die eine geschlossen, die andere gar zerstört. Klagend und Hilfe suchend wandten sich die Böhmen an den Kaiser, bekamen aber harten, abschlägigen Bescheid und ihre Versammlungen wurden ihnen verboten. Da loderte das Feuer des Aufruhrs empor. Zahlreich und bewaffnet zogen sie aufs Schloß zu Prag, stellten dort die kaiserlichen Statthalter Slawata und Martinez, die Urheber jenes schroffen und ungesetzlichen Bescheides zur Rede und warfen dieselben

schließlich aus dem Fenster in den tiefen Schloßgraben hinab. Wenn auch beide am Leben blieben, so war doch dieser Schritt der Anfang des Krieges.

Böhmen vertrieb die Jesuiten, rüstete und gab sich in dem Grafen von Thurn einen Feldherrn. Derselbe zog bis vor Wien und brachte den kaiserlichen Hof in große Not. Als Thurn aber, statt vorzugehen, sich nach Böhmen zurückzog, bekam Ferdinand II. Luft, ließ sich zum Kaiser krönen und rüstete nun, sein Erbland Böhmen zu erobern. Die Böhmen hatten inzwischen das Haupt der Union Friedrich V. zu ihrem König gewählt. Es war aber eine unglückliche Wahl. Nicht nur machte sich Friedrich V. durch seinen reformierten Eifer, womit er alle Bilder aus der Domkirche zu Prag hinwegräumen ließ, bei den lutherisch gesinnten Unterthanen unpopulär und entzog sich den Beistand der lutherischen Fürsten, er lebte auch lieber herrlich und in Freuden, als daß er sich den Geschäften der Regierung und den Strapazen des Krieges gewidmet hätte. Nur einen Winter lang trug er die Königskrone. Der katholische General Tilly schlug die Böhmen vor Prag (1620), Friedrich V. floh aus Böhmen und aus Deutschland, wurde in die Acht gethan, seiner Kurwürde verlustig erklärt und seine Pfalz samt der Kurwürde dem Herzog Maximilian von Bayern gegeben, der in seinen neuen Ländern nun wieder den katholischen Gottesdienst einführte.

Gar schlimm ging es aber nun den armen Böhmen. Erst schien der Kaiser Milde und Gnade walten lassen zu wollen; denn mehrere Monate geschah nichts. Dadurch sicher gemacht, kehrten viele der entflohenen Adeligen zurück! Da wurden sie aber festgenommen und ihrer 27 an einem Tage hingerichtet. Die evangelischen Prediger mußten das Land räumen, die Jesuiten kamen, stellten die Messe her; wer nicht katholisch werden wollte, dem legte man 10 oder 20 oder 30 Soldaten ins Haus, bis er mürbe wurde. Aber mehr als 30000 Familien, unter ihnen auch der edle Pädagoge und Prediger Amos Comenius, wanderten lieber aus, als daß sie von ihrem Glauben abgefallen wären. Das war das Schicksal der Böhmen nach 200jährigem Kampfe um Freiheit des evangelischen Glaubens. Nicht nur Böhmen, auch Mähren und Schlesien kamen wieder unter das römische Joch und verloren ihre evangelische Freiheit.

Mit der Unterjochung der Böhmen hörte aber der Krieg keineswegs auf. Da in der Pfalz, dem Lande des geächteten Friedrich V. die kaiserlichen Truppen gar übel hausten, so erhoben einige Feinde des Kaisers und Freunde des geächteten Königs dagegen ihre Waffen und sammelten Söldnerscharen, um damit auf eigene Faust Krieg zu führen. Es waren besonders der kriegerische Graf Ernst von Mansfeld und der Herzog Christian von Braunschweig, die den Krieg weiter führten, am Rhein und in Franken umherzogen und die katholischen Stifter und Klöster plünderten. In der Hauptkirche zur Paderborn fand Christian von Braunschweig die silbernen Säulen der Apostel; er schickte sie in die Münze, damit sie zu Geld geprägt würden: denn Christus habe zu den Aposteln gesagt: „Gehet hin in alle Welt.“ Die geprägten Thaler aber bekamen die Aufschrift: „Gottes Freund, der Pfaffen Feind.“ — Aber diese Abenteurer richteten nicht viel aus. Der Krieg zog sich unglücklich in die Länge und zog sich gegen Norden. Als auch

der dänische König sich in den Krieg mischte, wurde auch er geschlagen und mußte versprechen, sich nie mehr in deutsche Angelegenheiten zu mischen.

Nun stand den kaiserlichen Heeren ganz Deutschland offen bis zur Nord- und Ostsee, und das Werk der Unterdrückung der evangelischen Kirchen konnte einen großen Schritt weitergeführt werden. Kaiser Ferdinand II. erließ das sogenannte Restitutionsedikt (1629), d. h., er befahl, die Protestanten sollten alle seit dem Passauer Vertrag (1552) eingezogenen Bistümer und geistlichen Stifter an die katholische Kirche zurückgeben, so daß nun in ganz evangelisch gewordene Städte, Klöster und Bischofssitze wieder katholische Kirchenfürsten einzogen, mit der Macht, das Volk wieder unter ihren Krummstab zu bringen. Katholische Landesherren sollten das Recht haben, die evangelische Lehre in ihren Ländern auszurotten und an den noch übrig gelassenen Vergünstigungen der Lutheraner sollten die Reformierten keinen Anteil haben. — Das war ein trauriges Edikt. Alsbald kamen kaiserliche Bevollmächtigte, um es im ganzen deutschen Reiche durchzuführen, und kaiserliches Kriegsvolk stand überall bereit, dem Willen des Kaisers Nachdruck zu geben. Drei Erzbistümer und fünfzehn Bistümer nebst den meisten Klöstern und Abteien samt den dazu gehörigen Städten und Ländern fielen wieder in katholische Hände. In den Reichsstädten wurde der evangelische Gottesdienst geradezu untersagt. Die Jesuiten zogen überall ein, die Leute zu Rom zurückzubekehren und das Volk wurde von den katholischen Fürsten mit Gewalt zur katholischen Kirche zurückgeführt. Man entwarf dazu eine Beichtformel, die viel in Gebrauch kam. Sie lautete:

„Großglogauische Beichte, so die abgefallenen Lutheraner thun sollen 1629. — Ich armer, elender Sünder bekenne vor euch Priestern, daß ich viele Jahre der verdammten, gottlosen Lutherschen Lehre beigewohnt und in solchem Irrtume gelebt habe, auch in ihrem greulichen Sakrament nichts anderes empfangen als gebacken Brot und ein Tränklein Wein aus einem Faß. Solchem greulichen Irrtum und verdammlicher Lehre widersage und widerspreche ich, nun und nimmermehr in alle Ewigkeit beizuwohnen, so wahr mir Gott helfe und alle Heiligen. — Wir glauben 1. wie die katholische Kirche befiehlt, es sei in der Schrift gegründet oder nicht. — Wir glauben 2. an der Heiligen Fürbitte und Anrufung. — Wir glauben 3., daß ein Fegfeuer ist. — Wir glauben 4. an die sieben Sakramente. — Wir glauben 5. an die heilige Jungfrau Maria. — 6. Wir schwören zu Gott, daß die Lutherische Lehre falsch und verdammlich sei und wollen's die Zeit unseres Lebens thun, auch unsere Kinder davon abhalten. — 7. Wir schwören, daß wir den Kelch des HErrn die Zeit unseres Lebens nicht gebrauchen wollen. — 8. Wir schwören, daß wir in die katholische Lehre aus gutem Willen und ohne Zwang getreten sind, wozu uns Gott Vater, Sohn und Heiliger Geist helfe. Amen.“ —

Ein Schrei der Verzweiflung ging durch Deutschland, welches bis ums Jahr 1600 zum weit größten Teile evangelisch geworden war und nun durch den mächtigen Kaiser mit Hilfe seiner Jesuiten und seiner Spanier und Kroaten wieder mit Gewalt katholisch gemacht werden sollte. Niemand regte sich für die unterdrückten Protestanten. Die Furcht hielt alles nieder. Besonders die Furcht vor

dem allgewaltigen Wallenstein, der dem Kaiser ein Heer geschaffen hatte und es nun siegreich, alles niederwerfend durch Deutschland führte. Wallenstein war ein böhmischer Edelmann, der sich in Kriegen gegen die Türken und in Italien Lorbeeren geholt und ungeheure Schätze gesammelt hatte. Von böhmisch-mährischen Brüdern abstammend, war er zur katholischen Kirche übergetreten, war aber innerlich aller Religion bar. Macht und Ehre war sein Streben; dazu waren ihm alle Mittel recht. Wallenstein war ein großer Feldherr, aber ein Mensch ohne Treu und Glauben, grausam und hart, von gebietender Strenge, kalter, stolzer Zurückhaltung, Argwohn und Mißtrauen im Blick. Mäßigung erschien ihm als Schwäche; nur die zügellos alle Schranken durchbrechende Kühnheit hielt er für groß, und den Ehrgeiz nannte er die Leuchte, die allen großen Handlungen vorangeht. — Dieser Wallenstein vertrieb die Herzoge von Mecklenburg, eroberte Pommern, Brandenburg und Niedersachsen und verheerte alle Länder, durch die er kam, aufs schrecklichste. Die Aussicht auf reiche Beute war es ja neben dem Vertrauen auf sein großes Feldherrntalent, was die Abenteurer in Masse anzog und sein Heer groß machte, als Wallensteins Werbetrommel geschlagen wurde. Die Offiziere Wallensteins lebten in der That wie Fürsten und trieben die Verschwendung aufs äußerste. Spiel, Saufgelage und Unzucht waren unter ihnen an der Tagesordnung. Ebenso war's unter den Soldaten. Diesen wurde gegen die Bürger und Bauern alles gestattet. Die beste Kost war ihnen kaum gut genug; unter dem Teller mußte wenigstens ein Gulden liegen. Was sie nicht verzehrten, verderbten sie oft mutwillig. Kühe über den Haufen stechen, Saaten abbrennen, Thüren, Fenster und Öfen einschlagen war eine Hauptlust. Frauen und Mädchen wurden mißhandelt, Männer geplündert, gemartert. Mord und Brand bezeichneten den Weg, den Wallensteins Soldaten genommen hatten. Tausende starben vor Hunger, ja viele töteten sich selbst. — Fast niemand rührte sich mehr und widerstand. Einzig Magdeburg in Niedersachsen widerstand dem General Tilly, der der evangelischen Stadt einen katholischen Bischof bringen sollte und sie daher belagerte. — Und an der Ostsee war es die Stadt Stralsund, die es wagte, dem Wallenstein die Thore zu verschließen. „Und wenn Stralsund mit Ketten an den Himmel gebunden wäre,“ schwur er, „so muß es doch herunter!“

ALBERT WALSTEIN
DUC DE FRITLAND.

Wallenstein.

Aber im Himmel thronet Einer, der sprechen kann: Bis hieher und nicht weiter. Ist die Not am größten, so ist Gott am nächsten. Er hatte beschlossen, die evangelische Kirche, die in den letzten Zügen zu liegen schien, nicht sterben zu lassen, und Er war es, der ihr einen Retter erweckte. Es war der Schwedenkönig Gustav Adolf.

Gustav Adolf war der Enkel jenes Gustav Wasa, der im Zeitalter Luthers Schweden mit starkem Arme von Dänemark unabhängig gemacht, von seinem Volke zum Reichsverweser und zum Könige erwählt worden war und dann die Reformation in Schweden eingeführt hatte, nachdem er die neubelebende Kraft des reinen Evangeliums als Flüchtling an seinem eigenen Herzen erfahren hatte. Am 9. Dezember 1594 wurde Gustav Adolf seinem Vater, dem König Karl IX., im Schlosse zu Stockholm geboren. Das königliche Kind entwickelte sich sehr früh und zeigte glänzende Anlagen des Geistes und des Körpers. „Er war nie Kind, er war gleich König," sagte einer seiner Lobredner von ihm. Auf seine Erziehung wurde die größte Sorgfalt verwendet. Er zeichnete sich durch ungewöhnlichen Wissensdurst, durch Vorliebe für kriegerische Spiele und Unerschrockenheit aus. Die glorreichen Thaten des Prinzen Wilhelm von Oranien übten auf sein jugendliches Gemüt besonderen Zauber aus. Im zwölften Lebensjahre verstand er schon sieben Sprachen, wie er denn später mehrere derselben, Deutsch, Französisch, Englisch, Holländisch, Lateinisch, außer seinem Schwedisch geläufig sprach. Vieles aus den Schriften des römischen Philosophen Seneca wußte er auswendig und verstand dessen markige Sprache bei Gelegenheit geschickt zu verwenden. Auch der Rechtsgelehrte Hugo Grotius war sein Lieblingsschriftsteller.

So wuchs Gustav Adolf heran zum jungen Manne von großer stattlicher Gestalt, weißer Hautfarbe, blondem Haar und Bart, lebhaften blauen Augen. In seinem edlen Antlitze spiegelte sich unverwüstliche Heiterkeit und Herzensgüte, welche, mit Frömmigkeit und Gottesfurcht gepaart, den Grundzug seines Charakters bildete. Doch fehlten ihm auch Ernst und Strenge nicht, wo es not that. Auch die religiös sittliche Erziehung wurde nicht vernachlässigt. Ein von seinem Vater ihm hinterlassener Denkzettel zeigt die Richtung derselben an. In demselben heißt es u. a.: „Vor allem fürchte Gott, ehre Vater und Mutter, beweise deinen Geschwistern brüderliche Liebe, halte die treuen Diener deines Vaters in Ehren, belohne sie nach Gebühr, sei gnädig deinen Unterthanen, strafe das Böse, fördere das Gute, sei milde, trau, schau, wem; halte über den Gesetzen ohne Ansehen der Person, kränke niemandes wohlerworbene Rechte." — Seine Gesundheit war nicht immer die beste. Aber er härtete sich sehr ab. Fieberanfälle vertrieb er oft damit, daß er mit einem Herrn seiner Umgebung focht, bis der Anfall vorüber war.

Schon im zwölften Lebensjahre durfte Gustav Adolf den Sitzungen des Reichsrates beiwohnen und wenn die Schwierigkeit der Fragen es etwa zu keiner Entscheidung kommen ließ, so wies der König auf den im Zimmer weilenden Knaben und sagte: Ille faciet, jener wird's thun! — Im sechzehnten Jahre erbat sich Gustav Adolf den Oberbefehl in dem beginnenden Feldzug gegen Rußland und war sehr betrübt, als ihm dies der Vater abschlug. Aber im Jahre darauf überreichte ihm der Vater vor dem versammelten Reichstag den Degen und den Oberbefehl.

Gustav Adolf war siebzehn Jahre alt, als sein Vater starb und ihm Reich und Krone hinterließ. Was da der junge König, der sogleich für volljährig erklärt wurde und selbständig die Regierung führte, als Erbe antrat, war kein sanftes Ruhekissen, nicht Genüsse und Schätze; es waren drei Kriege, Kriege, die einen ganzen Mann erforderten, die Kriege mit Dänemark, Rußland und Polen. Dazu kamen verschiedene mißliche Umstände im Innern des Reiches selbst. Der Wohlstand war verfallen; der Adel benützte den Thronwechsel, um sich möglichst viele Privilegien zu sichern, um unabhängig vom Könige seine Wege gehen zu können; der Bürger- und Bauernstand war durch die immerwährenden Kriegssteuern fast zu Grunde gerichtet. Dazu muß man nicht vergessen, daß Schweden, obschon ein großes Land, nicht viel über eine Million Einwohner besaß. Nichtsdestoweniger griff Gustav Adolf mit starker Hand und mit Gottvertrauen zu. Unterstützt wurde er durch seinen Kanzler Oxenstierna, der ohne Zweifel der größte Staatsmann seiner Zeit war. Das Verhältnis des jungen, feurigen, thatenlustigen Königs zu seinem besonnenen, ruhigen Kanzler war ein sehr schönes. Wohl konnte diesem der König etwa ungeduldig zurufen: „Wenn meine Hitze nicht ein wenig Leben in eure Kälte brächte, so würde alles erstarren und stille stehen.“ Doch wenn Oxenstierna erwiderte: „Und wenn nicht meine Kälte Euer Majestät Hitze abkühlte, so würden dieselben sich längst verbrannt haben,“ so konnte ihm der König lachend zustimmen, und die Beratungen nahmen ihren ruhigen Fortgang. — Auch andere tüchtige, ausgezeichnete Männer gesellte Gott dem für Großes bestimmten König zu, so daß es gelang, jene drei Kriege, einen nach dem andern, siegreich zu beendigen und auch im Innern Ruhe und Ordnung herzustellen. Auch der Wohlstand hob sich. Viel Geld lief freilich im Lande nicht um; aber das Volk war arbeitsam und genügsam und es gab keine Bettler und Lumpen. Der König ging in ausdauernder Pflichttreue und Thätigkeit, sowie in Einfachheit der Lebensweise allen voran, zeichnete sich auch in jenen drei Kriegen so sehr durch Feldherrntalent und durch persönliche Tapferkeit aus, daß er bald der gepriesene Liebling, der Gegenstand der Bewunderung des Volkes und des Heeres wurde und daß sich das vor kurzer Zeit noch in Parteien gespaltene Reich jetzt wie ein Mann um den König scharte, bereit, ihm zu folgen, wohin er es führen würde. Zu dieser Begeisterung half seine edle Freigebigkeit und Dankbarkeit mit. Nie ließ er Dienste und Wohlthaten unbelohnt. Einst war er im Kriege nahe daran, zu ertrinken. Von einer feindlichen Übermacht verfolgt, mußte er sich auf einen gefrorenen See retten. Da brach unter dem König die Eisdecke ein. Er schien in der Verwirrung der Flucht und in dem Abenddunkel verloren. Aber ein Reiter half ihm heraus. Gustav Adolf schnallte seinen silbernen Gürtel ab und überreichte ihn dem Reiter mit den Worten: „Ich werde dich mit einem Stück Brot bedenken, das für dich und deine Kinder ausreicht.“ Der Reiter bekam ein schönes Bauerngut. — Im Kampfe immer der vordersten einer, war der König einmal ganz von Feinden umringt. Ein Reiter sah es. Um den König nicht zu verraten, rief er einigen Kameraden zu: „Kommt, helft mir meinen Bruder dort verteidigen.“ Sie folgten ihm und befreiten den König. Bald hernach wird auch jener Reiter gefangen. Der König sieht's, nimmt einige der nächsten mit sich,

haut ihn heraus und ruft dem Befreiten zu: „Nun, Bruder Kamerad, sind wir wieder quitt!" Einst traf ihn eine Musketenkugel und blieb tief im Schulterblatt sitzen. Viele fürchteten seinen Tod. Doch saß er nach acht Tagen wieder zu Pferd. Aber es blieb ihm lebenslang, da man die Kugel nicht entfernen konnte, zum Denkzeichen am rechten Arm eine Steifheit zurück, die es ihm schwer machte, zu schreiben und den Harnisch zu tragen.

Doch kehren wir nach Deutschland zurück. Dort wütete der Religionskrieg, während Gustav Adolf mit den Russen und Polen sich herumschlug, und als er mit diesen Mächten Frieden geschlossen und dieselben von der Ostsee zurückgedrängt hatte, waren eben die österreichischen kaiserlichen Feldherren, Tilly und Wallenstein, bis zur Ostsee vorgedrungen; ja Wallenstein hatte sich vom Kaiser zum Admiral der Ostsee oder des Baltischen Meeres ernennen lassen. Vieles deutete an, daß es auch auf das protestantische Schweden abgesehen war. Schon im polnischen Kriege hatte der Kaiser Gustav Adolfs Feinde unterstützt und es war zu erwarten, daß er, sobald er freie Hand hatte, dem katholischen Könige Polens, einem Vetter Gustav Adolfs, der nach Schwedens Krone strebte, helfen würde, sein Ziel zu erreichen. Schon deshalb lag es nahe, in den deutschen Religionskrieg einzugreifen. Es war zunächst ein Schritt der Notwehr; es war eine politische That. Schweden war eben daran, aus seiner bisherigen Unbedeutendheit emporzusteigen und eine Großmacht um die Ostsee zu werden, — und in diesem Streben stieß es auf das Hindernis der kaiserlichen Politik. Aber es haben diejenigen nicht recht, die in dem Eingreifen des Schwedenkönigs bloß Politik und gar das Streben nach der deutschen Kaiserkrone sehen wollen. Gustav Adolf war von ganzem Herzen Christ, evangelischer Christ, begeistert für den Glauben seiner Väter. Darum wollte er, wie er es auch im schwedischen Reichsrat aussprach, die unterdrückten Religionsverwandten vom päpstlichen Joche befreien. „Die politische und die religiöse Pflicht wiesen beide auf dasselbe Ziel. Den Ausschlag gab aber doch, wie bei allen weltgeschichtlichen Entschlüssen, der dunkle Drang des Genius, die geheime Ahnung ungeheurer Erfolge und einer göttlichen Berufung." (Treitschke.)

Im Frühling des Jahres 1630 waren die Rüstungen des Schwedenkönigs beendigt, und in feierlicher Sitzung nahm er nun von seinem Reiche Abschied. Er setzte die Gründe seines Unternehmens auseinander, das er nur wage im Vertrauen auf Gott und seine gerechte Sache. Er glaube wohl, daß er in dem Kampfe sterben werde. Er empfahl seine minderjährige Tochter Christine, die Thronerbin, den Reichsständen und setzte für die Dauer ihrer Minderjährigkeit einen Hofrat unter Oxenstiernas Leitung ein. „Vielleicht," sagte er ahnungsvoll, „sehen wir uns zum letztenmal." Alle schluchzten laut; er selbst war zu Thränen gerührt. Aber es trieb ihn weiter, seinem Geschicke und seiner hohen Aufgabe entgegen, und weder die Liebe seiner Heimat, wo namentlich seine treffliche Gattin Eleonore mit fast abgöttischer Verehrung an ihm hing, noch sein tiefes Ruhebedürfnis nach so langen Kriegsläuften, noch das ungeheure Wagnis, einem ungleich stärkeren Feinde ohne alle Bundesgenossen entgegen zu treten, konnten ihn zurückhalten.

Am 25. Juni 1630, gerade hundert Jahre nach der Entstehung des Augsburger Glaubensbekenntnisses, landete der König an den Küsten Pommerns. Er war in einem der ersten der Boote, in denen das 15 000 Mann starke Heer ans Land befördert wurde. Da fiel er auf die Kniee und dankte dem Allmächtigen für die glückliche Überfahrt, daß die Umstehenden weinten. „Weinet nicht," sagte er, „betet um so mehr; je mehr Betens, desto mehr Sieg!" Wie der König, so war auch sein Heer von religiöser und nationaler Begeisterung erfüllt. Es war keine ungezügelte Söldnerschar, wie die Tillys und Wallensteins, sondern eine in strenger Manneszucht gehaltene, einheitlich aus einem streng evangelischen Bauernvolk zusammengesetzte Truppe.

Wie wenig ahnte Deutschland, was für ein Retter in dem ungerufenen Schwedenkönig sich ihm nahte! „Wir haben wieder einmal ein Feindl auf den Hals gekriegt," sagte Kaiser Ferdinand, und andere spotteten: „Die Schneemajestät wird schon schmelzen, wenn sie nach dem Süden kommt." — Verachtung war fast immer eine Zeit lang das Teil der Werkzeuge der Vorsehung. — Auch im evangelischen Lager blieb es bedenklich still; nirgends ein Willkommen, nirgends Beifall. Nur Stralsund feierte ein Dankfest. Sonst fürchtete alles, die kleine schwedische Macht werde gegen die kaiserliche Übermacht nichts ausrichten, oder man mißtraute dem Eindringling gar, als ob er nur das Eigene suche. So die wichtigsten evangelischen Fürsten des Nordens, der Herzog von Pommern, die Kurfürsten von Brandenburg und Sachsen. Statt ihre Heere mit dem des neuen Verteidigers ihres Glaubens zu vereinigen, verweigerten sie ihm den Durchmarsch nach dem hart bedrängten, hilfebedürftigen Magdeburg! Da machte der energische Schwedenkönig kurzen Prozeß. Er erschien vor Stettin, der Hauptstadt Pommerns, wo der Herzog Bogislaw saß, der nichts als Neutralität bewilligen wollte. Gustav Adolf aber rief ihm ungeduldig zu: „Wer nicht für mich ist, der ist wider mich," und zeigte ihm die Kanonen, „die Schlüssel der Stadt". Da öffnete sich Stettin den Schweden. Ebenso ließ er vor Berlin die Kanonen aufpflanzen, gegen das Schloß gerichtet, und zwang so Kurbrandenburg, ins Bündnis einzutreten. Länger ging's mit Sachsen. Es mußte zuerst das große Unglück von Magdeburgs Fall eintreten, ehe der erschrockene Kurfürst von Sachsen sich endlich herbeiließ, sein Heer zu dem des Schwedenkönigs stoßen zu lassen. Jenen Fall Magdeburgs hat nicht Gustav Adolf verschuldet, sondern die zaudernden evangelischen Fürsten, deren Länder und Festungen er zuerst versichert sein mußte, ehe er es wagen durfte, nach Magdeburg vorzudringen, Tilly anzugreifen und die Stadt zu entsetzen. — Der Retter kam zu spät. Der schreckliche Tilly hatte die Stadt vorher mit Sturm erobert und zerstört. Es war am 10. Mai 1631. Schrecklich wüteten die Soldaten unter den Besiegten. Alles, was ihnen begegnete, wurde gemordet, Männer, Frauen, Greise, Kinder. 53 Frauen fand man in einer Kirche mit abgehauenen Köpfen, zwanzig edle Jungfrauen suchten in der Elbe den Tod, um einem schlimmeren Schicksal zu entgehen. 30 000 Menschen sollen bei Magdeburgs Fall umgekommen sein. Flammen zerstörten die Stadt und es blieb fast nichts stehen als die Domkirche, das Liebfrauenkloster und etwa hundert Fischerhütten.

„Der Soldat muß für seine Mühe auch etwas haben," sagte Tilly entschuldigend, als man ihn bat, dem Morden Einhalt zu thun.

Ein Schrei des Entsetzens ging durch ganz Deutschland. Jetzt, als Tillys grausame Scharen in Sachsen einfielen, schloß sich endlich dessen Kurfürst dem Schwedenkönige an. Die beiden Heere vereinigten sich und Gustav Adolf erreichte den Verwüster Magdeburgs auf dem Breitenfelde bei Leipzig. Da kam es zur Schlacht. Tilly galt für unbesieglich; denn aus 36 Schlachten war er immer als Sieger hervorgegangen. Aber er hatte seit Magdeburg kein Glück mehr. Als er von einer Anhöhe aus den Aufmarsch der schwedischen Truppen beobachtete und ihre musterhafte Ordnung sah, erbleichte er. — Als die Heere einander gegenüberstanden, reitet Gustav Adolf in die Mitte der Schlachtordnung, nimmt mit der einen Hand den Hut ab, senkt mit der andern den Degen gegen die Erde und betet mit weithin schallender Stimme: „Allmächtiger Gott, von dem Sieg und Niederlage kommt, wirf einen gnädigen Blick auf uns, Deine Knechte, die wir aus fernen Landen gekommen sind, um für Freiheit und Wahrheit, für Dein heiliges Evangelium zu kämpfen! Verleih uns Sieg um Deines heiligen Namens willen, Amen!" Tausende von tapferen Herzen sprachen das Amen nach und es fehlte auch nicht das Amen von oben. Zwar wurden die Sachsen von den Truppen Tillys in die Flucht geworfen und unter den ersten Flüchtlingen befand sich der Kurfürst selbst, der erst zwei Stunden vom Kampfplatz Halt machte. Gustav Adolf stellte die Schlacht wieder her und verwandelte den anfänglichen Sieg Tillys in eine furchtbare Niederlage. Umsonst bat, drohte, fluchte, weinte Tilly; alles suchte sein Heil in der Flucht. Es war am 7. September 1631.

Jetzt ist der Unbesiegliche aufs Haupt geschlagen und „mit einemmale birst die Rinde von den Herzen der verzweifelten Protestanten". Zum erstenmal seit Luthers Auftreten ist dem deutschen Volke wieder ein Mann erstanden, zu dem jeder in Haß oder Liebe aufblicken muß. Es war der Tag der Befreiung. Der deutsche Protestantismus war gerettet, die Parität der Bekenntnisse gesichert. Gustav Adolf hatte das Vertrauen des evangelischen Deutschlands nun unbedingt gewonnen; bei den Feinden aber, besonders in Wien, herrschte das größte Entsetzen. Der Schwedenkönig ging nun von Sieg zu Sieg. Viele Fürsten schlossen sich ihm an und führten ihm Truppen zu. Alles öffnete ihm die Thore. Gustav Adolf wandte sich zunächst nach Nürnberg, Frankfurt am Main, Mainz, an den Rhein, und dann nach dem Süden, nach Bayerns Hauptstadt München. Kurfürst Max entfloh. Sein Feldherr Tilly versuchte es zwar, am Lech dem Schwedenkönig den Übergang zu wehren. Aber umsonst! Bei Nacht wurde eine Schiffbrücke erbaut und die Schweden erzwangen sich in einem mörderischen Kampfe den Übergang und erlangten damit den Schlüssel ins Bayernland. Tilly selbst wurde schwer verwundet und starb vierzehn Tage nachher. Fast am Jahrestag der Zerstörung Magdeburgs hielt Gustav Adolf seinen Einzug in München. Manche fürchteten, der Sieger werde die Greuelthaten Magdeburgs an der katholischen Hauptstadt rächen. Aber Gustav dachte edler. Er hatte überhaupt den Grundsatz der Glaubensfreiheit und der Toleranz oder Duldung. Wo er hinkam, gestattete er den Katholiken freie Ausübung ihres

Gottesdienstes; wie er Freiheit für die Evangelischen wollte, so auch für Andersgläubige, nach dem Worte Jesu: „Was ihr wollet, daß euch die Leute thun sollen, also thut ihnen (nicht: was sie euch thun, das thut ihnen wieder).“ Er wußte wohl, daß der Glaube Gewissenssache ist und nicht durch Gewalt aufgezwungen werden kann. Auch München schonte Gustav Adolf. Nur mußte die Stadt eine große Kriegssteuer zahlen. Auch nahm er 140 Kanonen mit, die er im Zeughause unter dem Fußboden versteckt gefunden hatte, und in deren einer 30 000 Dukaten versteckt waren. Die Stadt war, als der König abzog, seines Lobes voll.

Wie war im Reiche alles umgewandelt! Fast alles in der Hand des frommen Schwedenkönigs! Und doch blieb er demütig und seiner Sterblichkeit eingedenk. Als vor Ingolstadt eine Kanonenkugel sein Pferd und den Markgrafen von Baden-Durlach neben ihm tötete, sagte er: „Mensch, du mußt sterben! Von diesem Lose befreien mich weder meine siegreichen Waffen, noch meine hohe Geburt, noch meine Krone. Wie Gott will! Will Er mich hinwegnehmen, so wird Er für seine gerechte Sache andere und würdigere Verteidiger finden.“ — Obgleich halb Europa ihm Glückwünsche sandte und das deutsche Volk ihn fast abgöttisch verehrte, wurde er nicht übermütig. Einmal, als beim Durchzug durch eine Stadt der Jubel unendlich war, so daß das Volk vor ihm auf die Kniee fiel, glücklich, seine Füße oder seinen Mantel oder sein Schwert berühren zu dürfen, mißfiel ihm das sehr und er sagte: „Ich fürchte, daß mich Gott wegen der Thorheit dieses Volkes strafen wird, denn es verehrt mich wie einen Abgott.“ — Mit großem Ernste hielt er an der Manneszucht seines Heeres fest. Oft mußten die Soldaten um ihre Feldprediger sich versammeln zum Gebet und Hören des Wortes Gottes. „Der beste Christ ist auch der beste Soldat,“ pflegte er zu sagen. In seinem Lager ertönten schwedische und deutsche Choräle. Besonders Luthers Lied: „Ein' feste Burg ist unser Gott,“ ließ er oft unter Posaunenschall singen. Kam der Gesang zu den Worten: „Fragst du, wer er ist,“ so ertönte zu der Antwort: „Der Herr Zebaoth,“ Kanonendonner. — Es betrübte den König tief im Herzen, als nach und nach, je größer sein Heer wurde und je mehr Deutsche aus allen Gauen sich ihm anschlossen, die Zuchtlosigkeit zunehmen wollte. Diese machte sich besonders vor Nürnberg fühlbar, wo Gustav Adolfs Heer und das Heer Wallensteins fast ein Vierteljahr in festen Lagern sich gegenüberlagen. Hunger und Pest stellten sich ein und der König vermochte nicht, Zuchtlosigkeit und Raub zu hindern. Er ließ die vornehmen deutschen Offiziere vor sich kommen und machte ihnen heftige Vorwürfe. „Solltet ihr euch gegen mich empören, so will ich mit meinen Schweden und Finnen mich also gegen euch herumhauen, daß die Stücke davonfliegen.“

Doch auch dieses Heldenleben mußte seinem tragischen Geschick entgegengehen. Im November 1632 zogen sich die beiden Heere wieder in den Ebenen bei Leipzig zusammen und bei Lützen kam es zur Schlacht. Diesesmal war es Wallenstein, der dem Schwedenkönig gegenüberstand. Dieser hatte nur 18 000 Mann bei sich, Wallenstein 22 000, und der tapfere katholische Reitergeneral Pappenheim stand mit 12 000 in der Nähe und wartete nur auf Wallensteins Wink. Gustav Adolf ahnte sein Geschick, seinen frühen Tod. Kurz vorher hatte er Abschied genommen von

König Gustav Adolf von Schweden. (Nach van Dyck.)

seinem treuen Kanzler Oxenstierna und von seiner geliebten Gemahlin Eleonore, die beide nach Deutschland gekommen waren, den König zu sehen. — Die Nacht vor der Schlacht brachte der König in seinem Wagen zu. Am Morgen wies er den Stahlharnisch zurück mit den Worten: „Gott ist mein Harnisch!" Beim Morgengebet bliesen die Trompeter das Lied: „Ein' feste Burg ist unser Gott." Da aber ein dichter Nebel den Angriff noch hinderte, so stimmte er selbst noch sein schwedisches Lieblingslied an, das übersetzt heißt: „Verzage nicht, du Häuflein klein, Ob auch der Feinde Lärm und Schrei'n Von allen Seiten schallen! Sie freu'n sich auf dein Untergang, Doch ihre Freude währt nicht lang, Laß nur den Mut nicht fallen." Das Heer der Schweden stimmte ein. — Der Nebel verzog sich gegen 11 Uhr. Nun gab der König das Zeichen zum Angriff. Er faltete die Hände um das Degengefäß, hob sie zum Himmel auf und rief: „Nun vorwärts in des HErrn Namen! Jesu, Jesu, Jesu, hilf mir heute streiten zu Deines heiligen Namens Ehr'!" — Die Schlacht begann. Die Schweden, von ihrem heldenmütigen Könige geführt, rücken vor und die Kaiserlichen beginnen zu weichen. Da erscheint auf dem andern Flügel Pappenheim mit seinen Scharen auf dem Schlachtfeld, und die Schweden wurden dort zurückgedrängt. Gustav Adolf führt persönlich seine Smaländer Reiter vor, den Weichenden zur Hilfe. Wie ein Gewittersturm sauste das Regiment gegen die Feinde vor. Der Nebel verdichtet sich. Das Regiment verliert seinen Führer aus den Augen. Er war den feindlichen Kürassieren zu nahe gekommen und hatte zuerst einen Schuß in den Arm, dann einen in den Rücken bekommen. Da sank er vom Pferde mit den Worten: Mein Gott, mein Gott! Sein Page Leubelfing wollte ihm aufhelfen. Allein es ging nicht mehr. Leubelfing selbst bekam einen Schuß, konnte aber noch vor seinem Tode die Einzelheiten des Endes seines Königs den Seinen mitteilen. Ein feindlicher Kürassier sei herangekommen und habe gefragt, wer der Verwundete sei, der König habe sich zu erkennen gegeben und darauf einen letzten Schuß durch den Kopf bekommen. — Als das wohlbekannte, ledige Pferd Gustav Adolfs über die Ebene sprengte, verbreitete sich das Gerücht: Unser König ist tot! Man fand nachher die Leiche. Ein furchtbarer Schmerz und Zorn flammte in den Schweden auf, deren Führung nun nach des Königs Bestimmung Herzog Bernhard von Weimar übernahm. Wie gereizte Löwen warfen sie sich auf die Feinde, um ihren geliebten König zu rächen. So errangen sie den Sieg. Die Feinde ergriffen die Flucht; auch Pappenheim war gefallen. Aber der Sieg war teuer erkauft. Gustav Adolf war nicht mehr!

Aber der Hort der evangelischen Kirche war nicht gefallen: Christus, das himmlische Haupt der Kirche! — Gustav Adolf war nur Gottes Werkzeug gewesen. Noch 16 Jahre wütete die Geißel des Krieges über Deutschlands Gauen, und die in der Schule des großen Schwedenkönigs geschulten Feldherren Bernhard von Weimar, Wrangel, Banér, Torstensohn u. a. kämpften mit abwechselndem Glück bald im Norden, bald im Süden, bald im Osten, bald im Westen des deutschen Reiches. Frankreich, unter dem schlauen Minister Richelieu, der Deutschland schwächen wollte, mischte sich, nicht nur mit Geld, sondern auch mit Truppen in den Krieg, der bald nicht mehr mit religiöser Begeisterung, sondern ideenlos, mit blinder Wut

geführt wurde und dreißig Jahre lang über Deutschland dahinflutete. Die Not Deutschlands war furchtbar. Städte und Dörfer lagen in Asche, unabsehbare Strecken Landes waren unbeackert; Hunger, Schwert und Pest hatten die Mehrzahl der Einwohner weggerafft. Von Augsburgs 90 000 Bewohnern waren nur noch 6000 übrig. In der Pfalz, dem prangenden Garten Gottes, soll nur der fünfzigste Teil der Bevölkerung übrig geblieben sein. Das Schlimmste aber war, daß das wüste Leben der Krieger auch das sittliche Leben des Volkes vergiftete. Alles sehnte sich nach Frieden. Endlich kam er 1648 zu stande, zu Osnabrück und Münster, den westfälischen Städten, daher er der westfälische Friede heißt. Die Franzosen bekamen zur Entschädigung das schöne Elsaß und die Schweden nahmen Pommern an ihrer Ostsee. Die Friedensbestimmungen, welche für die Kirchengeschichte wichtig sind, waren folgende: Protestanten und Katholiken sind sich in ihren bürgerlichen Rechten gleich gestellt; die Reformierten haben die gleichen Vorteile wie die Lutheraner, auch die politische und religiöse Freiheit der Reformierten in Holland und in der Schweiz wird anerkannt. Die von den Protestanten eingezogenen geistlichen Güter und Stifter bleiben ihr Eigentum. — Vergebens hat der Papst gegen diesen Frieden protestiert.

Wohl war die evangelische Kirche gerettet, aber eine wirkliche Toleranz war durch das viele Blutvergießen doch nicht erkämpft. Deutschland war geschwächt und gespalten, und es brauchte wohl noch hundert Jahre, bis es sich von den Wunden des furchtbaren dreißigjährigen Krieges erholte.

Die Lebensreformation
durch Arndt, Spener, Francke u. a.

Immer wieder hat der HErr der Kirche, der ihr die Verheißung gegeben: „Ich bin bei euch bis ans Ende der Welt," wenn es bei ihr anfing, dunkel zu werden, Hirten und Lehrer, prophetische und apostolische Männer gegeben, die wie Sterne am nächtlichen Himmel geleuchtet und die zerstreuten und ermatteten Schafe des Hauses Israels gestärkt und gesammelt haben. Als die reine apostolische Lehre abhanden gekommen war, erweckte Gott Luther, Zwingli und Calvin, und es wurde die Lehre des Evangeliums wieder auf den Leuchter gestellt. Diese Reformation der Lehre allein genügte aber nicht. Es fehlte noch die Herstellung der Zucht des christlichen Lebens. Wohl waren dazu im Reformationszeitalter Anfänge gemacht worden, wie in Genf. Aber im ganzen haben Luther und seine Mitarbeiter gegen Ende ihres Lebens sehr geklagt über den Verfall der Zucht und guten Sitte, über den Mißbrauch der wieder gewonnenen Freiheit. Und während der Zeit des dreißigjährigen Krieges wurde die Verwilderung der Sitten immer größer. Die Lehrreformation war eben in den meisten Ländern durch staatlichen Zwang eingeführt worden und saß bei einer großen Menge der protestantischen Bekenner nur im Kopfe. Man begnügte sich mit dem orthodoxen rechtgläubigen Bekenntnis, ohne im Lebenswandel den evangelischen Glauben an den Tag zu legen und zu bewähren. Und die Schuld hiervon lag zum großen Teile bei den Lehrern des Christentums, welche leidenschaftlich mit einander über die Glaubenssätze stritten und sich gegenseitig verdammten. Schon zu Lebzeiten Luthers hatte sich unter den Lutheranern eine strengere und eine mildere Partei, letztere unter der Führung Melanchthons, gebildet. Diese, die gemäßigte Partei, hoffte auf eine Vereinigung zwischen Katholiken, Lutheranern und Reformierten und bemühte sich, dieselbe durch Nachgeben in gewissen Punkten herbeizuführen. Die streng lutherische Partei hielt aber solche Vereinigung für unmöglich und wollte nichts wissen von Nachgeben und Annäherung. Nach Luthers Tod wurden die Parteien noch schroffer. Die Hauptbollwerke des strengen Luthertums waren Magdeburg und die Universität Jena; die mildere Richtung war in der Universität Wittenberg vertreten. Die Wittenberger Theologen wurden immer mehr als heimliche Calvinisten verschrieen, und der Haß gegen die Calvinisten war bei einem Teile der Lutheraner so groß, daß in Sachsen das Haupt der dem Calvinismus zugeneigten melanchthonischen Partei, der Kanzler

Krell, im Jahre 1602 nach langer Haft hingerichtet wurde mit einem Schwert, darauf die Worte standen: Cave Calviniste! (Nimm dich in acht, Calvinist!) Statt die Kämpfe über Glaubensfragen unter sich in gelehrten Schriften auszufechten, brachten die Theologen diese Fragen auf die Kanzel und erregten das Volk zu fanatischem Hasse gegen Andersdenkende. So wurde die wahre Erbauung im Glauben, Bekehrung und Heiligung und Besserung des Lebens über solchen Lehrstreitigkeiten vernachlässigt, und Seelsorge und Gottesdienst lagen darnieder. Wenn man nur recht-gläubig war; ob man recht-gläubig sei, darum kümmerte sich niemand. Die christlichen Herden wurden vernachlässigt, Gottes Wort diente nicht mehr zur Lehre, zur Bestrafung, zur Aufrichtung, zur Erziehung in der Gerechtigkeit. Auf Fertigkeit im Disputieren, nicht auf Heiligkeit des Herzens und Wandels kam es den meisten Theologen an. An die Stelle der römischen Werkgerechtigkeit, die von den Reformatoren so sehr bekämpft worden war, trat nun bei den Protestanten eine neue Buchstabengerechtigkeit, wobei man sich darauf etwas zu gute that, daß man das richtige Glaubensbekenntnis habe.

Wohl gab es auch zu jener Zeit solche, die gegen ein solches bloßes Wort- und Namenchristentum protestierten und auf Besserung und inneres Leben in Gott drangen. Aber diese Zeugen der Wahrheit wurden meist verlästert und als Irrgläubige verschrieen. Manche von ihnen sind auch in der That, durch den Gegensatz eines toten, äußeren Christentums abgestoßen, zu weit gegangen, bis zur Separation von der Kirche oder haben einige Lehren übertrieben bis zum Irrtum. So der schlesische Edelmann Kaspar Schwenkfeld von Ossigk und der sächsische Pfarrer Valentin Weigel (geb. 1533, † 1588). Letzterer hat zwar in seinem Leben die rechtgläubigen Bekenntnisse der lutherischen Kirche unterzeichnet und ist unangefochten im Pfarramt geblieben bis an sein Lebensende. Nach seinem Tode aber sind seine Schriften herausgegeben worden, und es finden sich in denselben sehr geringschätzige Äußerungen über die rechtgläubige Universitätstheologie und das landläufige Christentum. Von der Selbsterkenntnis erwartete Weigel alles Begreifen Gottes und der Welt. Das äußere Gotteswort sei kein nütze, wenn nicht das innere Wort es lebendig und klar mache und gleichsam ersetze; das wahre Gebet bestehe nicht in der Bitte um irgend etwas bestimmtes, sondern in der Versenkung in Gott. Was Christus in uns thue, könne uns helfen, nicht was er außer uns gethan. Wir müssen mit Ihm leiden, sterben, das Gesetz erfüllen; nur so werden wir gerechtfertigt.

Viel geistvoller als Weigel ist Jakob Böhme. Wegen der Tiefe seines Geistes und des großen Einflusses seiner Schriften bis auf den heutigen Tag muß seiner hier etwas ausführlicher gedacht werden. Der Theologe Dr. Heinrich Kurtz spricht von den „tiefsinnigen Offenbarungen des gewaltigen Schusters von Görlitz, Jakob Böhme, und nennt ihn den größten, tiefsten und geistreichsten aller Theosophen, die je gelebt haben, der bei aller außer- und überkirchlichen Spekulation dennoch im Leben mit der ungeheuchelten festen Frömmigkeit des altdeutschen Bürgertums der lutherischen Kirche treu geblieben sei".

Jakob Böhme wurde 1575 geboren zu Altseidenberg in der Nähe von Görlitz in der Oberlausitz. Seine Eltern, brave Bauersleute, ließen, weil „sich bei ihrem Sohne eine gar feine, gute und geistsame Natur angelassen", ihm eine verhältnismäßig gute,

doch nicht gelehrte Bildung geben und ihn dann, weil er schwächlich war, das Schusterhandwerk in Görlitz lernen. Schon frühe trieb ihn die Verheißung des Heiligen Geistes ins Gebet, um diese höchste aller Gaben, von deren Erleuchtung er mehr erwartete als von dem Theologengezänke jener Zeit. Sein Gebet wurde erhört. Als reisender Handwerksbursche fühlte er sich sieben Tage lang in seliger Ruhe von göttlichem Lichte umflossen, was ihn noch mehr in die Heiligung trieb. Daneben hielt er sich fleißig zur Kirche und zur Bibel und lebte ganz in der Stille seinem Berufe. Etwa 20 Jahre alt verehelichte er sich mit einer tugendsamen Jungfrau von Görlitz, wo er sich als Schuhmachermeister niederließ. Eine zweite wunderbare Erleuchtung kam über Böhme im 25. Lebensjahre, als er beim Anblick eines glänzend polierten, von der Sonne beschienenen zinnernen Tellers in eine Entzückung versetzt wurde, wobei er allen Geschöpfen gleichsam ins Herz und in die innerste Natur hineinsehen und die göttlichen Geheimnisse bis auf die letzten Gründe aller Dinge durchschauen konnte. Zweifel und Sorgen, daß in allen Dingen Gutes und Böses sei, daß es den Gottlosen in der Welt so wohl gehe als den Frommen, daß die barbarischen Völker die besten Länder inne hätten, hatten ihn früher gequält, und keine Schrift konnte ihn trösten. Aber nun „in dieser Erleuchtung hat mein Geist", sagt Böhme, „alsbald durch alles gesehen und an allen Kreaturen, selbst an Kraut und Gras Gott erkannt und wer Er sei und wie Er sei und was sein Wille sei. So ist denn auch in diesem Lichte mit großem Trieb mein Wille gewachsen, das Wesen Gottes zu beschreiben." Es geschah dies in dem Buche „Die Morgenröte im Aufgang", von einem befreundeten Gelehrten Aurora betitelt. Ein schlesischer Edelmann fand das Buch bei Böhme, entlehnte es und ließ es schnell vielfach abschreiben und verbreiten. So wurde es bekannt, kam in die Hände des Hauptpastoren Richter zu Görlitz, der nun dagegen zu eifern und zu predigen begann, so daß der Rat sich ins Mittel legte, das Manuskript auf dem Rathause verwahren ließ und Böhme befahl, beim Leisten zu bleiben. Sieben Jahre lang gehorchte Böhme und schrieb nichts mehr. Aber es brannte in ihm wie Feuer, indem das frühere hohe Licht sich verbarg; nach großem Kampf, Müh und Not fand er die erste Gnade wieder und entschloß sich, auf Gott hin es zu wagen und aufs neue zur Feder zu greifen. So entstanden seine merkwürdigen Bücher, welche durch die äußere Mithilfe adliger und gelehrter Freunde zum Druck gelangten: Mysterium Magnum, eine Art Erklärung des ersten Buches Mosis, der Weg zu Christo, von der Gnadenwahl, vom dreifachen Leben des Menschen, von der Menschwerdung Christi u. s. w. Es sind etwa dreißig Schriften — Fundgruben göttlicher Weisheit, aus welchen Männer wie Schelling und Baader ihren Geist genährt haben und die ihm den Namen des „deutschen Philosophen" eingetragen haben. Böhme schrieb zwar langsam, aber in deutlicher lesbarer Handschrift, meist ohne ein Wörtlein zu ändern oder auszustreichen und ohne zu kopieren, wie es ihm vom Geiste in den Sinn gegeben ward. „Es ist nicht meines Verstandes und meiner Vernunft Werk, sondern ein Wunder, worinnen Gott will große Dinge offenbaren, wobei meine Vernunft nur zusieht und sich verwundert; denn ich habe die Geheimnisse mein Leben lang nicht studiert und bin ein Laie, der nun solche Dinge ans Licht bringen soll, das allen hohen Schulen ist zu

mächtig gewesen." Er sagt, er verstehe seine Schriften nur, so lange die Hand Gottes über ihm sei; wenn sie sich verberge, kenne er seine eigene Arbeit nicht und sei seiner Hände Werk fremd geworden. Das Göttliche außer uns, erklärt er, kann nur durch das Göttliche in uns erfaßt werden. Wir müssen allen Eigenwillen ertöten und uns in tiefster Demut dem göttlichen Geiste hingeben, damit Er zu uns rede und wir in Seinem Lichte sehen. — Die Frage nach dem Ursprunge des Bösen löst Böhme durch Annahme einer Emanation (Ausfluß) aller Dinge aus Gott, der Feuer und Licht, bittere und süße Qualität vollkommen temperiert und harmonisch geeinigt in sich schließt, während sie bei der aus Ihm emanierten (ausgeflossenen) Kreatur auseinandergingen, aber durch die Wiedergeburt in Christo wieder zur gottähnlichen Harmonie versöhnt und geeint werden. „An spekulativer Kraft und poetischem Reichtum mit epischem und dramatischem Effekt übertrifft Böhmes System alles, was derartiges geleistet worden ist." —

Von den lutherischen Bekenntnisschriften verwies Böhme auf die Bibel, von der Pastoren-Allgenugsamkeit auf das allgemeine Priestertum aller Gläubigen. Auch tröstete er mit dem Ausblick auf die Vollendung der Kirche bei Christi Wiederkunft. Doch huldigte er chiliastischen Schwärmereien (sinnlichen Hoffnungen auf ein irdisches Gottesreich) nicht, sondern verwies sie seinen Schülern; Zion müsse **in** uns geboren werden. Scharf sind die Urteile des kernhaften, sonst kindlich demütigen Mannes über das offizielle Christentum. Alle Sekten (d. h. Kirchen) müssen zu Grunde gehen, weil sie zu viel Ähnlichkeit haben mit dem Bilde der Hure der Offenbarung, die auf dem Tiere reitet, d. h. mit der an Christo untreuen Kirche, die sich auf die Weltmacht verläßt und das Fleisch nicht in den Tod giebt. —

Böhmes Bücher zogen ihm neue Verfolgungen zu. Anderseits kamen vornehme Männer von nah und fern zu ihm und unterstützten ihn reichlich, so daß er sein Handwerk aufgeben konnte. Um seine Lehren prüfen zu lassen, reiste er 1624 nach Dresden. Er fand dort günstige Aufnahme bei Hofe wie von seiten der Geistlichen, namentlich des berühmten Johann Gerhard. Das Oberkonsistorium erklärte ihn nach einem feierlichen Examen für einen rechtgläubigen frommen Christen und mißbilligte das Verfahren Richters, seines unversöhnlichen Gegners, — sprach sich auch dahin aus, es könne Böhme nicht durchschauen, folglich auch nicht verdammen. — Jedenfalls gehört Böhme zu den edelsten und tiefsten Geistern, zu den reinsten und demütigsten Charakteren, die je gelebt haben. Abraham von Frankenberg, einer seiner eifrigsten Verehrer, der ihn persönlich gut kannte, sagt von ihm: „Seine Leibesgestalt war verfallen und von schlechtem Ansehen, kleine Statur, niedrige Stirn, erhobene Schläfe, etwas gekrümmte Nase, grau und fast himmelbläulich glänzende Augen, kurzer dünner Bart, kleinlautender Stimme, doch holdseliger Rede, züchtig in Gebärden, bescheidentlich in Worten, demütig im Wandel, geduldig im Leiden, sanftmütig von Herzen." —

Manche Beispiele von Demut und Sanftmut, aber auch von der Gabe, die Geister zu prüfen, werden in Böhmes Leben erzählt. Wir beschränken uns auf folgende.

Als Jakob Böhme einst vor dem Pastor Richter stand und Fürsprache einlegte für einen armen Vetter, dem Richter unrechtmäßigerweise zürnte, wies ihm der stolze

Prediger die Thüre und gebot ihm, er solle sich packen. Im Hinausgehen bot der betrübte, doch liebreiche Böhme dem erzürnten Herrn, der auf seinem Stuhle saß, den Segen: „Gott behüte Euer Ehrwürden.“ Darüber noch mehr erzürnt, warf der Pastor seinen Pantoffel nach Böhme, indem er rief: „Was frage ich nach deinem Segen, du gottloser Bube.“ Dieser aber habe den Pantoffel aufgehoben, wieder zu seinen Füßen gestellt und sich verabschiedet mit den Worten: „Herr, zürnet nicht, ich thue Euch kein Leid, seid Gott befohlen!“

Einst kam ein Unbekannter zu Böhme, machte ihm über seinen Gaben und Kenntnissen große Komplimente und bat ihn, ihn in die Geheimnisse seines Lebens einzuführen, daß er auch zu solchem Geist und Wissen gelangen könne. — Böhme erwiderte, er lebe in nichts anderem als im allgemeinen Vertrauen zu Gott und in brüderlicher Liebe zum Nächsten; wolle er zum Geist gelangen, so müsse er Buße thun und Gott ernstlich anrufen. Als der Fremde fortfuhr, in Böhme zu dringen, und ihm sogar Geld anbot, ergriff ihn dieser bei der Hand und sah ihn fest an, willens, mit dem Zorn Gottes seiner verkehrten Seele zu drohen. Darauf sei der Mann erschrocken davongelaufen. —

Unter den vielen Gönnern Böhmes war auch ein Herr David von Schweinitz. Einst wurde Böhme auf dessen Schloß zu Besuch gebeten. Alle Kinder des Schloßherrn wurden ihm vorgestellt. Bei einer der Töchter sprach er, indem er ihr die Hand reichte: „Diese ist die frömmste unter den Anwesenden.“ Der Vater bestätigte später dies Urteil. Gleichzeitig auf Besuch war auf dem Schlosse ein Schwager des Herrn von Schweinitz mit Frau und Kindern. Er gehörte zu Böhmes Feinden und wollte an diesem nun sein Mütlein kühlen. Er solle ihm etwas prophezeien, sagte er, da er ein Prophet sein wolle. Böhme entschuldigte sich, er habe sich nie dafür ausgegeben, und bat, ihn in Frieden zu lassen. Der Edelmann aber fuhr, trotz den Abmahnungen des Herrn von Schweinitz, fort, Böhme zu beunruhigen und verlangte eine Prophezeiung. Da hub Böhme an: „Weil Ihr's haben wollt, so will ich Euch sagen, was Ihr nicht gerne hören werdet.“ Und er hielt ihm vor, was für ein gottloses, ärgerliches und leichtfertiges Leben er bis dahin geführt, wie es ihm dabei ergangen und wie es ihm ferner ergehen werde und daß sein Ende nicht mehr ferne sei. Der Edelmann erbleichte zuerst und wollte dann in höchstem Zorn auf Böhme losschlagen, woran er aber durch Herrn von Schweinitz gehindert wurde, der Böhme als Gast zum Pfarrer schickte. Sein Verfolger aber, der nach Hause reiten wollte, ist vom Pferde gestürzt und tot gefunden worden.

In die Stammbücher seiner Freunde schrieb Böhme gern die Worte:

Wem Zeit wie Ewigkeit
Und Ewigkeit wie Zeit,
Der ist befreit
Von allem Leid.

Gegen Ende des Jahres 1624 erkrankte Böhme. Als der Geistliche kam (Richter war kurz zuvor gestorben), legte jener noch ein evangelisches Glaubensbekenntnis ab und ließ sich das heilige Abendmahl reichen. Kurz vor dem Ende sprach er zu seinem Sohne Tobias: „Hörst du die schöne Musik?“ — Er fragte nach der Uhr

und hörte, es sei nach zwei Uhr. „Das ist noch nicht meine Zeit, nach drei Stunden ist meine Zeit," erwiderte er. Dann betete er: „O Du starker Gott Zebaoth, rette mich nach Deinem Willen! O Du gekreuzigter Herr Jesu Christe, erbarme Dich mein und nimm mich in Dein Reich!" — Gegen sechs Uhr nahm er Abschied von seiner Frau und seinem Sohne und sprach darauf: „Nun fahr' ich ins Paradies," seufzte tief und entschlief.

Ein eifriger Sammler und Herausgeber der Schriften Jakob Böhmes war Johann Gichtel, ein wunderbarer Mann (geboren 1638 in Regensburg, gestorben 1710). Als Kind schon wünschte er, wie Abraham, mit Gott zu reden und wanderte deshalb aufs Feld hinaus, um Gott zu begegnen. Er studierte und wurde Advokat am Reichskammergericht in Speyer und in seiner Vaterstadt. Liebenswürdig und hochbegabt, wie er war, benutzte ihn der Baron von Weltz, der in einer Eingabe an die Reichsstände auf eine durchgreifende Reformation, Einigung der Konfessionen und Bekehrung der Heiden drang, für seine Zwecke. Aber der Satz in jener Eingabe, daß es beim Predigtamte nicht auf Gelehrsamkeit, sondern auf Frömmigkeit ankomme und daß es durch Handwerker so gut als durch Gelehrte versehen werden könne, zog ihm den Widerspruch der Theologen und Gefängnis in Regensburg zu. Nachher wurde er des Landes verwiesen. Ohne Geld wanderte er im Winter fort und eine Stimme wies ihn nach Westen. Zuletzt kam er nach Amsterdam, wo er sich nach Jahren mit dem gleichgesinnten Ueberfeld verband. Die beiden suchten nun, was Böhme gelehrt, in innerer und äußerer Erfahrung zu praktizieren und eine engelgleiche Unsündlichkeit zu erstreben durch Losreißung von Lust und Arbeit, Sorge und Ehe. Die Gemeinschaft der Stillen im Lande, die sich an Gichtel und Ueberfeld anschloß, verbot zwar die Ehe nicht, machte aber geltend, daß in der Auferstehung, für die wir in Christo wiedergeboren werden, nach Jesu Lehre (Luk. 20, 34—36), die geschlechtlichen Beziehungen und das Sterben, diese Erinnerungen an den Fall unseres Geschlechts, verschwinden und daß es jetzt schon Verschnittene gebe, die um des Himmelreichs willen sich selbst verschnitten haben (Matth. 19, 12), weil die fleischliche Ehe die geistliche Ehe mit der himmlischen Weisheit (Sophia) hindere. Gichtel zog sich vom öffentlichen Gottesdienst zurück und ließ „den Geist Gottes in sich predigen". Auch glaubte er, das wahre Abendmahl sei eine innerliche Vereinigung mit dem Bräutigam der Seele, dessen himmlisches Fleisch und Blut geistlich genossen werden könne, auch ohne Teilnahme am kirchlichen Abendmahl. Gichtels Lehre gipfelt im „melchisedekischen Priestertum", worunter er eine erlösende fürbittende Thätigkeit der Gläubigen durch eigene Hingabe in die Sündenschuld anderer verstand. „Gesammelte Auszüge für Kinder guten Willens" aus Gichtels und Ueberfelds Schriften und Briefen sind, auf alle Tage des Jahres verteilt, in sechs Bänden 1824—26 durch den gottseligen Herrn von Campagne (gestorben 1833 in Pfäffikon in der Schweiz) herausgegeben worden. —

Ein wahrhafter Zeuge Christi in jener bösen Zeit war Johann Arndt (geboren 1555, gestorben 1620), bekannt als Verfasser der Bücher über das „Wahre Christentum". — An mehreren Universitäten, auch Basel, hat er studiert, mit Vorliebe Arznei- und Naturkunde. In einer Krankheit gelobte er,

Jakob Böhme.

sich dem Dienst des Herrn in seiner Kirche zu weihen, wenn er wieder genese. — Zuerst Pfarrer in einem anhaltischen Dorfe, wurde er des Amtes entsetzt, weil er Eingriffen des Fürsten in den lutherischen Gottesdienst widerstand. — Dann wurde er Pfarrer in Quedlinburg, wo er einen harten Boden fand, über fruchtlose Arbeit und schnöden Undank zu klagen hatte. Und doch wurde es ihm verdacht, daß er nach sieben Jahren einem Ruf nach Braunschweig folgte. — Er rechtfertigte sich in einem Schreiben: es sei ihm nicht zu verdenken, daß er Quedlinburg verlasse; denn er habe fast keinen vertrauten Menschen in der Stadt. „Sie haben mich oft des Predigens müde gemacht mit ihren groben Sitten," heißt es in dem Schreiben. „In der Kirche habe ich oft um Gottes willen gebeten, stille zu sein." — In Braunschweig war es, wo Arndt sein erstes Buch vom wahren Christentum herausgab, dessen Zweck war, die Theologen von der streitsüchtigen Theologie und die Christgläubigen vom toten Glauben abzuziehen und zu zeigen, worin das rechte christliche Leben bestehe. — Dem ersten Buch folgten nach etlichen Jahren noch drei andere. In kurzen, herzlichen, oft wortreichen Betrachtungen, die sich ohne strenge Ordnung folgen, dringt Arndt im „wahren Christentum" überall auf Buße, Absterben des alten und Auferstehen des neuen Menschen, auf Selbst- und Weltverleugnung, auf Bewährung des Glaubens in der Liebe zu Gott und zu den Menschen. Das Buch schlug ein. Es war ein Wort zur Zeit. Es fand begeisterte, dankbare Lehrer und Anhänger bei Hohen und Niedrigen, aber ebenso erbitterte Gegner in solchen, die sich dadurch getroffen fühlten und den Weg der Nachfolge Christi zu gehen nicht gesonnen waren. Das Motto des Buches war: Christus hat viele Diener, aber wenig Nachfolger. Eine Menge Angriffe von seiten gelehrter Theologen mußte Arndt erdulden und wurde als Irrlehrer verschrieen. „Ich hätte es nie geglaubt," schrieb er seinem geistlichen Schüler und Freund Johann Gerhard, „daß unter den Theologen so giftige, böse Leute wären." — Aber Arndt fand auch entschiedene

Johann Arndt.

Anhänger, wie den genannten Joh. Gerhard, der unstreitig damals der größte Gottesgelehrte Deutschlands war. Einer der Verfechter des „wahren Christentums" schloß seine Verteidigung mit den Worten: „Item, das Buch ist gut, wenn nur der Leser gut ist." — Durch dieses Buch lebt Arndts Name heute noch, und immer noch stiftet sein „Wahres Christentum" und sein „Paradiesgärtlein" (eine Sammlung von Gebeten) Segen in tausend und tausend Herzen.

In dem Buche wird gelehrt: Die Vollkommenheit besteht darin, den eigenen Willen zu verleugnen und seine eigene Nichtigkeit zu erkennen. Der alte Mensch muß ertötet werden, der neue Mensch, dessen Spiegel das Leben Christi ist, muß täglich hervorkommen. Das geschieht durch tägliche Buße und Glauben und Gebet. Doch muß der Glaube sich thätig erweisen in der Liebe, sonst ist er nichts wert. So wird in den Menschen das Reich Gottes hergestellt. Das Reich Gottes aber ist der höchste Schatz in der Seele. Das Reich Gottes wird durch den Heiligen Geist im Innern des Menschen gebaut. Wie die Sonne von selbst scheint und der Brunnen von selbst quillt, so gießt sich der Heilige Geist in eine Seele, die frei von den Stricken und Banden der Welt sich Gott ergiebt und zu Gott erhebt.

Von Braunschweig erlöste den treuen hingebungsvollen Diener des HErrn ein Ruf nach Eisleben, dem Geburtsorte Luthers. Drei Jahre später wurde Arndt nach Celle berufen, wo er als Generalsuperintendent des Herzogtums Lüneburg eine Kirchenvisitation vornahm, eine verbesserte Kirchenordnung einführte, als treuer Seelsorger wirkte und manche gute Schriften, darunter Kempis' „Nachfolge", herausgab. — Am 3. Mai 1620 hielt er seine letzte Predigt über Psalm 126: „Die mit Thränen säen, werden mit Freuden ernten." Nach Hause gekommen, fiel er in ein hitziges Fieber und sagte: „Heute habe ich meine Leichenpredigt gehalten." Er starb 65 Jahre alt. Sein letztes Wort war: „Nun habe ich überwunden!"

Arndt hatte, wiewohl er nicht Professor an einer Hochschule war, doch durch seine Schriften und durch seinen großen persönlichen Verkehr eine Menge geistlicher Schüler, die in Predigten und Schriften den Samen des wahren Christentums in die weite Welt hinaustrugen. Einer derselben, der gelehrte Johann Gerhard (wohl zu unterscheiden von Paul Gerhard, dem Liederdichter) ist schon genannt worden. — Ein anderer war Valentin Andreä, geboren 1586 zu Herrenberg in Württemberg, gestorben 1654, nachdem er viele Jahre Hofprediger und Konsistorialrat in Stuttgart gewesen war. — Andreäs Größe lag in seiner glühenden Christusliebe, mit der er großen Einfluß auf die Kirche seines Vaterlandes hatte. Auf Reisen war er weitherzig geworden und hatte erfahren, daß der HErr die Seinen nicht nur in der lutherischen Kirche hat. Namentlich von der Sittenzucht der Genfer Kirche hat Andreä stets mit Begeisterung gesprochen. „Nicht geringer als die öffentliche Zucht," sagt er von seinem Genfer Aufenthalt, „war auch die häusliche meines Hausherrn Scarron, ausgezeichnet durch stetige Gebetsübungen, Lektüre der Heiligen Schrift, Maßhalten in Speise und Kleidung." Diese Kirchenideale suchte Andreä dann auch in seiner Heimat zu verwirklichen, aber er fand damit wenig Anklang und Unterstützung und widmete sich um so treuer der Pastoration seiner eigenen Gemeinde, indem er bei der Jugend anfing und besonders dem Katechismusunterricht

seine Aufmerksamkeit widmete. Er suchte sich den Kindern zu accomodieren. Als er Pfarrer in Calw war, wurde nach der Schlacht bei Nördlingen jene Stadt in Brand gesteckt. Mit einem Haufen von Flüchtlingen irrte Andreä in den Wäldern umher und fand bei seiner Heimkehr 450 Brandstätten vor, darunter sein eigenes Haus, das samt seiner Bibliothek verbrannt war. — Als Ursache der schweren Heimsuchungen Deutschlands und des Unglücks des dreißigjährigen Krieges bezeichnet Andreä die Verirrungen und die Streitsucht der Theologen. In der That unheilvoll war von Anfang der Reformation an die Uneinigkeit zwischen den Reformierten und den Lutheranern.

Als Konsistorialrat in Stuttgart (von 1639 an) fand Andreä den Zustand der vaterländischen Kirche bejammernswürdig. Von 1046 Geistlichen und Kandidaten waren am Ende des Krieges nur noch 338 übrig. Das Volk war höchst verwildert. „Jung und Alt," klagt der Prälat Heimlein, „weiß nicht mehr, wer Christus sei und der Teufel." Man trank auf die Gesundheit des Teufels. Andreä suchte nun im Lande Württemberg wieder eine bessere Geistlichkeit zu schaffen und namentlich durch Kirchenzucht der offenbaren Gottlosigkeit zu steuern. In mancherlei Schriften und Gesprächen deckte der scharfsinnige, vielseitige, unternehmende Mann die Gebrechen der Zeit, der Höfe, der Schulen, Gelehrten und Geistlichen mit beißendem und doch wohlmeinendem Spotte auf und suchte gesunderen Einsichten und einer besseren Zukunft Bahn zu machen. Christianus mihi nomen, Lutheranus cognomen, das heißt: „Mein Name ist Christ, Lutheraner aber mein Zuname," war sein Bekenntnis.

Valentin Andreä.

Männer, welche im Anschluß an Johann Arndt sich die bessere Pflege des christlichen Lebens angelegen sein ließen und dem Gezänke der Parteien aus dem Wege gingen, sind ferner Georg Calixt, Professor der Theologie zu Helmstädt (geb. 1586), gelehrt, geistreich und mild in seinem Urteil über Andersgläubige. Er hatte schon frühe auf die Bedeutung der Sittenlehre neben der Glaubenslehre aufmerksam gemacht und ein Lehrbuch darüber geschrieben. Er hoffte, weil in allen Konfessionen die Grundwahrheiten und die praktischen Lehren des Christentums sich finden, auf eine Vereinigung aller wahren Christen in den verschiedenen Abteilungen der allgemeinen Kirche auf Grund der Glaubensbekenntnisse und des Gottesdienstes in den fünf ersten Jahrhunderten. Zu diesem Zwecke fanden mehrere Religionsgespräche von Vertretern der verschiedenen Kirchen statt, aber ohne Erfolg.

Weit verbreitete Erbauungsbücher, auch im Geiste des Friedens und der Heiligung, schrieb Heinrich Müller, Professor und Prediger in Rostock (geb. 1631, † 1675). Am bekanntesten sind seine „geistlichen Erquickstunden“. Er war ein Feind alles Maulglaubens und aller Heuchelei. „Das gepredigte Wort muß mit Seufzen eingesegnet werden, wenn es wirken soll. Wer ohne Erfahrung predigt, ist ein unnützer Schwätzer; er gleicht einer Rinne, die andern das Wasser zuleitet, selbst aber trocken bleibt.“ Sein Wahlspruch war: „Immer fröhlich,“ obschon er zeitlebens ein so geprüfter Mann war, daß er, äußerlich betrachtet, keinen einzigen fröhlichen Tag hatte.

Noch verbreiteter waren die Schriften des Christian Scriver (geboren 1639 zu Rendsburg in Holstein). Den Vater, einen begüterten Kaufmann, ebenso den Stiefvater, verlor Scriver frühe; das Vermögen raubte der Krieg. Dazu kehrten Krankheiten im Hause ein. Es machte auf den Knaben tiefen Eindruck, wenn er seine Mutter, nun eine arme Witwe, oft schon vor Tagesanbruch inbrünstig für ihn und für sein Fortkommen in Gnade und Amt beten hörte. Der junge Scriver wurde ein Prediger und erwarb sich durch Fleiß und Treue, besonders auch durch seinen eifrigen Jugendunterricht die allgemeine Liebe und Achtung. Auch ihm blieb Kreuz und Leiden, Schmach und Feindschaft nicht aus; vier Frauen und zehn Kinder starben ihm hinweg. Reich an innerer und äußerer Erfahrung hat Scriver den berühmten „Seelenschatz“ geschrieben, sowie „Gottholds zufällige Andachten“ u. a. — Jener umfaßt das Ganze der christlichen Heilsordnung, ist nicht trocken belehrend, sondern lebensfrisch und erbaulich; diese sind 400 kleine Geschichten, Gleichnisse und Naturbetrachtungen und deuten in irdischen Sinnbildern himmlische Wahrheiten an. Zum Beispiel:

„Die Bäume im Winter. Auch die gläubigen Christen haben Zeiten, wo sie unfruchtbar sind an guten Werken wie an frommen Gedanken und Seufzern. Sie sind dann Bäumen im Winter gleich, die weder Blätter noch Früchte, jedoch im Verborgenen Saft und Leben haben und darum mit der Zeit wieder ausschlagen, blühen und Frucht bringen.“

„Dem Gotthold fällt es auf, daß mit großen Kosten so viele und so hohe Kirchtürme gebaut werden. Er erhält den Aufschluß, man wolle damit wie durch einen ausgereckten Finger nach oben weisen und andeuten, hier werde der Weg zum Himmel verkündigt, — auch daran erinnern, daß wir unsere bleibende Statt nicht hienieden, sondern im Himmel haben.“

Das wichtigste Werkzeug Gottes bei der Reformation des Lebens der Kirche ist aber Spener gewesen, dessen Leben wir uns hiemit zuwenden. — Philipp Jakob Spener wurde 1633 zu Rappoltsweiler im oberen Elsaß geboren. Sein Vater war ein gräflicher Beamter und bestimmte den Sohn schon frühe zum Prediger des Evangeliums. Die Gräfin von Rappolstein war des Knaben fromme Patin und hatte eine besondere Zuneigung zu ihm. Ihr Sterbebett, an das sie ihn kommen ließ, machte tiefen Eindruck auf den 13jährigen Knaben. Die Rührung der ernsten Stunde war so groß, daß Spener sich nach der Auflösung sehnte und nun noch mehr als bisher von weltlicher Eitelkeit abgezogen wurde. Still und frei von Verirrungen verfloß seine Jugendzeit, in der er die empfangene Taufgnade treu bewahrte. „Ich

weiß," sagt er später, „von keinen außerordentlichen Wegen, sondern nur von solchen, durch welche der Herr gewöhnlich die Seinen führt, nämlich daß das Wort Gottes samt den Sakramenten und deren Kraft alles Gute in uns ausrichten muß." — Schon im 16. Lebensjahre wurde er Student, war äußerst fleißig und fromm, sah oft wochenlang kaum einen Menschen, nicht einmal die Magd, die ihm das Essen vor die Thüre setzte. Nach vollendeten Studien ging er, wie es damals Sitte war, auf größere Reisen, wobei er, Lutheraner, ähnlich wie Andreä auch nach Genf kam und viele Reformierte als Kinder Gottes kennen und hochschätzen lernte. — Da schon wurde der Grund gelegt zu seiner späteren Weitherzigkeit im Christentum. — Nach seiner Rückkehr wurde Spener zuerst Pfarrer in Straßburg; dann kam unerwartet an den 31jährigen Mann ein Ruf nach Frankfurt am Main, wo er Pfarrer an der Hauptkirche und Vorsteher der dortigen Geistlichkeit werden sollte. Nur auf Anraten seiner Lehrer und bisherigen Oberen wagte es der bescheidene junge Mann, die verantwortungsvolle Stelle anzunehmen. — Beim Antritt predigte er nach Röm. 1, 17 über die seligmachende Kraft des Evangeliums. — In Frankfurt ging ihm das volle Licht auf über die Schäden und Gebrechen der Gemeinde und des Kirchenwesens und er gab darüber eine Schrift heraus, die großes Aufsehen machte, die „Frommen Wünsche" (pia desideria), die sowohl deutsch als lateinisch erschienen und eigentlich betitelt

Christian Scriver.

sind: „Herzliches Verlangen nach gottgefälliger Besserung der wahren evangelischen Kirche samt einigen dahin abzweckenden christlichen Vorschlägen."

In dieser Schrift führt Spener mit großer Gründlichkeit aus, daß die Reformation durch Luther in der Mitte ihres Laufes stehen geblieben sei. Das habe Luther selbst eingestanden. Er, Spener, wolle nicht eine Reformation der Lehren, sondern des Lebens. Die Hauptlehren der lutherischen Kirche seien rein. Aber auf diesem Grunde sei auch Holz, Heu und Stoppeln aufgebaut worden. Abhilfe sieht Spener in folgenden Mitteln. Erstens müsse Gottes Wort in seiner Fülle reichlich und einfach gepredigt, nicht bloß zu Texten gebraucht werden. Zu den Predigten müssen Besprechungen in frommen Hausversammlungen hinzukommen. Zweitens müsse das allgemeine christliche Priestertum, zu welchem alle Getauften berufen seien, aufgerichtet und geübt werden und die Scheidewand zwischen Laien und Geistlichen fallen. — Drittens müsse eingeschärft werden, Glaube ohne Liebe und ohne Werke mache nicht selig; im Christentum sei es mit dem Wissen nicht gethan, es bestehe vielmehr in der Praxis, im Gehorsam des Glaubens. Viertens bestehe das rechte Verhalten zu den Irrgläubigen und Ungläubigen nicht im Streiten und Verketzern, sondern darin, daß man für einander bete, den Gegner zu bessern suche und die Wahrheit in Sanftmut bezeuge und auch vertrage. Fünftens müsse eine Reform des theologischen Studiums auf den Hochschulen eintreten und mehr auf die Bekehrung und Heiligung des Herzens, als auf Anfüllung der Köpfe mit vielem Wissen hingearbeitet werden. — Sechstens müsse erbaulicher gepredigt und dabei nie außer acht gelassen werden, daß das Christentum nichts anderes sei als ein innerer und neuer Mensch.

Nach den in den „Frommen Wünschen" geäußerten Grundsätzen wirkte Spener in Frankfurt. — Seine Predigten, so einfach und verständig ohne allen Redeprunk sie auch waren, wirkten Wunder. Menschenherzen wurden wie neu geboren. „Er predigt nicht wie die Schriftgelehrten," sagte das Volk. Besonders eine Predigt über die „falsche Gerechtigkeit der Pharisäer" verursachte eine große Bewegung in der Stadt. Die einen erkannten ihre Lauheit und Heuchelei, und trachteten nach einem rechtschaffenen Wesen in Christo, fingen auch an, mit den Ihrigen die Bibel zu lesen und gemeinschaftlich zu beten. Andere, in ihrer natürlichen Sicherheit gestört, wurden Feinde des eifrigen Predigers. — Die Bewegung wurde größer, als Spener anfing, wöchentlich zweimal, zuerst im Pfarrhause, später in der Kirche Versammlungen (sogenannte Collegia pietatis) zu halten, um lebendiges Christentum und christliche Gemeinschaft zu pflegen. Diese Privatversammlungen, von welchen nach Speners Ansicht ein besserer Geist sich über die ganze Kirche verbreiten sollte, fanden große Beteiligung und viele Nachahmung in andern Städten. — Aber sie haben auch Anlaß zu Streitigkeiten und zu den Namen Pietist und Frömmler gegeben, mit welchen man bald die Teilnehmer von gegnerischer Seite belegte. In einem, nicht gegnerischen, Gedichte jener Zeit heißt es:

> Es ist jetzt stadtbekannt der Nam' der Pietisten.
> Was ist ein Pietist? Der Gottes Wort studiert
> Und nach demselben auch ein heilig Leben führt.

Manche Pietisten haben dem guten treuen Spener durch ihren Hang zu Übertreibungen und zur Absonderung viel Not und Sorge gemacht; auch Schwärmereien stellten sich ein. Aber Spener stellte all' dem seine gesunde christliche Nüchternheit entgegen. Als jemand in den Versammlungen den Vorschlag machte, eine heilige Liebesgemeinschaft zu gründen, wo auch besondere Abendmahlsfeiern gehalten werden sollten, antwortete Spener: „Wir sind bereits alle in dieser heiligen Liebesgesellschaft, so viele unser in den Taufbund getreten sind." — Bei aller Sorge, Not und Feindschaft, die ihm die Sache bereitete, schaute man doch weit und breit auf Spener als den Führer, der einer besseren Zeit die Bahn breche. Und Gott stellte Spener durch eine merkwürdige Lebensführung in der That auf einen hohen und weiten Leuchter, so daß sein Einfluß in ganz Deutschland sich fühlbar machte.

Ph. J. Spener. (Nach J. G. Wagner.)

War schon Frankfurt am Main ein wichtiger Posten, so noch viel mehr der folgende, auf den er nach 20jähriger Arbeit in jener Stadt berufen wurde. Kurfürst Johann Georg III. von Sachsen berief Spener, den er gehört hatte, 1686 als Oberhofprediger, fürstlichen Beichtvater und Kirchenrat nach Dresden. Das war eine Stelle von der höchsten Bedeutung in der deutschen evangelischen Kirche, da Kursachsen unter den evangelischen Ständen den Vorsitz führte. Nur im Vertrauen auf Gottes Führung und Verheißung nahm der schon 52jährige Mann, der durch lange Krankheit an den Rand des Grabes gekommen und zu einer Jammergestalt zusammengeschrumpft war, die wichtige Stelle an. Es war ein schwerer Schritt. Die Hofleute in Dresden mit ihrem ungebundenen, unsittlichen Leben haßten ihn schon im voraus; unter den Theologen Sachsens aber herrschte der Geist, den er immer bekämpft hatte. Obschon Spener alle seine Amtsbrüder besucht hatte, erwiderte nur ein einziger

seinen Besuch. Er war ganz auf Gebet und Geduld angewiesen, und es gab Zeiten, wo die Schwierigkeiten, äußere und innere Not sich so häuften, daß Spener sich wie ein Schiffer vorkam, der das Ruder verloren hat und sich und sein Schifflein ganz allein der Regierung und Barmherzigkeit Gottes übergeben muß.

Schon in Frankfurt und nicht minder in Dresden nahm sich Spener des Jugendunterrichts an und gab eine wertvolle Erklärung von Luthers Katechismus heraus. Auch unter den Erwachsenen suchte er Katechismusbesprechungen und Examen in Gang zu bringen, weshalb seine Gegner spotteten, der Kurfürst habe einen Oberhofprediger haben wollen und habe einen Schulmeister bekommen. Bald hatte Spener gegen öffentliche Angriffe und Schmähschriften zu kämpfen. Wenn er auch jene privaten Hausversammlungen in Dresden nicht fortsetzte, so waren ähnliche Versammlungen oder Vorlesungen über biblische Bücher Alten und Neuen Testaments, welche etliche junge Professoren, Speners Schüler Francke, Anton und Schade, vor Studenten und Bürgern in Leipzig an Sonntagnachmittagen hielten, der Gegenstand des Anstoßes. Jene biblischen Vorlesungen, die namentlich von Spener empfohlen worden und außerordentlich besucht waren, wurden verboten. Spener selbst fiel beim Kurfürsten in Ungnade, da er diesen vor einem Bußtage brieflich einen Blick in den Zustand seines Herzens und Lebens hatte thun lassen. Speners Zuspruch machte zwar im ersten Augenblick auf den Kurfürsten heilsamen Eindruck. Als aber dieser den seelsorgerlichen Brief seinen Hofleuten mitteilte, benutzten diese die Gelegenheit, den Fürsten gegen seinen Beichtvater aufzuregen, so daß er schwur, nie mehr eine Predigt desselben zu hören.

So war es denn eine Erlösung für Spener, daß der Kurfürst von Brandenburg 1691 ihn nach Berlin berief. Dort blieb er bis zum Ende seines Lebens und entfaltete auch hier eine segensreiche Thätigkeit. Er war es, der hauptsächlich die Gründung der neuen Universität Halle befürwortete und die Berufung von gläubigen Professoren, eines Francke, Anton, Breithaupt, Thomasius veranlaßte. Die neugegründete und aufstrebende Universität Halle wurde nun die Vertreterin und Verfechterin des Pietismus in Deutschland, ähnlich wie die neue Universität Wittenberg der Reformation gedient hatte.

Eine ungeheure Arbeitslast lastete auf dem alternden Manne. Er war der Lehrer und Seelsorger von vielen Tausenden nah und ferne, die er nicht nur mündlich, sondern auch brieflich auf dem Wege des Heils unterwies und stärkte. 700 geschriebene pastorale Briefe zählte er einst in dem betreffenden Jahr, und 300 waren noch zu beantworten. Er gönnte sich keine Ruhe. In sieben Jahren, sagte er, habe er seinen Garten nur zweimal betreten. Die Amtsgänge waren seine einzigen Spaziergänge. Gewissenhaft lag er dem Gebete und der regelmäßigen Fürbitte ob. Wenn je einer, sagt ein kompetenter Beurteiler, so machte Spener den Eindruck eines vollkommenen Christen. Nach seiner letzten Predigt ließ er die Amtsgenossen seiner Kirche an sein Krankenbett kommen und schloß noch einmal vor ihnen sein Herz in folgendem Bekenntnis auf:

„Ich bekenne mich von ganzem Herzen zu den kirchlichen Bekenntnisschriften, stehe auch nicht in Widerspruch zum Artikel von der Wiederkunft Christi, wenn ich

auch an den zukünftigen Eintritt des tausendjährigen Reiches glaube. Ich glaube, daß Gott auch außerhalb der evangelisch-lutherischen Kirche die Seinen habe. Die spezielle Seelsorge der einzelnen, wie ich sie in Frankfurt ausüben konnte, halte ich für das Kleinod im Predigtamte. — Im übrigen habe ich nichts, nichts, nichts, als nur die Barmherzigkeit Gottes in Christo Jesu. Von allem Guten, das etwa durch mich geschehen ist, kann ich mir selbst nichts zurechnen. Mir gebührt nichts davon, als was daran gefehlt war."

Nachdem Spener am 13. Januar 1705 sein siebzigstes Lebensjahr vollendet hatte, legte er sich auf sein letztes Leidenslager. Als ihm vierzehn Tage darauf die Hausfrau das Essen brachte, wies er es mit den Worten zurück: „Ich will nicht mehr essen und trinken; ich bin nahe an der Ewigkeit." — Am 5. Februar 1705 ist Spener sanft, ohne Zuckung, ohne den geringsten Schmerzenslaut entschlafen. Im weißen Sterbekleide und im hellen Sarge ist er, wie er verfügt hatte, begraben worden. „Ich habe die Zeit meines Lebens genug über den Zustand der Kirche getrauert; mit dem weißen Sterbekleid will ich bezeugen, daß ich sterbe in Hoffnung auf die Besserung der Kirche Christi auf Erden." — Spener war der eigentliche Reformator des christlichen Lebens in der evangelischen Kirche.

Ihm reiht sich ebenbürtig an die Seite sein um 30 Jahre jüngerer Schüler August Hermann Francke, dessen wir bereits Erwähnung gethan haben. — Er war im Jahr 1663 geboren in Lübeck, wo sein Vater Syndikus und Doktor der Rechte war. Nach dessen Tod erzog ihn die fromme und weise Mutter. Von seinem frommen Sinne zeugt, daß er im zehnten Lebensjahr von der Mutter sich ein eigenes Kämmerlein ausbat, um da auf den Knieen beten zu können. Der junge Francke widmete sich besonders dem Studium der Grundsprachen der Heiligen Schrift, ließ sich auch in das Rabbinische einführen von dem berühmten Edzardi und wurde im Hebräischen ein solcher Meister, daß er bald die hebräische Bibel in einem einzigen Jahre siebenmal durchlas! 14 Jahre alt war der ausgezeichnet begabte Francke in den Wissenschaften schon so weit, daß er als reif für die Hochschule erklärt wurde. Die verständige Mutter behielt ihn aber noch zwei Jahre zu Hause, und mit 16 Jahren wurde Francke Student, der auf mehreren Hochschulen studierte. Das Bewußtsein seiner hervorragenden Gaben und seiner Überlegenheit über die Mitschüler hat ihm geschadet, ihn eitel gemacht, daß er nach keiner andern Seligkeit als nach der des Wissens verlangte und das in Gott verborgene Herzensleben zum Stillstand kam. So studierte er Theologie, hatte aber alles nur im Kopfe, nicht im Herzen. Doch es kam durch Gottes Gnade anders. Er sollte einst eine Predigt halten über Joh. 20, 31 und vom wahren lebendigen Glauben reden. Da fühlte er, als er sich an die Vorbereitung machte, daß ihm dieser Glaube fehle. Der Glaube der Jugend war ihm entschwunden. Zweifel quälten ihn. Er sagte sich: „Wer weiß, ob die Heilige Schrift Gottes Wort ist? Die Türken geben ihren Alkoran und die Juden ihren Talmud dafür aus; wer hat recht?" Es kam zu einem Verzweiflungskampf, in welchem die Wissenschaft ihn verließ und nur das Gebet dem Kämpfer zum Siege verhalf. Er fiel auf die Kniee und rief in innigem Herzensflehen: „O Gott, wenn Du wirklich bist, so offenbare Dich und rette mich!"

Das Gebet fand sogleich Erhörung. Ein Strom der Freude kam über Francke und alle Zweifel schwanden. Es war ihm, wie wenn er bisher in einem Traume gelegen und nun daraus erwacht sei. Die Gewißheit und Süßigkeit des Glaubens erfüllte sein Herz. Nun hielt er mit Freudigkeit jene Predigt und empfand seit dieser Zeit auch große Lust, um des Guten willen zu leiden.

Dieses ist ihm auch bald hernach schon zu teil geworden. Wir haben bereits vernommen, wie Francke, nachdem er Spener kennen gelernt, mit ein paar Freunden in Leipzig öffentlich biblische Vorlesungen hielt und wie dieselben aus Neid und wegen des großen Eindrucks ihm untersagt wurden. (Während der Sommerferien 1689 hatte Francke vor 300 Zuhörern über den zweiten Timotheusbrief gelesen, d. h. Vorträge gehalten.) — Ebenso wurde er einige Zeit nachher von einem Pfarramt, das er in Erfurt erhalten und mit großem Segen und zündendem Einfluß verwaltet hatte, vertrieben. Von Erfurt abgehend dichtete er das bekannte Lied: „Gottlob, ein Schritt zur Ewigkeit Ist abermals vollendet.“ Aus diesem Liede führen wir eine Strophe an, welche zeigt, wie sein lebendiger Glaube damals schon zum Warten auf das Leben der zukünftigen Welt und auf die Zukunft des HErrn Jesu gereift war. Sie lautet:

Ach, daß du selber kämest bald!
Ich zähl' die Augenblicke,
Ach komm', eh' mir das Herz erkalt'
Und sich zum Sterben schicke!
Komm doch in Deiner Herrlichkeit,
Schau her, die Lampe steht bereit,
Die Lenden sind umgürtet.

Als Spener die kirchlichen Angelegenheiten in Berlin leitete, wurde Francke als Professor der orientalischen Sprachen und als Pfarrer nach Halle berufen, und so wurde von 1692 bis zum Tode Franckes 1727 Halle die Stätte des wunderbaren Wirkens dieses Glaubensmannes. Ihm zur Seite standen seine glaubensverwandten Freunde Breithaupt, P. Anton, Freilinghausen, sein späterer Schwiegersohn. Nun konnte er in Verbindung mit diesen Männern Diener der Kirche heranziehen, die nicht nur gelehrt, sondern auch gottselig, treu und eifrig waren und brannten in Liebe zum HErrn für das Heil der Seelen. Ein anderes Geschlecht von Predigern ist von Halle ausgegangen und durch sie ein besserer Geist in die Kirche Deutschlands.

Ein merkwürdiges Denkmal des Glaubens und der Erhörung des Gebets ist die Stiftung des großen Waisenhauses in Halle. Bekannt ist der bescheidene Anfang desselben. Einst fand Francke in seiner Armenbüchse, die er für die bei ihm Aus- und Eingehenden aufgestellt hatte, vier Thaler, die eine fromme Witwe eingelegt. „Das ist ein ehrlich Kapital,“ sagte er sich, „damit muß man etwas Rechtes stiften, ich will eine Armenschule damit anfangen.“ — Dies ist der Anfang der vielen Stiftungen Franckes, der unscheinbare Kern, der zum großen Baum erwachsen ist. Um Ostern 1695 wurde die Armenschule errichtet, in der arme und vernachlässigte Kinder täglich zwei Stunden Unterricht von einem durch Francke

bestellten Studenten erhielten. — Im gleichen Jahre begann die Waisenanstalt, indem eine größere Gabe Francke ermutigte, ein Kind ganz aufzunehmen und ihm nicht nur Unterricht, sondern auch Kost, Logis und Pflege zu geben. Da aber statt einem gleich vier Kinder sich meldeten, so behielt er alle vier, und die Zahl der aufgenommenen Waisen betrug im folgenden Jahre schon 50. — Bald fühlte Francke die Notwendigkeit, ein Waisenhaus zu bauen. Es war kein Kapital vorhanden als das des Glaubens mit der Schatzkammer des Gebets. „Von Woche zu Woche," schreibt Francke, „von Monat zu Monat hat mir der HErr zugebröckelt, wie man

August Hermann Francke.

den kleinen Küchlein das Brot zubröckelt, wie es die Notdurft erfordert." So hat Francke den großen Bau ausgeführt und, wie er selbst bezeugt, nur zusehen dürfen, was der HErr gethan, der Vornehme und der Geringe zu Gaben und zum Dienste willig machte, bis endlich das Ganze dastand, ein ganzes Quartier. Auf dem Giebel des Haupthauses steht ein zur Sonne strebender Adler mit der Inschrift: „Die auf den HErrn harren, kriegen neue Kraft, daß sie auffahren mit Flügeln wie die Adler." (Jesaja 40, 31.) Schon bei Franckes Tod standen eine Reihe Gebäude da, in welchen 130 Waisenkinder und 2000 andere Kinder unter 170 Lehrern

Pflege und Unterricht erhielten. Damit war ein Freitisch für 250 arme Studenten verbunden, ferner eine Apotheke, eine Buchhandlung und Buchdruckerei, eine Bibliothek, die damals schon aus 18 000 Bänden bestand. Der von Francke selbst verfaßte Bericht über den Bau des Waisenhauses enthält gar viel Merkwürdiges, und wir begegnen da Fußstapfen eines lebendigen Gottes. — Nur ein Beispiel, von Francke selbst erzählt:

„Eine fromme, durch Kreuz bewährte Christin an einem andern Ort, der ich einen Dukaten geschickt hatte, schrieb mir, der Dukaten sei ihr zu einer Zeit geschickt worden, wo sie seiner sehr benötigt gewesen. Sie habe auch Gott gleich gebeten, Er möge meinen armen Waisen wieder einen Haufen Dukaten bescheren. Bald darauf brachte mir eine christliche Person 1 Dukaten und 12 Doppeldukaten. Am gleichen Tage schickte mir ein Freund aus Schweden 2 Dukaten, und nicht lange hernach erhielt ich per Post 25 Dukaten, wobei der Geber nicht genannt war. Um jene Zeit starb Prinz Ludwig von Württemberg, und es wurde mir mitgeteilt, er habe eine Summe Geldes dem Waisenhaus vermacht. Es waren 500 Dukaten in einem atlassenen, roten Beutelchen verwahrt mit einem Zettel: Dieses ist fürs Waisenhaus in Halle. Als ich nun diesen Haufen Dukaten auf dem Tische vor mir sah, dachte ich an das Gebet jener frommen Frau, die Gott gebeten hatte, Er wolle meinen armen Waisen einen Haufen Dukaten bescheren."

Noch berühren müssen wir den Streit über die sogenannten Mitteldinge (Adiaphora), der damals gegen Spener und Francke und gegen die Pietisten geführt wurde. — Es handelte sich um die Frage, ob ein Christ ohne Gefahr für seine Seele sogenannte Mitteldinge sich erlauben dürfe, ob Perücken und schöne Kleider zu tragen, zu scherzen, Witze zu machen, ein Trunk in Ehren zur Fröhlichkeit, zu tanzen, zu rauchen, das Schauspiel zu besuchen, erlaubt sei. Spener selbst wagte es weder unbedingt zu bejahen noch zu verneinen, mahnte aber zur größten Vorsicht und betonte, es komme hauptsächlich auf die Gesinnung an, in der diese Dinge gethan oder unterlassen würden. — Andere Pietisten aber sahen in der unbedingten Verdammung dieser und ähnlicher Vergnügungen eine größere Heiligkeit. Dadurch wurden die Gegner gereizt und verfielen in das andere Extrem, daß sie schon den Besuch des Theaters und das Tanzen für ein gutes Zeichen der Orthodoxie (kirchlichen Rechtgläubigkeit) erklärten. — Über das Tanzen spricht sich Spener also aus: Wenn man unter dem Tanze weiter nichts versteht als eine Bewegung des Leibes nach einer gewissen Melodie, so könne er nichts Sündliches darin sehen, und es sei daher tanzen zu lernen erlaubt, um den Leib gelenkig und geschickt zu machen. Allein die gewöhnlichen Tänze gäben, wie die Erfahrung lehre, fast immer Gelegenheit zu allerlei Leichtfertigkeit und Üppigkeit. Darum sollten sie, weil auch das Herumlaufen und Springen derjenigen Ehrbarkeit und Gravität nicht wohl anstehe, die Christen gezieme, billig von der Obrigkeit verboten werden. Man solle aber weniger gegen das Tanzen eifern, als vielmehr in dem Menschen diejenige christliche Gesinnung gründen, durch welche es von selbst wegfallen werde.

An jede große Bewegung der Geister hängen sich fremdartige unreine Elemente. Dies geschah im Zeitalter der Reformation und ebenso beim Pietismus. Auch

unter den Pietisten fanden sich Heuchler. Eine Abirrung des späteren Pietismus war die Ansicht, daß jede Seele zu ihrer Wiedergeburt durch einen Zustand der Verzweiflung oder Verwesung hindurchgehen müsse, wo sie so wenig Labsal von innen und außen empfinde als Christus am Kreuze. Das nannte man den Bußkampf. Hierüber hat sich Spener in seinen „theologischen Bedenken" in ausgezeichneter Weise ausgesprochen.

Mit dem Tode Speners und Franckes war die Blütezeit des Pietismus am Erlöschen. Zwar hat Friedrich Wilhelm I. von Preußen 1729 ein Edikt erlassen, daß kein lutherischer Theologe im preußischen Staat Anstellung erhalten solle, der nicht zwei Jahre in Halle studiert und dort ein Zeugnis seines Gnadenstandes erhalten habe. Aber mit dieser äußeren Blüte der Macht steht, wie Tholuk mit Recht bemerkt, die innere Kraft keineswegs im Verhältnis. Immerhin ist von den zwei Urhebern des „Pietismus" ein nachhaltiger Segen ausgegangen bis auf unsere Tage.

Hochgeehrt und geliebt, ein Mann wunderbaren Segens, wirkte Francke in Halle bis an sein Lebensende. Am 8. Juni 1727 ist er zur Ruhe eingegangen. Seine Gattin hatte ihn vor dem Ende noch gefragt: „Dein Heiland wird dir doch nahe sein?" — Da antwortete der Sterbende, den gleich Paulus weder Leben noch Tod von der Liebe Gottes scheiden konnte: „Daran ist kein Zweifel!"

Wohl dem, der wie Francke zweifellos glauben und in solchem Glauben betend und liebend Berge versetzen kann, welche sonst dem Menschen unübersteiglich sind.

Graf Zinzendorf und die Brüdergemeinde.

Der Lieblingsgedanke Speners, eines „Kirchleins in der Kirche“ hat sich am schönsten in der herrnhutischen Brüdergemeinde verwirklicht. Ihre Stiftung knüpft sich an den Namen des sächsischen Grafen Zinzendorf. Im Jahre 1700 ward er geboren zu Dresden, wo sein Vater kurfürstlicher Minister war, hoch geachtet durch Klugheit und Rechtschaffenheit. Schon im ersten Lebensjahre verlor Niklaus Ludwig Zinzendorf seinen Vater, und die Mutter wurde nachher Gemahlin des preußischen Generals von Nazmer. Deshalb kam der Knabe zu seiner Großmutter mütterlicherseits, einer Freiin von Gersdorf, welche samt der Tante des Knaben diesen erzog. Es war eine fromme Erziehung. Der christliche Geist war auch in dieser Adelsfamilie durch Spener herrschend geworden. Spener war der Pate Zinzendorfs und hat ihm segnend die Hand aufs Haupt gelegt. Schon im vierten Jahre suchte der Knabe Gott mit Ernst, und es war damals schon sein Vorsatz, einst ein Diener des gekreuzigten Heilandes zu werden. „Den ernsten Eindruck auf mein Herz machte das, was mir meine Mutter von meinem seligen Vater und dessen herzlicher Liebe zur Marterperson des Heilandes sagte.“ Er pflegte brüderlichen Umgang mit dem Heiland und schrieb kindliche, zärtliche Briefe an ihn, die er zum Fenster hinauswarf, in der Hoffnung, der HErr werde sie schon bekommen. Bei aller Empfindsamkeit und lebhaften Phantasie hatte der Knabe doch auch eine merkwürdige Kraft des Denkens. Er war noch ein Knabe, als ein Lied, das er die Großmutter singen hörte, Anlaß zu einer schlaflosen Nacht wurde, in der „die raffiniertesten Ideen des Atheismus“ und alle möglichen Spekulationen durch seinen Kopf gingen; so sehr, daß alles, was er später von Zweifeln des Unglaubens las oder hörte, ihm dagegen seicht erschien. Darum hatten solche Vernunftschlüsse auf sein Herz keine Wirkung mehr. „Ich faßte,“ sagt er später, „gleich damals den festen Entschluß, den Verstand in menschlichen Dingen so weit zu brauchen, als er langte, und ihn so weit ausklären und schärfen zu lassen, als es nur immer damit getrieben werden könnte; — im geistlichen aber bei der im Herzen gefaßten Wahrheit so einfältig zu bleiben, daß ich sie allen andern Wahrheiten zu Grunde legen könnte, und, was ich nicht daraus herleiten könnte, gleich wegzuwerfen.“ — So wurde Zinzendorfs Theologie von Anfang an eine Herzenstheologie, die sich hinweg von allem Grübeln über die Gründe und Abgründe des Seins, mit ganzer Kraft auf das Leben und Wirken warf.

Vom 10.–16. Lebensjahre wurde Zinzendorf im Halleschen Pädagogium erzogen, wo Francke noch wirkte. Zu diesem sagte die Großmutter: „Man muß ihn kurz halten, daß er nicht hochmütig wird und sich seiner Gaben wegen nicht überhebt." — Wirklich wurde er streng gehalten, ja durch allzugroße Strenge seine Jugendzeit getrübt. Doch ging er in den Geist des Hauses ein, und die Liebe zum HErrn und die große Idee, das ganze Leben Ihm zu Füßen zu legen, faßte immer mehr Wurzel in ihm. Mit gleichgesinnten Jugendgenossen, namentlich mit Wattewille schloß er einen Bund, den sogenannten Senfkornorden, der auch die Bekehrung der Heiden in seine Zwecke aufnahm.

1716 kam Zinzendorf auf die den Pietisten entgegengesetzte Universität Wittenberg, um hier nach dem Willen des Vormundes die Rechte zu studieren und für den Staatsdienst sich vorzubereiten. — Neben seinen juristischen Studien setzte er aber seine geliebten theologischen Studien privatim fort, und wurde im Verkehr mit frommen orthodoxen, nichtpietistischen Professoren inne, daß nicht alle Orthodoxen Feinde des christlichen Lebens und nicht alle Pietisten lauter wahrhaft Fromme seien. Auch begannen schon damals seine Zweifel gegen die streng gesetzliche Zucht des Halleschen Pietismus. — 1719 trat er eine größere Reise an über Leipzig und Frankfurt am Main nach Holland und Frankreich. Statt der Zerstreuung und weltlichen Lustbarkeiten, welche deutsche Edelleute in Paris gewöhnlich aufsuchten, suchte Zinzendorf sich unter den Hohen der Welt solche Leute auf, die geeignet waren, durch ihren sittlichen Adel und ihren Glauben ihm neue Antriebe zur Frömmigkeit zu gewähren. Der edle Kardinal Noailles, Erzbischof von Paris, und andere fromme Bischöfe und Priester, hatten Wohlgefallen an dem geistvollen Jüngling, der so sehr für die Sache Christi und die seiner Kirche glühte. Zinzendorf fand diese katholischen Prälaten in ihrem Kirchenglauben so fest gegründet, als er in dem seinigen war, und beide Teile entsagten bald dem Streit über den Glauben und suchten sich in der Liebe Christi zu vereinigen und gegenseitig als Brüder anzuerkennen. Auch durch den intimen Verkehr mit frommen Reformierten, die er in Frankreich und in Genf kennen lernte, wurde Zinzendorfs Gesichtskreis erweitert: er wurde schon damals inne, daß der HErr die Seinen unter allen Konfessionen hat. Immer mehr erwachte in ihm die Sehnsucht, alle getrennten Kinder Gottes in Eins vereinigt zu sehen, was ja auch das Gebet des HErrn Jesu und die Absicht Seines Todes am Kreuz gewesen ist. Wo unter dem Kreuze Christi aller eigene Ruhm erstirbt und alle menschliche Gerechtigkeit, auch die der christlichen Parteien erblaßt, da schmilzt man zusammen, — da hört das Trennende auf. Auch hatte Zinzendorf damals schon aus dem Umgang mit Frommen aller Parteien den Eindruck bekommen, daß die Herzensreligion, die Liebe des begnadigten Sünders zum Heiland in allen Konfessionen verbreitet und eigentlich das Salz jeder Kirchengemeinschaft sei, gegen welches der Lehrunterschied ganz zurücktrete. Gewiß ist an diesem Eindruck etwas Wahres. Es muß aber dagegen doch erinnert werden, daß zur Einheit der Gemeinde Jesu Christi auch die Einheit des Glaubens und der Erkenntnis des Sohnes Gottes gehört und daß das „sich wägen und wiegen lassen von jedem Wind der Lehre" zu dem ge=

hört, wovon die Kirche befreit werden soll. (Ephes. 4, 1—16.) Die Lehre, das Stehen in der Wahrheit, ist nichts Gleichgültiges. „Wer zu euch kommt und bringet diese Lehre nicht, den nehmet nicht auf,“ sagt der Apostel der Liebe. (2 Joh. 10.) Doch gleichgültig war dem jungen Grafen die Lehre keineswegs. Die Wahrheit Christi war's, die er bei allen voraussetzte, die er mit brüderlicher Liebe umfaßte, und diese Wahrheit ist — darin hatte er gegenüber den orthodoxen Eiferern recht — zunächst etwas anderes als kirchliche Glaubenssätze.

Von seinen Reisen zurückgekehrt nahm Zinzendorf ein Staatsamt an; er wurde Hof- und Justizrat in Dresden. Auch schloß er frühe den Ehebund mit der Gräfin Erdmuth Dorothea von Reuß-Ebersdorf (1722). Damals kaufte er von seiner Großmutter das Gut Berthelsdorf, zu welchem der unbebaute Hutberg gehörte. Am 22. Dezember 1722 besuchte der Graf zum erstenmale seit seiner Vermählung die neuerworbene Besitzung. Am Fuße des Hutberges führte der Weg die Reisenden vorbei. Da erblickten diese im Walde ein Licht, das aus einem neuerbauten Hause herüberleuchtete. Es war das Haus der ersten ausgewanderten mährischen Brüder, welches diese mit des Grafen Erlaubnis auf dessen Grund und Boden erbaut hatten. Dieser stieg aus, trat in die Hütte, bewillkommte herzlich die Bewohner, fiel mit ihnen auf die Kniee und betete inbrünstig um Gottes Segen für die neuen Ansiedler. Dies ist der Anfang von Herrnhut.

Die „mährischen Brüder“ sind geistliche Nachkommen der alten böhmischen Hussiten, die seit 150 Jahren, seit dem Anfang des 30jährigen Krieges unendlich Schweres hatten erdulden müssen und deshalb zum großen Teile ausgewandert waren, um da oder dort eine Zuflucht und freie Religionsübung zu finden. — Die Kirche der böhmisch-mährischen Brüder war eine Märtyrerkirche, ausgezeichnet durch reine Lehre und schöne biblische Kirchenordnung und Kirchenzucht. — Längst vor der Reformation bestehend suchten sie dann Anschluß an Luther, erhielten seine Billigung und Anerkennung, schätzten aber ihre kirchliche Zucht zu hoch, als daß sie dieselbe hätten aufgeben mögen, um sich in die große Masse der evangelischen Landeskirchen aufzulösen. „Der Brüder Lehre und Verfassung“ ist auch heute noch ein Muster für Kirchenverfassungen. Nicht nur auf ernste Kirchenzucht wird darin gehalten; man hielt auch an den altchristlichen Ämtern der Bischöfe, Priester und Diakonen fest. Unter dem im 30jährigen Krieg vertriebenen Brüdern war auch der berühmte, fromme und gelehrte Bischof Comenius. In Amos Comenius (1592—1670) faßte die alte böhmisch-mährische Brüderkirche vor ihrem Untergang noch einmal ihre ganze Kraft und ihre besten Gaben zusammen. Er war groß als Prediger, als ascetischer Schriftsteller, als Kirchenleiter, verdankt aber seinen Ruhm besonders seiner Thätigkeit als Pädagog. Sein Orbis pictus ist unzähligemale gedruckt und eines der beliebtesten Jugendbücher geworden. Amos Comenius gehörte zu den echten Friedenstheologen des 17. Jahrhunderts. Auch seine Schicksale sind merkwürdig. Seine Gemeinde Fulneck wurde von spanischen Soldaten eingeäschert; eine Seuche raubte ihm Weib und Kind. Vertrieben mußte er sich drei Jahre unstet umhertreiben, wurde dann Rektor am Gymnasium im polnischen Lissa und Bischof der dorthin flüchtenden Gemeinde, der einzig noch übrige

Bischof der Brüderkirche. Oft wurde er zur Organisation des Volksunterrichts und zur Hebung des höheren Unterrichts ins Ausland berufen, nach England, Schweden und Siebenbürgen. In Lissa wegen des Krieges nicht mehr sicher, zog er sich zuletzt nach Amsterdam zurück, wo Flüchtige aus aller Welt die in Holland gewährleistete Glaubensfreiheit genossen. —

Als — um zu Zinzendorf zurückzukehren — im Anfang des 18. Jahrhunderts, wo Zinzendorf zum Jüngling heranwuchs, unter den aus Böhmen nach Mähren ausgewanderten Brüdern eine neue Erweckung ausbrach und neue Bedrückungen veranlaßte, suchten die Bedrückten einen Ort, wo sie unangefochten dem HErrn dienen könnten. Auf dem bereits genannten Hutberg, der zu Berthelsdorf gehörte, wurde ihnen also von Zinzendorf die Ansiedelung gestattet. Der Zimmermann Christian David gehörte zu den ersten, die sich dort niederließen. Bald kamen mehrere Familien und immer mehrere, so daß im Jahre 1724 bereits 300 aus Mähren um des Glaubens willen ausgezogene Personen in „Herrnhut", wie die Ansiedelung nun hieß, sich angebaut hatten. Im Jahre 1732 waren es deren 600. „Bald erkannte Zinzendorf in diesen Ansiedlern den vom HErrn ihm zugeführten Grundstoff, an und in welchem er das Werk lebendig ausbilden und gestalten sollte, zu dem ihn Gott erkoren und ausgestattet hatte." Er faßte den Gedanken, seine empfindungsvolle Liebe zum HErrn, als dem blutenden Lamme, dieser empfänglichen Gemeinde einzupflanzen und sie zu einem Salz für die erstorbene Christenheit zu machen. Auf seinen Sinn ging der von ihm nach Berthelsdorf berufene, fromme Prediger Rote ein. Viele erweckte Freunde sammelten sich um ihn. Bald zog der neue Herd christlichen Lebens auch manche Aufgeweckte an, welche als Inspirierte und Separierte in den Landeskirchen keine rechte geistliche Heimat gefunden hatten. Konfessionell betrachtet war die Gemeinde eine eigentümliche Mischung von mährischen Brüdern, Lutheranern und Reformierten. Es galt, bei verschiedenen Bekenntnissen doch die Einheit des Glaubens und des Gottesdienstes beizubehalten. Und es gelang in herrlicher Weise. Mit Recht hielten die böhmisch-mährischen Brüder an ihrer alten Kirchenzucht und Verfassung fest, so daß sie erklärten, lieber fortzuziehen, als

Amos Comenius.

von derselben zu lassen. Die alte Kirchenzucht wurde angenommen. Die Verschiedenheit in Beziehung auf manche Glaubensanschauungen sollte aber fortbestehen dürfen und die Einheit des Kultus und der Verbindung nicht stören. Es wurden drei Lehrtropen oder Lehrweisen angenommen, die lutherische, die reformierte und die der mährischen Brüder. So war für Einheit und Mannigfaltigkeit, für Gemeinschaft und zugleich für freie Bewegung gesorgt, und niemand, der in die Brüderunität eintrat, mußte nun den Eindruck haben, er habe eine neue Religion angenommen. So wurde die „erneuerte Brüderunität" gegründet, und der 13. August 1727 gilt als ihr Stiftungstag. An diesem Tage wurde nämlich bei der Feier des heiligen Abendmahls in Berthelsdorf unter vielen Thränenströmen der Geist der Liebe über die wohl vorbereitete Gemeinde ausgegossen, und die Frucht dieses Gnadentages ging nicht wieder verloren. — In jener Zeit gab der Graf seinen Staatsdienst auf und widmete sich nun ausschließlich dem Werke des HErrn, zunächst in Berthelsdorf und Herrnhut, dann auf Reisen in der weiten Christenheit. Um dies besser thun zu können, bestand er in Stralsund eine theologische Prüfung und erhielt in Tübingen die Ordination fürs geistliche Amt. Ja, im Jahre 1737 ging auch das bischöfliche Amt durch Handauflegung des letzten Bischofs der Brüder, Jablonsky in Berlin, auf Zinzendorf über.

Ein großer, geistlicher Segen war die Folge. Innige Liebe, heilige Zucht, fromme schöne Sitten, heiliger Lebenswandel war es, wodurch diese Gemeinde wie eine Stadt auf dem Berge in die Welt hinausleuchtete und große Scharen nach Berthelsdorf zog. Mit überströmender Liebe und überlegenem Geiste widmete sich der Graf der neuen Pflanzung. Ein Reichtum inniger, geistlicher Lieder entströmte seinem Herzen und belebte die Andachten und Gottesdienste der Brüder. (Siehe den Abschnitt: „Das evangelische Kirchenlied".) Damals behandelte er die 4 Kapitel 14—17 des Ev. Johannes dichterisch, woraus die bekannten Verse geflossen sind: „Herz und Herz vereint zusammen sucht in Gottes Herzen Ruh', lasset eure Liebesflammen lodern auf den Heiland zu. Er das Haupt, wir seine Glieder; Er das Licht und wir der Schein, Er der Meister, wir die Brüder, Er ist unser, wir sind Sein." — Von der Zucht, die namentlich in den ersten Jahren eine scharfe war, sagte Zinzendorf: „Wer anfinge, die Sünde gemäßigt zu hassen, der würde bald wieder Freund mit der Sünde werden. Man fängt alles im Extremen an und wird später in die Mittelstraße gebracht." — Das Leben in Herrnhut wurde freilich schon frühe vielfach verdächtigt. Die Leipziger Zeitung berichtete z. B., der dort eingeführte Bruderkuß sei nur eine Folge der natürlichen Liebe; Zinzendorf aber konnte erwidern: „Als ein junger Mann einem jungen Mädchen einen solchen Kuß gab, kam er neun Wochen in Arrest und so lange Herrnhut besteht, ist noch keine dortige Schwester in eine sogenannte grobe Sünde gefallen."

Eine großartige Wirksamkeit that sich bald dem Grafen auf, und dazu hat gerade die Verfolgung gedient, der auch er sich ausgesetzt sah. Böse Gerüchte verbreiteten sich über ihn und sein Werk. Sogar die Pietisten konnten sich in ihn nicht finden. Sie verkündigten, der Graf sei kein Kind Gottes, weil er den rechten Bußkampf nicht aus Erfahrung kenne. Diese Lehre, daß jeder durch einen gewaltsamen Bußkampf zur Wiedergeburt durchbrechen müsse, hatte Zinzendorf für nicht schriftmäßig erkannt. Er

war in der Taufgnade geblieben und gewiß, daß er sich aus Gnaden ein Kind Gottes nennen dürfe; tiefe Erkenntnis der Sünde und dankbare Liebe zum Heilande sei genug. Die Versöhnungslehre wurde immer mehr zum Mittelpunkt des christlichen Glaubens. — Als Sektenstifter und Separatist angeschwärzt wurde Zinzen-

Zinzendorf.

dorf, obwohl er beides nicht war, aus den sächsischen Landen verbannt und durfte erst nach zehn Jahren dieselben wieder sehen. Diese Zeit hat Zinzendorf zu Reisen benutzt, auf welchen er den Sünderheiland Hohen und Niederen predigte und Gemeinden gründete im Sinne und Geiste Herrnhuts. In kirchlich selbständigen neuen Ansiedlungen sollte ein wahrhaft christliches Gemeindeleben erblühen und dieses

wieder zu einem Segen werden für die Umgebung und alle Kirchen. So entstand Niesky, Gnadau, Ebersdorf, Gnadenfrei, Neuwied, das theologische Seminar auf dem Schloß Barby u. s. w. Eine Zeit lang lebte und wirkte Zinzendorf in der Wetterau (der fruchtbare Landstrich zwischen dem Taunus, dem Vogelsberge, dem Main und der Lahn, meist hessisches Gebiet), in Livland, Preußen, Holland, in der Schweiz, in England, in Westindien, bei den Negersklaven und in Nordamerika bei den Indianern. Überall machte er durch seinen apostolischen Eifer, seine glühende Heilands- und Sünderliebe, seine ungemeine Freundlichkeit, mit hohem Adel in Sitten und Charakter verbunden, großen Eindruck, und an unzähligen Orten blieben die Spuren seiner geistlichen, mit Liebe alles überwindenden und alles verbindenden Thätigkeit. Sein äußeres Ansehen war groß, edel, kraftvoll. Allen flößte er Respekt ein; unwillkürlich verbeugten sie sich vor ihm, traten ihm aus dem Wege, waren ihm behilflich. Einst forderte ihm ein Räuber auf einsamer Fußreise sein Geld ab. Zinzendorf reichte es ihm hin, klopfte ihm auf die Schulter und sagt: „Und nun, mein Lieber, wenn du einmal an den Galgen kommst, so erinnere dich, daß Jesus auch für deine Sünden gestorben ist und du kannst vielleicht noch selig werden.“ — Getroffen ging der Mensch von dannen und hat sich bekehrt.

Vor vielen Hohen und Mächtigen, ja Fürsten, hat Zinzendorf vom Heil in Christo Zeugnis gegeben. König Friedrich Wilhelm I. von Preußen war ihm gewogen. Als der König von der letzten Krankheit befallen war, bat Zinzendorf brieflich um die Erlaubnis, ihm die Wahrheit sagen zu dürfen. Der König erlaubte es und bemerkte zugleich: „die Frommen liebe er, nur keine Kopfhänger, den Feinden vergebe er, auch wolle er sich noch bessern.“ — Darauf antwortete Zinzendorf (in einem noch vorhandenen Briefe) unter anderem: „Es kommen Zeiten, wo auch Könige krumm und sehr gebückt und den ganzen Tag traurig gehen und also Kopfhänger werden müssen; man müsse nicht nur vergeben, sondern sorgen, daß unsere Feinde auch uns vergeben, und im Angesicht des Todes müsse man nicht noch von Besserung sprechen, sondern den suchen, der die Gottlosen gerecht mache.“ — Welcher aufs ewige Heil der Seelen abzweckende Freimut! — Weil der Graf die Sitten der feinen Welt und der Höfe von Jugend auf kannte, so bewegte er sich mit Leichtigkeit und Sicherheit in den höchsten Kreisen und war so recht ihr Missionar. Als er in Berlin Hausversammlungen hielt, hielten einmal 42 Kutschen vor seiner Thür. Alles, was er den Suchenden gab, schöpfte er aus der Gnadenfülle seines Erlösers, außer welchem er nichts zu haben und nichts zu sein sich bewußt war. „Meine Präparation ist eine Stunde vorher eine solche Beklemmung und Armut, daß ich nicht weiß, wo ich bin. Sobald ich anfange zu reden, fühle ich die Kohle vom Altar (Jesaja 6). Ich fühle meine Zuhörer nach ihren unterschiedlichen Arten. Thränen sind nichts Rares bei ihnen, auch bei den Soldaten. Die ganze Stadt ist in Bewegung. Alle Pfarrer sind gegen mich. Ich bin ein armer Sünder und Gefangener der Liebe Jesu, der wie im Triumph neben seinem Wagen daherläuft.“ Wichtig für die Beurteilung des Mannes und seiner Ziele sind folgende Zeilen, die er 1740 geschrieben hat: „Ich habe keinen Generalplan, folge aber wohl bald diesem, bald jenem Spezialplan. Ich habe den Plan, die mährische Kirche dem

Heiland zu konservieren, daß kein Wolf sie fresse. Ich habe den Plan, so viele heidnische Völker aufzusuchen, als ich kann; — den Plan, des Heilands Testament Joh. 17, 11. 21, so viel als möglich ausführen zu helfen, damit die zerstreuten Kinder Gottes Eins werden; — den Plan, so viel Seelen, als ich kann, zur Sünderschaft und Gnade zu bringen." — Durch seine und seiner Mitarbeiter Reisen kam das auf, was man später Diaspora der Brüdergemeinde genannt hat: Erweckte Christen thaten sich zusammen und bedienten sich des Dienstes, der Besuche und geistlichen Pflege der Brüder, ohne aus ihrer Konfession und ihrem bisherigen Gemeindeverband auszutreten. Das war gewiß ein Segen in glaubensarmen Zeiten. Die Liebe des guten Hirten zog durch die Lande.

Groß waren die Strapazen und die Gefahren, welchen der Graf sich aus Liebe zu den Gliedern Christi und zu den Heiden unterwarf. Die westindische Insel St. Thomas, wo die missionierenden Brüder durch den Haß der Pflanzer ins Gefängnis gekommen waren, aus dem Zinzendorfs Besuch und Einfluß sie retteten, war ein „Totenloch". — Als er mit seiner Tochter zu den Indianern Nordamerikas reiste, ging es über hohe Berge, durch Moräste, auf Jagdpfaden der Indianer. Aber er fühlte sich unter den Wilden höchst glücklich und erlebte manche hohe Freude. Bei der ersten Versammlung mit den Negern auf St. Thomas hielt ein Neger das Eingangsgebet. Dann begann der Graf: „Ich glaube, daß Jesus Christus wahrhaftiger Gott sei, mein HErr," da fallen die Neger mit Thränen ein: „der mich verlornen und verdammten Menschen erlöset hat."

Mit der Brüdergemeinde ist es auch durch eine gefährliche Sichtungszeit gegangen. Eine solche Zeit waren die Jahre 1743—1750. — In dieser Zeit wurde die Autorität des Grafen in der Gemeinde fast zu groß und Wesley, der einen Besuch in Herrnhut machte, hatte Anlaß zu fragen: Is not the count all in all among you? (Ist nicht der Graf alles in allem bei euch?) Was schon bei Zinzendorf etwas gewagt war, das übertrieben dann seine Anhänger. Sie lieferten geistlose Dichtungen von Blut und Wunden Jesu. Damit verband sich eine große Sicherheit, die unter dem Kreuze Christi, an dem alles gebüßt ist, ausruhen wollte, ohne dieses Kreuz in den rechten Zusammenhang mit der Auferstehung des HErrn und mit dem Wandel der Christen zu bringen. Die Seitenwunde des Heilandes wurde in allen erdenklichen Ausmalungen besungen. Diese Sicherheit grassierte etliche Jahre wie eine Krankheit in den Herrnhuter Gemeinden. „Man wollte nur jubilieren und vergaß das Wachen und Beten." In der Lehre war Gott der Vater über dem Sohne fast wie beseitigt. Beim „Unser Vater" müsse man, erlaubte sich sogar Zinzendorf selbst zu sagen, schlechterdings nur an Christus denken. — Im Gemeindeleben griff eine gewisse Wohlbehäbigkeit, ja Verschwendung Platz. Man veranstaltete an vielen neuen Festen Illuminationen, Transparente und andern künstlichen Schmuck. Die Gemeinde ging ihrem ökonomischen und moralisch religiösen Ruin entgegen. — Die Gefahr wurde aber erkannt, Zinzendorf that Buße. Er erkannte, daß es eine böse Macht giebt, der gegenüber man nie sicher sein darf, eine Macht, gegen die nur das Wort Gottes und der strengste Gehorsam gegen den Buchstaben der Schrift schützt. — Ein Mann, der viel beigetragen hat zur Erkenntnis der Abwege der Brüder-

gemeinde, ist der große württembergische Kirchenlehrer **Bengel**, der im „Abriß der sogenannten Brüdergemeinde“ mit seinem gesunden und scharfen Urteil nicht hinter dem Berge hielt. Bengel rügte es besonders, daß die Brüder aus der ganzen Fülle von Schriftwahrheiten fast nur die eine vom Leiden Christi herausgriffen und ferner, daß sie, statt in allem die Heilige Schrift zum Prüfstein zu machen, sich durch das seelische Gefühl: „Es ist mir so“ leiten ließen. Aber durch Gottes Gnade wurde die Gefahr überwunden und die Brüdergemeinde blieb für eine lange Zeit eine „Stadt auf dem Berge“, ein Werk Gottes für die damalige deutsche Kirche, wie das Werk Wesley's es war für die damalige Christenheit englischer Zunge. — Was aber die Bedeutung Herrnhuts für die Zukunft betrifft, so sagte Zinzendorf davon: „Sollte da oder dort das Evangelium in größerer Klarheit hervorbrechen, als die Brüder es bis dahin unter sich gehabt haben, so sind sie verbunden, sich an solche neue Ökonomie anzuschließen.“

A. G. Spangenberg

In der „**Brüdergemeinde**“ steht an der Spitze der einzelnen Gemeinden die **Ältestenkonferenz**, bestehend aus dem Prediger, dem Gemeindevorsteher und den Chorführern. Die Gemeindeglieder sind nämlich in **Chöre** geteilt, nach den verschiedenen Altern, Geschlechtern und Ständen; es giebt Chöre der Verheirateten, Chöre der ledigen Brüder, der ledigen Schwestern, der Knaben, der Mädchen, der Witwen u. s. w. Jeder Chor steht unter einem Führer, die ledigen Brüder wohnen in einem Bruderhause, die ledigen Schwestern in einem Schwesternhause. Auch durch die Kleidung sind die Chöre unterschieden. Die Schwestern tragen glatt anliegende Häubchen, die jüngeren Mädchen mit feuerrotem, die älteren Mädchen mit blaßrotem, die Ehefrauen mit blauem, die Witwen mit weißem Bande. — Die oberste Kirchengewalt steht bei der von allen Gemeinden beschickten **Synode**, deren Ausschuß, die **Unitäts-Ältesten-Konferenz**, ihren

Sitz in **Berthelsdorf** hat und die Geschäfte der Kirchenverwaltung besorgt. Die Kirchenämter gliedern sich in Bischöfe, Älteste und Diakonen. — Bei wichtigen Entscheidungen bedienen sie sich oft des **Loses**. — Über die Missionsthätigkeit der Brüdergemeinde wird bei anderer Gelegenheit berichtet.

Die Herrnhuter haben auch viel besuchte, geschätzte **Erziehungsanstalten** gegründet und in der Erziehung wohl deshalb vielen Segen und Erfolg gehabt, weil sie in den Kindern die Taufgnade anerkannten und dieselben auf Grund der heiligen Taufe als Kinder Gottes erziehen wollten. (Vergl. Joh. 1, 13; Galat. 3, 27.) Anders war die Erziehung der Methodisten.

Zinzendorfs Leben war von einem innigen steten Umgang mit dem Heiland getragen. Er war der Reinheit seines Werkes und seiner Absichten gewiß. Wenn auch seine rasche Natur, sein heftiges **Temperament**, seine äußerst lebhafte Phantasie, ihn zu Übereilungen und auf Abwege fortriß, so half ihm der Herr bald wieder zurecht. Wenn man meinte, er sei noch in einer leidenschaftlichen Bewegung, so erstaunte man, ihn schon wieder in der ganzen Würde und seligen Ruhe eines Kindes Gottes zu finden. Einst hatte ihn eine kleine Unordnung kurz vor der Abendbetstunde in die äußerste Bewegung versetzt, daß er wohl eine Stunde lang zornig schmälte. Unmittelbar darauf erscheint er im Betsaal und hält eine gesalbte Rede in echt priesterlichem Geiste.

Zinzendorf wurde 60 Jahre alt. Sein Lebensabend war nicht ungetrübt. Sein einziger Sohn **Renatus**, von dem das Lied stammt: „Marter Jesu, wer kann dein vergessen," den der Vater außerordentlich liebte, starb als Jüngling in London. Ebenso ging ihm seine verständnisvolle, wahrhaft geistlich gesinnte Gattin Erdmuth Dorothea von **Reuß** im Tode voran, und 1756 verband sich Zinzendorf noch einmal mit der würdigen Anna **Nitschmann**. Als er erkrankt war an einem Katarrhalfieber, sagte er: Sonst, wenn er krank geworden, habe er nach der Ursache der Krankheit geforscht, was ihm wohl der Herr damit sagen wollte, und auch wohl seine Fehler und Sünden vertrauten Freunden entdeckt. Jetzt aber sei er gewiß, daß ihm der Heiland mit der Krankheit nichts zu sagen habe; sein Heiland sei mit ihm zufrieden, und er mit Ihm. Sanft und in großem Frieden schlief er ein. Mehr als 4000 Erwachsene und Kinder sind seinem Sarge gefolgt. Die Inschrift auf Zinzendorfs Grab lautet: „Ich habe euch gesetzt, daß ihr hingeht und Frucht bringet und eure Frucht bleibe." — Wohin sein Einfluß reichte, da hat er „das Lamm inthronisiert". Er hatte, wie er selbst bekennt, nur Eine Passion, und die war „Er". — Nach Zinzendorfs Tode stand **Spangenberg** an der Spitze der Gemeinde. Er war viel besonnener und vorsichtiger als der Graf. In seinem „Lehrbegriff der Brüder" (Idea fidei fratrum) hat er der Herrnhuter Gemeinde einen biblisch gesunden und bestimmteren Lehrgehalt gegeben und sich überhaupt um dieselbe große Verdienste erworben. „Von den Schlacken der früheren Entwicklungsperiode gereinigt, wurde die Brüdergemeinde in der Zeit des Rationalismus ein Asyl des Glaubens."

John Wesley und der Methodismus.

Die Reformation des sechzehnten Jahrhunderts ist so unvollständig gewesen, daß das Bedürfnis der Reformation seither nicht aufgehört hat. Oder, — um die Sache noch aus einem andern Standpunkt zu betrachten — gleich dem Volke Israel ist die Kirche immer wieder von der Bundestreue gegen den HErrn und sein Evangelium abgewichen, und es bedurfte immer neuer „Richter" und Propheten oder Gottesmänner, um sie auf den rechten Weg zurückzuführen. Ein solcher Gottesmann war John Wesley, der im achtzehnten Jahrhundert das christliche Leben unter dem englischen Volke neu zu beleben suchte. Die ganze geistliche Bewegung, die von ihm ihren Anstoß erhielt, nennt man Methodismus. Der Methodismus stellt sich als der dritte Reformations- oder Erneuerungsversuch innerhalb der Kirche Großbritanniens dar. Auf die eigentliche und erste Reformationsbewegung, die unter Elisabeth zum Abschluß kam, folgte der Puritanismus, der gegen Hierarchie und Despotie für Gewissensfreiheit und Selbständigkeit der Kirche und für Kirchenzucht kämpfte und gesetzliche Duldung erlangte. Der Methodismus suchte die Staatskirche, der er entsprungen ist, neu zu beleben und besonders die vernachlässigte Masse des Volkes mit dem Evangelium lebendig zu durchdringen. Niemals war das nötiger als zur Zeit, da der Methodismus auftrat. Die Entsittlichung des Volkes, besonders Trunksucht und Völlerlei, hatte schrecklich zugenommen; es war dies eine Nachwirkung der Regierung des lasterhaften Karls II. Der Tag des HErrn schien, wie Ernstere sagten, der für den Teufel bestimmte Tag. Der ernste Sinn und die Zucht der Puritaner schien wie begraben. — Und in der Staatskirche lebten die Bischöfe des Landes wie große Herren, ließen sich mit Rossen prächtig zur Kirche führen, speisten wie an königlicher Tafel, während für die niederen Geistlichen, die das Volk zu lehren hatten, kaum das tägliche Brot abfiel. Das arme Volk wurde über dem religiösen Parteigezänke ganz vergessen.

Bei solchen traurigen kirchlichen Zuständen wurden viele am Christentum irre. An vielen fing der Zweifel an zu nagen, und es begann die Periode des englischen Deismus oder Freidenkertums, da das Christentum offen, in mehr oder weniger gelehrten Schriften bestritten, ja verspottet wurde. — Zahlreiche Haufen, Freunde leichtfertigen Wandels, fielen diesen Freidenkern zu, deren Lehre für ihre Ungebundenheit mehr Spielraum ließ als das ernste Christentum. So kam bei

hoch und niedrig eine Gleichgültigkeit, ein epikuräischer Sinn auf, und das christliche Feuer schien am Erlöschen zu sein. Wohl begegnen wir vielen Ausnahmen, wie Richard Baxter († 1691 in London), der „Die ewige Ruhe der Heiligen“ geschrieben hat, oder John Bunyan († 1688), dem Verfasser der „Reise eines Christen nach der seligen Ewigkeit“. Aber es waren eben Ausnahmen. Der Gegensatz zum Weltleben der Zeit trieb viele ernster Gesinnte zum Bruch mit der Kirche und in allerlei Sonderbarkeiten und Überschwenglichkeiten wie die Quäker mit ihrem Stifter Fox.

Die berühmtesten Vertreter des Deismus, d. h. des Religionsglaubens ohne die Anerkennung Jesu als göttlichen Mittlers waren: Edmund Herbert, † 1648, ein Staatsmann, durch Wissenschaft und viele Reisen gebildet. Er will mit der Religion nicht ganz brechen, erklärt vielmehr, Religion mache erst den Menschen zum Menschen, und kein Mensch von gesundem Geist könne Atheist (Gottesleugner) sein. Ihm sind fünf Hauptwahrheiten der Kern aller Religion: 1) Dasein Gottes, 2) Pflicht der Verehrung desselben, 3) Tugend und Frömmigkeit sind die Hauptbestandteile der Gottesverehrung, 4) jeder Mensch ist verpflichtet, seine Sünden zu bereuen und zu lassen, 5) es giebt eine göttliche Vergeltung teils in diesem, teils im künftigen Leben. — Da möchte man auch sagen: Du bist nicht fern vom Reiche Gottes. Aber das Reich Gottes, das Gerechtigkeit und Friede und Freude im Heiligen Geiste ist, kennt Herbert doch noch nicht. Er meint, jene fünf Sätze seien allen Religionen gemeinsam und reichen zur Erlangung des Seelenheils aus. Daß es eine übernatürliche göttliche Offenbarung gebe, hält Herbert nur unter gewissen Bedingungen für glaubhaft.

Ein anderer, Hobbes († 1679), meinte, die Religion sei nur eine Ausgeburt menschlicher Unwissenheit, Furcht und Leidenschaft, aber für die Regenten ein gutes Mittel, die Völker im Zaume zu halten.

Collins († 1729) hielt sich fern von Spott, aber nicht von Bitterkeit gegen das Christentum. Er empfahl im Gegensatz zum blinden Autoritätsglauben das freie Denken als eine Macht, die nie beschränkt werden dürfe, da es durch die Bibel selbst geboten sei. Die ausgezeichneten Männer aller Zeiten seien Freidenker gewesen, wie die Propheten des Alten Bundes so Christus, der zum Forschen in der Schrift auffordere, so Paulus, der Beweise und Gründe brauche. Eine Offenbarung, die der Vernunft widerspreche, sei keine Offenbarung und dürfe nicht angenommen werden. — Die Gegner von Collins gaben zu, Vernunft und Offenbarung können einander nicht widersprechen; sie forderten aber, daß das Denken ein wahrhaft freies und nicht ein von Vorurteilen des Unglaubens befangenes sein müsse.

Woolston († 1783) bezweifelte auf rohe gemeine Art alle Wunder und alle Göttlichkeit des Christentums. Es sei ganz unglaublich, daß die Wunder Jesu so von ihm vollbracht worden seien, wie es in den Evangelien erzählt sei. Wolle man Jesu Ehre retten, so müsse man einen tieferen, bloß geistigen Sinn hinter diesen Geschichten suchen. — Woolston fand einen tüchtigen Gegner in Sherlock.

Tindal († 1733) suchte zu beweisen, das wahre Christentum sei weiter nichts als die natürliche allgemeine vernünftige Religion, die so alt sei als die Welt.

Was darüber sei, rühre nur von den Priestern, den blinden Parteigezänken und den Launen der Herrscher her.

Bolingbroke († 1751) schloß sich an Tindal an; ja er bestritt geradezu alle Sittengesetze, allen Glauben an Gott und Unsterblichkeit als menschliche Verblendung, Thorheit und Betrug.

Wohl standen gegen diese Deisten gelehrte Verteidiger der göttlichen Offenbarung auf. Aber das rechte Licht in die höhere Welt und den Weg des Friedens kommt uns nicht auf dem Wege der Gelehrsamkeit, sondern auf dem Weg der Buße und Bekehrung. Wenn wir den Willen Gottes thun wollen, werden wir, wie Jesus Joh. 7 sagt, erkennen, ob seine Lehre von Gott sei oder ob Er aus sich selber geredet habe. Und diesen Weg wies nun die englische Nation der gewaltige John Wesley.

John Wesley wurde 1703 in der nordenglischen Grafschaft Lincoln geboren als einer der drei Söhne eines würdigen staatskirchlichen Geistlichen. Er hatte eine ausgezeichnete Mutter, mit der er, als er studierte, bedeutende Briefe wechselte. Auf der Universität Oxford studierte er, führte ein ernstes strenges Leben, las neben seinen wissenschaftlichen Arbeiten gern fromme Schriften und wurde seit 1729 Haupt eines von seinem Bruder Charles gestifteten Vereins, dessen Zweck war, die Mitglieder durch Lesen gottseliger Schriften, öfteren Genuß des heiligen Abendmahls, Besuch von Armen, Kranken und Gefangenen, gegenseitige Aufsicht und Gebetsgemeinschaft und durch untadelhaften Wandel im wahren Christentum zu fördern. Ein Mitglied dieses Vereins war auch Georg Whitefield († 1770), der Sohn eines Wirts, der früher als Kellner ein „Mensch der Sünde" war, dann von der Gnade erweckt, geläutert und begeistert wurde und durch viele Schicksale zum Prediger des Evangeliums sich durchgekämpft hatte. Um diese Zeit war John Wesley in Oxford sogenannter Fellow, berechtigtes Mitglied der gelehrten Körperschaft mit freier Wohnung und freiem Tisch, zugleich Lektor oder Lehrer der griechischen Sprache, sowie Tutor, d. h. Leiter von Studierenden geworden. — Das fromme Zusammenwirken jenes Vereins dauerte bis 1735. Weil die jungen ernsten Freunde bei ihren eigenen Übungen und bei ihrem Wirken an andern sehr genau und methodisch verfuhren, wurden sie bald mit dem Namen Methodisten belegt, den sie sich aber gefallen ließen. Im Gegensatz zur gewöhnlichen Schwelgerei fasteten sie wöchentlich zwei Tage. Hohn und Spott blieben nicht aus. Die Freunde aber ließen nicht von ihrer Weise. Aber trotz des großen Eifers fand John Wesley doch keinen Frieden, wie er noch 1732 in einem Brief an die Mutter klagt. Da glaubte Wesley seinen Eifer und seine Opfer für den Herrn verdoppeln zu sollen. Er folgte samt seinem Bruder Karl einem Rufe nach Georgien in Nordamerika, um dort für die geistlichen Bedürfnisse der Kolonisten und an der Bekehrung der Indianer zu arbeiten. Die Brüder litten unter der Weltförmigkeit ihres Heimatlandes und teilten die seltsame Vorstellung jener Zeit, die Indianer, wie überhaupt die Wilden, seien wie Kinder, willig, gehorsam empfänglich. Sie täuschten sich, sahen, wie den Indianern Elternmord, Kindermord und Unzucht eine gleichgültige Sache war; auch stießen sie durch ihre Strenge bei den Kolonisten an und mußten sich nach ein

paar Jahren, ohne viel Frucht gesehen zu haben, zur Heimreise entschließen. Es mußte, ehe die spätere großartige Wirksamkeit kommen konnte, an Wesley selbst noch ein Gnadenwerk geschehen.

Auf der Seereise lernte John Wesley einige auswandernde Herrnhuter Familien kennen, mit David Nitschmann an der Spitze. Ein furchtbarer Sturm brachte das Schiff in die größte Gefahr. John Wesley fühlte das Grauen vor Tod und Gericht. Er stand noch immer in knechtischer Furcht. Andere Passagiere und die Seeleute jammerten oder fluchten. Die Herrnhuter aber sangen im Frieden ein Lied. „Fürchtet ihr euch nicht, und eure Frauen und Kinder?" fragte Wesley. „Nein, wir fürchten den Tod nicht, wir gehen ja heim zum Heiland," sagten sie. Sie hatten schon gefunden, was Wesley noch fehlte. — In Amerika hatte Wesley auch Spangenberg gesehen, den späteren Bischof der Brüdergemeinde, und war von demselben darauf aufmerksam gemacht worden, daß ihm das Zeugnis des Heiligen Geistes, die Versicherung der Gotteskindschaft noch fehle. Dies fühlte auch Wesley selbst. Er seufzte: „Ich ging nach Amerika, um die Indianer zu bekehren; aber ach, wer soll mich bekehren, wer mich befreien von dem bösen Herzen des Unglaubens? Ich habe eine schöne Sommerreligion." — Nach London zurückgekehrt, traf er 1738 mit Peter Böhler, einem Geistlichen der Brüderkirche, zusammen, und auch dieser wurde in Gottes Hand ein Werkzeug, um Wesley seinem Gnadenstande näher zu bringen. Böhler bewies ihm, daß einzig der Glaube, das feste Vertrauen zu Gott in Christo das Mittel sei, wodurch der Mensch aus der Finsternis ins Licht, aus Sünde und Furcht in einen Zustand der Heiligkeit und Glückseligkeit versetzt werde. Auch andere Brüder versicherten Wesley, daß Gott ihnen solchen, alle Furcht ertötenden beseligenden Glauben geschenkt habe. So seufzte er fort und flehte: „HErr, hilf meinem Unglauben! Gott, sei mir Sünder gnädig!" Wesley wollte schon das Predigen aufgeben. Doch Böhlers Zuspruch: „Predige den Glauben, bis du ihn hast, und dann wirst du ihn predigen, weil du ihn hast," richtete ihn wieder auf.

Da kam der Abend des 24. Mai 1738. J. Wesley befand sich in einer Gesellschaft, wo Luthers Vorrede zum Brief an die Römer vorgelesen wurde. „Ein Viertel vor neun Uhr, als eben die Veränderung geschildert wurde, die Gottes Kraft durch den Glauben an Jesus bewirke — so erzählt Wesley selbst — da fühlte ich plötzlich mein Herz eigentümlich erwärmt. Ich fühlte, daß ich Christus vertraute, Christus allein, zur Seligkeit; ich ward gewiß, daß Er meine, eben meine Sünden hinweggenommen und mich errettet habe vom Gesetz der Sünde und des Todes."

Nun hatte Wesley Frieden mit Gott durch den Glauben an Christum. — Er hatte nun ein großes Verlangen, Herrnhut und den Grafen Zinzendorf zu sehen und die Gemeinde kennen zu lernen, deren Glieder einen so segensreichen Einfluß auf ihn ausgeübt hatten. — Innig erbaut durch das, was er bei Zinzendorf und in Herrnhut gesehen, wo die späteren Gefahren und Ausartungen sich noch nicht gezeigt hatten, kehrte er im Herbst 1738 nach London zurück und war hier nun die nächsten Jahre ganz Herrnhuter. — Nun begannen die beiden Wesley samt Whitefield, dem Begabtesten unter ihren Freunden, in den Kirchen Londons und anderer

Städte das Evangelium von der freien Gnade an Sündern, die Buße thun und glauben, mit erschütterndem Ernste, mit ungewöhnlicher Kraft und Freudigkeit zu predigen. Das Feld voll Totengebeine wurde lebendig. Die Predigt fand Beifall, begeisterte Aufnahme, aber auch Widerspruch. Es entstand unter dem Volke eine Gärung für und wider. Da wurden in kurzer Zeit den Predigern alle Kanzeln in London verboten. Da J. Wesley ein Prediger von hoher Besonnenheit und gebildeter Rede war, so war es nicht eine aufregende Form oder Vortragsweise, was die Bischöfe bewog, ihm das Predigen zu verweigern, sondern sie stießen sich am Inhalt, am Wort vom Kreuz, an der Sühne durch Jesu Blut, an der Forderung, daß man die Begnadigung persönlich erleben müsse. — Die Folge des Verbotes war, daß zuerst Whitefield und dann auch Wesley im Freien predigten. Der Erfolg war ein ungeheurer. In Kingswood, nahe bei Bristol, unter den Kohlenarbeitern, predigte Whitefield vor viel Tausenden. „Die rauhen geschwärzten Männer hörten ihn mit Erstaunen an; er sprach von dem kommenden Zorngericht, von dem Erbarmen Jesu gegen Zöllner und Sünder, — so hatte noch niemand mit ihnen gesprochen. Die Herzen schmolzen, und die Wirkung war so groß, daß sie in kurzer Zeit die Lebensweise jener Bevölkerung änderte.“ Wie Whitefield, so predigte J. Wesley, im gleichen Geiste, mit gleichem Erfolge; zu Epsworth vom Grabstein seines Vaters, auf Hügeln, Marktplätzen, im freien Felde ließ er seine mächtige volkstümliche und durchschlagende Rede erschallen zu einer Menge, die bis zu 30 000 Personen um ihn stand und in gespannter Aufmerksamkeit stundenlang auf ihn horchte. Merkwürdige Erscheinungen traten ein. „Oft geschah es, daß während der Predigt etliche niederfielen, wie vom Blitz getroffen, eine Zeit lang bewußtlos, dann von unaussprechlicher Angst gequält um Erbarmen zu Gott rufend, bis ihnen plötzlich Licht und Trost wurde und sie mit lauter Stimme den HErrn priesen.“ Bei

John Wesley. (Nach G. Vertun.)

manchen mochte solcher Schrecken reiner Art sein. Aber Tausende, die so wunderbar bekehrt worden waren, sollen später wieder in die Welt zurückgesunken sein. Je größer der Gegensatz zwischen dem früheren Sündenleben und dem Stehen in der Gnade war, desto krampfhafter und auffallender war der Übergang. In manchen Scenen erkannte der besonnene Wesley etwas Dämonisches, in andern ein Gemisch. Immer aber betonte er, das rechte Kennzeichen des Gnadenstandes sei nicht ein solcher gewaltsamer „Durchbruch", wie ihn die Methodisten in der Folge liebten, sondern die Frucht eines neuen geheiligten Wandels.

Das Verlangen nach solcher Predigt wurde immer größer; die Bergleute in den Gruben, die Matrosen und Hafenarbeiter, die unglücklichen Verbrecher in den Gefängnissen, die damals massenhaft hingerichtet wurden, die Kranken in den Spitälern wurden besucht, getröstet, ermahnt, und Wesley nahm hiezu auch die Dienste von Nichtgeistlichen an, so daß eine ganze Reihe von Predigern aus dem Laienstande, zuletzt mehr als 300, ihm behilflich war. — Es erhoben sich auch da und dort Kapellen oder Versammlungshäuser, die Wesley zur Verfügung standen. Und es bildeten sich unter seinen Zuhörern und Anhängern Kreise, die sich zu festen Vereinen zusammenschloßen, nach den Vorschriften Wesleys lebten und zusammenkamen, ohne sich jedoch von der Staatskirche zu trennen. Wesleys Absicht war nicht Trennung von der Landeskirche, sondern Belebung derselben. Darum ermahnte er seine Anhänger, die Sakramente auch fernerhin durch die Geistlichen der Kirche, die durch Bischöfe ordiniert waren, zu empfangen. Auch ermahnte er seine Mitarbeiter, da, wo das reine Evangelium von staatskirchlichen Geistlichen verkündet werde, nicht zur Stunde des öffentlichen Gottesdienstes Versammlungen oder Predigten zu halten und ihre Anhänger jenen staatskirchlichen Gottesdienst besuchen zu lassen. — Später gegen das Ende des Lebens Wesleys hat sich dies geändert, zum Teil durch Schuld der hohen Geistlichkeit, welche diejenigen, die methodistische Predigten hörten, vom Abendmahl und der Seelsorge ausschlossen. Auch die Lostrennung Nordamerikas gab Anlaß, die dortigen Methodistengemeinden, die durch mehrere Reisen Wesleys und der Seinen entstanden waren, unabhängig von der Kirche Englands zu machen. John Wesley entschloß sich, Prediger zu Bischöfen zu ordinieren und nach Amerika zu senden, obschon er selbst nicht Bischof war. Das war verhängnisvoll und führte zur Trennung der Methodistengemeinschaft von der englischen Kirche. John Wesley hatte jenen Schritt gewagt, weil er das Bischofsamt, auf dessen ununterbrochene Folge seit der Apostel Tagen mit bischöflicher Ordination der Geistlichen die englische bischöfliche Kirche so großen Wert legt, für eine Sache hielt, die bloß menschlichen und geschichtlichen Rechtes sei.

Eine Gärung und Bewegung weckt die entgegengesetzte und verschiedene Ursachen wirkten zur Verfolgung zusammen. Die Staatsgeistlichen hetzten. Böse falsche Gerüchte wurden verbreitet, als ob's die Methodisten mit den Feinden Englands hielten. Ein Anstoß war auch die Strenge der Methodisten gegen die üblichen Volksbelustigungen, Trunkenheit, Ochsenhetzen, Hahnenkämpfe, Pferderennen. Immer hat der Pöbel an Lärm und Prügeleien Wohlgefallen. Auch haßt die Finsternis das Licht. Darum wurden die Versammlungen oft von erbitterten Volkshaufen an=

gegriffen und auseinander gejagt, die Prediger mit Steinen und Kot beworfen oder zum Richter geführt. Oft waren sie in Lebensgefahr. — In Exeter stand ein Mann in der Versammlung, die Whitefield hielt, mit einem Stein in der Hand und mehreren in der Tasche, bereit, sie auf den verhaßten Prediger zu schleudern. Allein schon im ersten Teil der Predigt entsank der Stein seiner Hand, und als sie zu Ende war, trat er zu Whitefield mit den Worten: „Herr, ich kam in der Absicht, Ihnen den Hirnschädel einzuschlagen; aber Gott hat mir durch Ihre Predigt ein zerschlagenes Herz gegeben.“ — Alle diese Störungen, Trommelwirbel, Todesdrohungen, wildes Geschrei betrunkener Rotten entmutigten die kühnen Prediger, die ihr Leben in des HErrn Hand gelegt, keineswegs. — „John Wesleys Grundsatz war es, dem Pöbel gerade entgegen zu gehen und ins Gesicht zu schauen (to face the mob). „Er hatte die Anlagen eines großen Generals, er kannte keine Todesfurcht, er verlor nie die Geistesgegenwart; er war unerschrocken im Feuer; er stand auf Füßen von Erz. Er war kühn wie ein Tierbändiger.“ Der Mittelpunkt der Thätigkeit Wesleys war seine Kapelle in Moorfields, im Herzen der City von London. Er hatte da eine alte Geschützgießerei gekauft und in eine Kapelle umgewandelt.

Um dieselbe Zeit, wo er diese Kapelle baute, trennte er sich von den englischen Herrnhutern, bei welchen durch den Einfluß eines deutschen Predigers eine falsche mystische Richtung aufgekommen war. Der Graf Zinzendorf kam selbst nach England, um die Sache wieder in Ordnung zu bringen. Aber Wesley und er konnten sich nicht verständigen. Wesley drang auf die Heiligung, ohne die niemand den HErrn sehen wird, und auf Wachstum in der Heiligung. Zinzendorf aber hielt dies für Rückfall unter das Gesetz und erklärte, die Heiligung sei mit der Rechtfertigung des Sünders aus Glauben gegeben. Er verwies auf das Wort Augustins: Habe nur Liebe und thue, was du willst. Wesley aber hielt das Gesetz hoch und war in Erfüllung der Pflicht erzogen; Geringschätzung von Gesetz und Pflicht hielt er für gefährlich. Die Begnadigten, sagte er, sollen von dem heißen Verlangen erfüllt sein, aus Dankbarkeit das Gesetz Gottes zu erfüllen. Er sah in den Herrnhutern eine schiefe Richtung. Selbst an Luthers Erklärung des Galaterbriefs hatte er kein Wohlgefallen. Luther gehe in der Verwerfung des Gesetzes zu weit. Nur das vorbereitende jüdische Zermonialgesetz sei im Neuen Bunde in buchstäblichem Sinne abgethan. Das wahre geistige Sittengesetz aber werde in Christo erst recht erfüllt und bleibe ewig. — So haben sich Wesley und Zinzendorf, ein Bruder vom andern getrennt. — Als der Graf 1760 geschieden war, trat an seine Stelle der besonnene A. G. Spangenberg, als Bischof der Brüdergemeinde. Dieser stellte manches Anstößige ab, welches in Ausdrucks- und Lebensformen vom Stifter auf die Brüdergemeinde übergegangen war, und gab in seinem „Lehrbegriff der Brüder“ (Idea fidei fratrum) der damals schon geläuterten Gemeinde einen bestimmteren, biblisch gesunden Lehrgehalt, mit welchem sich Wesley wohl hätte aussöhnen können. — In Wesley und in Zinzendorf haben wir zwei verschiedene Gaben des Leibes Christi oder der Kirche zu sehen. Wesley ist mehr Evangelist, Zinzendorf mehr Hirte. Wesley mit den Seinen ist ein Bußprediger für die Welt,

verkündet das Gericht und mahnt mit Posaunenstimme die verhärteten Sünder zur Umkehr. — Zinzendorf aber sagte selbst: „Wir sind keine Bußprediger für die Welt, unser Geschäft ist, Leute, die sonst nirgend hin wissen, zur Gnade, zum Verdienst Christi und zu Seinen Wunden zu rufen, und ihnen da Rat zu schaffen." — Dieser Unterschied zeigt sich namentlich auch bei der Erziehung. In Kingswood hatte Wesley eine Knabenanstalt. Seine Mitarbeiter predigten da den Kindern wie den verhärteten alten Sündern der Bergwerke, worüber die Knaben in solche Angst gerieten, daß man Nächte lang ihr Schreien aus den Zellen hörte. Wesley hielt es für ein Werk der Gnade; aber als er wieder kam, war alles verflogen. Jede Erziehungsweise, bei der getaufte Kinder wie Heiden behandelt werden, ist nicht gesegnet. Gottes stilles allmähliches Werk kann durch kein Stürmen ersetzt werden. Davor warnt schon Markus 4, 26. ff. Die Wiedergeburt kann nicht durch Menschen gemacht werden. — Für die Erziehung der Jugend hatte die Brüdergemeinde ein größeres Maß von Weisheit, was eben damit zusammenhängt, daß Zinzendorf die Gnade Gottes anerkannte, welche in der Taufe gegeben ist, und daß er diese Gnade liebreich zu wecken, die Kinder im Gnadenbunde zu befestigen und zu erhalten suchte. Zinzendorf war ja selbst von Kindheit an in der Taufgnade geblieben, und hatte von frühester Jugend an an den Herrn Jesum Christum geglaubt. Die Bekehrung des getauften Erwachsenen ist, recht gefaßt, Erneuerung des Taufbundes, Rückkehr zu dem Stande der Kindschaft und Seligkeit, in den wir durch Gottes That in der heiligen Taufe versetzt worden sind. — In der Lehre von der heiligen Taufe und dem heiligen Abendmahl scheint bei Wesley eine Lücke zu sein.

Auch zwischen Whitefield und Wesley erfolgte eine Trennung. Der erstere huldigte calvinischen Auffassungen von der Gnadenwahl und glaubte nicht mehr das gleiche Evangelium wie Wesley zu predigen. Wesley aber lehrte zwar ein Gewirktwerden des Glaubens von Gott, aber auch ein Widerstehen des Menschen, in welchem derselbe nicht gewirkt wird. Er lehrte, daß Gott allen Menschen die Gnade anbiete und allen Sündern der Weg zur Rettung und Seligkeit offen stehe, wenn sie glauben und der Gnade nicht widerstehen. — Diese Differenz hat die Freunde persönlich nur eine Zeit lang einander entfremdet; die Spaltung ihrer Anhänger jedoch in Wesleyaner und Whitefieldianer dauerte fort. Die Wesleyaner sind weitaus die zahlreicheren.

Eine weitere Trennung im Leben Wesleys war die von seiner Frau. — 1751 verheiratete er sich mit einer Witwe Mrs. Vizelle. Obschon ausgemacht worden, daß Wesley seine Lebensweise wegen seiner Ehe nicht zu ändern brauche und seine Reisepredigten nicht aufgeben dürfe, konnte doch die Frau die häufige Abwesenheit nicht ertragen. Sie wurde verstimmt, glaubte sich nicht genug geachtet und verfiel in eine an Verrücktheit grenzende Eifersucht. Sie eilte Wesley heimlich nach, beobachtete durchs Fenster, mit wem er reise und verargte ihm jede Korrespondenz mit Frauenspersonen; sie quälte ihn mit Vorwürfen und riß ihn am Haar. Zuletzt zog sie für immer von ihm weg, und Wesley gab sie auf, ohne von ihr geschieden zu sein. Hier scheint der sonst so klare Mann einen Fehlgriff gemacht zu haben. Doch blieb er im Unglück aufrecht.

Richten wir noch einen Blick auf die Verfassung und die Einrichtungen der Methodistenkirche. — Fürs Ordnen und Organisieren hatte Wesley ein außerordentliches Talent. — Anfangs bildete Wesley weder eigentliche Gemeinden, noch freie Kirchen, sondern Gesellschaften, die er zum Empfang der Sakramente an die Landeskirche wies. Die Mitglieder dieser Gesellschaften, die Wesley und seiner Mitarbeiter Predigt hörten, waren eben durch diese Predigtgottesdienste, dann aber auch in kleineren Kreisen oder Klassen unter sich verbunden. Jede Klasse hatte ihren Vorsteher und kam in der Regel wöchentlich zusammen zur gegenseitigen Überwachung, Tröstung und Ermahnung. In diesen Klassenversammlungen teilte man sich die inneren Erfahrungen mit und bekannte die Fehler. „Ohne Zweifel liegt hier die Versuchung zur Selbstgefälligkeit und Selbsttäuschung, zum Richten, zur Heuchelei sehr nahe. Es giebt Anlaß zur Erkünstelung von Gefühlen und zur Entweihung heiliger Erlebnisse.“ — Diesen Klassen und Gesellschaften gab Wesley christliche Lebensregeln, moralische Vorschriften, zu deren Haltung jedes Mitglied sich verpflichten mußte. Es wurde gefordert: Verlangen nach Rettung der Seele, Ablassen von: Fluchen, Sonntagsentheiligung, Trunkenheit, Streit, Schmähen von Geistlichen und Behörden, Anlegen von Gold und köstlichem Gewand, Lustbarkeiten, Weichlichkeit, Schätze sammeln, leichtsinnigem Borgen. — Es wurde verlangt, daß man Kranke und Gefangene besuche, Glaubensgenossen behilflich sei, Fleiß und Mäßigkeit übe, sich an den öffentlichen Gottesdienst und das heilige Abendmahl halte, Gebet- und Familienandacht halte und in der Schrift forsche und faste. — Wer diese Vorschriften anhaltend übertritt und Ermahnung nicht annimmt, „der hat keine Stelle unter uns“. — Reiseprediger ziehen von Ort zu Ort. Sie sind die stets wechselnden Evangelisten, während die Klassenführer das ständige Element vertreten und an der Spitze der eigentlich durch die Klassen selbst ausgeübten Seelsorge stehen. — Die Leitung des Ganzen kommt der aus den Predigern bestehenden Konferenz oder Synode zu, welche an die Stelle Wesleys trat, als dieser das Zeitliche verließ. Schon oben ist berichtet worden, wie noch vor seinem Ende die Ablösung der Methodistenkirche von der Landeskirche erfolgte, im Widerspruch mit Wesleys früheren Grundsätzen.

In der Lehre ist Wesley eigentlich von der kirchlichen Lehre nicht abgewichen. Nur betonte er vor allem das Jagen nach der Heiligung, sowie die Notwendigkeit, daß jeder seines Gnadenstandes göttlich gewiß sei. Gottes Geist gebe Zeugnis unserem Geiste, daß wir Gottes Kinder sind, und darauf beruhe die Freude, die Kraft und das Licht unseres Lebens. — Wenn man dieses Zeugnis nicht habe, so sei man selber schuld; denn durch Untreue und Sünde werde der Heilige Geist betrübt und sein Zeugnis verdunkelt.

Es ist schon gesagt worden, die neue abgesonderte Methodistenkirche sei im Grunde eine Evangelistenschule gewesen, und das pastorale Element (das Hirtenamt), sowie das prophetische sei in ihr nicht zur rechten Geltung gekommen. — Hieran ist gewiß viel Wahres. — Die prophetische Forschung, das zunehmende Licht über die Zeichen der Zeit und die persönliche Wiederkunft des HErrn ist nicht Sache

des Methodismus. Unter dem Bräutigam, auf den die klugen Jungfrauen warten (Matth. 25.), verstand Wesley irrigerweise den Tod.

Doch es ist Zeit, daß wir von dem Manne scheiden. Er war ein Großer im Reiche Gottes. Mit größerem Rechte als irgend ein anderer konnte er sagen: Die Welt ist meine Pfarrei und Seelen retten mein Beruf. Und diesen Beruf hat er erfüllt bis in sein hohes Alter. Er erreichte das 88. Lebensjahr. Als er 85 Jahre alt war, schrieb er in sein Tagebuch: „Wie viel Ursache habe ich, Gott zu danken! Ich bin nicht so behend wie früher, und mein Gesicht ist etwas schwächer. Aber in Bezug auf Gehör, Geruch, Geschmack und Appetit fühle ich keine Abnahme, fühle auch keine Schwäche und Ermüdung, wenn ich reise und predige und schreibe. Das habe ich außer der Gnade Gottes dem zuzuschreiben, daß ich beständig in Thätigkeit bin und Luftveränderung habe, daß ich niemals den nächtlichen Schlaf entbehrt habe, daß ich jeden Morgen um 4 Uhr aufstehe, und um 5 Uhr predige. Auch habe ich in meinem ganzen Leben wenig Sorgen, Kummer und Schmerzen gehabt." — Wesley war ein harmonischer, vielseitig gebildeter Mann. Wenn er auf einem Pferde reitend seine Reisen machte, so pflegte er, wenn er nicht auf eine Predigt sich vorbereitete, beständig zu lesen, mit Vorliebe die alten griechischen und lateinischen Dichter. Er hatte Freude an Dante, Ariosto und Shakespeare. Er war sehr mäßig und behielt von seinem Einkommen nur ein Viertel, und wollte kein Geld hinterlassen außer 10 Pfund zu seinen Begräbniskosten. Er war, wenn auch klein von Statur, von schöner Gestalt und feinen Sitten, bewegte sich gern und gut in Gesellschaft und war nichts weniger als trübe und mürrisch, sondern freundlich und offen für alles Schöne. Er hat sehr viel geschrieben, auch populäre Schul- und Lehrbücher über Naturkunde, Geschichte und dergleichen verfaßt und so den Anstoß gegeben zur Entstehung der englischen christlichen Volkslitteratur.

Seine „Ansprachen an Menschen von Religion und Vernunft" sind Apologieen (Verteidigungen des Christentums) von ausgezeichneter Stärke.

Endlich kam der Feierabend. — Wenige Tage vor dem Ende predigte er noch. Dann fiel er in ein Fieber und wurde schwächer und schwächer. Wenn er vom Schlaf erwachte, sang er öfters einen geistlichen Vers. Mehrmals sagte er: „Ich bin der größte Sünder, doch Jesus starb für mich." — Sein letztes Wort zu einem Freunde war: „Lebewohl." — Ohne Todeskampf ist er am 2. März 1791 verschieden.

Sein Werk breitete sich mächtig aus. Schon als Wesley dahinging, zählte man 80000 Mitglieder seiner Gesellschaften. In England sollen 3½ Millionen Methodisten sein, darunter 800000 Sonntagsschüler. In Nordamerika, wo keine Landeskirche einen Damm bildete, sollen 14 Millionen in 32000 Methodistengemeinden sein. Aber mit der äußeren Ausbreitung ging, wie ein bedeutender, den Methodisten sonst wohlwollender, kirchlicher Geschichtsschreiber sagt, eine innere Abschwächung Hand in Hand. „War es zu erwarten, daß die rechte Innigkeit und Lebendigkeit bleibe? — Die Formen und Methoden blieben, das geistliche Leben nahm ab. Dessen Fortdauer kann der menschliche Wille nicht erzwingen. Wenn aber die göttliche Lebenswirkung nachläßt durch unsere Schuld, so bleibt die mensch-

liche Nachahmung. Die Gottseligkeit wird zur Form, die Predigt zum Mechanismus, die Bekehrungsversuche zu einem erzwungenen Wesen. — Der Geist weht, wo Er will."

Den Methodisten verwandt ist die „Evangelische Gemeinschaft, auch „Albrechtsbrüder" genannt. Der 1759 bei Pottstown, Pa. geborene Ziegelbrenner Jakob Albrecht wurde um 1790 erweckt und begann seinen in geistliche Not und Sünde versunkenen Nachbarn vom Heil in Christo zu erzählen. Die Saat ging auf und ein Häuflein erweckter Seelen fand sich bei Albrecht zusammen. Immer größere Ansprüche wurden an seine Thätigkeit gestellt, so daß er den größen Teil der Zeit dieser Arbeit widmen mußte und 1803 von seinen Anhängern ordiniert wurde. Nach vielen Strapazen starb er schon 1808. Es waren damals erst zehn Prediger und einige hundert Anhänger. Aber das Werk ging weiter. 1809 wurde die erste Kirchenordnung herausgegeben, nach welcher an die Aufnahme begehrenden Personen die Forderung gestellt wird, daß sie „ein ernstliches Verlangen haben, von Sünden erlöst zu werden und dem zukünftigen Zorn zu entfliehen". Auf ihr Banner haben die Pioniere der „Evangelischen Gemeinschaft" geschrieben: „Evangelische Buße, gründliche Bekehrung, heiliges Leben." — Über 500 „Missionare" stehen gegenwärtig in Nordamerika und etwa 120 in Deutschland und in der Schweiz, 18 Missionare unter den Heiden (Japan). Auch fehlt es nicht an Predigerseminaren, obschon in der Gemeinschaft lange Zeit eine Abneigung gegen höhere Schulen bestand, weil die ersten Glieder der Gemeinschaft, fast ausschließlich Deutsch-Pennsylvanier, durch das schlechte Beispiel mancher weltlichen, oft sogar recht lasterhaften „Pastoren" voller Vorurteile gegen solche „studierte" Herren und durch ungeschulte Werkzeuge zum Heil geführt worden waren. — Jetzt zählt die Gemeinschaft etwa 120000 Glieder mit 1500 Predigern. Nach starken Erschütterungen ist ein Stillstand eingetreten und ein erhebliches Wachstum nach außen nicht zu erwarten.

Das evangelische Kirchenlied.

Beim neuen Erwachen des Glaubenslebens zur Zeit der Reformation wachte auch der Geist des Gebetes, des Lobes und Preises Gottes unseres Heilandes in der Kirche wieder auf. Es entstand das deutsche Kirchenlied, zuerst voll und mächtig angestimmt von Dr. Martin Luther. Zwar war ja vorher schon in den Kirchen gesungen worden; aber es war nur ausnahmsweise deutscher Volksgesang, meist wurde in der lateinischen Kirchensprache gesungen, wie gebetet. Bei der Erneuerung des Gottesdienstes kam Luther dem Bedürfnis nach deutschem Kirchengesang entgegen und schuf 1524 das sogenannte „Achtliederbuch," worin teils alte lateinische Hymnen verdeutscht waren (z. B. „Herr Gott, Dich loben wir" und „Mitten wir im Leben sind"), teils Psalmen in Reime gebracht waren, teils auch wirkliche Originallieder erschienen, (z. B. „Nun freut euch, Christen, insgemein"). — Bald wurden diese Lutherlieder, welchen andere bis auf 37 folgten, Gemeingut des Volkes, welches sie auf den Märkten, wie in den Kirchen sang. Da und dort wurde die von der Obrigkeit aufgedrungene römische Predigt unterbrochen und unmöglich gemacht durch Anstimmung eines Lutherliedes durch die Gemeinde. Als 1527 in Braunschweig der Römling Dr. Sprengel eben seine Predigt mit den Worten geschlossen hatte: „Hiemit ist nun bewiesen, daß ein jeder Mensch durch seine guten Werke selig werden kann," erhob sich ein Bürger, stimmte hell und frisch Luthers Lied über den 12. Psalm an (Ach Gott vom Himmel, sieh darein, und laß Dich deß erbarmen) und wie auf Verabredung folgte ihm die Gemeinde; Sprengel aber verließ die Stadt.

Es ist aber auch Mark und Kraft in Luthers Liedern. — Es sind Kampfeslieder des Glaubens, worin die erregte Volksgemeinschaft ausgesprochen fand, was in ihr lebte und gärte. Es ist Sprache und Wahrheit der Heiligen Schrift, felsenfestes Vertrauen des menschlichen Gemütes, göttlicher Eifer, was in diesen Liedern und ihren Weisen lebt und einen ergreift. Dies fühlte sogar einmal ein heidnischer Sprachlehrer, als er das Lied singen hörte: „Eine feste Burg ist unser Gott." Er meinte: „Der Luther muß doch ein rechter Kraftmensch gewesen sein, man fühlt dies seinen Liedern ab."

„Mitten wir im Leben sind
Von dem Tod umfangen.“

Dieses ist zwar kein Originallied Luthers, sondern eine Übersetzung des heute schon tausend Jahre alten lateinischen Gesanges Media vita in morte sumus, verfaßt von dem St. Gallischen Mönche Notker Balbulus (der Stammler). Notker war adeligen Geschlechtes auf dem Schlosse Elgg geboren, lebte von 850—912 und zeichnete sich als Mönch in St. Gallen aus durch Weisheit, Frömmigkeit und Gelehrsamkeit. Über die Entstehung seines berühmten, oft übersetzten und oft, zumal in Todesnot und vor Schlachten gebrauchten Liedes, ist Folgendes überliefert. Als in der Nähe des Benedictinerklosters St. Gallen beim Martinstobel eine Brücke gebaut wurde, ging auch der berühmte Vorsteher der Klosterschule, Notker, hinaus, um das Fortschreiten der Arbeit zu beobachten. Der Anblick der über dem schauerlichen Abgrunde frei in der Luft schwebenden Arbeitsleute, die an Seilen gehalten wurden, erfüllte ihn mit Grausen, und diesem Eindruck gab er Ausdruck in seinem Wechselgesang Media vita in morte sumus. Luther hat ihn durch Übersetzung, wobei er einen 2. und 3. Vers hinzufügte, mit der im 15. Jahrhundert entstandenen Volksmelodie in den deutschen Kirchengesang eingeführt. Scheffel läßt im Ekkehard die Mönche auf Hohentwil unter diesem Gesang zur Hunnenschlacht ausziehen. In der Schlacht bei Sempach stimmten die Eidgenossen, indem sie auf den Knieen lagen, dieses Schlachtlied an. — Dieses Sterbelied ist in die englische Begräbnisliturgie übergegangen, nach der Kingsley an seinem letzten Morgen betete: „Du, o HErr, kennst die Geheimnisse unseres Herzens. Verschließe Dein barmherziges Ohr nicht vor unserm Gebet, sondern verschone uns, Du allerheiligster HErr, Du allmächtiger Gott und barmherziger Heiland, Du hochgelobter, ewiger Richter. Laß nicht zu, daß wir jemals von Dir uns trennen, auch nicht in unserer letzten Stunde, in der bittersten Todesnot Dir untreu werden, Amen.“

Aus tiefer Not schrei ich zu Dir,
HErr Gott, erhör mein Flehen.

Dieses Lied ist nach dem Bußpsalm 130 gedichtet und schon 1524 erschienen. Es ist ein herrliches Lied, voll mächtigen Trostes in schwerer Anfechtung und Sündennot, wo man das vor Augen hat, „was Sünd und Unrecht ist gethan“ und daran verzweifelt, „vor Ihm zu bleiben“. — An solchen Anfechtungen litt Luther schwer und lange, ja die Anfechtung kehrte später etwa wieder. Es waren dieselben, die der heilige Paulus erfuhr und schildert mit den Worten: „Ich weiß, daß in mir nichts Gutes wohnt. Wollen habe ich wohl, aber das Vollbringen finde ich nicht. O, ich elender Mensch, wer wird mich erlösen von dem Leib dieses Todes?“ In solcher Traurigkeit, wo Luther ward „wie eine tote Leiche“, tröstete ihn sein Beichtvater Dr. Staupitz: „Nicht so traurig, Bruder Martin! Ach, Ihr wißt nicht, daß Euch solche Anfechtung gut und nötig ist; sonst würde nichts Gutes aus Euch.“ Luther selbst sagt: „Hätte mich Satan nicht so viel geplagt und geübt, so hätte ich ihm nicht so feind sein und ihm auch nicht so Schaden thun können.“ — Lieber Leser, ob jetzt oder später angefochten, — ich empfehle dir dringend, dieses Lied: „Aus

tiefer Not“ dir recht anzueignen, damit du es brauchen kannst, wenn du in der „Tiefe“ bist.

Ein' feste Burg ist unser Gott,
Ein' gute Wehr und Waffen.

In diesem Liede, das im Jahr 1527 entstanden ist, kehren die Grundgedanken des 46. Psalmes wieder. Es ist der Heldengesang der Reformation, überhaupt der mit Welt, Fleisch und Teufel kämpfenden Kirche Christi, welcher verheißen ist: Die Pforten der Hölle sollen sie nicht sprengen. Solche wunderbare Zuversicht, wie sie hier sich ausspricht, kann nur der haben, der nicht an sein vereinzeltes Ich denkt, sondern sich mit der Sache Gottes zusammenschließt. Das Wörtlein „Ich“ kommt in der That in dem Liede auch nicht vor, sondern es heißt: Unser Gott, Es streit' für uns der rechte Mann, es muß uns doch gelingen, Er ist bei uns, das Reich muß uns doch bleiben.“ — Das „Reich“ wird denen beschieden, die mit Christo ausharren in Anfechtung und ritterlich und ohne Furcht kämpfen im Aufblick zu dem, der in uns ist und mächtiger ist als der in der Welt ist. — In Luthers Leben spiegelte sich die Erfahrung, der Heldenkampf der Kirche wieder, die mit David dem Riesenfeind gegenüber sprechen kann: „Du kommst mit Schwert und Spieß, ich komme im Namen Gottes her, den du geschmäht.“ — Als Luther nach Worms reiste, hatte er eine Begegnung mit einem Kriegsmann, der ihn fragte: „Seid Ihr der Mann, der das Papsttum reformieren will? Wie wollt Ihr es durchsetzen?“ Luther antwortete: „Ja, ich bin der; ich verlasse mich auf den allmächtigen Gott, von dem ich das Wort und Gebot habe.“ — Das hat den andern so ins Herz getroffen, daß er sagte: „Ich bin Kaiser Karls Diener, aber Ihr habt einen größeren Herrn; der wird Euch beistehen und behüten.“ — In der That mußte Kaiser Karl V. „das Wort stehen lassen, ohne Dank dazu zu haben“. Nicht der Gnade der Gegner haben wir es zu danken, sondern der Treue und Macht des HErrn, wenn das Evangelium läuft und nicht zum Schweigen kommt. Oft schon ist dies Lied in wichtigen Momenten der Weltgeschichte erklungen. Die Huguenotten, sowie die Salzburger Emigranten haben es gesungen; es ertönte 1631 und 1632 bei Breitenfeld und Lützen im Heere Gustav Adolfs; 1813 bei der Einsegnung der Lützower Freischar, die Körner so ergreifend beschreibt; in der ersten Stunde des Jahres 1871 vor Paris durch eine Württemberger Regimentsmusik u. s. w. — Und auch im Leben von Einzelnen war dies Lutherlied schon von merkwürdiger Wirkung. Im Jahre 1627, im dreißigjährigen Kriege begehrten die Kroaten von dem hundertjährigen Organisten Jüngling, der noch Luthers Hausgenosse gewesen war, eine Probe seiner Kunst. Der Organist sang das bei den Römischen verhaßte „Ein' feste Burg“ und wurde darum von den Kroaten am Altar erschlagen.

Daß Paul Gerhard nächst Luther unserer evangelischen Kirche größter Liederdichter, unseres evangelischen Volkes auserwählter Liebling im geistlichen Gesang sei, das ist nicht nur ein anerkannter Satz in der Litteraturgeschichte, sondern auch eine erfahrungsgemäße Thatsache. So schreibt K. Gerok: „Die geistlichen Lieder des Dichters von „Befiehl du deine Wege“ sind Volkslieder so gut als die des Sängers „Ein' feste Burg ist unser Gott“ und sind unbestritten die edelsten Juwelen im

Liederschatz jedes evangelischen Gesangbuches." Es war die leiden- und trauervolle Zeit des dreißigjährigen Krieges, in welcher P. Gerhard lebte und sang, nicht mehr die Zeit der gewaltigen gemeinsamen Glaubenserhebung der Reformation. „Hatte früher in den Tagen Luthers der Glaube in gewaltig erregter Volksgemeinschaft seine Lieder gesungen, so zog sich nun die Seele in den schrecklichen Tagen namenloser Trübsal in die Einsamkeit zurück, lernte in der Prüfung innig auf Gottes Wort merken, sang und betete aus der Tiefe des zerschlagenen, aber dennoch in lebendiger Hoffnung immer wieder aufgerichteten Herzens, in der Kammer ihre Morgen- und Abendlieder, bei der Rückkehr vom Friedhof, der kaum die Toten fassen konnte, ihre Sterbelieder, alles in echter Volks- und Bibelsprache, so daß diese goldenen Schätze der Väter bis ans Ende die edlen Kleinode zur Erbauung gläubiger Herzen und Perlen im Schatze der deutschen Litteratur bleiben." Was für ein Elend auf jener Zeit lag, kann schon die einzige Notiz uns sagen, daß Rinkart, der den Beginn der Friedensverhandlungen mit dem Liede begrüßte: „Nun danket alle Gott," allein im Jahre 1637 4800 Tote begraben half. (Vergl. Dorsch, Das deutsche evangelische Kirchenlied. 1890.)

Der vollendetste und fruchtbarste Dichter jener anfechtungsreichen Periode war Paul Gerhard. Er war 1606 in Gräfenhainichen geboren, wo sein Vater Bürgermeister war. Von seiner Jugend wissen wir nichts. Er muß sich langsam entwickelt haben und gehörte zu denen, die anfangs weniger sich hervorthun, später aber dafür um so reichere und reifere Früchte bringen. Erst mit 21 Jahren kam er auf die Hochschule Wittenberg, und er war schon über 40 Jahre alt, als er endlich, nachdem er lange Hauslehrer gewesen, eine geistliche Stelle fand, indem er als Probst nach Mittenwalde berufen wurde. Damals waren schon 18 seiner Lieder in ein Gesangbuch aufgenommen. Die langjährige Zurückgezogenheit war kein Verlust noch Schaden gewesen, was schon manchem alten Kandidaten, der auch warten mußte, ein Trost gewesen ist. Mit Bezug aufs Warten sagte der Missionsinspektor Fabri einmal: „Ein Christ ist ein Mensch, der warten kann." Paul Gerhard also konnte warten. Und das Warten des Gerechten wird Freude sein, sagt die Heilige Schrift. Ein hohes Glück wurde Paul Gerhard durch die Verbindung mit der frommen Anna Maria Bartold, Tochter des Hauses, in dem er als Hauslehrer gestanden hatte, die er heimführen durfte, als er 47, die Braut 32 Jahre alt war. — Hohe Freuden brachte ihm auch die Liebe und Anerkennung seiner Gemeinden, besonders der Gemeinde zu St. Nikolai in Berlin, wohin Gerhard 1657 als Prediger berufen worden war. Aber die Zeit der Prüfung blieb nicht aus. Der große Kurfürst Friedrich Wilhelm, der die religiöse Zersplitterung der Evangelischen in Deutschland beklagte, verbot die heftigen konfessionellen Streitigkeiten auf den Kanzeln, Äußerungen, wie etwa folgende des Berliner Gymnasialdirektors, welcher erklärt hatte: „Wir verdammen die Katholiken, Calvinisten und auch Helmstädter. Mit einem Worte, wer nicht lutherisch ist, der ist verflucht." — Hiebei hatte der Kurfürst Recht; aber er ging zu weit, wenn er alle konfessionelle Erörterungen auf der Kanzel, wodurch sich andere Glaubensgemeinschaften verletzt fühlen könnten, ebenfalls verbot. 1664 erließ der Fürst das Edikt, daß alle

Geistlichen mit Namensunterschrift und unter Androhung der Amtsentsetzung sich verpflichten sollten, die Widerlegung der gegnerischen Ansichten gänzlich zu vermeiden. Fast alle Geistlichen fügten sich und unterschrieben. Nur Paul Gerhard und einige wenige mit ihm glaubten, wider ihr Gewissen und wider ihre Verpflichtung als Diener des Wortes Gottes zu handeln, wenn sie unterschreiben würden. Gerhard gehörte nicht zu den blinden Eiferern, betrachtete aber die fragliche Unterschrift als eine Verpflichtung, auch da zu schweigen, wo die Reinheit der Lehre gefährdet und zu schützen sei und verweigerte die Unterschrift. Dies hatte schließlich den Verlust seiner Stelle zur Folge. Diese Amtsentsetzung, 1666, brachte für ihn ein Martyrium nach außen, nicht so glänzend wie das eines Ignatius oder vieler anderer, aber nach innen doch mit Lohn und Segen von oben begleitet. Auch Gerhards hoher Gegner, der Kurfürst, dem des Dichters Überzeugungstreue sehr unbequem gewesen sein mag, muß denselben doch geachtet haben; denn dessen Lied „Befiehl du deine Wege" ist später sein Lieblingslied geworden. — Eine dunkle Zukunft lag nun vor Paul Gerhard, und sie gestaltete sich bald noch dunkler, als er seiner treuen Gehilfin 1668 die Augen zudrücken mußte. So machte er die Erfahrung des Liedes: „Ich bin ein Gast auf Erden und hab hier keinen Stand." Der von Gott und Menschen scheinbar Vergessene erhielt indes 1669 eine Berufung nach Lübben, wo er bis zu seinem Lebensende des Hirtenamtes wartete. In der Nähe des Todes schrieb er für seinen unmündigen Sohn ein köstliches Vermächtnis, aus welchem wir nur folgendes anführen: 1. Thue nichts Böses in der Hoffnung, es werde geheim bleiben; denn es kommt an die Sonnen. 2. Außer deinem Amt und Beruf erzürne dich nicht. Wenn dich der Zorn erhitzen will, so schweige still und rede nicht eher ein Wort, bis du die zehn Gebote und den Glauben bei dir ausgebetet

Paul Gerhard.

hast. 3. Der fleischlichen Gelüste schäme dich und wenn du einst zu solchen Jahren kommst, daß du heiraten kannst, so heirate mit Gott und gutem Rat frommer, treuer und verständiger Leute. 4. Thue Leuten Gutes, ob sie es dir gleich nicht zu vergelten haben; denn der Schöpfer Himmels und der Erden hat es dir längst vergolten, da Er dich geschaffen, da Er dir seinen Sohn geschenkt hat und da Er dich in der heiligen Taufe zu seinem Kinde angenommen hat. 5. Den Geiz fliehe wie die Hölle. Laß dir genügen an dem, was du mit Ehren und gutem Gewissen erworben hast, ob's gleich nicht viel ist. Beschert dir aber der liebe Gott ein Mehreres, so bitte Ihn, daß Er dich vor dem bösen Mißbrauch des zeitlichen Gutes bewahren wolle. Summa: Bet' fleißig, studiere was Ehrliches, lebe friedlich, diene redlich und bleibe in deinem Glauben und Bekenntnis standhaft, so wirst du einmal von dieser Welt scheiden willig, fröhlich, selig. Amen." — Am 7. Juni 1676 starb Paul Gerhard, 70 Jahre alt. Als er bei der letzten Ohnmacht und Todesschwäche kaum im Krankensessel sich halten konnte, rief er sich noch aus seinem Liede: „Warum sollte ich mich grämen?" den achten Vers zu:

„Kann uns doch kein Tod mehr töten,
Sondern reißt unsern Geist
Aus viel tausend Nöten,
Schließt das Thor der bittern Leiden
Und macht Bahn, da man kann
Gehn zu Himmelsfreuden."

Zu Paul Gerhards schönsten und bekanntesten Liedern, deren es 131 sind, gehören folgende:

Ist Gott für mich, so trete
Gleich alles wider mich, —

in welchem das Bibelwort: „Ist Gott für uns, wer mag wider uns sein?" so herrlich durchgeführt ist. Als Gerhard wegen seiner Bekenntnistreue den Zorn des großen Kurfürsten und die Mißbilligung so Vieler, die ihn nicht verstanden, auf sich lud, da mußte er nun die Zuversicht und Standhaftigkeit bewähren, die in diesem Liede ausgesprochen sind.

„Ich bin ein Gast auf Erden", dessen dritten Vers:

Mich hat auf meinen Wegen
Manch harter Sturm erschreckt;
Blitz, Donner, Wind und Regen
Hat mir manch' Angst erweckt;
Verfolgung, Haß und Neiden,
Ob ich's gleich nicht verschuld't,
Hab ich doch müssen leiden
Und tragen mit Geduld.

der alte Seemann Nettelbeck, der Verteidiger Kolbergs, sich auf den Sarg schreiben ließ.

„Wie soll ich Dich empfangen?" — Das herrliche Adventslied. —

„Befiehl du deine Wege."

Dieses Lied, das berühmteste von Gerhards Liedern, ist zum Gemeingut des

deutschen Volkes geworden. Sogar von Katholiken wird es gebraucht; so seiner Zeit von Amalie von Lasaulx, der bekannten Oberin der barmherzigen Schwestern im St. Johannisspital zu Bonn, die wegen Nichtannahme der Unfehlbarkeitslehre vor ihrem Ende noch so viel zu leiden hatte; sie gebrauchte das Lied als Gebet während der Messe. —

Was die Zeit und die Umstände der Entstehung betrifft, so war man lange der Meinung, Gerhard habe das Lied nach seiner Absetzung 1667 in einem Wirtshausgarten unterwegs gedichtet und gleich darauf gleichsam als Lohn seines Harrens auf Gott die Berufung nach Lübben erhalten. Doch ist dies nicht richtig. Denn das Lied erschien schon 1653 in einer Sammlung geistlicher Gesänge von Crüger, die betitelt war: Praxis pietatis melica.

Unzählige sind schon getröstet worden durch dies wunderbare Lied, das in seinem ganzen Inhalt und mit den ersten Worten aller Strophen zusammen den 5. Vers des 37. Psalms wiedergiebt: „Befiehl dem HErrn deine Wege und hoffe auf Ihn, Er wird's wohl machen.“ Es war ein Lieblingslied der vertriebenen Salzburger, die es gern anstimmten, wenn sie aus evangelischen Gemeinden nach genossener Gastfreundschaft weiter zogen.

Georg Neumark.

In der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts entstanden die Lieder des Gerhardschen Dichterkreises: „Wer nur den lieben Gott läßt walten“ von Georg Neumark, Bibliothekar und Hofpoet des Großherzogs Wilhelm II. zu Sachsen-Weimar; „Was Gott thut, das ist wohlgethan“ von Sam. Rodigast, Rektor zu Berlin; „O heiliger Geist, kehr bei uns ein“ von Michael Schirmer; „Mir nach, spricht Christus, unser Held“ von Johann Scheffler, genannt Angelus Silesius, kaiserlicher Hofmedikus, nachher bischöflich breslauischer Rat, ein großes Dichtertalent, der vom engherzigen Protestantismus seiner Zeit abgestoßen, zur katholischen Kirche

übertrat, nachdem er früher auch mit Jakob Böhmes Schriften bekannt und mit Anhängern des Chiliasmus und des Mystizismus näher befreundet gewesen. Von ihm sind auch die herrlichen Lieder „Ich will Dich lieben, meine Stärke“ und „Liebe, die Du mich zum Bilde Deiner Gottheit hast gemacht.“ Die herrlichsten unserer Kirchenlieder verdanken wir, von Luther und Paul Gerhard abgesehen, der Zeit unmittelbar nach dem dreißigjährigen Kriege.

Gottfried Arnold. (Nach P. Busch.)

Verwandt mit Scheffler ist der merkwürdige geistvolle und feurige Gottfried Arnold (1666—1714), der Verfasser des Liedes: „O Durchbrecher aller Bande“. Der Verfasser gab ihm den Titel: „Das Seufzen der Gefangenen um den Sieg des neuen Menschen.“ — Es ist entstanden zu einer Zeit, wo Arnold als Professor der Geschichte in Gießen, von äußerlichen, den Geist zerstreuenden Geschäften sehr in Anspruch genommen, das Gefühl hatte, nicht an der rechten Stelle und dem inneren Menschen nach noch nicht zum Durchbruch gekommen zu sein. Von früh auf in der Zucht des Heiligen Geistes stehend, fühlte er sich, auf der Hochschule Theologie studierend, enttäuscht; die Klage eines Tob. Beck: „O Theologie, du giebst Steine für Brot“ war auch die seine. Von der Hochschulwissenschaft wandte er sich zur Bibel und zur Herzenstheologie, die man Mystik nannte, wollte lange Zeit kein geistliches Amt in der Staatskirche annehmen und beschäftigte sich daneben mit dem Studium der Welt- und Kirchengeschichte, dessen Frucht die 1700 erschienene „Unparteiische Kirchen- und Ketzerhistorie“ ist, die ihm viele Feinde und Angriffe zuzog, weil er in ihr an Beispielen den Satz durchführte, daß die wahren Glieder des Leibes Christi zu allen Zeiten verfolgt worden seien. — Immer mehr

verband sich G. Arnold mit Separatisten wie Gichtel und zog sich vom öffentlichen Gottesdienst und Abendmahlsgenuß zurück. Später aber nahm er doch ein geistliches Amt an und kam zur äußeren und inneren Ruhe in der Ausübung des geordneten Predigtamtes. Unter dem Einflusse von Mystikern und Theosophen hatte Arnold eine Zeit lang geringschätzig von der Ehe geredet. Unerwartet aber, jedoch nicht ohne reifliche Überlegung verheiratete er sich mit der gottesfürchtigen Tochter eines Hausfreundes und stieß damit, wie seiner Zeit Luther, bei seinen bisherigen Freunden an, was zum Bruche mit ihnen führte. Vor seinem Ende mußte Arnold noch schwere Anfechtungen durchmachen. Einmal sagte er auf dem Totenbett: „Die Gerichte der letzten Zeit werden unerträglich sein." — Seine letzten Worte waren: „Frisch auf! Frisch auf! Die Wagen her und fort!"

Ein merkwürdiges tiefsinniges Lied Arnolds ist auch: „So führst du doch recht selig, Herr, die Deinen". Um dieses Liedes willen möchte Geß in seinen Bibelstunden über den Römerbrief, worin er es öfter anführt, dem G. Arnold den Prophetennamen zuerkennen. Die Worte kommen Geß wie eine Geistesoffenbarung vor. „Sie sind so klar, daß sie schon den Anfänger erleuchten, haben aber auch eine Tiefe und einen Reichtum, daß auch der Gereifte mit dem Ausschöpfen nicht fertig wird." Der Grundton des Liedes ist Jesaja 55, 9: „So viel der Himmel höher ist als die Erde, so sind auch meine Wege höher denn eure Wege." Da heißt es u. a.:

Was unsre Klugheit will zusammenfügen,
Teilt Dein Verstand in Ost und Westen aus;
Was mancher unter Joch und Last will biegen,
Setzt Deine Hand frei an der Sternen Haus.
Die Welt zerreißt, und Du verknüpfst in Kraft;
Sie bricht, — Du baust; sie baut, Du reißest ein.

Will die Vernunft was fromm und selig preisen,
So hast Du's schon aus Deinem Buch gethan;
Wem aber niemand will dies Lob erweisen,
Den führst Du in der Still' doch himmelan;
Den Tisch der Pharisäer läß'st Du steh'n
Und speisest mit den Sündern, sprichst sie frei.

Der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts gehören die Dichter des Pietismus und der Brüdergemeinde an, als deren Hauptrepräsentanten wir Zinzendorf nennen, der mehr als 2000 Lieder gesungen hat. Wer kennt nicht sein kindliches „Jesu, geh voran"? Von ihm sind auch: „Herr, der Du einst gekommen bist, in Knechtsgestalt zu gehn" — „Herz und Herz vereint zusammen" — „Herr, Dein Wort, die edle Gabe" — „Christi Blut und Gerechtigkeit" — „Der HErr bricht ein um Mitternacht."

Graf Zinzendorf, Stifter der Brüdergemeinde (geboren 1700, gestorben 1760), war ein rechtes Gnadenkind, das in der Taufgnade blieb und heranwuchs, frühe mit brennender Liebe zum Erlöser erfüllt und entschlossen war, dem Lamm nachzufolgen, wohin es mit ihm ginge. Im Franckeschen Pädagogium zu Halle erzogen, sammelte er schon im zehnten Altersjahr gleichgesinnte Mitschüler um sich, um mit

ihnen an einsamen Orten zu beten. Sieben solcher Gesellschaften hat er bis zum Abgang von jener Schule gestiftet, zuletzt den „Senfkornorden“, dessen Bundeszeichen ein goldener Ring war mit der griechischen Inschrift: „Unser Keiner lebt ihm selber.“ — Er war ein organisatorisches Talent, hochbegabt und nicht nur religiös, sondern auch weltmännisch, durch juristisches Studium, auf großen Reisen und durch staatsmännische Erfahrung gebildet, lebhaften Geistes, imponierend, der durch seine herzliche gewinnende Liebe und seine feinen Formen auf die Umgebung einen bezaubernden Einfluß übte, den er aber nicht zu Gunsten eigener persönlicher Ehre, sondern zur Verherrlichung Christi, zur „Inthronisierung des Lammes“ gebrauchte. Sein besonderes Charisma, nachdem er durch vertriebene hilfesuchende böhmisch-mährische Brüder zur religiösen Wirksamkeit überzugehen veranlaßt war, war einerseits sein gläubiges Ruhen in der durch Christi Liebesleiden vollbrachten Versöhnung, und anderseits seine Liebe zu allen, unter verschiedenen Konfessionen und Denominationen zerstreuten Mitchristen. Wenn Zinzendorf auch eine besondere Gemeinschaft stiftete, so that er es nicht in dem Sinne eines von der allgemeinen Kirche sich scheidenden Kirchleins, nicht in sektiererischem Sinne, sondern im Gegenteil, um dem Geist der Gemeinschaft und der Anbetung ein Asyl einzuräumen. Mit ihm trat in einer Zeit, wo der Unglaube von den Palästen der Großen aus mehr und mehr in alle Klassen des Volkes einzudringen begann, ein Mann auf, der seinem Stande nach herrlich und in Freuden leben und seinen ungewöhnlichen Gaben nach als Staatsmann eine Rolle spielen konnte, statt dessen aber, erfüllt von inniger Liebe zu dem Gekreuzigten, seine Losung sein ließ: „Meine Passion ist Er, nur Er.“

In seiner Schrift: „Das Kirchenlied in seiner Geschichte und Bedeutung“ charakterisiert W. Baur einzelne Lieder Zinzendorfs folgendermaßen:

„Während Zinzendorf in der Betrachtung Gottes: „Allgegenwart, ich muß gestehen“ einen hohen Flug nimmt, spricht er in dem Liede: „Merk', Seele, dir das große Wort“ die tiefsten Gedanken in unübertrefflicher Kürze aus, läßt er sich in dem andern: „Ich bin ein kleines Kindelein“ zu der kindlichen Anschauung herab. Die Liebeswärme Zinzendorfs und der Brüdergemeinde, durch welche sie in einer kalten Zeit Zeugnis ablegen sollte, daß nur in Christo warmes, inniges Leben zu finden sei, spricht sich in dem Liede aus: „Herz und Herz vereint zusammen.“ Und der Glaubensmut, der Zinzendorf selbst unter die Indianer nach Nordamerika und einfache, schlichte Brüder nach Grönland trieb, leuchtet aus dem Liede hervor: „Der Glaube bricht durch Stahl und Stein und kann die Allmacht fassen.“

„Jesu, geh voran, auf der Lebensbahn“ gehört zu den Liedern, die Gemeingut aller zu sein verdienen. Es paßt für alle möglichen Lagen, wird mit großer Erbauung bei Traueranlässen, wie bei Hochzeitsfesten gesungen, drückt das wesentlich christliche Gelübde aus für jeden Tag und ist so kindlich, vertrauensvoll an den Heiland sich anschmiegend, der es thun wird, uns nach sich ziehen wird, bis wir bei Ihm sind ganz und für immer.

„Rühret eigner Schmerz irgend unser Herz.“ An solchem Schmerz hat es Zinzendorf nicht gefehlt. Schon als neunjähriger Knabe wurde er wegen seiner Heilandsliebe geschmäht: „Das Kind giebt vor, etwas anderes zu haben, als

wir." — Später wurde er sogar als „das Tier aus dem Abgrund", als „der falsche Prophet" verlästert und wurde für zehn Jahre des Landes verwiesen. — Auch die „fremden Leiden" machten Zinzendorf viel zu schaffen, ähnlich wie von dem 482 in der Nähe von Wien verstorbenen Glaubensboten Severin erzählt wird, er habe Hunger und Kälte nie so sehr gefühlt, als wenn er andere habe hungern und frieren sehen.

Tersteegen, der von 1697 bis 1769 als Seidenbandweber zu Mülheim an der Ruhr lebte, war eine stille Größe seiner Zeit, und hat, wiewohl ein Einsiedler, doch durch seine Schriften, Briefe und Versammlungen, zu welchen sich viele Hunderte drängten, einen weitreichenden Einfluß geübt. Obschon er der reformierten Kirche angehörte, erbaute er sich auch an Lebensbildern frommer Katholiken, drang aber auf innere Vereinigung der Seele mit Gott und hatte besondere Freude an mystischen Schriften wie Gottfried Arnold. Um „einfältig, innig, abgeschieden" seinem Gott leben und Seine Einkehr im Herzen recht ungestört erfahren zu dürfen, gab er das im zwanzigsten Lebensjahr gegründete Kaufmannsgeschäft auf, verschenkte sein Vermögen fast ganz an Arme und Verwandte und suchte als Seidenbandwirker mit Handarbeit seine wenigen Bedürfnisse zu verdienen. So hatte er noch viel Zeit zu Gebet und sinniger Betrachtung, als deren Frucht voll überaus köstlicher Weisheit sein „geistliches Blumengärtlein inniger Seelen" zu betrachten ist. — Jene Zeit der Stille und Einsamkeit war ihm köstlich. „Ich kann nicht sagen, wie vergnügt ich da gewesen, als ich allein wohnte," schrieb er. „Kein König in der Welt konnte so zufrieden leben wie ich damals. Wochenlang sah ich keinen Menschen, als nur das Mädchen, das mir Speise brachte."

„Christus in uns" war Tersteegens Erfahrung und Lehre. Doch hat er darüber „Christus für uns" nicht vergessen, wie sein Passionslied: „Setze dich, mein Geist, ein wenig" zeigt. — Im sechsten Verse dieses Liedes findet sich eine feierliche, mit dem eigenen Blut geschriebene Übergabe an seinen Blutbräutigam, mit dem er bis ans Ende in vertraulichem süßen Verkehr blieb. „O Gott, o Jesu, mein süßer Jesu" — das war sein letztes Seufzen. — Das intensive geistige Licht dieses frommen, reinen, innigen, stillen Mannes konnte nicht auf die Länge verborgen bleiben. Lieder und prosaische Schriften machten seinen Namen bald bekannt. Eine seiner Schriften war sogar gegen den königlichen Philosophen von Sanssouci, Friedrich II., gerichtet, in Verteidigung des christlichen Glaubens, so daß der König verwundert ausrief: Können die Frommen Solches? — Der große Zulauf und die darauf folgenden Verfolgungen, wobei ihm die Versammlungen verboten wurden, hätten ihn zur Separation von der Kirche verleiten können. Aber Tersteegen widerstand dieser geistlichen Versuchung. Einst fuhr er mit einem Separatisten, der ihn zu seiner Sekte hinüberzuziehen suchte, in einem elenden Kahn über Wasser. „Wollen wir nicht," sagte Tersteegen, „dieses gefährliche Schifflein auf der Stelle verlassen und uns durch Schwimmen zu retten suchen? Wie leicht könnte es vollends umschlagen oder gar auseinandergehen?" — „O," sagte der Gefragte, „wir sind doch im Schifflein

immer noch sicherer als auf dem Wasser!" — „Siehst du," sprach Tersteegen, „ebenso bleibe ich auch im Schifflein der Kirche und vertraue auf den HErrn, Er werde mich durchbringen." Wenn Tersteegen aber auch nicht austrat, so sagte er doch den ihn verfolgenden Geistlichen und weltlichen Beamten freimütig die Wahrheit. Den ersteren stellte er vor, daß sie bald wieder volle Kirchen haben würden, wenn sie nur merken ließen, daß sie der guten Sache nicht feindlich gegenüberstehen. Den Beamten erinnerte Tersteegen, daß er es einst auf seinem Todbett werde zu verantworten haben, wenn er öffentliche Vorstellungen von Seiltänzern und Gauklern, Spiel- und Saufgelage gestatte, gute Versammlungen dagegen verbiete. Das Verbot wurde zurückgenommen und Tersteegen durfte weiter mit seinem Pfunde wuchern zum Segen von Tausenden.

C. F. Gellert. (Nach Ant. Graff.)

Von Tersteegens Liedern führen wir folgende an: „Allgenugsam Wesen," -- „Jauchzet, ihr Himmel," — „O Gott, o Geist, o Licht des Lebens," — „Kommt, Brüder, laßt uns gehen," — „Ich bete an die Macht der Liebe, die sich in Jesu offenbart," — „Gott ist gegenwärtig."

Das letztgenannte, 1729 erschienene Lied, hat einmal einen Menschen in merkwürdiger Weise von einem Verbrechen zurückgehalten. In Berlin war in einem Hause nachts ein Dieb eingebrochen und hatte bereits allerlei Gegenstände zusammengepackt und zum Mitnehmen bereit gelegt. Da sah er auf dem Küchentisch ein offenes Buch liegen und blickte hinein. Es war das Gesangbuch und in demselben das Lied aufgeschlagen, das die Magd vor dem Schlafengehen gelesen hatte: „Gott ist gegenwärtig." Diese Worte ergriffen ihn, und er schrieb mit Bleistift ins Buch die Worte: „Jesu, habe Dank." Dann ließ er alles liegen und eilte fort, indem er die Haus-

thüre kräftig hinter sich zuwarf, so daß die Hausfrau erwachte, um nun auch ihrerseits dem HErrn zu danken, nachdem sie den wahren Sachverhalt erkannt hatte.

„Ich bete an die Macht der Liebe."

Im Sommer 1893 ertönte plötzlich vor den Fenstern des Pfarrhauses Laufen aus dem Garten am Rheinfall die ausdrucksvolle Melodie dieses Liedes zu den Fenstern des Paul Oehninger empor. (Siehe: Paul Oehninger, Mitteilungen aus seinem Leben und seinen Briefen. Basel. Adolf Geering. 1895.) Das Orchester der auf der Reise begriffenen Zöglinge der Erziehungsanstalt Ziegler in Wilhelmsdorf hatte sich unten aufgestellt und überraschte den schwer Kranken und bald nachher heimgehenden jungen Kämpfer mit diesen tröstlichen Klängen. Dieses Lied mit seiner herrlichen Melodie ist in den württembergischen Gemeinschaftskreisen ziemlich eingebürgert und letztere wohl dorthin gekommen durch russische Krieger in den Befreiungskriegen anfangs dieses Jahrhunderts. Denn die eigentliche Heimat der Melodie ist Rußland, wo der berühmte Komponist der griechisch-orthodoxen Kirche Demetrius Bortniansky (1751—1825) sie geschaffen hat. Kaiser Wilhelm I. von Deutschland, der an den Feldzügen von 1814 teilgenommen hat, hat die Melodie ohne Zweifel damals kennen gelernt. „Ich bete an die Macht der Liebe" wurde später sein Lieblingslied. Unvergeßlich und denkwürdig sind gewisse Stellen des Liedes auch dem bekannten Gustav Werner geworden. Davon erzählt er selbst, der in seinen jüngeren Jahren, namentlich während seines Straßburger Aufenthalts von Gewissensnöten und Zweifeln sehr heimgesucht war: „Ich hielt mich für unwürdig, zu beten; ich glaubte nur sagen zu dürfen: Gott, sei mir Sünder gnädig! Die Hoffnung, daß es möglich sein werde, ein so zerrüttetes Wesen wieder in heilvollen Stand zu bringen, ließ ich mir entsinken und ging in dumpfer Verzichtung einher. Da wurde ich am Christfest 1833 in das Wegelinsche Haus eingeladen, welches in stillem Kreise das heilige Abendmahl feierte. Als wir an die Stelle kamen: „Wie bist Du mir so zart gewogen Und wie verlangt mein Herz nach Dir," sprangen auf einmal die Fesseln von meiner zerdrückten Seele. Zum erstenmale fühlte ich in seiner ganzen Fülle, daß Gott mich liebe."

Der bedeutendste Dichter des Kirchenliedes in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts war Gellert (geboren 1715, gestorben 1769). Sein Vater war ein armer sächsischer Prediger, der dreizehn Kinder zu versorgen hatte, so daß sein Sohn frühe schon Geld verdienen mußte mit Abschreiben. Er studierte Theologie, betrat aber als Vikar seines Vaters wegen Unsicherheit des Gedächtnisses immer nur mit Zittern die Kanzel und wandte sich schließlich dem Lehr- und Schriftstellerberuf zu. Sein Ruf wurde zuerst durch seine Fabeln begründet, die durch gewandte Sprache, gefälligen Ton und edle Richtung sich auszeichneten. Gellert wurde Hochschulprofessor in Leipzig und hielt Vorlesungen vor Studenten über Dichtkunst, Beredsamkeit und Sittenlehre. Da er das Gute mit dem Schönen zu verbinden wußte, die sittlichen und religiösen Wahrheiten den Zuhörern recht warm ans Herz zu legen verstand

und die jungen Leute zu entflammen wußte für Tugend und praktisches Christentum, indem er selbst ein edles Beispiel gab, so drängte sich alles in seine Hörsäle, wo oft über 400 Personen an seinen holdseligen Lippen hingen. Bei all seinem Ruhme blieb er höchst einfach, bedürfnislos und bescheiden. Dies blieb sich gleich, als Personen aus den höchsten Kreisen anfingen, Gellert zu besuchen und zu ehren. Selbst Friedrich der Große, der sonst mehr ein Freigeist war, ließ ihn kommen, besprach sich mit ihm über seine Fabeln und erklärte ihn für den „räsonnabelsten deutschen Gelehrten, den er noch gesehen habe". — Gellert kleidete eben seine moralischen und christlichen Lehren, so sehr sein Herz und Leben dem alten einfachen Christenglauben treu blieb, in ein zeitgemäßes „räsonnables" Gewand, indem in seinen Liedern hauptsächlich die christliche Sitten- und Pflichtenlehre zum Ausdruck kam und die eigentlichen Geheimnisse des Glaubens weniger oder in einer dem Herzen und Verstand der Zeitgenossen möglichst angepaßten Form gelehrt wurden. Dadurch gewann Gellert auch auf solche Geister Einfluß, die sich der ungläubigen Zeitströmung nicht ganz entziehen konnten. In dieser Strömung des damaligen Unglaubens und beginnenden Abfalls ragt Gellert wie ein Fels empor, ohne die Schärfe und das Abstoßende so vieler Apologeten zu haben. Leben und Schriften Gellerts tragen den Stempel des Gottvertrauens, der Milde und Menschenfreundlichkeit, der Demut und Tugend. — Man denke nur an seine herrlichen Lieder: „Wie groß ist des Allmächt'gen Güte," — „Dies ist der Tag, den Gott gemacht," — „Auf Gott und nicht auf meinen Rat will ich mein Glücke bauen," — „Jesus lebt, mit Ihm auch ich," — „Wenn ich, o Schöpfer, Deine Macht," — „Du klagst und fühlest die Beschwerden," — „Nach einer Prüfung kurzer Tage".

Karl Joh. Phil. Spitta.

Die Lieder Gellerts erreichen zwar die Kraft, den Schwung, die Gedankenfülle und Erhabenheit der Glaubenslieder eines Luther und Paul Gerhard nicht, und manche eignen sich weniger zum Kirchengesang als zum Beten und Betrachten. Aber für die damalige Zeit waren sie wie gemacht; die wichtigsten Lehren und Thatsachen des Christentums wurden den verschiedenen Ständen des Volkes wieder nahe gebracht in verständlicher, klarer, schöner, leichtbehältlicher Sprache. Wie viele Gellertsche Verse sind dem Volke ganz geläufige, gleichsam geflügelte Worte geworden, wie z. B. jener: „Genieße, was dir Gott beschieden, Entbehre gern, was du nicht hast, Ein jeder Stand hat seinen Frieden, Ein jeder Stand hat seine Last."

„Nach einer Prüfung kurzer Tage.“ —

Dieses Lied findet fast in allen seinen Teilen die beste Illustration durch Gellerts Leben selbst. „Hier übt die Tugend ihren Fleiß“: Gellerts Leben zeichnete sich aus durch große Tugendhaftigkeit; damit war er ein Prediger an seine Zeit und ein Werber für den Glauben, übereinstimmend mit St. Jakobus, welcher spricht: „Zeige mir (wenn du kannst) deinen Glauben ohne Werke! Kann der Glaube, wenn er nicht Werke hat, uns selig machen?“ (Jak. 2.) „Bald stören ihn des Körpers Schmerzen“: solche Schmerzen begleiteten Gellert zeitlebens und drückten oft sein Gemüt sehr darnieder, daß er nicht wußte, wo aus und ein, und einmal in Koburg das Gerücht sich verbreiten konnte, er habe sich in einem Schwermutsanfall erhängt. Als er es erfuhr, erwiderte er mit Gerhards Worten: „Ich hang und bleib auch hangen An Christo als ein Glied.“ — „Da werd' ich dem den Dank bezahlen, der Gottes Weg mich gehen hieß“: Solchen Dank geretteter Menschen erntete Gellert oft schon hier. So machte ein Feldwebel aus Livland nach dem siebenjährigen Kriege einen Umweg von fünf Meilen, um Gellert zu sagen: Sie haben mich durch Ihre Schriften oft vom Bösen abgehalten und zum Guten ermuntert; Gott segne Sie dafür! — „Heil sei Dir, denn Du hast mein Leben, die Seele mir gerettet Du“: so sprach auf dem Sterbebett zu Gellert ein Student, der durch Ausschweifungen seine Gesundheit zerrüttet hatte, durch Gellert aber zur Umkehr gebracht, gepflegt und getröstet worden war. — „Was seid ihr Leiden dieser Zeit doch gegen jene Herrlichkeit“: An schweren Leiden fehlte es Gellert nie, und sein frühes Ende wurde durch ein rasch verlaufendes schmerzhaftes Übel herbeigeführt.

Karl Gerok.

Damals besuchte ihn der junge Lessing, fand ihn an einem Andachtsbuche und meinte, er sollte lieber etwas Heiteres und Zerstreuendes lesen. Aber Gellert antwortete: „Stören Sie mich nicht in meinem Glauben; er ist der einzige Trost in meiner Krankheit." — Als er immer schwächer wurde und die Not aufs höchste stieg, bat er, daß man ihm nur den Namen seines Erlösers vorsagen möchte; wenn er den nennen höre, fühle er neue Kraft und Freudigkeit. — Als er endlich vernahm, sein Kampf könne nur noch eine Stunde währen, erhob er seine Hände mit den Worten: „Gottlob, nur noch eine Stunde!", wandte sich um und verschied.

Aber auch seither, besonders im neunzehnten Jahrhundert, hat es viele fromme Liederdichter gegeben. Wie während des dreißigjährigen Krieges die Not beten gelehrt und viele edle Lieder erzeugt hatte, so entstanden unter dem Drucke der gewaltigen Kriege gegen Frankreich und unter den geistigen Kämpfen, welche über das Wesen und die Geltung des Christentums geführt wurden, eine Menge herrlicher Lieder, in welchen allmählich immer entschiedener die innere Gemeinschaft der Christen hervorgehoben wurde. Ernst Moritz Arndt (1769—1860), welcher durch feurige Reden und Lieder das deutsche Volk zum Kampf gegen die Unterdrücker, aber auch zur geistigen Erneuerung geweckt hatte, sang z. B. sein edles Lied: „Ich weiß, woran ich glaube." — Albert Knapp (1798—1864) hat durch gediegene Liedersammlungen und eigene Lieder viel zur Hebung des Kirchenliedes beigetragen; er hat z. B. das innige Lied gedichtet: „Eines wünsch' ich mir vor allem andern." — Karl Joh. Phil. Spitta (1801—1859), der Uhrmacher werden sollte und erst später zum Studium gelangen konnte, hat unter dem Titel „Psalter und Harfe" eine Anzahl der herzlichsten Lieder gedichtet, z. B. „Ich steh' in meines Herren Hand," — „Bleibt bei dem, der euertwillen". — In der neuesten Zeit hat Karl Gerok in Stuttgart (1815—1890) in seinen „Palmblättern", in den „Pfingstrosen", den „Blumen und Sternen" eine reiche Anzahl religiöser Dichtungen veröffentlicht, deren größter Teil sich an die biblische Geschichte anlehnt. — Auch die Schweizerin Meta Heußer (1797—1876) hat Lieder von herzlicher Frömmigkeit und feiner Sinnigkeit gedichtet, z. B. „Der Du trugst die Schmerzen Aller," — „Endlich, endlich wirst auch du," — „Nicht nach Kronen schaut mein mattes Auge," —

„Liegt einst es hinter mir, das Kampfgefilde,
Des Erdenlebens, wann mein Auge bricht,
Und ich erwache, Herr, nach Deinem Bilde,
Dann wird mein Herz gesättigt — eher nicht."

So hat alle diese Liederdichter im Leben und Sterben der Name Jesu begleitet, der Name über alle Namen, den alle Zungen bekennen und preisen, in dem alle Kniee sich beugen sollen. Dieser Name Jesu Christi, der da ist Gott über alles, hochgelobt in Ewigkeit (Röm. 9, 5.), sei und bleibe auch unsere Zuflucht, unser Ruhm und Preis zu allen Zeiten!

Das Zeitalter der Revolution.

Am Ende des 18. und zu Anfang des 19. Jahrhunderts gingen die Donner des göttlichen Gerichts über die europäische Christenheit und in blutigen revolutionären Zuckungen wurde alles Bestehende, Thron und Altar und Gesellschaft erschüttert. Das Salz war dumm geworden; darum ließ Gott es durch die Leute zertreten. Besonders Frankreich war der Schauplatz dieses göttlichen Gerichts, in welchem Gott der ganzen Christenheit ein Vorbild der Endgerichte und der letzten großen Trübsal und gräulichen Verwüstungen unter dem Antichristen vor Augen gestellt hat, welche Gerichte über alle christlichen Länder hereinbrechen müssen, wenn sie nicht Buße thun. In Frankreich waren aber auch die Sünden himmelschreiend geworden. — Man hatte die wahren Christen, sowohl unter den Protestanten als unter den Katholiken verfolgt; man hatte sich teils frivolem Unglauben und der Spötterei gegen die Religion, teils heuchlerischer Ausübung der christlichen Religion überlassen; man führte ein Leben in Laster und Unsittlichkeit ohne alle Scham und Scheu.

Wir haben gehört, wie unter Heinrich IV. die französischen Religionskriege ihren Abschluß damit gefunden haben, daß dieser von Haus aus protestantische Fürst, um König von Frankreich zu werden, zum Katholizismus übertrat, in der Meinung, eine Krone sei schon eine Messe wert, und daß er im Edikt von Nantes den Protestanten Duldung gewährte. Aber diese Krone stand von da an nicht mehr fest. Heinrich IV. fiel von einem Dolche getroffen. Seine Nachfolger auf dem Throne sanken immer tiefer. Zwar schien es, als ob unter seinem Enkel, Ludwig XIV., (1661—1715) Frankreich eine vorher nie gesehene Höhe erklommen habe. Dieser Fürst, dem das unumschränkte Herrschen sozusagen im Blute lag, wußte seiner Zeit so zu imponieren, daß sich ihm alles beugte; die Großen im Innern, Grafen und Herzoge, fügten sich ohne Widerstand dem Willen des Monarchen und verloren alle Selbständigkeit; in den Kriegen nach außen war Ludwig glücklich und wußte in räuberischer Ländergier, List und Gewaltthat den Nachbarn ein Stück nach dem andern zu entreißen und Frankreich einzuverleiben; — die Sitten des glänzenden Hofes zu Versailles waren fast für alle europäischen Höfe maßgebend. — Aber unter diesem glänzenden Äußern barg sich eine schreckliche innere Fäulnis. Alle möglichen Laster waren am französischen Hofe an der Tagesordnung, und alles vollzog sich unter den feinsten höflichsten konventionellen Formen. Die Sittenverderbnis verbreitete

sich von der hohen Stelle aus in ganz Frankreich, ja in allen übrigen Ländern Europas; denn scharenweise strömte die Jugend des deutschen Adels, die Prinzen und Fürstensöhne an ihrer Spitze, nach Paris, um dem neuen Abgott ihre Huldigungen zu bringen, um sich zu amüsieren, sich zu zieren und zu schmeicheln, zu lügen und zu lästern und methodisch der Ausschweifung sich zu ergeben. Als ausgelernte Lasterknechte, Gottesleugner und Menschenschinder kehrten die meisten zurück. — Mit diesen Frivolitäten verband Ludwig XIV. ein despotisches Willkürregiment, das in dem Wort des Königs: „Der Staat bin ich“ (L'état c'est moi) seinen richtigen Ausdruck fand. Alles, auch der Glaube, sollte in Frankreich unter Einen Hut gebracht und nach dem Willen des Königs, den im Religiösen die Jesuiten lenkten, gemodelt werden. Darum hob Ludwig im Jahre 1685 das Edikt von Nantes wieder auf. Nun hatte es mit der Freiheit protestantischer Religionsübung ein Ende. Alles sollte wieder katholisch werden. Frankreich wurde ein großes Jagdrevier, worin man die Protestanten oder Huguenotten wie das Wild auf dem Felde jagte. Man legte ihnen Reiter in die Häuser, welche die Ersparnisse vieler Jahre verpraßten, die Männer mißhandelten, die Weiber entehrten, die Kinder wegnahmen, um sie in katholische Schulen oder Klöster zu schleppen. Alle protestantischen Kirchen in Frankreich sollten niedergerissen werden, aller öffentliche Gottesdienst nach Calvins Lehre sollte aufhören. Alle protestantischen Geistlichen, die sich nicht bekehren wollten, sollten bei Galeerenstrafe binnen 14 Tagen Frankreich verlassen; die sich aber zum Katholizismus bekehrten, einen größeren Gehalt beziehen als früher und steuerfrei sein. Aller protestantische Unterricht wurde verboten. Die neugeborenen Kinder mußten katholisch getauft und erzogen werden. Den evangelischen Geistlichen war das Halten von Gottesdienst und das Predigen bei Lebensstrafe verboten. Die Bedrückungen des evangelischen Glaubens hatten schon mit der Thronbesteigung Ludwigs XIV., 1661 begonnen, und Hunderttausende von Huguenotten waren in die Schweiz, nach Deutschland, nach England und in die Niederlande ausgewandert. Diese Auswanderung wurde nun bei der Aufhebung des Edikts von Nantes verboten. Auf alle mögliche Weise verkleidet suchten nun die Protestanten ihre Flucht zu bewerkstelligen, so daß doch noch 50000 Familien entkamen. — Als die gewaltsame Bekehrung nach dem Cevennengebirge in Südfrankreich vorrückte, erhob sich dieses Bergvolk für seinen Glauben mit den Waffen in der Hand; Propheten standen unter ihm auf; es verwüstete mit furchtbarer Gewalt das Land und die französischen Heere konnten in einem zwanzigjährigen Kriege (Kamisardenkrieg) nichts Erhebliches gegen diese gottbegeisterten tapferen Kamisolträger (Kamisarden) ausrichten. Man mußte mit ihnen Frieden machen und sie mit den Bekehrungen durch Dragoner (Dragonaden) verschonen. Aber nach und nach wurden die Bedrückungen gegen die Reformierten Frankreichs wieder aufgenommen und der Gottesdienst blieb verboten. Ja im Jahre 1715, kurz vor seinem Tode, erließ Ludwig XIV. ein Edikt, das die protestantische Religion für auf französischem Boden erloschen erklärte.

Dieses stolze Wort des stolzen Königs war aber ein eitler Wahn, eine stolze Lüge. Viele Tausende hatte Gott sich überbleiben lassen, die ihre Kniee nicht gebeugt hatten vor Baal, und es fehlte nicht an Predigern, welche, wenn auch unter steter

Lebensgefahr, die zerstreuten und zersprengten Gläubigen aufzufinden, zu erbauen im Glauben zu stärken und zu festen Gemeinden, zu einem geordneten kirchlichen Verbande — zur sogenannten „Kirche der Wüste“ — zu vereinigen wußten. Unter ihnen ragen besonders Anton Court und Paul Rabaut hervor.

Anton Court (geboren 1696 in Languedoc im südlichen Frankreich) war schon als Knabe ein gespannter Zuhörer, wenn abends die Nachbarn zusammenkamen und bei verschlossenen Thüren — aus Furcht vor Verrätern — mit gedämpfter Stimme am Herdfeuer von den Thaten der Kamisarden und den Leiden der Märtyrer erzählten. Wenn seine fromme Mutter um Mitternacht leise das Haus verließ, schlich er ihr nach und ließ mit Bitten nicht nach, bis sie ihn zu den heimlichen nächtlichen Gottesdiensten mitnahm. Kaum zwölfjährig, schloß er sich einem der wenigen Prediger an, die vereinzelt und heimlich das Land durchzogen, nahm bald auch selbst das Wort und seine glaubensfreudigen Ansprachen übten auf die entmutigten und verfolgten Glaubensgenossen, die Court sogar auf den Galeeren aufzusuchen wagte, eine fast zauberhafte Wirkung aus. Die großen Entbehrungen und Strapazen erschöpften seine Jugendkraft und warfen ihn aufs Krankenlager. In der Stille des Krankenzimmers reifte in dem Verfolgten und Abgematteten der Entschluß, mit Gottes Hilfe die zerstörte evangelische Kirche Frankreichs wiederherzustellen, und genesen, berief er einige erprobte Glaubensgenossen und Prediger zu einer Beratung. Am 21. August 1715, wenige Tage nach dem Tode Ludwigs XIV., war es, daß sich in einem verlassenen Steinbruch bei Nimes, der als Wiege der wiedererstehenden evangelischen Kirche Frankreichs bezeichnet werden kann, die neun Männer versammelten, und die Beschlüsse, die sie faßten, nachdem Court nach inbrünstigem Gebet und in hinreißender Rede seine Pläne entwickelt hatte, wurden nachher von Court und seinen Freunden mit Eifer unter den Glaubensgenossen im Lande verbreitet. Nicht bewaffneter Widerstand, sondern stilles, festes und treues Halten am Wort der Wahrheit sollte die Losung sein; auch sollte an die Stelle schwärmerischer Propheten und Prophetinnen ein geordneter, tüchtiger Predigerstand treten und aus den erfahrensten und erprobtesten Gemeindegliedern Älteste gewählt werden, welche die Häuflein sammeln, den Wandel überwachen, Art und Gelegenheit der Gottesdienste in der Wüste bestimmen, die Gläubigen heimlich davon benachrichtigen, die Geistlichen einladen und für ihre Unterkunft und Sicherheit sorgen sollten. Die Ältesten eines Bezirks sollten sich zu einer Synode zusammenthun, und über allen Provinzialsynoden die Nationalsynode stehen zur Bestellung der Prediger und Ordnung der allgemeinen Angelegenheiten. — Das Werk Courts nahm in merkwürdiger Weise zu. Auf seinen Wanderungen begleiteten ihn stets gläubige und opfermutige Jünglinge, die er in der Schrift unterwies und zu Predigern heranbildete, zu todesmutigen Bekennern erzog. Es brauchte wahrlich Mut, Prediger zu sein. Von den fünf Predigern, die jener ersten kleinen Synode bei Nimes beigewohnt hatten, wurden vier in den nächsten Jahren ergriffen und hingerichtet und 10000 Livre auf Courts Kopf gesetzt. Später zog sich Court nach Lausanne in die Schweiz zurück und stiftete und leitete hier ein Predigerseminar, jene „seltsame Sterbeschule, die aller Schwärmerei feind, ohne Unterlaß ihre Schüler zum Martyrium und aufs

Schafott sandte". Mehr als 100 todesmutige Geistliche hat das Lausanner Seminar des Anton Court der „Kirche der Wüste" geschenkt. Als dieser 1744 noch einmal in sein Vaterland zurückkehrte, da sammelten sich, wo er als Jüngling kleinen Häuflein von 20 und 30 Personen gepredigt hatte, jetzt tausend, ja zehntausend um ihn, und die Saat wuchs so sehr, daß bei der letzten reformierten Nationalsynode vor der Revolution (1787) 15 Provinzen mit 600000 Huguenotten vertreten waren.

Paul Rabaut.

Anton Court erlebte diese Ausdehnung des Werks und den Anbruch der religiösen Freiheit nicht mehr, wohl aber sein Schüler Paul Rabaut, der Patriarch unter den Predigern der Wüste. Er war 1718 in der Nähe von Nimes von frommen, wohlhabenden Eltern geboren, wurde früh von Courts Vorbild begeistert, ging in dessen Seminar nach Lausanne und wurde 23jährig zum Geistlichen der Provinz Nimes gewählt. Länger als ein halbes Jahrhundert hat er in jenen Zeiten sein Amt führen dürfen. Die hinreißende Gewalt seiner Predigt, seine Weisheit und Treue erwarben ihm bald die Liebe und Verehrung seiner Amtsgenossen und der Gemeinden so sehr, daß er wie früher Court als der geistige Leiter der reformierten Kirche betrachtet wurde. Auch zu Rabauts Zeiten floß viel Märtyrerblut. 1749 verurteilte der Gerichtshof zu Bordeaux z. B. auf einmal achtzehn Paare, weil sie sich hatten evangelisch trauen lassen, die Männer auf die Galeeren, die Frauen in den Kerker. Als in verschiedenen Gegenden der Versuch erneuert wurde, durch Einquartierung von Dragonern, welche die Männer marterten und die Frauen schändeten, die Leute katholisch zu machen, ergriff die Bevölkerung die

furchtbarste Aufregung und es drohte ein neuer Bürgerkrieg. Aber Rabaut wanderte in dieser schweren Zeit noch unermüdlicher als sonst von Ort zu Ort, tröstete und strafte, bat und lehrte, mahnte zum Gehorsam gegen die Obrigkeit, auch gegen die ungerechte, zum stillen Dulden, zum Ausharren in der Anfechtung, in der er selbst so standhaft war. „Immer habe ich," schreibt er, „Spione auf meiner Fährte, verkleidete Soldaten mit Pistolen und Stricken in der Tasche, um mich zu fesseln oder unschädlich zu machen. Ich gelte mehr als früher; der Preis auf meinen Kopf ist von 6000 auf 20000 Livres erhöht worden, und statt mit dem Galgen bedroht man mich mit dem Rade."

Ein solches verfehmtes Leben haben nicht etwa nur einzelne wenige, sondern sechshunderttausend französische Bürger geführt, durch volle 104 Jahre, von 1685 bis 1789, von der Aufhebung des Ediktes von Nantes bis zur französischen Revolution! Welch ein Aufatmen für die evangelischen Christen Frankreichs war es, als die Nationalversammlung am 24. Dezember 1789 ihnen als Christgeschenk das Recht des öffentlichen Gottesdienstes und Gleichberechtigung mit den anderen Franzosen gab! Und welch eine Umwandlung der Dinge war es, als der Sohn des alten Pfarrers Paul Rabaut, der als Abgeordneter der Stadt Nimes in den Redekämpfen um die religiöse Freiheit sich ausgezeichnet hatte, zum Präsidenten der Nationalversammlung gewählt wurde, und welche Freude für den Sohn, dies dem Vater anzeigen zu dürfen! So dankbar freudig auch der alte Rabaut diese Kunde aufnahm, so sah sein Prophetenblick nicht nur das Gute der Revolution, sondern auch die nahenden Stürme derselben voraus. In seiner Antwort an den Sohn schreibt er: „Gott sei Dank, der uns in Gnaden angeschaut und es so gefügt hat, daß Frankreich uns in Deiner Person eine glänzende Genugthuung giebt für die zahllosen Leiden, mit denen es uns überhäuft hat. — Aber gieb dich keinen Täuschungen über das alles hin! Meinst du wirklich, daß die wahre Freiheit aus einer solchen Revolution hervorgehen könne? — Frankreich wird niemals gerettet werden, als wenn es sich dem hingiebt, der da rettet! Und der da rettet, ist ebensowenig Rousseau und Voltaire, als der Papst." — Wie richtig der christliche Greis gesehen hat, zeigte sich bald. Schon nach drei Jahren wurde der junge Rabaut von den Schreckensmännern der Revolution mit den andern Verteidigern der Ordnung und Mäßigung hingerichtet und der alte Rabaut in Nimes eingekerkert. Aber nach dem Sturze der Schreckensherrschaft wurde er wieder frei und ging bald hernach, 1795, im Alter von 84 Jahren ein zur Freude seines Herrn.

Die letzte Hinrichtung eines evangelischen Predigers in Frankreich hatte 1761 stattgefunden. Der junge feurige Prediger Paul Rochette war bei einer Amtsverrichtung ergriffen und abgeführt worden. Drei junge gleichgesinnte Edelleute, die Brüder Grenier, eilten bewaffnet nach, um ihrem geliebten Prediger zur Hand zu sein. Da wurden auch sie verhaftet. Alle vier wurden zum Tode verurteilt. Als die Märtyrer das Bluturteil hörten, riefen sie: „So muß es denn gestorben sein! Möge Gott das Opfer, das wir ihm darbringen, gnädig annehmen!" — Im folgenden Jahre 1762 fand der berühmte Justizmord des Jean Calas, eines Kaufmanns in Toulouse, statt. Ein Sohn dieses achtungswerten Protestanten hatte sich erhängt und bald verbreitete sich in der fanatisch aufgeregten Stadt das Gerücht, der Vater und die Brüder des Unglücklichen hätten diesen ermordet, weil er seinen Glauben habe abschwören wollen.

Mit allem Pomp wurde der Selbstmörder als ein Märtyrer des katholischen Glaubens bestattet, der Vater aber hingerichtet, seine Güter eingezogen, seine Kinder verbannt oder eingekerkert. Die Richter waren von der Voraussetzung ausgegangen, protestantische Eltern seien durch ihre Religion verpflichtet, ihre Kinder zu morden, wenn dieselben zur römischen Kirche abfallen wollten. — Nach drei Jahren wurden die Prozeßakten revidiert, die Unschuld des Jean Calas erwiesen und die Güter den Kindern des Hingerichteten zurückerstattet. Es ist hauptsächlich das Verdienst Voltaires, diese Revision des Prozesses betrieben und einen Schrei der Entrüstung gegen diesen Justizmord und alle Intoleranz veranlaßt zu haben. Voltaire gehörte zu den Geistern, welche bei aller Feindschaft gegen den Heiligen und das Heilige sich doch dem Einfluß des Christentums nicht ganz entziehen können. Manche schöne und hohe Ideen, wie die der Toleranz oder der religiösen Duldung, für welche Voltaire kämpfte, entstammen eigentlich dem Christentume und es ist eine Schmach und ein Zeichen des Verfalls der kirchlichen Träger des Christentums, daß nicht sie, sondern die Feinde desselben die Anwälte der Toleranz, der Freiheit, der Gerechtigkeit werden mußten. — „Wollt ihr würdig sein eures Meisters, rief Voltaire der katholischen Kirche zu, so werdet Märtyrer und nicht Henker." —

Arge Feinde des Christentums waren sie im Grunde doch, jene Geister, welche im achtzehnten Jahrhundert das öffentliche Leben Frankreichs beeinflußten und beherrschten, und sie hauptsächlich haben der großen Revolution vorgearbeitet. Einer derselben, Anacharsis Cloots, pflegte in der That sich zu unterzeichnen: „A. C., persönlicher Feind Jesu von Nazareth." — Die berühmtesten dieser französischen Schriftsteller, die ihre gewandte geistreiche Feder dem Unglauben und dem Umsturz liehen, und nicht nur in Frankreich, sondern auch in ganz Europa von den gebildetsein wollenden Anhängern der Aufklärung bewundert wurden, waren folgende:

Voltaire (1695—1778) ist in einer Jesuitenschule von Paris gebildet worden. Er erwarb sich durch seine großen Talente, seine ungeheure Arbeitskraft und durch Eleganz und Witz seines Stils europäischen Ruf und sogar die Freundschaft des Preußenkönigs Friedrich II. Dieser König, der in seinen Staaten jeden nach seiner Façon selig werden lassen wollte, hatte für frühere Jugendverirrungen eine schwere Schule der Demütigung durchgemacht, bewies sich aber später als streng sittlichen Mann mit vielen großen und edlen Zügen, namentlich einem lebendigen Pflichtbewußtsein, womit er sich als den ersten Diener des Staates fühlte. Aber was ihm von Christentum beigebracht worden war, das war nur die harte Schale, Lehr- und Streitsätze. Deshalb hatte er ein Vorurteil dagegen. „Der lebendige Glaube ist nicht meine Sache, aber die christliche Moral ist die Vorschrift meines Lebens." — Von Voltaire war er eine Zeit lang so sehr eingenommen, daß er an ihn schrieb: „Es giebt nur einen Gott und einen Voltaire in der Welt, und Gott hat eines Voltaire bedurft, um dieses Jahrhundert liebenswürdig zu machen." — Später aber hat sich die Verbindung zwischen Voltaire und Friedrich dem Großen, der jenen um seines Geizes und niedrigen Charakters willen verachten lernte, wieder gelöst. — Voltaire hat den letzten Teil seines Lebens auf seinem Landsitz Ferney unweit Genf verbracht. Neben Geldgier war Ruhmbegierde die Triebfeder seines Lebens. Wohl hat er auch seine Verdienste. Aber wenn er, der Mann

seines Jahrhunderts, meinte, das Gebäude der Kirche, das Zwölfe aufgerichtet, allein niederreißen zu können, — wenn er urteilte, in wenigen Jahrzehnten werde das Christentum nicht mehr sein, — so hat, Der im Himmel wohnet, dieses Spötters großartig gespottet. Denn hundert Jahre später befand sich in den Räumen jenes Spötters ein Bibel-Depot, und auf dem Sterbebette bewies sich Voltaire nichts weniger als Held. Sein Tod ist uns von seinem Arzte Franchin geschildert worden, der Augenzeuge war und nachher schrieb: „Furiis agitatus obiit — von Furien verfolgt, ist er hingegangen. Ich denke mit Schauder daran. Ich wünsche, alle, die durch Voltaires Bücher verführt wurden, wären Zeugen seines Todes gewesen."

In gleich hoher Gunst bei den Franzosen stand der Genfer J. J. Rousseau (ebenfalls 1778 gestorben). Er war eine edlere Natur. — Den Materialisten gegenüber bekannte sich Rousseau zum Glauben an eine höhere Bestimmung des Menschen in einem künftigen Leben und an ein höchstes Wesen. — Gott, Freiheit und Unsterblichkeit läßt er stehen. Aber von Sünde und der Erlösung durch die Gnade Gottes in Christo will er nichts wissen. Alle Verderbnis in der Welt komme nur von der Abweichung von der Natur her. Daher ist Rousseaus Losung, die er besonders in seinem „Emil" austeilt, wo er den Gang einer naturgemäßen Erziehung schildert: Zurück zur Einfalt und Einfachheit der Natur! — Aber das Leben Rousseaus stand sehr im Widerspruch mit seinen Grundsätzen. Seine eigenen Kinder überließ er dem Findelhause. Wiewohl er Paris mit seiner Sittenverderbnis verabscheute, besuchte er diese Stadt doch immer wieder. Von Christus redet er indessen mit Hochachtung. „Der Tod Jesu war der Tod eines Gottes" — ein Ausspruch, den Napoleon auf St. Helena wiederholt hat. Rousseau übte mit seinen in bezauberndem Stil mit großer Natur- und Freiheitsbegeisterung geschriebenen Büchern einen ungeheuren Einfluß auf seine Mitwelt aus, hat aber auch sehr geschadet durch seinen, allerdings besser als bei Voltaire versteckten, Unglauben und durch die verlockend dargestellte Unsittlichkeit.

Montesquieu ließ in seinen „Persischen Briefen" einen in Europa weilenden Perser u. a. nach Hause schreiben: „Der Papst ist ein Hexenmeister, der dem geistreichen Volk der Franzosen beigebracht hat, daß drei gleich eins ist (Verspottung der Lehre von der heiligen Dreieinigkeit), und daß das Brot mittelst einiger darüber gesprochenen Worte aufhöre, Brot zu sein (römische Verwandlungslehre)." Solches lasen die Franzosen mit Lust.

La Mettrie trat schon unverhüllter und grundstürzender hervor in seinem Buche: „Der Mensch eine Maschine." Er suchte alle Furcht vor Gott und einem höheren Gerichte zu vernichten; der Unterschied von Gut und Bös sei nur eine Erfindung der Politik und der List der Priester. Doch beklagte sich La Mettrie, daß er oft mitten in seinen Ausschweifungen, leider aus alter Gewohnheit, noch Anwandlungen von Gewissensbissen habe.

Diderot, auch einer dieser berühmten großen Freigeister, hoffte, den „letzten König mit den Eingeweiden des letzten Priesters erwürgt zu sehen" und leitete seinen Haß gegen die Kirche von deren Verderbnis ab. — Auch Helvetius suchte alle Sittenlehre und Religion zu vernichten. Tugend sei nur ein Resultat des Instinkts und das Gewissen nur ein Kampf entgegengesetzter Leidenschaften.

Aus solcher Saat, welche der Feind hauptsächlich in der katholischen Kirche Frankreichs säen konnte, wo die Wächter schliefen und sich selber weideten, ging die französische Revolution hervor, welche alles über Bord warf und Thron und Altar stürzte, Gesetz und Recht und Christentum mit Füßen trat. Den Gang jener Revolution im Einzelnen zu verfolgen, würde hier zu weit führen. Wir beschränken uns darauf, von den Akten im Drama der Revolution zu berichten, in welchen gegen Religion und Christentum vorgegangen worden ist. — Vorher aber teilen wir ein visionäres Erlebnis mit, von welchem der berühmte La Harpe Zeuge gewesen sein will, und welches ein merkwürdiges Gemälde sowohl vom Gang der Revolution als von den derselben zu Grunde liegenden Grundsätzen liefert.

La Harpe, ein Schweizer und Lehrer der Philosophie an der Akademie zu Paris vor und während der französischen Revolution, und ein feuriger Verehrer ihrer Theorien und Lehren, der aber später bessern Grundsätzen sich zuwandte, giebt in seinen nachgelassenen Schriften folgende Erzählung:

„Es dünkt mich, als sei es gestern geschehen und doch geschah es im Anfang des Jahres 1788. Wir waren zu Tische bei einem unserer Kollegen an der Akademie, einem vornehmen Manne. Die Gesellschaft war zahlreich und aus allen Ständen ausgewählt, Kaufleute, Richter, Gelehrte, Akademiker rc. Man hatte sich an einer wie gewöhnlich wohlbesetzten Tafel recht wohl sein lassen. Beim Nachtische erhöhte der Malvasier und der Kapwein die Fröhlichkeit und vermehrte in guter Gesellschaft jene Art Freiheit, die sich nicht immer in genauen Schranken hält.

Man war damals in der Welt auf jenen Punkt gekommen, wo es erlaubt war, alles zu sagen, wenn man den Zweck hatte, Lachen zu erregen. Chamfort hatte uns von seinen gotteslästerlichen und unsittlichen Erzählungen vorgelesen und die vornehmen Damen hörten sie ohne Verlegenheit an. Hierauf folgte ein ganzer Schwall von Spöttereien über die Religion. Der eine führte eine Tirade aus Voltaire an, der andere erinnerte an jenen philosophischen Spruch Diderots: „Mit den Eingeweiden des letzten Priesters erwürget den letzten der Könige!" und alle klatschten Beifall. Ein anderer steht auf, hält das volle Glas in die Höhe und ruft: „Ja, meine Herren, ich bin ebenso gewiß, daß kein Gott ist, als ich gewiß bin, daß Homer ein Narr ist." Die Unterredung wurde ernsthafter. Man sprach mit Bewunderung von der geistigen Umwälzung, die Voltaire bewirkt hatte und man stimmte ein, daß sie der vorzüglichste Grund seines Ruhmes sei. — Einer von den Gästen erzählte uns in vollem Lachen, daß sein Friseur ihm, während er ihn puderte, sagte: „Sehen Sie, mein Herr! Wenn ich gleich nur ein elender Geselle bin, so habe ich dennoch nicht mehr Religion als ein anderer." — Man schloß daraus, daß die Revolution unverzüglich eintreten werde und daß Aberglaube und Fanatismus durchaus der Philosophie Platz machen müßten; man berechnete die Wahrscheinlichkeit des Zeitpunktes und wer etwa von der Gesellschaft das Glück haben würde, die Herrschaft der Vernunft zu erleben.

Ein einziger Gast hatte an all dieser fröhlichen Unterhaltung keinen Teil genommen. Es war Herr Cazotte, ein liebenswürdiger, origineller Mann. Er nahm nun das Wort und sagte mit dem ernsthaftesten Tone:

„Meine Herren! Freuen Sie sich, Sie alle werden Zeugen jener großen und sublimen Revolution sein, die Sie so sehr wünschen. Wissen Sie, was aus dieser Revolution entstehen wird? was sie für alle, so viele Ihrer sind, sein wird? was ihre unmittelbare Folge, ihre unleugbare und anerkannte Wirkung sein wird?" — „Laßt uns sehen," sagte Condorcet, „einem Philosophen ist es nicht leid, einen Propheten anzutreffen." — „Sie, Herr Condorcet," fuhr Cazotte fort, „Sie werden ausgestreckt auf dem Boden eines unterirdischen Gefängnisses den Geist aufgeben; Sie werden vom Gifte sterben, das Sie verschluckt haben, um den Henkern zu entgehen, vom Gifte, welches Sie das Glück der Zeiten, die alsdann sein werden, zwingen wird, immer bei sich zu tragen."

Dies erregte anfangs großes Staunen; aber man erinnerte sich bald, daß der gute Cazotte bisweilen wachend träume und man bricht in lautes Gelächter aus. „Herr Cazotte!" sagte ein Gast, „was für ein Teufel hat Ihnen den Kerker, das Gift und die Henker eingegeben? Was hat denn dieses mit der Philosophie und mit der Herrschaft der Vernunft gemein?" — „Dies ist's gerade, was ich Ihnen sage," versetzte Cazotte, „im Namen der Philosophie, der Menschheit, der Freiheit und der Vernunft wird es eben geschehen, daß Sie ein solches Ende nehmen werden. Und alsdann wird doch die Vernunft herrschen, denn sie wird Tempel haben; ja es wird in ganz Frankreich keine andere Tempel geben, als Tempel der Vernunft." — „Wahrlich," sagte Chamfort mit höhnischem Lächeln, „Sie werden kein Priester dieser Tempel sein." — Cazotte erwiderte: „Dies hoffe ich; aber Sie, Herr Chamfort, der Sie einer derselben sein werden und sehr würdig sind, es zu sein, Sie werden sich die Adern mit 22 Einschnitten mit dem Schermesser öffnen und dennoch werden Sie erst einige Monate später sterben."

Man sieht sich an und lacht wieder. Cazotte fährt fort: „Sie, Herr Vicq d'Azyr, Sie werden sich die Adern nicht selbst öffnen, aber hernach werden Sie sich dieselben an einem Tage sechsmal in einem Anfall von Podagra öffnen lassen, um Ihrer Sache desto gewisser zu sein und in der Nacht werden Sie sterben. Sie, Herr Nikolas, Sie werden auf dem Schafott sterben. Sie, Herr Bailly, auf dem Schafott; Sie, Herr Malesherbes, auf dem Schafott." — „Gott sei gedankt," ruft Herr von Roucher, „es scheint, Herr Cazotte hat es nur mit der Akademie zu thun; ich — dem Himmel sei gedankt" — Cazotte fiel ihm in die Rede: „Sie werden auf dem Schafott sterben."

„Ha, dies ist eine Wette," ruft man von allen Seiten; „er hat geschworen, alles auszurotten." — Er: „Nein, ich bin es nicht, der es geschworen hat." Die Gesellschaft: „So werden wir denn von Türken und Tartaren unterjocht werden?" Er: „Nichts weniger. Ich habe es Ihnen schon gesagt, Sie werden alsdann allein unter der Herrschaft der Philosophie und Vernunft stehen. Die, welche Sie so behandeln, werden lauter Philosophen sein, werden immer dieselben Redensarten führen, die Sie seit einer Stunde auskramen, werden alle Ihre Maximen wiederholen, werden wie Sie die Sprüche des Diderot und Voltaire anführen." Man sagte sich ins Ohr: „Sie sehen wohl, daß er den Verstand verloren hat (denn er blieb bei diesen Reden sehr ernsthaft), sehen Sie nicht, daß er spaßt? und: Sie wissen, daß

er in alle seine Scherzreden Wunderbares mischt." — „Ja," sagte Chamfort, „aber ich muß gestehen, sein Wunderbares ist nicht lustig, es ist zu sehr galgenartig. Und wann soll denn dies alles geschehen?" — „Es werden nicht sechs Jahre vorbeigehen, daß nicht alles, was ich Ihnen sage, erfüllt sein wird." — „Dies sind viele Wunder." Diesmal war ich (La Harpe) es, der das Wort nahm, — „und von mir sagen Sie nichts?" — „Bei Ihnen," antwortete Cazotte, „wird ein Wunder vorgehen, das wenigstens ebenso außerordentlich sein wird: Sie werden alsdann ein Christ sein." — Allgemeines Ausrufen. „Nun bin ich beruhigt," rief Chamfort, „kommen wir erst um, wenn La Harpe Christ ist, so sind wir unsterblich."

„Wir vom weiblichen Geschlechte," sagte darauf die Herzogin von Grammont, „wir sind glücklich, daß wir bei Revolutionen für nichts gezählt werden. „Wenn ich sage, für nichts, so heißt dies nicht so viel, als ob wir uns nicht ein wenig einmischten; aber es ist so angenommen, daß man sich deswegen nicht an uns und unser Geschlecht hält." — Er: „Ihr Geschlecht, meine Damen! wird Ihnen nicht zum Schutze dienen, und Sie mögen sich noch so sehr in nichts mischen wollen, man wird Sie gerade wie Männer behandeln und in Ansehung Ihrer keinen Unterschied machen." — Sie: „Aber, was sagen Sie uns da, Cazotte! Sie predigen uns ja das Ende der Welt." — „Das weiß ich nicht; was ich aber weiß, ist, daß Sie, Frau Herzogin, werden zum Schafott geführt werden, Sie und viele andere Damen mit Ihnen und zwar auf dem Schinderkarren, mit auf den Rücken gebundenen Händen." Sie: „In diesem Falle hoffe ich doch, daß ich eine schwarz ausgeschlagene Kutsche haben werde." Er: „Nein, Madame, vornehmere Damen als Sie werden wie Sie auf dem Schinderkarren, die Hände auf den Rücken gebunden, geführt werden." Sie: „Vornehmere Damen? wie? die Prinzessinnen von Geblüt?" — Er: „Ja, mehrere."

Jetzt bemerkte man in der Gesellschaft eine sichtbare Bewegung und der Hausherr nahm eine finstere Miene an. Man fing an, einzusehen, daß der Scherz zu weit getrieben wurde. Madame de Grammont, das Gewölk zu zerstreuen, ließ die Antwort fallen und begnügte sich im scherzhaften Tone zu sagen: „Sie werden sehen, daß er mir nicht einmal den Trost eines Beichtvaters lassen wird." Er: „Nein, Madame, man wird Ihnen keinen geben, weder Ihnen noch sonst jemand; der einzige Hingerichtete, der aus Gnaden einen Beichtvater haben wird," — er hielt einen Augenblick inne. — Sie: „Nun wohlan, wer wird denn dieser glückliche Sterbliche sein, dem man diesen Vorzug geben wird?" — Er: „Es wird der einzige Vorzug sein, den er noch erhält; es wird der König von Frankreich sein."

In tiefgerührtem Tone sprach der Hausherr zu Cazotte: „Mein lieber Herr Cazotte! Dieser klägliche Scherz hat lange genug gedauert. Sie treiben ihn zu weit und bis auf einen Grad, wo Sie sich und die Gesellschaft in Gefahr setzen." — Cazotte antwortete nicht und schickte sich an, wegzugehen, als Frau von Grammont, die immerfort verhindern wollte, daß man die Sache ernsthaft nehme, und sich bemühte, die Fröhlichkeit wieder herzustellen, zu ihm hinging und sagte: „Nun mein lieber Herr Prophet! Sie haben uns allen geweissagt, aber von Ihrem eigenen Schicksale sagen Sie nichts." Er schwieg und schlug die Augen nieder; alsdann sagte

er: „Haben Sie, Madame, die Geschichte der Belagerung Jerusalems in Josephus gelesen?" — Sie: „Ja, wer wird sie nicht gelesen haben? Aber thun Sie, als ob ich sie nicht gelesen hätte." — Er: „Wohlan, Madame, während dieser Belagerung ging ein Mensch sieben Tage nacheinander auf den Wällen um die Stadt im Angesichte der Belagerer und der Belagerten und schrie unaufhörlich mit kläglicher Stimme: „Wehe Jerusalem! Wehe Jerusalem! Am siebenten Tage schrie er: „Wehe Jerusalem! Wehe auch mir!" Und im selben Augenblicke zerschmetterte ihn ein ungeheurer Stein, den die Maschinen der Feinde geschleudert hatten." Nach diesen Worten verbeugte sich Cazotte und ging fort.

Die Geschichte der Revolution in Frankreich zeigt uns, daß das Los, welches Cazotte den Einzelnen vorgehalten, sich an ihnen erfüllt hat. Cazotte war ein angesehener Beamteter und wurde dem Tode in der September-Metzelei 1793 durch die heldenmütige Aufopferung seiner Tochter entzogen; als er aber bald wieder eingekerkert wurde, machte dieselbe Anstrengungen, um ihren edlen Vater dem Schicksale zu entziehen, welches er nach dem Schlusse seiner Prophezeiungen zu urteilen sich bevorstehen sah; aber sie waren umsonst." Soweit La Harpe, unser Gewährsmann.

Nach dem Ausbruch der Revolution wollte die Nationalversammlung (1789—1791) nicht den Glauben des Volkes, nur die Priesterherrschaft beseitigen und den Staat aus seiner Finanznot durch Einziehung der Kirchengüter retten. — Die Geistlichen sollten vom Staate besoldet, vom Volke gewählt werden und die Verfassung beschwören. Der Zehnten wurde abgeschafft. Der Papst und viele Bischöfe protestierten und verboten die Eidesleistung. Aber alle Geistlichen, welche der neuen Verfassung sich nicht unterwarfen, mußten auswandern, wie 100 Jahre früher durch Schuld der katholischen Geistlichkeit die Protestanten hatten auswandern müssen. — Nun ging's Schlag auf Schlag weiter. Der Nationalkonvent (1792—1794) richtete den König hin, schaffte das Christentum förmlich ab, verbot den Gottesdienst, ließ 2000 Kirchen schließen, änderte die Zeitrechnung, indem die Jahre nicht mehr nach Christi Geburt, sondern nach dem Beginn der Revolution gezählt und statt des Sonntags 36 Feste im Jahre, je nach 10 Tagen eines, gefeiert wurden, die dem Vaterlande, der Freiheit, der Tugend rc. gewidmet waren. Als katholische Priester und evangelische Geistliche im Schoß des Konvents ihr Amt niederlegten, mit der Erklärung, von nun an solle die Verfassung ihr Evangelium sein, ein anderes Evangelium gebe es nicht, wurde an vielen Orten, vor allem in Paris, das Volk zu höllischer Wut gegen den christlichen Kultus entzündet. Es stürmte in die Kirchen, stieß die Kruzifixe von den Altären, warf alles Brennbare in den Kirchen auf einen Haufen und verbrannte es. — Statt des lebendigen und wahren Gottes sollte nun die menschliche Vernunft vergöttert werden. Im November 1793 wurde eine Opernsängerin wohlgeschminkt, im weißen, oben offenen Kleide und himmelblauen Mantel auf einem Wagen vor dem jauchzenden Volke als „Göttin der Vernunft" durch die Straßen von Paris geführt, in einer Kirche auf den Altar gesetzt und ihr Huldigungen dargebracht. Diese „Göttin" ist später elend verkommen. — Das närrische und gotteslästerliche Schauspiel wurde in vielen Kirchen, die zu „Tempeln der Vernunft" umgewandelt worden waren, nachgeahmt.

Meist waren es liederliche, halb nackte Weibspersonen, welche die „Gottheit der Vernunft" darstellen mußten. — Statt des Gottesdienstes wurde jeden zehnten Tag in den Gemeinden Frankreichs eine patriotische Feier gehalten, wobei statt des Pfarrers der Bürgermeister oder ein extra bestellter Redner über die Wohlthaten der Freiheit und gegen die Tyrannen sprechen mußte. — Mit solcher Gottesleugnung, bei der der Mensch selbst in den Tempel Gottes sich setzte mit dem Vorgeben, er sei Gott (vergl. 2. Thessal.), ging Hand in Hand eine blind wütende Barbarei, die am Verbrennen köstlicher Handschriften und Bücher und am Zerstören von Kunstwerken ihre Freude fand; sogar den Turm des Straßburger Münsters wollte man abtragen, weil er dem Grundsatz der „Gleichheit" widerspreche. — Es folgte eine blutdürstige, furchtbare Menschenschlächterei, der Tausende und Tausende zum Opfer fielen, die im Verdacht standen, mit der neuen Ordnung der Dinge nicht einverstanden zu sein. —

Rastlos arbeitete in Paris und in ganz Frankreich die schreckliche Guillotine und das Blut floß in Strömen. Da verwandelte sich Toleranz und Glaubensfreiheit über Nacht wieder in den scheußlichsten Zwang. Es wurde z. B. einmal eine Frau hingerichtet, nur weil sie beim Beten betroffen wurde, ein Handwerksbursche, weil er beim Gewitter das Zeichen des Kreuzes gemacht hatte. Es gab, als die Revolution ihren Höhepunkt erreicht hatte, im September 1793, 40 000 Revolutionstribunale in ganz Frankreich, Tausende von Henkersknechten und Plätze, wo man täglich 30 bis 40 und mehr Opfer auf Karren zum Schafott führen und dort fallen sah. Oft waren es die edelsten Männer und Frauen, deren Köpfe fallen mußten. Zuerst waren es königlich und kirchlich Gesinnte, welche fielen; nachher waren es die gemäßigten, anständigen, ehrbaren Republikaner (Girondisten), welche von den wilden, roten Republikanern (Bergpartei, Jakobiner) geopfert wurden. Endlich kam die Reihe auch an diese; einer fürchtete sich vor dem andern und glaubte, sein Kopf stehe nicht fest, so lange der Kopf seines Nebenbuhlers noch stehe; man mußte diesem zuvorkommen. So fielen denn die Häupter der Revolution selbst, einer nach dem andern, ein Danton, Marat und zuletzt auch ein Robespierre, der blutige Fanatiker der Freiheit und der vaterländischen Tugend. — Nach seinem Tode atmete man auf; die Kerker wurden geöffnet, die gewöhnlichen Beschäftigungen wieder aufgenommen, das Christentum wieder geduldet, der feinere Ton ins gesellschaftliche Leben wieder eingeführt. Nach etlichen Jahren kam Napoleons eiserne Zwingherrschaft auf. Mit staatsmännischem Blicke erkannte er, daß es ohne Religion nicht gehen könne; er führte die katholische Religion wieder ein und gab andern Konfessionen Glaubensfreiheit. Napoleon selbst aber war kein Mann des Glaubens, er benutzte das Christentum und die Kirche nur als Mittel zu seinen ehrgeizigen Zwecken. Der Papst mußte nach Frankreich kommen, um Napoleon bei der Kaiserkrönung zu salben, damit diese Krönung in den Augen des katholischen Volkes ein höherer Nimbus umgebe. Mit dem Papst aber machte Napoleon, was er wollte. Weil derselbe dem Kaiser nicht in allem zu Willen war, nahm er ihm den Kirchenstaat, erklärte die Schenkung seines Vorfahren Karls des Großen für erloschen und nahm den Papst (Pius VII.) sogar gefangen. Wagen und Pferde und Dienerschaft,

ja sogar Federn und Tinte wurden dem Papste genommen, der den Kaiser in den Bann gethan und gegen dessen gewaltthätige Eingriffe in geistliche Dinge protestiert hatte. Erst der Sturz Napoleons 1814 führte Pius VII. wieder nach Rom zurück, wo er in seine früheren geistlichen und weltlichen Rechte wieder eingesetzt wurde. — Eine nicht uninteressante Scene zwischen Kaiser und Papst mag hier noch Erwähnung finden.

Während Papst Pius VII. 1804 zu Paris war, um den Kaiser zu krönen, bot letzterer alles auf, den heiligen Vater für sich und seine Zwecke zu gewinnen, und er ließ kein Mittel der Güte und keines der in Aussichtgestellten Strenge und Gewalt unversucht, um den festen, ruhig in sich abgeschlossenen Kirchenfürsten fügsam und nachgiebig zu machen. „Der Kaiser," so hat nachher sein im angrenzenden Alkoven sich befindender, doch unbemerkter Kammerdiener als Augen- und Ohrenzeuge erzählt, „ging unruhig auf und ab, voll von dem, was er in sich trug und ausführen wollte, wie er im Zustande der Aufregung zu thun pflegte, mit einem eisernen Instrumente in Tische und Stühle stoßend, bohrend und stechend. Endlich nach manchem vergeblichem Aussehen trat der Papst ernst, ruhig und feierlich herein, und ehrerbietig bot ihm der Kaiser einen prachtvollen Sessel, den er, wie ihm gebührend, einnahm. In vertraulicher, einschmeichelnder, süßer Rede trug jetzt der eben zum Kaiser gekrönte und gesalbte, mächtige Mann dem heiligen Vater seine Wünsche vor, bittend und ratend, den Sitz von Rom nach Paris zu verlegen, wo er dann in einem der kaiserlichen Schlösser seinen heiligen Stuhl errichten möchte. Mit ihm gemeinschaftlich möchte er dann von der Weltstadt Paris aus die heilige, allgemeine, apostolische, römisch-katholische Kirche des ganzen Erdkreises regieren, seine Einkünfte verdoppeln, eine glänzende Leibwache ihm geben und alle Herrschaft, Macht und Herrlichkeit mit ihm als Bruder teilen. Pius hörte diese schwunghafte Rede mit allen ihren Verheißungen ruhig an und antwortete am Schlusse derselben nur mit einem einzigen, lakonisch wiederholten Worte „Komödiante!" — „Was?" rief jähzornig aufspringend der Kaiser wütend aus, „ich ein Komödiant? Pfaffe, nun ist es aus mit uns!" Heftig schnaubend, auf und abgehend, ergriff er ein auf dem Tische stehendes Kunstwerk, das in Mosaikarbeit die Peterskirche in Rom darstellte, und vor den ruhig sitzen gebliebenen Papst hintretend, warf er es in Stücke zur Erde mit den donnernden Worten: „Siehst du, so werde ich nun dich, deinen Stuhl, deine Kirche und dein Reich zerschmettern; der Tag des Zorns ist über dich ausgebrochen!" Und Pius sprach in derselben feierlichen Haltung, klar und fest wie das erstemal, nun abermals nur das eine Wort: „Tragödiante!" und verließ dann ruhig das Zimmer.

Zeugen des Christentums in der Revolutionszeit.

Auch die Nacht dieser Revolutionszeit ist durch Sterne erleuchtet gewesen, — durch Lehrer und Zeugen des Himmelreichs, welche den grundstürzenden Lügen, daß der Mensch durch sich selbst, ohne Gott und Christus gut und glücklich werden könne und daß Obrigkeit, Gesetz und Recht keine höhere Quelle habe, als die Willkür der menschlichen Gesellschaft, die Wahrheit entgegenstellten. — In Deutschland war es besonders Württemberg, das mitten in der Aufklärungszeit, wo die Vernunftreligion an der Tagesordnung war, eine Reihe von bedeutenden Männern zählte, die in der Theologie und in der Kirche fest auf dem Grunde der Heiligen Schrift und göttlichen Offenbarung standen. Wir nennen nur den großen Bengel, den Kirchenvater des achtzehnten Jahrhunderts, dessen „Gnomon" eine tiefsinnige, gläubige, gründliche und nüchterne Auslegung des Neuen Testamentes enthält und heute noch eines der besten Bücher ist. Ferner: Hedinger, der sich nicht scheute, dem Herzog Eberhard Ludwig die Wahrheit zu sagen, ohne sich vor seinem Grimm zu fürchten, vor welchem ihn Gott einmal wunderbar behütete. Der wegen einer Bußpredigt, worin die Sünden des Hofes nicht geschont wurden, erzürnte Herzog hatte seinen Hofprediger aufs Schloß befohlen, in der Absicht, sich thätlich an ihm zu vergreifen. Hedinger erschien, nachdem er sich im Gebet gestärkt hatte. Als er in den Fürstensaal trat, rief ihm der Herzog zu: „Warum kommt er nicht allein?" — „Ich bin allein, Euer Durchlaucht!" antwortete dieser. — „Nein, Er ist nicht allein!" rief der Fürst und beharrte darauf, indem er erregt auf die rechte Seite Hedingers blickte. Dieser sagte endlich: „Ich bin wahrhaftig allein gekommen, aber sollte es dem großen Gott gefallen haben, einen Engel neben mich zu stellen, so weiß ich es nicht." — Der Herzog winkte mit der Hand und entließ ihn tief erschüttert. — Neben Bengel und Hedinger nennen wir noch Bengels Schüler Ötinger, Roos, Flattich, Ph. M. Hahn, welchen Lavater, wenn er einem christlichen Volke hätte einen christlichen König geben müssen, hiezu am tauglichsten erachtete. Eine Stütze der Zürcher Kirche in bedrohten Zeiten war der treffliche Antistes Joh. Jak. Heß, (1741—1828), Zeitgenosse Lavaters, durch Weisheit und Besonnenheit, durch klare, ruhige Milde diesen überragend. Er hat besonders segensreich durch seine zahlreichen Schriften gewirkt, in welchen er die Geschichte der göttlichen Offenbarung und des Lebens Jesu seiner Zeit vorführte, in seiner lebendigen, anschaulichen und

zugleich historisch treuen und sorgfältigen Behandlung bemüht, vom überweltlichen Charakter und Zusammenhang dieser Geschichten den Leser zu überzeugen. — Besonders bedeutend, jetzt noch lesenswert und leicht erhältlich ist: „Die Geschichte der drei letzten Lebensjahre Jesu," ferner: „Kern der Lehre vom Reiche Gottes." — Im Norden und Westen Deutschlands waren es Klopstock, der Sänger des „Messias", Gellert, Mathias Claudius, Jung-Stilling (gestorben 1817 als Hofrat in Karlsruhe, der Prophet des Heimwehs in der Menschenbrust, von dem das Wort ist: „Selig sind, die das Heimweh haben, denn sie sollen nach Hause kommen"), besonders aber der geistesgewaltige Hamann, der „Magus des Nordens", welche gegen die Aufklärung und für die göttliche Offenbarung eingestanden sind. — Von Hamann sagt Dorner: „Hamann ist mit seltenem Tiefsinn begabt, der ihn überall die Dinge in ihren ewigen und göttlichen Beziehungen auffassen läßt. Ein großartiger freier Blick erhebt ihn über die Ängstlichkeit der Frommen seiner Zeit, weil er, tief gewurzelt im evangelischen Christentum, mit der siegesgewissen Sicherheit des Humors, auf alle Versuche, dasselbe zu stürzen, blicken kann." — Hamanns Schriften sind sehr schwer zu verstehen; doch allgemein verständlich und empfehlenswert sind seine „Gedanken über meinen Lebenslauf" und „Biblische Betrachtungen eines Christen". Auf Hamanns Grab ließ die katholische fromme Fürstin Galizin, seine Freundin, schreiben: „Den Juden ein Ärgernis, und den Heiden eine Thorheit (1. Kor. 1, 23—25)."

J. A. Bengel. (Nach E. G. Ihle.)

Nicht in Deutschland, sondern auf dem Felde der Revolution selbst, in Frankreich hat gelebt Johann Friedrich Oberlin, Pfarrer zu Waldbach im Steinthal, einem Seitenthal der Vogesen im Elsaß. — Wie zwei andere Zeugen jener Zeit, Lavater und Jung-Stilling, ist Oberlin um 1740 geboren. Sein Vater war Professor in Straßburg mit großer Familie. Bei aller Einfachheit und Ärmlichkeit herrschte ein frommer, fröhlicher und herzlicher Geist im Hause. Der kleine Fritz zeichnete sich durch Unerschrockenheit, Mitgefühl, Opferwilligkeit, Sparsamkeit und Arbeitsamkeit aus. Einmal bezahlte er einer armen Bäuerin ihre verunglückten Eier aus seiner Sparbüchse; ein andermal stellte er einen Polizeidiener ernstlich zur Rede, der einen Bettler roh behandelte. Er studierte Theologie. Von dem Ernste, womit er seine Jugend heiligte, zeugt der Vertrag, den der zwanzigjährige Jüngling am 1. Januar 1760 schriftlich mit dem Ewigen schloß und später wieder mit Unterschrift erneuerte: „Ich bekenne mit dem heutigen Tage, daß der HErr mein Gott ist; ich erkläre, daß ich zu der Zahl seiner Kinder mich rechne und zu seinem Volk gehöre. Ich entsage all den Mächten, die früherhin meine Seele beherrscht haben und allem, was mich von meinem Gotte trennt." Von nun an führte Oberlin auch ein Tagebuch, worin er über sein ganzes Thun und Lassen genaue Rechenschaft giebt. Nach Vollendung seiner Studien trat Oberlin bei einem Chirurgen als Hauslehrer ein und eignete sich da manche medizinische Kenntnisse und Fertigkeiten an, die ihm später nützlich wurden. Er war überhaupt eine sehr praktische Natur, die niemals beim Wissen stehen blieb, sondern die Gnade hatte, alle heilsame Erkenntnis in gesegnetes Thun übergehen zu lassen.

J. J. Heß.

Oberlin war 27 Jahre alt und innerlich und äußerlich wohl vorbereitet, als er zum Pfarrer ins Steinthal berufen wurde. Ein Pfarrer Stuber, der etliche Jahre an dieser verwahrlosten Gemeinde gewirkt hatte, war es, der für einen getreuen Nachfolger gesorgt und Oberlins Berufung veranlaßt hatte.

Das Steinthal ist am nordwestlichen Abhang der Vogesen, etwa sechs Meilen von Straßburg, ein rauher Bergkessel, von hohen Felswänden umschlossen und hat einen Umkreis von etwa sechs Stunden. Das Thal besteht aus zwei Kirchgemeinden, Rothau und Waldbach, — und nach Waldbach und seinen Filialen wurde Oberlin

als Pfarrer versetzt. Bei der großen äußeren und geistigen Verwahrlosung der Gemeinde galt es gewaltigen Ernst und viele Arbeit und Ausdauer. Aber solche bewies Oberlin in seiner 59 Jahre langen Amtsthätigkeit. Bis zum Tode blieb Oberlin seiner Gemeinde treu. Anfänglichen Widerstand wußte er mit großer Liebe, Weisheit, unermüdlichem Vorangehen und viel Fürbitte zu überwinden, daß ihm bei seinem Tode als dem „Vater des Steinthals", das er aus einer Öde in einen Garten Gottes umgewandelt hatte, von allen heiße Thränen der Liebe und des Dankes nachgeweint wurden. Welcher Art war denn das Wirken Oberlins?

Es fehlte an aller Bildung und an einer rechten Schule. Ein alter Schweinehirte hatte früher etwa zwei Tage in der Woche die Kinder gehütet. Oberlin ruhte nicht, bis ein besseres Schulzimmer hergestellt, ein wackerer Lehrer angestellt, statt des Patois richtig französisch gelehrt wurde. — Wegen Mangel an Straßen war aller Verkehr des Thales mit der Außenwelt abgeschnitten, was für Bildung und Erwerb sehr hinderlich war. Oberlin bot alle Kräfte auf, um ordentliche Wege herzustellen und legte selbst Hand an mit Schaufel und Hacke. Auch der Weg zur Kirche war sehr morastig und bei schlechter Witterung kaum zu gehen. Oberlin meinte, wenn jeder Kirchgänger jedesmal einen Stein mitbrächte und auf den Weg legte, so würde es bald besser werden, und er ging hier wie immer mit gutem Beispiel voran. — Er hob die Landwirtschaft und die Industrie und damit den Wohlstand seiner vorher sehr armen Gemeinde, indem er Getreide-, Flachs- und Kartoffelbau verbesserte, die Obstzucht und Stallfütterung, Handwerke und Strohflechten einführte und später einen Herrn Le Grand von Basel veranlaßte, seine Seidenbandmanufaktur ins Steinthal zu verlegen. Er errichtete Ersparnis- und Schuldentilgungskassen, überwachte die Almosengenössigen, feuerte zur Arbeit an, so daß man im Steinthal bald keine Bettler mehr sah. — Auch die Gesundheitspflege seiner Pfarrkinder lag ihm am Herzen. So bekam das Steinthal nach und nach an Land und Leuten und Häusern ein ganz anderes Aussehen, und die Einwohnerzahl der Pfarrei Waldbach

Joh. Heinr. Jung-Stilling.

ist während Oberlins Amtsdauer von 500 Seelen auf 2000 gestiegen. — Damals, im Zeitalter der Aufklärung, erblickte man den Wert des Pfarramtes hauptsächlich in „bürgerlicher Nutzbarkeit", und diesem Ideal entsprach kein anderer so gut wie Oberlin; er entsprach ihm gerade deshalb, weil er kein „Aufklärer" im gewöhnlichen Sinn des Wortes war, sondern die Wurzeln seines Lebens und Wirkens in lebendiger christlicher Gottesfurcht hatte. Es war der wahre Glaube, der bei Oberlin so überaus in Liebe thätig sich erwies.

Seine Predigt war die des reinen Evangeliums nach der Heiligen Schrift. Sie war gar ernst und innig und vom Geist des Gebets getragen. Beim Kirchengebete brauchte Oberlin keine Liturgie oder Agende, sondern betete frei aus dem Herzen, wobei er auch fürbittend der Einzelnen gedachte, die ihn darum ersucht hatten. Den Geist seiner Lehre kennzeichnet folgender Vers, womit eine seiner Predigten schloß:

> Zeuch, HErr, mein unbeständig Herz
> Durch Deine Gnade himmelwärts!
> Mein einzig Sehnen laß es sein,
> Zu werden ganz, o Jesu, Dein,
> Nur Dein, mein Gott, nur Dein!

J. G. Hamann.

Mit dieser Innigkeit verband sich große Nüchternheit und Weisheit. Als ein von ihm in der Gemeinde gestifteter christlicher Verein auf Neid und üble Nachrede stieß, hat er ihn bald wieder aufgehoben. — In Oberlins Erziehungsanstalt, in die Zöglinge von Paris, London und Petersburg eintraten, herrschte ein guter sittlicher Geist, fern von aller Kopfhängerei. Oberlin meinte, unter Umständen könne das Gebet ein sündliches Gebet und ein Scherz etwas Gott Wohlgefälliges sein. — In diesem frommen und gesegneten Wirken wurde Oberlin 15 Jahre lang von seiner edlen gleichgesinnten Gattin, nach deren Tod von seiner treuen Dienstmagd Luise Scheppler unterstützt, die sich namentlich der kranken und kleinen Kinder in musterhafter Weise angenommen hat. — Gar innig und gottselig war Oberlins Verhältnis zu seiner Gattin. Diese, Magdalena Witter, war die Tochter eines Straßburger Universitätsprofessors und kam einmal auf ärztlichen Rat mit Oberlins Schwester zur Stärkung der Gesundheit ins Pfarrhaus zu Waldbach. Daß die feingebildete und wie er wähnte, weltlich gesinnte Städterin, seine künftige Lebensgefährtin werden könne, — dieser Gedanke lag ihm gänzlich fern, und sie war ihm gleichgültig. Da erschien der Augenblick, wo Magdalena sich zur Abreise rüstete.

Oberlin erschrak; er glaubte in sich eine Stimme zu vernehmen: „Nimm sie, sie ist's." — Er näherte sich der Scheidenden und sprach zu ihr: „Sie wollen uns verlassen, teure Freundin. Nun sagt mir aber eine Ahnung, Gott habe Sie zur Gefährtin meines Lebens bestimmt. Was sagen Sie dazu?" — Magdalena bedeckte mit der einen Hand ihr errötendes Angesicht, die andere reichte sie Oberlin schweigend dar. So fanden sie sich. Oberlin war damals 28 Jahre alt, fünfzehn Jahre lebte er mit Magdalena Witter, in welcher inzwischen der Geist Gottes ein tiefes inniges Glaubensleben gepflanzt hatte, in glücklicher Ehe, und mehr als vierzig Jahre dauerte nachher sein Witwerstand. — Diese Ehe war auch für die Gemeinde von gesegneten Folgen. Magdalena war Oberlins unermüdliche Gehilfin bei allen seinen Unternehmungen und die Vertraute seiner geheimsten Gedanken und Empfindungen. So können wir es denn verstehen, daß ihr unerwarteter Tod sein Herz aufs tiefste verwundete. Sie fehlte ihm, wo er ging und stand. Da berichtet uns nun Oberlins hinterlassenes Tagebuch etwas Merkwürdiges, Außerordentliches. Neun Jahre lang nach dem Tode seiner Frau hat er nach diesem Tagebuch mit ihr verkehrt, bald im Traum, bald im wachen visionären Zustande, und mitten unter beruflichen, geschäftlichen Notizen finden sich Bemerkungen wie: „Heute erschien mir meine selige Frau und sagte" u. s. w. — Nach neun Jahren hören diese geheimnisvollen Erscheinungen auf, nachdem Oberlin darauf vorbereitet worden. Diese Berichte in Oberlins Tagebuch, mitten unter andern Notizen nüchternster Art, tragen ganz das Gepräge wirklicher geschichtlicher Thatsachen, und statt vorschnell von Hallucination, Trug und Täuschung zu reden, werden wir besser thun, unser Urteil zu suspendieren, bis wir dem Stückwerk und den Rätseln der Zeit entrückt sind, und daran denken, daß es

J. F. Oberlin. (Nach Ch. C. Schuler.

zwischen Himmel und Erde Dinge giebt, von denen sich die Philosophen und auch die meisten Theologen nichts träumen lassen.

Als die französische Revolution ausbrach, hoffte Oberlin zuerst viel von ihr. Aber später, unter der Schreckensherrschaft, welche Gott und Gottesdienst abschaffte, wurde seine Stellung schwierig. Doch hielt er treulich bei seiner Gemeinde aus. Auch Waldbach im Steinthal bildete sich zu einem „patriotischen Volksverein" und bei der Wahl der revolutionären Beamten wußte Oberlin es zu lenken, daß sein wackerer Schulmeister zum Präsidenten, er selbst aber zum „Bruder Redner" gewählt wurde. Zum Sitzungssaal für die von der Pariser Regierung verordneten Bürgerfeste wurde, da das Schulzimmer zu klein war, die Kirche ausersehen, und hier nun allerdings nicht von der Kanzel aus, auch ohne geistlichen Mantel und Kragen, hat dann Oberlin auftragsgemäß über Bürgertugenden und gegen die Tyrannen gesprochen. Er sagte zu den Bauern u. a.: „Nach dem verlesenen Befehl der Regierung soll gegen die Tyrannen und über ihre Abschaffung gesprochen und beraten werden. Nun hat es in der That zu allen Zeiten Tyrannen gegeben, die das und das gethan haben. Im stillen Steinthal haben wir aber dergleichen Tyrannen nicht. Aber ich weiß euch Tyrannen zu nennen, die nicht nur in euren Häusern, sondern sogar in euren Herzen wohnen, und gegen diese Tyrannen: Mord, Ehebruch, Hurerei, Fleischeslust und alles gottlose Wesen will ich also reden und auch das beste Mittel nennen, sie abzuschaffen, welches ewig kein anderes ist als das Heil in Christo Jesu." — Wenn Oberlin in diesen „Bürgerversammlungen" eine Zeit lang gesprochen hatte, sagte er: „Sollte es nicht besser sein für mich und euch, dazwischen auch eines zu singen? Und da wir keine andern Lieder können, so schlage ich aus unserem Gesangbuch den und den Psalm vor." — So blieb denn mitten im großen Abfall im Steinthal alles beim Alten, und dieses leuchtete mit seinen schönen Gottesdiensten in die große Finsternis hinaus und zog Viele an, die von den Steinen, die man draußen bot, nicht hatten satt werden können. — Oberlin ist indes in der Revolutionszeit doch zweimal gefänglich eingezogen worden und wäre das zweitemal vielleicht nicht mehr zu seiner Gemeinde zurückgekehrt, wenn nicht gerade damals durch den Sturz Robespierres eine Wendung zum Besseren eingetreten wäre.

In der Folge erntete Oberlin noch viel Lob und Anerkennung. Die königliche Ackerbaugesellschaft schenkte ihm ihre goldene Denkmünze, er wurde zum Ritter der Ehrenlegion ernannt, zum ersten Mitglied der britischen Bibelgesellschaft in Frankreich. Man pilgerte von weit und breit ins Steinthal, um den ehrwürdigen Mann zu sehen, der noch als Greis die aufrechte, militärische Haltung des Körpers, das jugendliche Feuer und die Frische des Geistes bewahrt hat. — Im Alter von 86 Jahren ist Oberlin, als müder Arbeiter, heimgegangen. „O HErr, mach Feierabend!" war eines seiner letzten Worte.

Obwohl vor dem Ausbruch der großen Revolution gestorben, kommt hier doch auch in Betracht Albrecht von Haller. Er war nicht Theologe, hat aber doch auch gegen die Aufklärer und Atheisten seiner Zeit gekämpft, und seine Verteidigung

des Christentums fällt um so wichtiger in die Wagschale, als er Mediziner und Naturforscher war, namhafter Anatom, Physiolog, Botaniker, Arzt, Dichter und Staatsmann, — und in der Wissenschaft so bedeutend, daß man ihn den großen Haller nennt. — Geboren 1708 in Bern, studierte er Naturwissenschaften und Medizin, war seit 1736 Professor der Göttinger Universität, deren großen Ruf er zuerst begründet hat durch die Schöpfung eines anatomischen Präparierfaales, eines botanischen Gartens, eines chirurgischen Kollegiums, eines Hebammeninstituts, einer Akademie der Wissenschaften. 1753 kehrte er in seine Vaterstadt zurück, nahm als Mitglied des hohen Rates und Amtmann an den Staatsgeschäften Teil und gründete auch hier eine Reihe wissenschaftlicher Institute. Groß ist die Zahl seiner gelehrten Werke, die er herausgab. Gegen Ende seines Lebens gab Haller die „Briefe zur Verteidigung der Offenbarung“ heraus. Schon längst war er ein entschiedener Christ. Tiefen Eindruck hatte seiner Zeit auf ihn der unsterbliche und christgläubige Boerhave gemacht, dessen medizinische Vorlesungen Haller in Leyden gehört hatte. — Besonders aber wandte er sich ernstem Suchen Gottes zu, als der Einzug in Göttingen seiner geliebten Gattin Marianne den Tod brachte. Infolge eines Sturzes vom Wagen war sie nach vier Wochen eine Leiche. „Durch ihren Tod wurde ich,“ schreibt er in seinem Tagebuch, „in große Traurigkeit versetzt, und es wachte mein Gewissen auf, als ich bedachte, wie man im Todeskampfe so sehnlich über die Sünden seufzt, die man ohne Bedenken täglich thut.“

Albrecht von Haller.

Die „Briefe über die wichtigsten Wahrheiten der Offenbarung“ (1772) sind an eine geliebte Tochter gerichtet. Da bekennt er: „Dein Vater hat in einem langen Leben seine freien Stunden auf die Erforschung der Wahrheit gerichtet, und die wichtigste dieser Wahrheiten ist jedes Jahr ihm klarer und unzweifelhafter geworden,

je mehr er ihre Gründe näher eingesehen hat: die Erlösung des sündigen Menschen durch Gott in Christo. — Nimm du, meine Geliebte, diese Darlegung von deinem dem Grabe sich nähernden Vater als die reichste Gabe seiner Liebe an. Sie ist die Frucht seines Nachdenkens und gewissen Überzeugung. Auch er, dein Vater, hat gezweifelt, hat geirrt, sein Herz hat gewünscht, daß Gott nicht so heilig, daß die Sünde nicht so verwerflich wäre. Auch er ist verdorben, er ist ein Knecht der Sünde gewesen. Aber Gottes Gnade hat ihn ergriffen, ohne Zittern sieht er sein nahes Grab und über demselben die Hoffnung, die weder Tod noch Sünde ihm versperren kann. Unschuldiger, weniger tief in die Wege des Lasters verirrt, wird dein lenksames Herz den Weg zur Seligkeit noch leichter finden und du wirst deinen Vater dort wieder treffen, wo kein Verderben mehr uns schamrot macht und kein Leiden mehr uns Thränen auspreßt."

Eine andere ähnliche Schrift: „Briefe über einige Einwürfe noch lebender Freigeister wider die Offenbarung" ist zunächst gegen Voltaire gerichtet. Da heißt es u. a.: „Der Kampf gegen Voltaire ist nicht so schwierig, als es auf den ersten Blick scheint. Da er die alten Sprachen nicht kennt, hat er den Grundtext der Heiligen Schrift nicht gelesen. Was er von der Geschichte und den Sitten der alten Völker weiß, hat er nie aus den wahren Quellen geschöpft. Zu flüchtig in seinen Studien hat er sehr oft nur das gesehen, was er zu sehen wünscht. Er bemüht sich, hundertfach wiederholte Einwürfe mit neuem Schmucke auszukleiden, als wenn sie mit der Eleganz auch Kraft gewinnen könnten."

Gegen Voltaires Behauptung, daß der Mensch nicht böse sei, bemerkt Haller: „Wenn Voltaire Vater gewesen wäre, so hätte er aus Erfahrung die Herrschaft erkannt, die Eigensinn, Zorn, Herrschsucht und andere Laster auf die Kinder ausüben. Diese Herrschaft ist so groß, daß allein Strafe und Widerstand und die Unmöglichkeit des Kindes, seinen Willen durchzusetzen, es zur Ordnung weisen können."

Voltaires Spott über die Kirche, ihre Diener und die öffentliche Predigt des Evangeliums veranlaßte Haller zu folgender Betrachtung: „Ich habe oft über die Undankbarkeit der Philosophen nachgedacht, welche dieses bewunderungswürdige Mittel zur Sänftigung und Besserung der Sitten des Volkes (die Predigt) verachten; — ein Mittel, das ein Sokrates, Epictet und alle Weisen des Altertums als die größte Wohlthat der Gottheit angesehen hätten." —

Am Ende des Tagebuches Hallers findet sich wenige Tage vor seinem Tode, der 1777 erfolgte, noch folgende Eintragung: „Es ist wohl das letztemal, daß ich die Feder führe. O großer Erbarmer! Ich werfe mich in deine Arme. Du hast mich in meinem Lebenslauf mit großer Nachsicht und Geduld getragen; o erzeige mir die gleiche Gnade vor deinem Richterstuhl! O mein Heiland, sei Du mein Fürsprecher, mein Mittler und wirke Du bei Deinem und meinem himmlischen Vater meine Begnadigung aus! O schenke mir den Beistand deines Geistes, der mich durch das grauenvolle Thal des Todes führe, daß ich sterbend triumphiere, wie du, mein Erlöser, und spreche: „Es ist vollbracht, in Deine Hände, o Vater, befehle ich meinen Geist."

Fünf Jahre vor Haller, 1772, schied aus diesem Leben der merkwürdige Immanuel von Swedenborg. Derselbe, ein Sohn eines schwedischen evange-

lischen Bischofs, wurde 1688 zu Stockholm geboren, sorgfältig und religiös erzogen, war reichbegabt und früh reif, studierte die alten Sprachen, besonders aber Mathematik und Naturwissenschaften, und wurde von König Karl XII. zum Assessor beim königlichen Bergwerkskollegium ernannt. Groß war seine Gelehrsamkeit und seine philosophische Genialität. Er machte viele Reisen und lebte später abwechselnd zu London, zu Amsterdam und Stockholm. Zahlreich sind seine Schriften, meist naturwissenschaftliche Werke, die er in lateinischer Sprache schrieb. Er war nie verheiratet. Ein Wendepunkt in seinem Leben trat im Jahre 1743 ein. Da erschien ihm, wie er glaubte, bei einem Aufenthalt in London Gott in Gestalt eines lichtstrahlenden Mannes, that ihm sein eigenes Inneres auf, würdigte ihn des Umgangs mit der Geisterwelt und sagte ihm: „Ich habe dich erwählt, den Menschen den inneren und geistigen Sinn der heiligen Schriften auszulegen; Ich werde dir diktieren, was du schreiben sollst.“ — Swedenborg gab nun sein Amt in Schweden auf, wobei er den halben Gehalt als Pension behalten durfte, und widmete sich fortan seiner Mission, die er selbst auf dem Sterbebette noch überzeugt war, von Gott empfangen zu haben. — Von nun an gelten seine Schriften der Religion; das Hauptwerk Vera christiana religio (Wahre christliche Religion), vier Bände, erschien 1770.

Swedenborg.

Swedenborg behauptete, mit den Engeln zu verkehren und Blicke zu thun in Himmel und Hölle. Die Engel im Himmel sind nach ihm selig verstorbene Menschen, die Teufel in der Hölle böse Menschen. Die Geister verkehren rein geistig miteinander und wirken so auch auf die noch im Körper befindlichen Menschen. Die Menschheit ist unter eine Fülle von guten und bösen Einflüssen geraten und so in eine Tiefe hinabgesunken, aus der sie nur eine neue Liebesthat Gottes erlösen konnte. Auch in den Sternen sieht Swedenborg einen Aufenthaltsort für Geister. „Daß der Geist des Menschen nach seiner Trennung vom Körper Mensch sei und eine menschenähnliche, nur feinere, geistigere Gestalt habe, ist für mich bei einer täglichen Erfahrung von vielen Jahren ganz gewiß; denn ich habe sie tausendmal gesehen, gehört und mit ihnen gesprochen.“ Swedenborgs ganze Persönlichkeit ließ den Gedanken an beabsichtigte Täuschung gar nicht aufkommen und wer ihm widersprach, den wußte er in unbegreiflicher Art durch unerklärliche Thatsachen zum Schweigen zu bringen, wie er denn auch die Gabe des Hellsehens, speziell des Ferngesichts, besaß. Einen solchen Fall erzählt der Philosoph Kant in seiner Schrift „Träume eines Geistersehers“: „Es war gegen Ende 1759, als Herr Swedenborg aus England kommend an einem Nachmittag zu

Gothenburg ans Land trat. Er wurde denselben Abend zu einer Gesellschaft bei einem dortigen Kaufmann gezogen und gab ihr nach einer Weile mit allen Zeichen der Bestürzung die Nachricht, daß eben jetzt in Stockholm eine schreckliche Feuersbrunst wüte. Nach Verlauf einiger Stunden, während welcher er sich dann und wann entfernte, berichtete er der Gesellschaft, daß das Feuer gehemmt sei, desgleichen, wie weit es um sich gegriffen habe. Nach zwei Tagen erst kam der Bericht davon aus Stockholm in Gothenburg an, völlig übereinstimmend mit Swedenborgs Vision." — Trotz seines Geisterverkehrs blieb Swedenborg bis ans Ende ein menschenfreundlicher, streng sittlicher Mann, voll weltmännischer Feinheit und zugleich kindlicher Unschuld. Die Gunst, die er am Hofe und selbst bei der hohen Geistlichkeit fand, schützte ihn vor geistlichen Ketzergerichten. Nach kurzem Unwohlsein starb er in dem hohen Alter von 85 Jahren.

Orthodox im Sinne der Kirche war Swedenborg nicht. Er fand, die lutherische Rechtfertigungslehre, die in fremdem Verdienste ausruhen wolle, sei der Sittlichkeit gefährlich. Die Sünden der Menschen nehme Christus dadurch hinweg, daß Er dem Bußfertigen ein neues göttliches Leben mitteile, das wesentlich Liebe sei. — Die heilige Dreieinigkeit sei nur eine dreifache, verschiedene Offenbarung derselben göttlichen Person. Die wahre Kirche, das neue Jerusalem, kann erst mit der geistigen, durch Swedenborg geoffenbarten Erkenntnis der Heiligen Schrift eintreten. Diese habe einen dreifachen Sinn, einen buchstäblichen, geistigen und geistlichen. Dem äußeren Buchstaben, dem Körper der Schrift entspricht ein Inneres, die Seele derselben, die mit jenem korrespondiert, und es ist Sache der „Wissenschaft der Korrespondenzen", die rechte tiefere Bedeutung herauszufinden, die Namen, Zahlen &c. der Heiligen Schrift haben.

Swedenborg selbst stiftete keine Sekte; aber nach seinem Tode fand er besonders unter Vornehmen und Gebildeten viele Anhänger, seine Bücher wurden in verschiedene Sprachen übersetzt und es bildeten sich in England, Nordamerika und Deutschland Gemeinden, die sich „Kirche des neuen Jerusalems" nannten." — In Württemberg machte zuerst der tiefsinnige, allseitig gelehrte Theologe und Theosoph **Oettinger** (1702—1782) auf Swedenborg aufmerksam. In unseren Tagen war es besonders Dr. Tafel, Bibliothekar in Tübingen, der sich für Verbreitung der Lehre Swedenborgs viel Mühe gegeben.

Noch wollen wir in diesen Blättern eines Zeugen Christi aus jener Zeit gedenken, der wie Haller der Schweiz angehört hat: **Johann Kaspar Lavater** aus Zürich. Er war der Sohn eines angesehenen Arztes in Zürich, geboren 1741. Als Knabe war er schüchtern, im Lernen flüchtig und man erwartete nichts Bedeutendes von ihm. Doch beruhigte einmal ein Lehrer die Eltern mit den Worten: „Aus dem Kasperle wird doch noch etwas." — Nach und nach wurde es besser. Frühe schon entwickelte sich beim Knaben eine tiefe Religiosität, ein stiller Herzensumgang mit Gott. Er las gern in der Bibel, betete viel und glaubte oft wunderbar erhört worden zu sein. Er widmete sich der Theologie und wollte Pfarrer werden. Durch Gottes Gnade wurde der Jüngling vor dem Unglauben seiner Zeit und vor schweren Jugendsünden bewahrt. Er war einer der Jünglinge, an welche

St. Johannes schreibt: „Ihr habt den Bösewicht überwunden.“ Darum entfaltete sich später bei ihm ein so reiches und geistlich fruchtbares Leben und Wirken. Mut und Gerechtigkeit bewies schon der 21jährige junge Mann einem tyrannischen und ungerechten Landvogte gegenüber. Dieser, Grebel in Grüningen, aus den vornehmsten Geschlechtern Zürichs stammend, hatte sich grausame Erpressung auf der Landschaft erlaubt. Lavater schrieb ihm einen anonymen Brief, worin er ihn als „Unmensch, Tyrann und Bösewicht“ verwarnte, ihm zwei Monate Frist, und wenn er diese nicht zur Gutmachung benütze, Gottes Gericht ankündigte. Als von Seite Grebels nichts geschah, reichte Lavater mit seinem Freunde Füßli beim Rat eine Klage ein und begehrte eine strenge Untersuchung. Dadurch bewirkte er, daß der Schuldige entfloh und den Übelständen abgeholfen wurde. — Auf einer längeren Reise durch Deutschland lernte Lavater neben anderen berühmten Männern besonders Spalding kennen, einen ehrwürdigen offenbarungsgläubigen Geistlichen in Pommern, mit dem er schöne Gespräche hielt über Gott, Unsterblichkeit und Tugend. Nach Zürich zurückgekehrt, verheiratete er sich mit Anna Schinz, einer gleichgesinnten Jungfrau und wurde Seelsorger an dem Waisenhause und der Strafanstalt und 1778 Helfer und etwas später Pfarrer an der St. Peterskirche.

J. K. Lavater.

Lavater, ein Kind seiner Zeit, deren Bildung und humanes Streben er ganz in sich aufgenommen, hatte für alles, was Menschenwohl betrifft, ein weites und großes Herz und nichts Menschliches blieb ihm fremd und gleichgültig. Dieser Zug

der Idealität und sein großes Freundschaftsbedürfnis führte ihn zu inniger Verbindung mit **Herder** und **Goethe**. Mit letzterem kam er 1774 zusammen und wurde von dem Genie desselben ganz hingerissen. Diese Freundschaftsbündnisse mit den geistreichen großen Männern seiner Zeit hätten für Lavater ein Fallstrick werden können. Er ging gar weit in der Freundschaft und Toleranz und meinte, jeder Idealist sei nicht fern vom Reiche Gottes. Er übersah, daß für den Geistreichen der Gang durch die enge Pforte der Buße und des Selbstgerichts sehr schwer ist. Doch war in Lavaters Verbindung mit den Schöngeistern seiner Zeit, die sich freilich später gelockert und gelöst hat, etwas Providentielles, von der Vorsehung Geordnetes. Dieselben sollten von einem Geistesverwandten und in freundschaftlicher Vertraulichkeit das Zeugnis von Christo hören. —

Der sterbende Lavater.

Dieses Zeugnisses hat sich Lavater nie geschämt. Er war in Wort und Schrift ein gewaltiger Evangelist für seine Zeit. Sein gelungenstes Werk ist die apologetische Schrift: „**Pontius Pilatus**". Darin widerlegte er den Unglauben in den verschiedenen Gestalten, die er in jener Zeit annahm. Er befaßte sich mit der Frage: **Wofür soll man die Evangelisten halten**, die mit feierlichem Ernst die wunderbaren Ereignisse des Lebens Christi erzählen? Für wissentliche Betrüger, oder für arme urteilslose Betrogene? Oder etwa für Dichter, denen es gar nicht um Thatsachen und geschichtliche Wahrheit zu thun ist? — Lavater zeigte, daß alle drei Annahmen unhaltbar und vernunftwidrig sind.

Auch in der Zürcher **Geistlichkeitssynode** hat Lavater 1778 ein freimütiges Zeugnis abgelegt „gegen die rohen und feinen Feinde und Bestreiter des Reiches Jesu Christi und Seiner himmlischen und ewigen Königswürde". Nach Anhörung seines kraftvollen Zeugnisses faßte die Synode den Beschluß: „Die Sache gehöre nicht hieher." In der nächstfolgenden Synode trug Lavater das Gleichnis vor: „In einer Versammlung von Hirten, die beraten sollten, was zum Besten der Herden diene, trat einer der jüngeren auf und sagte, es haben sich Wölfe blicken

lassen, die der Herde gefährlich werden, man sollte sich über die Vorkehrungen beraten, die zu treffen wären. Aber die Versammlung antwortete: „Die Sache gehört nicht hieher.“

Die Frage: „Was dünket euch von Christo? Wessen Sohn ist Er?“ ist die große Lebensfrage der Kirche, damals und jetzt. Christus, wahrer Gott und wahrer Mensch, Gott geoffenbart im Fleische, — das ist das große, gottselige Geheimnis. Da gilt, was St. Johannes sagt: „Wer den Sohn nicht hat, der hat den Vater nicht. Wer übertritt und bleibet nicht in der Lehre Christi, der hat keinen Gott.“ — Dies scheint intolerant zu sein und Duldsamkeit ist so etwas Schönes! Aber über Toleranz haben viele gar unklare Begriffe. Lavater drückt sich sehr deutlich über die Sache aus. Im Jahre 1784 spricht er sich in den „Herzenserleichterungen“ darüber also aus: „Gesetzt, jemand in der Synode würde lehren: Christus sei nicht auferstanden, sei nicht unser anbetungswürdiger Herr und allmächtiger Helfer, so könnte ich meinerseits durchaus nicht zugeben, daß ein solcher als Mitglied der Synode anerkannt würde. Aber ich dürfte nicht weiter gehen. Ich würde als Mensch verbunden sein, dem Betreffenden das Leben so leicht als möglich zu machen. Wenn er als Mensch zu mir kommt, darf ich ihn als Mensch nicht hinausstoßen; aber als christlichen Bruder darf ich den, der die Lehre Christi verwirft, nicht aufnehmen.“ —

Die Frömmigkeit und Wirksamkeit Lavaters ist von Mängeln, Sonderbarkeiten, wie z. B. von Wundersucht und Leichtgläubigkeit nicht freizusprechen. Er ist auch getäuscht worden. Aber sein Christentum war doch im ganzen gesund, ernst, fest, tiefgewurzelt, männlich, fröhlich, ohne Sektiererei und Kopfhängerei, geziert mit aufopfernder Menschen- und Vaterlandsliebe, und im letzten langen, schweren Leiden hat sich sein Glaube in Geduld bewährt. Es ist bekannt, wie Lavater nach der Einnahme Zürichs durch die Franzosen, als er bedrängten Frauen zur Hilfe eilte, von einem Grenadier durch die Brust geschossen wurde. Es war im September 1799. Die Kugel hatte einen Knochen verletzt, so daß Knochenfraß und ein qualvolles Siechtum die Folge war, welches beinahe fünf Vierteljahr gedauert hat. Lavater murrte nicht, sondern dankte Gott für das Leiden, in welchem der Geist Gottes ihn läuterte und zur Vollendung bereitete. Endlich, am 2. Januar 1801 kam seine Auflösung. Kurz vorher hatte er in einem letzten Gedicht den Anbruch des 19. Jahrhunderts also begrüßt:

Gerechtigkeit, erwache wieder!
Komm, Friede, von den Himmeln nieder,
O Sitteneinfalt, kehr' zurück!
Reich Gottes, Sehnsucht aller Frommen,
Wirst du in dem Jahrhundert kommen?
O fleht: Es komme! wer flehen kann.
Ihm weiche Laster, Wahn und Leiden;
Es kommt mit grenzenlosen Freuden.
Macht ihm durch fromme Demut Bahn.

Wiedererwachen des christlichen Glaubens.

Die Reiche der Welt gehen dem Reiche Gottes voran, aber sie gehen vorüber. — Auch das auf Gewalt und Unrecht gebaute Weltreich Napoleons, der seine Heere bis an die Südspitze Spaniens und nach Ägypten und bis nach Moskau geführt hatte, dauerte nur kurze Zeit. Auf dem Kremel, dem kaiserlichen Schlosse zu Moskau, soll er den verwegenen Ausspruch gethan haben: „Wenn ein Gott sei, so möge er im Himmel regieren, auf Erden herrsche jetzt der Napoleon." Dazu verlachte er die Gebete, die der fromme Kaiser Alexander I. in den russischen Kirchen gegen den fremden Eroberer angeordnet hatte: „Mit Gebeten meinen sie gegen meine 600 000 Bajonette aufkommen zu können?" — Aber dieser Hochmut ging seinem Falle voran. Seit Moskaus Brand ging es mit Napoleon rückwärts. Sein Heer wurde zersprengt; verlassen und fast allein jagte der große Napoleon in einem Schlitten seinem Frankreich zu. Deutschland erhob sich, Österreich und Rußland verbanden sich mit jenem, und Napoleon wurde mit seinem schnell neuorganisierten Heere zum zweitenmale bei Leipzig geworfen und mußte abdanken. — Auch sein dritter Versuch, Macht und Reich zu behaupten, scheiterte auf dem Schlachtfeld bei Waterloo einem Blücher und Wellington gegenüber. — Nun mußte der aus den Stürmen der Revolution emporgestiegene, mit ihrem Geiste gesättigte große Napoleon Bonaparte von seiner usurpierten Höhe wieder hinuntersteigen und konnte auf der fernen Felseninsel St. Helena, wohin er verbannt worden, über die Macht, welche die Zeiten lenkt, nachdenken. Einige Freunde, wie Graf Montholon und Oberst Bertrand, hatten Napoleon in die Verbannung begleitet, waren Zeugen seiner letzten Schicksale und Gedanken, und gaben im Jahre 1844 zu Paris ihre Memoiren darüber heraus. — Aus denselben geht hervor, daß der Verbannte in seinem Unglück anfing, die Religion, die er früher ungläubig verachtet und nur als Mittel für seine Zwecke benutzt hatte, mit andern Augen zu betrachten und viel in der Heiligen Schrift zu lesen. — Zu Montholon sagte einst Napoleon:

„Ich kenne die Menschen, aber Jesus ist nicht wie die Menschen sind. Seine Religion ist ein Geheimnis und ganz eigentümlich. Jesus ist kein Philosoph; denn seine Beweggründe sind Wunder, und seine Jünger haben ihn angebetet. Nicht die Wissenschaften und die Philosophie, sondern die Geheimnisse des Himmels und die

Gesetze des Geistes hat uns Jesus offenbart. Alexander, Cäsar, Karl der Große und ich haben große Reiche gegründet und die Schöpfungen unseres Genies auf die Gewalt gebaut. Jesus hat sein Reich auf die Liebe gegründet, und noch heute würden Millionen für Ihn sterben. — Ich sterbe vor der Zeit (Napoleon starb 1821) und mein Leib wird der Erde wiedergegeben werden. Das ist das nahe bevorstehende Schicksal des großen Napoleon. Welch ein Abstand zwischen meinem tiefen Elende und dem ewigen Reiche Christi, der gepredigt, geliebt und angebetet wird und seine Herrschaft über die ganze Erde ausbreitet!"

Zu seinem treuen Begleiter Bertrand sagte Napoleon u. a.: „Das Leben Jesu ist von Anfang bis ans Ende ein Gewebe von Mysterien (Geheimnissen). Man verwerfe diese Geheimnisse, so wird die Welt ein Rätsel; nehmen wir sie aber an, so erhalten wir eine merkwürdige Erklärung der Geschichte der Menschen."

Auch über die Bibel, die er zu lesen sich nun die Zeit nahm, hat sich Napoleon ausgesprochen. „Hier liegt es auf dem Tisch, das Buch der Bücher; ich werde nicht müde, es zu lesen und zwar täglich mit gleichem Genuß. Nirgends findet man diese Reihenfolge schöner Gedanken, sittlicher Grundsätze, die in uns ein ähnliches Gefühl hervorrufen, wie in einer Sommernacht der Glanz der Gestirne. Durch dieses Buch wird unser Geist beherrscht und das Herz gefangen; Gott bemächtigt sich unserer Seele und lenkt unsere Gedanken und unseren Willen."

So beugte sich der große Kaiser, der die Welt erschüttert und fast ganz Europa zu seinen Füßen gesehen hatte, vor einem noch Höheren, und wir werden an das Wort erinnert, das wir in Philipper 2, 10. 11. lesen: „Im Namen Jesu sollen sich beugen alle Kniee derer, die im Himmel, und auf Erden und unter der Erde sind, und alle Zungen bekennen, daß Jesus Christus der HErr ist."

„Gott," sagt Roscher, der Nationalökonom und Historiker, — „der gewiß keinem Menschen, so lange er lebt, die Gelegenheit zur Besserung abschneidet, hat Napoleon durch seine Gefangenschaft auf St. Helena eine wundervolle Gelegenheit verschafft, dem tragischen Pathos seiner großartigen Laufbahn die schönste Katharsis (Reinigung, Sühnung) anzuschließen. Wenn er, wie ihm geraten wurde, eine wahrhafte Geschichte seines Lebens verfaßt hätte, so wäre das auch bei seiner litterarisch hohen Begabung der würdigste Schluß, eine echt christliche, alles versöhnende Buße gewesen. Statt dessen finden wir in den Mitteilungen seiner Freunde keine Spur der Einsicht, daß er seinen Sturz, auch nur weltlich verstanden, selbst verschuldet habe. Dazu eine Menge der unzweifelhaftesten Lügen."

Ganz anders als in dem gestürzten Napoleon war der Glaube lebendig in denen aufgewacht, durch die Gott ihn gestürzt hatte. Die von Frankreich her mit Füßen getretenen Fürsten und Völker hatten ihre Herzen wieder dem Gott der Väter zugewandt und die Ursache ihres Falls in ihrem Abfall vom lebendigen Gott erkannt, wie dies die Königin Luise von Preußen in den Worten ausgesprochen hat: „Wir waren eingeschlafen auf den Lorbeeren Friedrichs des Großen und merkten nicht, daß neue Weltzustände sich bildeten; darum stürzte unsere abgestorbene Staatsordnung zusammen, sobald die neue Zeit sie berührte. — Weil wir abgefallen waren, darum sind wir gesunken."

Dieser Geist der Buße und des Glaubens, womit Gott wieder ernstlich gesucht wurde, ging durch alle Stände; Fürsten, Staatsmänner, Generale, Studenten und Professoren, Beamtete, Taglöhner, Bauern, — das Volk, — alles schlug an seine Brust und gab Gott wieder die Ehre. „Mit Gott für König und Vaterland“ wurde die Losung; eine heilige Begeisterung ergriff die Herzen und wurde durch eine ganze Reihe von hochbegabten Sängern genährt. Wir nennen nur Arndt, Körner, Max von Schenkendorf, Rückert. Dem Vaterlande, der Freiheit, dem Kleinod des Glaubens galten ihre Lieder. — Und im Glauben an den lebendigen Gott und Seine wiederkehrende Gnade und im Abscheu und Haß gegen alles Gemeine und alle Tyrannei des Bösen entwickelte sich eine Volkskraft, die sozusagen mit elementarer Gewalt sich auf die Feinde des Völkerwohls warf und nicht ruhte, bis der Sieg errungen war. Wer fühlt sich nicht heute noch von dieser Glaubenskraft, die alle gesunde Natur wieder ins Leben rief, berührt bei den Liedern eines Arndt, eines Körner?

E. M. Arndt. (Nach Biow.)

„Wer ist ein Mann? Wer beten kann
Und Gott dem HErrn vertraut;
Wenn alles bricht, er zaget nicht,
Dem Frommen nimmer graut.“

Im Katechismus für den deutschen Wehrmann schrieb Arndt: „Habt Ihr nichts als Fäuste, so wisset, durch bloße Fäuste wird die Welt nicht befreit. Die Franzosen und Bonaparte sind glücksfest gegen bloß irdische Waffen. Erst wenn man die himmlischen Waffen gegen sie zückt, wird man sie besiegen. Und welche sind die himmlischen Waffen? Das kindliche Vertrauen auf einen allmächtigen Gott und das feste Gewissen in einer treuen Brust. Wer Gott fürchtet, über den ist niemand; denn die Furcht Gottes geht über alles.“

Lebendiges Christentum und urkräftige Vaterlandsliebe fanden in Ernst Moritz Arndt und in allen jenen Männern der Befreiungskriege sich zusammen. Der

Kaiser Napoleon I. auf dem Sterbebette. (Nach Steuber.)

Sänger der Lieder: „Was ist des Deutschen Vaterland" und „Was blasen die Trompeten? Husaren heraus!" — er ist auch der Verfasser des Liedes: „Ich weiß, woran ich glaube, ich weiß, was fest besteht, wenn alles hier im Staube wie Sand und Staub verweht. Ich weiß, was ewig bleibet, wo alles wankt und fällt, wo Wahn die Weisen treibet und Trug die Klugen hält." — Und wie die Sänger, so waren die Generale gesinnt, die sich daran machten, Deutschland von den übermächtigen, gottlosen Franzosen zu befreien. Der preußische General York saß eben mit seinen Offizieren beim Frühstück, als der Befehl Blüchers kam, zu den Kämpfen bei Leipzig aufzubrechen. Sogleich erhob er sich und leerte sein Glas mit den Worten des Gerhardschen Morgenliedes: „Den Anfang, Mitt' und Ende, ach, Herr, zum Besten wende."

Schleiermacher.

Und der HErr hat es gewendet, das Schicksal Deutschlands und Europas. Neues Leben aus Gott ging durch die Welt, als die Geißel des zwanzigjährigen, furchtbaren Kriegselendes ruhte. Der Eindruck, den der Sturz Napoleons auf seine Zeitgenossen machte, war ein erschütternder. Man fühlte die Hand des lebendigen Gottes, welcher richtet und auch Gebete erhört, und auf dem Totenfelde des geistlichen Israels begann es zu rauschen. Die Gebeine kamen wieder zusammen und wurden lebendig. Die fürstlichen Vertreter der drei Hauptabteilungen der christlichen Kirche, der König von Preußen, der Kaiser von Österreich und der Kaiser von Rußland, traten zusammen und gaben sich in der „heiligen Allianz" die Bruderhand, mit dem Gelübde, das Christentum zum obersten Gesetz ihrer Regierung zu machen, und diese in Liebe, Gerechtigkeit und Frieden zu führen. — Auf dem Gebiete der Wissenschaft wurde der Kampf mit dem Unglauben aufgenommen, und Männer, welche die Bildung der Zeit ganz in sich aufgenommen hatten, wurden begeisterte Verkündiger der christlichen Religion. Unter diesen ragen in Deutschland Schleiermacher, in der Schweiz Vinet hervor. Schleiermacher findet das Wesen der Religion nicht sowohl im Wissen oder im Thun, als im Gefühl der Abhängigkeit von Gott und verwirklicht im Christentum, in der Person Jesu Christi, dem sündlosen Gottessohn, der die Scheidung des Menschen von Gott durch die Sünde aufhebt. Gegenüber dem „Rationalismus", der die evangelischen Wunder natürlich erklärt und in Christus bloß ein Muster für das Denken und

Wollen des Rechten gesehen hatte, hielt Schleiermacher an den drei Thatsachen des christlichen Glaubens fest: 1) Die Sünde, als Scheidung von Gott, vermag der Mensch nicht aus eigener Kraft aufzuheben. 2) Christus ist der gottmenschliche Erlöser, der uns ein neues Leben mitteilt. 3) Der von Ihm ausgehende Heilige Geist sammelt und erbaut die Kirche, die Gemeinschaft der Glaubenden.

Alexander Vinet (geboren 1797 in Ouchy bei Lausanne und gestorben 1848), trug in einem kränklichen Körper einen großen Geist, von dem Pressensé sagen konnte: „Sein unsterbliches Verdienst ist, in den Gebieten französischer Zunge die Religion aus der Sphäre der Abstraktion in die des Lebens verpflanzt und in den Zeugnissen des menschlichen Herzens die beste Verteidigung der Offenbarung gefunden zu haben. Durch Vinet ergriff der Protestantismus in Frankreich zum erstenmal das Wort in der Litteratur und erließ Machtsprüche." — Da Vinet von den Stimmführern seiner Zeit als Schriftsteller auf neutralem Gebiet und als Kenner der französischen Sprache und Litteratur ersten Ranges (Vinet war zuerst Professor der Litteratur in Basel, dann der Theologie in Lausanne gewesen) hochgefeiert war, so fand sein Zeugnis von Christo um so mehr Beachtung und Gehör. Seine „Denkschrift zu Gunsten der Freiheit des Gottesdienstes" (1823) war in Paris gekrönt worden. Durch Schönheit des Ausdrucks, Reichtum der Gedanken, persönliche Schlichtheit und heroischen Charakter, womit er sich selbst und die Hindernisse seines Wirkens in seinem leidenden Körper überwand, fesselte er ein bedeutendes Publikum an seine Kanzel. — Christus, das Gewissen, die Freiheit des Glaubens und der Religion gegenüber der Obmacht des Staates sind ihm die Hauptmomente, um die sich seine Lehre dreht.

A. Vinet.

„Christ sein, sagte Vinet, heißt Jesu Christo angehören, mit Ihm leben. — Nur in Jesu Christo findet ihr den Gott, der in der Natur ist, den heiligen Gott, der richtet und der verzeiht. — Man glaubt an den Erlöser nicht, wie man eine Zeitungsnachricht glaubt; an Ihn glauben, heißt den Erlöser umfassen, und wer Ihn umfassen will, muß sich selbst verleugnen. — Der Glaube beginnt erst, wo der Wille beginnt, wo eine That stattfindet. Der Glaube ist ein Werk oder er ist nichts."

Hoch hielt Vinet vom Gewissen. „Das Gewissen ist nicht das Ich; es ist gegen das Ich, es ist also etwas anderes als das Ich. Wenn es etwas anderes

als das Ich ist, so kann es nur Gott sein, der höchste Richter, dessen Ausspruch für das Individuum Gültigkeit hat, wie das geoffenbarte Gesetz für die Gemeinschaft oder die Menschheit. „Das Gesetz führt zur Gnade, und die Gnade führt wiederum zum Gesetz zurück. — Wohl ist die Liebe Quell des Sittlichen. Aber Gottes Wille ist zu thun, weil es Sein Wille ist, also nicht bloß aus Neigung." — „Das Gesetz bleibt ewig Gesetz, wie die Wahrheit ewig Wahrheit."

„Religion, namentlich das Christentum, ist Sache der Freiheit; denn es ist Verhältnis des höchsten Ich zum eigenen Ich. — Im Staat aber ist Zwang; daher sollte die Religion nicht Staatssache, sondern frei sein. — Der Mensch ist für die Wahrheit; der Staat ist kein Depot der Wahrheit. Der Strom der Wahrheit ist in Gott und offenbart sich nicht in der Gesellschaft als solcher, sondern in der Stille, im Mysterium, in den Demütigen, die durch Buße zur Erkenntnis der Wahrheit fähig werden. — Wohl hat die Kirche, hat der Glaube eine Aufgabe an der Gesellschaft; aber um sich hinzugeben, muß man erst sich selbst angehören."

Martensen.

Diese Sätze mögen genügen, um anzudeuten, was für ein scharfer, tiefer Geist in Vinet wohnte. Dabei stand er auf hoher Warte mit weitem Blick und ließ auch dem Katholizismus Gerechtigkeit widerfahren, so sehr, daß er kühn erklärt: „Der Protestantismus ist für mich nur ein Ausgangspunkt; meine Religion liegt darüber hinaus!"

Neben A. Vinet nennen wir hier noch Adolf Monod, der ebenfalls in französischer Sprache lehrte und schrieb, — „der größte Kanzelredner des Jahrhunderts, sowohl durch die Erhabenheit seines rednerischen Genies, als durch die Heiligkeit seines Lebens."

In Deutschland aber waren zur Zeit des wiedererwachenden Glaubenslebens und nachher hochgesegnete Zeugen Christi auf Kanzel und Katheder: Klaus Harms, welcher 1817 bei Anlaß der Reformationsfeier den Irrtümern der Zeit 95 neue Thesen entgegenstellte; — der gewaltige Menken, Prediger in Bremen, der in seinen Homilien „recht eigentlich aus der Schrift heraus predigt"; — die drei Krummacher (Friedrich Adolf, Gottfried Daniel und Friedrich Wilhelm), Löhe, Ahlfeld, Hofacker; — die Professoren Hengstenberg in Berlin, Beck in Tübingen, Hofmann in Erlangen, Nitzsch, Bischof Martensen auf Seeland, Dr. Heinrich Thiersch, Tholuck, Godet, der Däne Sören Kierkegaard, Pastor Kohlbrügge in Elberfeld, der eine kleine reformierte Theologenschule gegründet hat; Vilmar in Marburg, der den Hauptnachdruck auf die Thatsachen der Heilsgeschichte

legte; Richard Rothe in Heidelberg, der Verfasser der „Theologischen Ethik", welches Werk sich durch Tiefe, Ursprünglichkeit und Geschlossenheit des Denkens auszeichnet und trotz mancher irrigen Lehren voll der tiefsten christlichen Anschauungen ist.

Unter den genannten evangelischen Theologen ragt als spekulative Kraft und theosophischer Geist der dänische Bischof Martensen hervor, dessen kurze „Christliche Dogmatik" (Glaubenslehre) ein Meisterwerk ist; — als gründlicher biblischer Theologe Tobias Beck, Professor in Tübingen, der vor allem zwei Dinge sich zur Regel machte: fürs erste, immer zuerst an sich selbst zu arbeiten, ehe er sich an andere wagte; fürs andere, sich auf die ihm angewiesene Wirkungssphäre zu beschränken und alle heutzutag so beliebte Vielthuerei auf Gebieten, wo wir keinen Auftrag vom Herrn haben, zu meiden; — als milder Gefühlstheologe und emsiger Erforscher der Kirchengeschichte August Neander in Berlin († 1850); — als liebenswürdiger Vermittler Julius Müller in Halle, dessen „Lehre von der Sünde" ein Muster sorgfältiger, tiefer und gründlicher Forschung ist; — als tiefer Denker, gewiegte ethische Persönlichkeit und hochangesehener Kirchenmann Immanuel Nitzsch zu Bonn und Berlin; — als „Studentenvater", der gar viele Jünglingsseelen dem Herrn zugeführt hat, Professor August Tholuck zu Halle.

Freundlicher Ernst aus Bengels Zügen spricht;
Schaut Schleiermachers hohen Geistesschwung!
Neanders Kindlichkeit strahlt im Gesicht,
Und Tholucks heilige Begeisterung;
Innige Lieb' in Julius Müllers Zügen,
Im Antlitz Becks der Ernst der Heiligung.
Harmonisch alle sich zusammenfügen.
Denn also Gottes Herrlichkeit erfüllt
Der Seinen Herz mit Fried und Vollgenügen,
Daß sich in jedem seines Meisters Bild
So spiegelt, wie Gott in ihm konnt' verklären
Die Eigenheit, die, ganz in Ihm gestillt,
Die heil'ge Lieb' im Herzen ließ gewähren.
Gott wuchs in ihnen, weil sie wurden klein
In Selbstverleugnung, mit der Buße Zähren.*

Tholucks Leben ist ein Beispiel, wie durch Gottes Gnade ein Mensch neu geboren wird. Er war 1799 in Breslau geboren, als Kind eines armen Handwerkers, zeichnete sich frühe durch merkwürdige Sprachengabe aus, indem er als 15jähriger Knabe sich bereits mit 19 fremden Sprachen beschäftigte. Aber das Triebrad seines riesigen Lern- und Leseeifers war ehrgeiziges Streben. Dem christlichen Glauben stand der angehende Student so fern, daß er in einer öffentlichen Rede Moses, Jesus und Mohamed nebeneinander stellte, aber allen dreien den indischen Menu, den persischen Zoroaster und den chinesischen Confutse vorzog. Er hatte damals im Sinne, nach dem Orient zu reisen und durch neue Entdeckungen zu zeigen, wie albern das Christentum gegen die Weisheit der Morgenländer wäre. — Dazu kam eine Melancholie, die ihn in Gefahr des Selbstmordes brachte. — In jener

* Fritz Fliedner, das Paradies. In 30 Gesängen, 1899.

Zeit kam Tholuck in das Haus des frommen Baron von **Kottwitz** in Berlin, der stets ein paar Zimmer für arme Studenten bereit hatte. Er konnte zwar den „pietistischen Schleicher", wie er den Baron nannte, nicht leiden; aber die Unterstützung des reichen Wohlthäters nahm er doch gerne an. Eines Abends kommt der junge Student heim, findet seinen Stiefelknecht nicht und fängt an zu schelten und zu wettern, daß es durchs große Haus schallt. Es klopft und die Thüre geht auf; Herr von Kottwitz, ein schon älterer Herr, tritt herein und fragt ruhig: „Was fehlt Ihnen?" — Schon etwas kleinlaut berichtet der Student, der Stiefelknecht sei ihm abhanden gekommen. Nach einigen Minuten kommt der Baron wieder und stellt seinen eigenen Stiefelknecht dem Studenten vor die Füße mit den freundlichen Worten: „Da haben Sie einen Stiefelknecht." — Tholuck stottert beschämt: „Aber Herr Baron, — wie haben Sie's zu dieser Ruhe gebracht?" — Herr von Kottwitz antwortet: „Durch meinen Heiland Jesum Christum. Gute Nacht, Tholuck." Damit verließ er das Zimmer. Es war für Tholuck, in dem es schon lange gärte, eine schlaflose Nacht. In der Nacht ging dem armen Studenten das Licht des Glaubens auf, und aus ihm wurde mit der Zeit unter den Einflüssen der Gnade der überaus reiche, vielseitig begabte, unendlich bewegliche Geist, der durch Schriften, Vorlesungen, Predigt und Umgang viele Tausende zu Christo geführt oder in Ihm befestigt hat.

Tholuck.

Mehr als fünfzig Jahre wirkte Tholuck als Professor der Theologie in **Halle** (1826—1877), wo er von seinen Kollegen übel empfangen, eine Zeit lang unverstanden und einsam dastand. Der Höhepunkt seines Wirkens war in den dreißiger Jahren. Da hat er für die studierende Jugend und die evangelische Kirche eine neue Ära heraufführen und namentlich den **Rationalismus** stürzen helfen. Durch diese theologische Richtung, die bis dahin geherrscht hatte, war das Christentum seines übernatürlichen Charakters entleert, zur natürlichen Religion herabgedrückt und seines eigentlichen Berufes beraubt worden, Verkünderin und Bringerin eines ewigen Evangeliums der Erlösung zu sein. Ein Hauptvertreter des Rationalismus, Dr. Paulus, bediente sich gar pfiffiger Wundererklärungen. „Jesus kam zu seinen Jüngern **auf** dem Meere" — das heißt nach Dr. Paulus: „Er kam auf dem etwas erhöhten Ufer des Meeres." — „Der Teufel trat zu Jesus und versuchte ihn" — das heißt: ein in der Nähe wohnender Gutsbesitzer Namens Teufel. —

Da verstand es Tholuck, die höheren Bedürfnisse in der Menschenbrust, den Durst der Seele nach dem lebendigen Gott zu erwecken und seine Stillung im Gott=

menschen Jesus Christus und Seinem Reiche aufzuzeigen mit der Energie und Begeisterung selbsterkämpfter Überzeugung. Er that dies nicht nur in seinen Vorlesungen und Predigten, sondern auch in persönlichem Verkehr mit Studenten, deren er täglich mehrere zu sich einlud, um auf Spaziergängen zu versuchen, ob er aus dem Stein Feuer schlagen könne. Er hatte eine witzige und geistreiche Art, die Studenten zum Nachdenken, die Schweigsamen zum Reden, die Vorlautesten zum Schweigen zu bringen, immer aber durch interessante Fragen anzuregen. Es wurde zum Beispiel die Frage aufgeworfen, ob man nicht ebensogut über Schiller und Goethe predigen könnte wie über die Bibel. Ein Student meinte, es ginge ganz gut, ein Wort zum Text zu nehmen wie: „Das Leben ist der Güter höchstes nicht, der Übel größtes ist die Schuld." Tholuck machte dagegen geltend, daß uns doch aus keiner andern Schrift wie aus der Bibel der unmittelbare Einfluß des Heiligen Geistes entgegenwehe. —

Sören Kierkegaard (1813—1855) war ein Däne, einsam lebend und sterbend, eine melancholische Natur, der eine große Kraft des Denkens und Anlage zu dialektischer Arbeit und zersetzender Reflexion besaß und fern von den Ehren der Welt einer reichen schriftstellerischen Thätigkeit ergeben war. Er drang auf Innerlichkeit, auf lebendige subjektive Frömmigkeit und führte unermüdlich einen rücksichtslosen Kampf gegen das offizielle Christentum des verweltlichten Klerus, mit den Waffen beißender Ironie und sarkastischen Ausfällen. — So schreibt er u. a.: „In der prachtvollen Domkirche tritt der hochwohlgeborene, hochehrwürdige geheime General-Oberhofprediger, der erwählte Liebling der vornehmen Welt auf, er tritt auf vor einem auserwählten Kreis von Auserwählten und predigt gerührt über den von ihm selbst ausgewählten Text: „Gott hat das Geringe und Verachtete in der Welt auserwählt" — und es ist Niemand, der lacht." — Ein andermal: „Man kann nicht von Nichts leben. Das hört man so oft, besonders von Predigern. Und gerade die Prediger machen das Kunststück: das Christentum existiert bei ihnen gar nicht — und doch leben sie davon." — Das bestehende Christentum ist für Kierkegaard eine Karikatur des wahren, ein ungeheures Quantum von Mißverständnissen mit einem Körnlein Wahrheit. Für die meisten Vertreter der Christenheit besteht die Aufgabe, von dem „Dichter" und dem „Philosophen", d. h. von dem ästhetischen Genußleben und dem spekulativen Gedankenleben zurückzukehren und Christen erst zu werden. Kierkegaards Schriften dringen jetzt in Uebersetzungen in Deutschland ein und gewinnen einen weiten Leserkreis. Bekannt mit allen Gemütsstimmungen und Rätselfragen und der Seelenpein der modernen Menschen drängt er mit wunderbar beredter Sprache zur Selbstbesinnung und Entscheidung, Christo nachzufolgen in Entsagung, Leidensfreudigkeit, Wahrheitssinn.

Diese Männer alle mit ihren zahlreichen Schülern und eine Menge anderer haben Kraft und Geist und Gelehrsamkeit dem alleinigen erhöhten Haupte der Kirche dienstbar gemacht, daß die Kirche wieder reich wurde an glaubensinniger Lehre und Predigt. Wie vom wiedererwachten Glauben eine Kraft dienender, rettender Liebe ausgegangen ist, die sich in den Werken der äußeren und der inneren Mission erwiesen hat, davon wird später berichtet.

Hier aber ist der Ort, auch einiger der Männer zu gedenken, welche, obwohl sie keine Theologen waren, doch mitberührt wurden von dem mächtigen Zuge nach der Wahrheit von oben, der wieder durch die Welt ging. Ich meine die großen Staatsmänner, Geschichtschreiber, Philosophen, Ärzte und Naturforscher, welche in diesem Jahrhundert sowohl die Wissenschaft ungemein bereichert, als auch Zeugen für ein übernatürliches Leben und Reich geworden sind. Es wird dem Leser am Ende der Betrachtung ihrer Aussagen gewiß werden, wie sehr der Dichter Geibel Recht hatte, zu schreiben: „Studiere nur und raste nie, Du kommst nicht weit mit deinen Schlüssen; Das ist das Ende der Philosophie, Zu wissen, daß wir glauben müssen.“ —

Auch in der Wissenschaft hat der Geist in unserem Jahrhundert ein neues Blatt aufgeschlagen. Die mechanische Weltansicht, die nur von Bewegung wußte, verwandelte sich durch die Einsicht, daß zur Erklärung des Weltorganismus bloß mechanische Gesetze nicht ausreichen, zur organischen Naturauffassung. Die innere Zweckmäßigkeit in allem Lebendigen, im Einzelnen und im Ganzen führte auf den Zweckbegriff, auf einen zwecksetzenden höchsten Willen, auf einen absoluten, die Welt durchdringenden Verstand, der sich alle bewegenden Kräfte dienstbar macht. Man kam auf den Geist, auf das Reich der Freiheit, auf Gott. — So sagt Oswald Heer (1809—1883), der hochverdiente Erforscher der Urwelt der Schweiz: „Ich halte dafür, daß die Naturgesetze auch einen Gesetzgeber voraussetzen.“ Und Karl Ernst von Baer (1792—1876) in Dorpat und Petersburg, einer der vielseitigsten Naturforscher der neuesten Zeit, der sich auch durch philosophische Tiefe auszeichnet, der „nordische Humboldt“ genannt, läßt in einem Gedicht den Ewigen u. a. sagen:

„Lerne jetzt, daß „Muß“ und „Sollen“
Ausdruck ist von meinem „Wollen“.
„Müssen“ ward dem Stoff gegeben,
„Sollen“ nur dem freien Leben.
„Müssen“ ist der Knechtschaft Kette,
Die dem Stoffe ist gegeben;
„Sollen“ ist der Ruf zur Stätte,
Der entsprossen ist das Leben.“

Als der berühmte Botaniker Albert Wigand (1821—1885) in Marburg sich auf seinen Tod vorbereitete, sagte er: „Saget aller Welt, daß ein gläubiger Naturforscher gestorben ist,“ und er verordnete, daß bei seinem Begräbnis das apostolische Glaubensbekenntnis gesprochen werde. — Justus von Liebig (1803—1872), der Verfasser der berühmten „Chemischen Briefe“, rief bei einer Eröffnungsvorlesung seinen Münchener Studenten zu: „Vergessen Sie nicht, daß wir bei all unserem Wissen und Forschen kurzsichtige Menschen bleiben, deren Kraft in der Anlehnung an ein höheres Wesen wurzelt.“ — Als der ausgezeichnete Astronom J. H. von Mädler (1794—1874) einst eine neue Wohnung bezog, trug er mit den Worten: ‚Vor allen andern Büchern soll das Buch in mein Haus kommen,“ die Bibel von der alten in die neue Wohnung hinüber. — Michael Faraday (1791—1867), der „größte naturwissenschaftliche Experimentator, den die Welt je gesehen hat“, pflegte in seinen

Briefen sich von wissenschaftlichen zu religiösen Gedanken zu wenden und schämte sich nicht des Tischgebetes, noch der Zugehörigkeit zu einer kleinen Kirchengemeinschaft, von der er sagte: „In ihr ist zwar die heilige allgemeine Kirche nicht eingeschlossen; aber ich glaube, daß Christus mit uns ist." — Der Astronom Angeli Secchi (1818 bis 1878), Direktor der Sternwarte in Rom, bekannt durch die Werke „Die Sonne" und „Die Einheit der Naturkräfte", sagt: „Um irgend ein organisiertes Wesen hervorzubringen, ist die bewußte Thätigkeit des ewigen Baumeisters erforderlich." — Der Anatom Joseph Hyrtl (1811—1894), der die Wiener Ärzteschule in Flor gebracht hat, schreibt im Anfang seines fast in alle Hauptsprachen übersetzten Lehrbuches: „Die Natur und letzte Ursache des Lebens liegt jenseits der Grenze, über welche der menschliche Geist vorzudringen nie vermögen wird." Und in einer 1864 gehaltenen Rektoratsrede ließ Hyrtl sich also vernehmen: „Sollte der unendliche Geist die Gefahr einer hoffnungslosen Sehnsucht nach ewigem Leben, die hier nie befriedigt werden kann, in unser Herz gelegt haben? Hier steht die Wissenschaft am Ende des Forschens und der Glaube tritt in seine heiligen Rechte, der Glaube, den die Wissenschaft nicht beweisen, aber auch nicht widerlegen kann. Löscht dieses Himmelslicht aus, und der Selbstmord eurer Seele macht aus dem stolzen Herrn der Welt nichts als ein Häuflein stickstoffreichen Düngers für den Acker." — Der tiefe Denker Franz von Baader (1765—1841), den Hegel als einen ihm ebenbürtigen Philosophen anerkannte, anfangs Arzt in München, später Oberbergrat daselbst, sagt u. a.: „Es giebt ewig keinen andern Beweis des Daseins des Lichts als das Schauen desselben, seine Einstrahlung, und keinen anderen Beweis Gottes und seines Leben als die Erfahrung, das gewissenhafte Experimentmachens mit dem Christentum. Bitter ist die Schale — Tod im Sinnlichen ist nämlich hienieden allein die Pforte des Lebens — aber der Kern schmeckt süß und ist die wahre Universalarznei." —

Der größte Geschichtschreiber deutscher Nation ist Leopold von Ranke (1795—1886). Er sagt u. a.: „Die Welt konnte nicht ertragen, los vom Göttlichen zu veröden. Das 19. Jahrhundert kehrte zu den Lebensquellen zurück, an welchen die früheren Zeiten sich genährt hatten." Aus den achtziger Jahren stammt Rankes Gebet: „Wer ist die Kraft, die Leben in mir schafft? Wer giebt Erkenntnis und Verständnis? Wer bewahrt die Seele, daß sie nicht fehle? — Allgewaltiger, Einer und Dreifaltiger, Du hast mich aus dem Nichts gerufen, hier liege ich vor Deines Thrones Stufen." — Als Abraham Lincoln (1809—1865) zum Präsidenten der Vereinigten Staaten von Nordamerika gewählt worden war und von seinen Mitbürgern in Springfield Abschied nahm, sprach er u. a. folgendes: „Es ist mir eine Aufgabe zugefallen, wie sie so groß und ausgedehnt vielleicht seit den Tagen Washingtons keinem Menschen zugefallen ist. Nie hätte er sie erfüllt ohne die göttliche Vorsehung, an die er jederzeit glaubte. Demselben allmächtigen Gott übergebe ich mich auch und traue Seiner Hilfe; auch hoffe ich, daß ihr, meine Freunde, mir diese Hilfe erbeten werdet, ohne welche ich nichts bin und mit welcher allein mir der Erfolg gewiß ist."

Ich kann nicht umhin, diese schönen und wichtigen Bekenntnisse großer Geister abzuschließen mit dem herrlichen Eingang der „Geschichte der Seele" von Gotthilf

Heinrich von Schubert (1780—1860), der als Arzt, Naturforscher und Psycholog ein ungeheures Wissen in sich vereinigte. Das gelehrte Buch beginnt also:

„Mitten in dem Reiche des Seins steht eine Sonne, welche alles trägt und hält, alles belebt und bewegt; und es ist ein Auge, selber von Sonnennatur, für jene Sonne gemacht. Die Sonne ist Gott, das Auge ist die Seele.

Nicht der Schrecken, nicht die Furcht, wenn sie auf dem Fittiche des Ungewitters oder im Donner der stürzenden und flammenden Berge vorübergezogen, haben es dem Menschen gesagt, daß ein Gott sei; er hat dies nicht erst in der Sternenschrift der Werke gelesen. — Innig tief, wie das Sehnen, das aus dem neugeborenen Kind nach der noch ungekannten Mutter schreit; laut, wie das Rufen der jungen Raben nach dem noch nie genossenen Futter; mächtig und still, wie der Drang, womit das eben aus dem Dunkel geborene Auge oder die aus der Samenhülle gebrochene Pflanze das noch nie empfundene Licht suchen, — wird in meinem Wesen ein Sehnen vernommen nach der lebendigen Quelle alles Seins, aus welcher ich bin.

Nähme ich Flügel der Morgenröte und flöge dahin, wo die letzten Wogen der Sichtbarkeit verhallen; führe ich hinab ins Dunkle, da kein Stern ist, da das Geschrei der Angst, das Jauchzen der Lust, da selbst der leiseste Hauch eines Lebens nicht mehr gehört wird, und bliebe ich da allein und einsam mit mir selber: siehe, so fühlte ich dennoch, daß Er mich hält; ich vernähme Seine Nähe, wie das Rauschen eines Adlerflügels in stiller Nacht, und ein Etwas in mir, das nach Gott rufet. Wie der ausgeworfene Anker durch die Meereswogen hindurch gerade hinabeilt auf den Felsengrund, da er ruhet, so ist in mir ein Verlangen, welches seinen Lauf mitten durch die Kreaturen hindurch zu Gott nimmt.

Dies ist das Fragen im Geist des Menschen nach den Anfängen der Dinge, das Fragen, welches rastlos und unstillbar, dem Strom entgegen, welcher mit den andern Kreaturen spielet, sich hinanringt zur Quelle. Denn Er ist es, welcher der Dinge Anfänge in Seiner Hand hält; darum wer diese gefunden, der hat Gott gefunden."

Die katholische Kirche der Neuzeit.

Auch in der „katholischen" Kirche regte es sich, und das Walten des Geistes Gottes auch in diesem Teile der Kirche ist unverkennbar. Wir denken da an die fromme, edle und hochbegabte Fürstin Galizin, die Freundin Hamanns, an den Bischof Sailer von Regensburg, an Fürstbischof Diepenbrock in Breslau, an die Pfarrer Martin Boos, Lutz und Fenneberg in Bayern, an die großen katholischen Theologen Möhler und Döllinger. — Auch des großen Pascal muß hier noch gedacht werden, obschon er etwas älteren Datums ist (geboren 1623, gestorben 1662). Blaise Pascal war einer der genialsten Geister aller Zeiten. Sein Leben fiel in jene Zeit, wo in Frankreich der Jansenismus aufkam, jene ernste augustinisch-evangelische Richtung innerhalb der katholischen Kirche, welche von den Jesuiten bekämpft und schließlich vom Papste verdammt worden ist. Augustins Lehre von Sünde und Gnade hatte in Frankreich manche durch Geist und Gelehrsamkeit ausgezeichnete Freunde. Nicht nur der 1640 verstorbene Bischof Jansen war ihr Vertreter gewesen; auch der Abt St. Cyran und der tüchtige Lehrer der Sorbonne, der Pariser Universität, Anton Arnauld, der jüngere, hingen ihr an. Auf Betrieb der Jesuiten wurde Arnauld aus der Sorbonne gestoßen und mußte sich verbergen. Er fand Zuflucht bei seiner Schwester Angelika Arnauld, Äbtissin im Nonnenkloster von Portroyal bei Paris, einer Frau von tief-ernster Religiosität. Durch sie wurde Portroyal ein Mittelpunkt religiösen Lebens und Strebens für Frankreich. Um dies Kloster herum sammelte sich eine Anzahl der geistreichsten und frömmsten Männer, sämtlich Verehrer Augustins und Gegner der verderbten Moral der Jesuiten. Ein Geistesverwandter dieser edlen Genossenschaft war der tiefsinnige und geistreiche Mathematiker Blaise Pascal. Schon in der Jugend hatte er eine Rechenmaschine erfunden und wichtige Entdeckungen in der Physik gemacht. Im 24. Lebensjahre begann in ihm eine innere Umwandlung und er fühlte sich seit da zu Portroyal hingezogen als zu einer Pflanzschule vergeistigter, streng sittlicher Religiosität. Aber erst im Jahre 1654 kam die Stunde der Entscheidung. Ein Zeugnis davon, von seiner Hand geschrieben, fand man nach seinem Tode auf einem Papier, das er in seine Rocktasche eingenäht hatte, um immer an diese Stunde erinnert zu werden. Da heißt es: „Im Jahr der Gnade 1654, am 23. November, zwischen halb 11 und halb 1 Uhr in der Nacht. Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs, nicht der Philo-

sophen, noch der Gelehrten. — Gewißheit, Gewißheit, Empfindung, Freude, Friede. Gott wird nur gefunden auf dem vom Evangelium bezeichneten Wege. Gänzliches und süßes Aufgeben meiner selbst u. s. w." Pascal lebte von da an streng ascetisch, ungeachtet seiner immerwährenden Leiden. Bei Anwandlungen von Eitelkeit drückte er den Stachelgurt, den er auf dem Leibe trug, in sein Fleisch. — Unermüdlich forschte er in der Heiligen Schrift und stellte seinen Geist und sein Wissen in den Dienst Christi. Als der von ihm hochgeschätzte Arnauld von den Jesuiten verfolgt und verdammt wurde, schrieb er gegen diese seine berühmten „Provinzialbriefe," in welchen er die verderblichen Moralgrundsätze vieler Jesuiten mit Belegen aus ihren Schriften mit ebenso tiefem Ernste als feinem Witze in ihrer ganzen Abscheulichkeit blosstellte. Die Schrift, die anonym unter dem Namen eines Louis de Montalte erschien, erregte ungeheures Aufsehen und erlebte mehr als 60 Auflagen. Pascal wußte den rechten Ton für das große Publikum zu finden und die Jesuiten lächerlich zu machen; es sind Meisterstücke des Stils und der Darstellung, welche dem Jesuitismus Schläge versetzten, von welchen er im Auge der Gebildeten sich nie mehr hat erholen können. — Um so mehr rächten sich dieselben durch Verfolgung der Jansenisten und des Klosters Portroyal, wozu der König die Hand reichte, so daß Portroyal schließlich zerstört wurde. Die Provinzialbriefe wurden 1656 durch eine päpstliche Bulle verdammt. Pascal sagte dazu: „Sind meine Briefe in Rom verdammt, so ist, was ich darin verdammt, im Himmel verdammt. An Deinen Richterstuhl, HErr

Blaise Pascal.

Jesu, appelliere ich. Der Papst kann leicht irre geleitet werden, weil er mit Geschäften überhäuft ist und weil er den Jesuiten Glauben schenkt." — An gebrochenem Herzen starb seine ihm inng verbundene Schwester Jaqueline Pascal, und nun waren auch seine Tage gezählt. Noch nicht 40 Jahre alt starb er. — Pascal hat auch Bleibendes und Großes als Apologet des Christentums geleistet, indem er seine geistvollen „Pensées" („Gedanken") schrieb. Dieses Werk zeichnet sich durch Tiefe der Gedanken und Originalität der Auffassung aus. Es ist nicht umfangreich und jetzt noch eines der besten Bücher. Viele Gedanken darin eröffnen einen neuen Gesichtskreis: „Darin, daß der Mensch sich elend erkennt, zeigt sich seine Größe, die Größe und hohe Bestimmung der menschlichen Natur; es ist das Elend eines entthronten Königs." Zwar ist nach der Überwindung der großen französischen Revolution in der katholischen Kirche der Jesuitenorden wieder aufgekommen, den Pascal bekämpft und der Papst Klemens XIV. 1773 sogar aufgehoben hatte. Der Orden zählte bei seiner Aufhebung 22000 Mitglieder. Vom Spanier Ignatius von Loyola 1540 gestiftet und dem Papste zur Ausbreitung der katholischen und Bekämpfung der evangelischen Kirche zur Verfügung gestellt, hat der Jesuitenorden eine ungeheure Wirksamkeit in der ganzen Welt entfaltet, den Jugendunterricht an sich gerissen, sich Einfluß an den Höfen und in der Politik verschafft und keine Mittel gescheut, um seinen Zweck, Herrschaft des Ordens und des Papsttums zu erreichen. Aber ihre Aufhebung haben die Jesuiten verdient. Sie mischten sich in alles mögliche, besonders in die Geheimnisse des Familienlebens, sie rissen Macht und Reichtum, in überseeischen Ländern sogar die Regierung und den Handel an sich und schürten den Religionshaß gegen andere christliche Konfessionen. Daneben war ihre Moral eine laxe, weltgefällige; sie wollten jedermann den Weg in den Himmel leicht machen, wenn man nur mit ihnen ging, unter ihrer geistlichen Bevormundung. Es war natürlich, daß der Zorn der Völker und Staatsmänner, auch der katholischen, sich gegen die Jesuiten entlud und vom Papste Klemens XIV. die Aufhebung forderte. Der Papst wußte wohl, daß er damit sein eigenes Todesurteil unterschreibe. Er starb ein Jahr nach der Aufhebung des Ordens (1773), wie man allgemein glaubt, an Gift.

Aber im Jahre 1814 stellte Papst Pius VII. den Jesuitenorden wieder her, damit „das Schiff Petri der kräftigen und erfahrenen Ruderer nicht länger entbehre, die es durch die brausenden Wogen der gefährlichen Zeit hindurch bringen können". — Und mit der Wiedereinführung des Jesuitenordens kam in der katholischen Kirche der sogenannte Ultramontanismus auf, d. h. die Richtung, die „von jenseits der Berge", von Rom her alles Gesetz und Recht annimmt, die nicht nur Befreiung der Kirche vom Staate erstrebt, sondern auch Herrschaft der Kirche über die Schule, Gehorsam gegen den Papst, Volksbildung im römisch-katholischen Geiste. — Diese Richtung führte 1854 zum päpstlichen Dogma (Glaubensartikel) von der unbefleckten Empfängnis Mariä, wodurch der Mariendienst zu einer in der katholischen Kirche noch nie erreichten Höhe gesteigert wurde, und 1864 zur päpstlichen Encyklika, deren zehn Artikel alles verdammen, was gegen das römische System streitet, samt dem Syllabus, worin achzig Irrtümer unserer Zeit, wirkliche

und vorgebliche: Pantheismus, Toleranz, Sozialismus, Kommunismus, Bibelgesellschaften, Liberalismus verworfen werden. — Ja, die ganze ultramontane Bewegung gipfelte im Jahre 1870 darin, daß das unter Pius IX. in Rom versammelte ökumenische Konzil (gegen die Stimmen von 88 Bischöfen, die sich aber nachher unterwarfen) die Unfehlbarkeit (Infallibilität) des Papstes verkündigte. Pius IX. starb 1878; sein Nachfolger wurde Leo XIII.

Die Gegenwirkung und Antwort auf diese kirchlichen Anmaßungen blieb nicht aus. — Die sogenannten Altkatholiken (in Deutschland unter Bischof Reinkens) und Christkatholiken (in der Schweiz unter Bischof Herzog) trennten sich von der römisch-katholischen Kirche, — und noch im Jahre des Konzils wurde Rom erobert und zur Residenz des Königs von Italien gemacht und die weltliche Herrschaft des Papstes hörte von da an auf. — Die Altkatholiken hoben Beichtzwang und Fastengebote und den Zölibat, das Verbot der Priesterehe, auf und führten im Gottesdienst statt der lateinischen die Landessprache ein. Reinkens hatte sich von Bischöfen der Jansenistischen Kirche in Utrecht weihen lassen, — welche Kirche aus jener inneren wahrhaft geistlichen Bewegung innerhalb der französisch-katholischen Kirche zu Pascals Zeiten hervorgegangen war und sich von Rom frei zu erhalten gewußt hatte. — Die Altkatholiken sollen in Deutschland etwa 120 Gemeinden mit 50 Priestern, die Christkatholiken der Schweiz 60 Gemeinden mit ebensoviel Priestern zählen. Die Liturgie, die Weise des Gottesdienstes ist katholisch, den Papst anerkennen sie nicht. — Professor Döllinger in München, welcher neben dem edlen, früh verstorbenen Möhler als der größte Theolog des katholischen Deutschlands galt, hat sich sehr entschieden gegen die päpstliche Unfehlbarkeit ausgesprochen und sich ihr nie unterworfen. Doch ist er nie in die altkatholische Kirche eingetreten. Döllingers Sehnen galt der „Wiedervereinigung der christlichen Kirche“, wie eine von ihm 1888 herausgegebene Schrift lautet. Da sagte er: „Wer immer an Christus glaubt, sein Vaterland, sowie die Christen aller Bekenntnisse liebt, der kann sich der Erwartung nicht erwehren, daß eine nicht allzuferne Zukunft eine Kirche bringen wird, die als die echte Fortsetzung und Nachfolgerin der alten Kirche der ersten Jahrhunderte Raum und Anziehungskraft haben wird für die jetzt noch Geschiedenen, eine Kirche, in welcher Freiheit mit Ordnung, Zucht und Sittlichkeit und Glaubenseinheit mit Wissenschaft und ungehemmter Forschung sich vertragen werden.“ —

Über den gutkatholischen Möhler (1796—1838, Professor in Tübingen und München, Verfasser der „Symbolik“), ist von kompetenter Seite geurteilt worden: „Kein Theologe der Neuzeit hat so wie er kritische Schärfe mit inniger Begeisterung zu paaren gewußt, keiner ihn an Reiz und Einfluß der Persönlichkeit erreicht.“ Über die Jesuiten aber hat Möhler in Vorlesungen, die er 1831 und später wörtlich diktierte (laut Friedrich, Möhler, S. 108 ff.) sich u. a. also ausgesprochen:

„So Rühmliches wir bisher von den Jesuiten zu erzählen hatten, so nahm doch der Orden in vielen seiner Glieder eine Richtung, die höchst schädliche Folgen für die Kirche haben mußte. Die erste Glut ihrer Begeisterung kühlte sich ab und es setzte sich der Ehrgeiz an. — Die Jesuiten nahmen größtenteils eine politische Stellung an, das menschliche Wesen war vorherrschend, ihre Aufmerksamkeit

wurde zu sehr nach außen gerichtet, und es kehrte sich der Blick von den inneren Tiefen des menschlichen Geistes ab. Daher finden wir bei den Jesuiten wohl große Mathematiker, Kritiker, Altertumsforscher, aber keinen tiefen Philosophen, keine wahrhaft spekulativen Köpfe. — Es ging kein Religionsphilosoph aus ihrem Orden hervor, während andere Orden so treffliche und tiefblickende Männer in diesem Fache lieferten. Die Glaubenslehre verlor sich unter ihren Händen in ein Gerippe von Verstandesbegriffen. Besonders nachteilig mußten sie auf die Moraltheologie wirken. Sie spalteten alles in einzelne Fälle und behandelten die Moral bloß als Kasuistik, und der unendlichen Kraft der sittlich religiösen Begeisterung wurde die richtige Stellung nicht angewiesen. — Dieses Verfahren der Jesuiten wirkte vergiftend bis ins innerste Mark des christlichen Lebens. Die religiöse Tiefe, die Strenge heiliger Sitte, eine ernste Kirchenzucht mußten notwendig verloren gehen. — Die Jesuiten faßten die gesamte Kirche als einen Staat auf, legten dem Papst alle Gewalt bei und dehnten seine Herrschaft ins Unendliche aus. — Die päpstliche Universalmonarchie entwickelte sich erst, nachdem eine Erstarrung in den einzelnen Gliedern der Kirche eingetreten war, eine Entfremdung vom lebendigen christlichen Geiste."

„Während die Reformatoren," so sagt Möhler weiter, „eine bloß innere Kirche wollten und alles vom Glauben abhängig machten, so gerieten die Jesuiten ins andere Extrem, nur die Werke, einzelne Kasus (Fälle) hervorzuheben und eine bloß äußere Kirche zu wollen. —

„Die Männer des Unglaubens arbeiteten in Frankreich aus allen Kräften an der Vernichtung des Jesuitenordens, und es war billig, daß dieser durch jene fiel; denn die Jesuiten hatten, ohne daß sie es wollten, nicht wenig zur Erzeugung des Unglaubens beigetragen. Christliche Frömmigkeit gedeiht nur mit sittlichem Ernst. Mit Recht ging 1772 der Orden zu Grunde."

Doch es ist Zeit, daß wir in unserem Abschnitt „Die katholische Kirche der Neuzeit" noch jener Katholiken gedenken, die von einem ganz anderen Geiste, als der ultramontane und jesuitische war, getrieben wurden, und das innerste Bedürfnis des Herzens mit dem Evangelium befriedigen wollten. — Wir meinen Sailer, Diepenbrock, Boos.

Joh. Michael Sailer wurde am 17. November 1751 in einem Dorf des Bistums Augsburg geboren, als der Sohn eines armen aber biederen Schuhmachers. Die Frömmigkeit der Mutter übte auf den Knaben einen heilsamen Einfluß aus. Ihrer gedenkt Sailer in seiner Schrift „über Erziehung für Erzieher" mit den schönen pietätsvollen Worten: „Geliebteste Mutter, so oft mir dein Blick, deine Geberde, dein Wandel, dein Leiden, dein Schweigen, dein Geben, deine Arbeit, deine sorgende Hand, dein stilles Gebet ins Auge trat, wurde das ewige Leben, das Gefühl der Religion mir gleichsam neu eingeboren, und dies Gefühl konnte nachher kein Begriff, kein Zweifel, kein Leiden, kein Druck, selbst keine Sünde töten." — Fleißig und mit großen Geistesanlagen ausgerüstet wurde Sailer als Schüler frühe nach München versetzt und trat dann 18 Jahre alt als Novize in den Jesuitenorden. Nach dessen Aufhebung studierte er Theologie, wurde Priester und nachher Professor

der Glaubenslehre in Ingolstadt, wo er mit dem frommen katholischen Pfarrer Fenneberg einen innigen Freundschaftsbund schloß. Beide Freunde schlossen sich der mystischen Richtung an, die auf innere Vereinigung mit Christo abzielte und auf alles Äußere wenig Wert legte. Diese Richtung, zu der auch Martin Boos gehörte, zählte freilich auch Schwärmer in ihrer Mitte, welche die Kirche zu sehr in den Hintergrund stellten und Veranlassung waren, daß man auch die bessere Mystik als „Aftermystizismus" verachtete und floh. Als Boos einmal von seinen Kollegen gefragt wurde, was denn Aftermystizismus sei, antwortete er: „Es ist der Dreck, womit der Teufel den Schatz zudeckt, daß ihn die blinde Welt nicht findet, und Gott läßt es geschehen, damit ihn Hunde und Schweine nicht sehen und ihn zertreten und mißbrauchen." — Auch mit Boos, sowie mit gläubigen Protestanten wie Lavater, befreundete sich Sailer und zog sich damit Verfolgung, ja Amtsentsetzung zu. Boos predigte seiner katholischen Kirche in Südbayern und später nach seiner Ausweisung im Österreichischen die Rechtfertigung des Sünders aus Gnaden durch Christi Verdienst, und merkwürdige zahlreiche Erweckungen und geistliche Gaben waren die Folge solcher Gnadenpredigt. Er lehrte: „Alle Werke können dem Menschen nicht helfen, man könne dabei nie zur Ruhe und zum Frieden kommen; denn bei dem Streben, durch die Werke vor Gott gerecht zu werden, erhalte man nie die Antwort: Es ist nun genug! Die Frage laute vielmehr immer aufs neue: Was muß ich noch thun? Den Frieden der Seele könne man nur bei Christo finden, der für uns genug gethan habe." — Wegen solcher Lehre wurde Martin Boos zweimal gefangen gesetzt, zuerst von seiner bayerischen, dann von seiner österreichischen Pfarrei vertrieben und fand schließlich in Preußen Aufnahme, wo er als katholischer Pfarrer in Sayn bei Koblenz etwa 60 Jahre alt starb. Ein großer Teil seiner früheren Gemeinde Gallneukirchen in Österreich war zur evangelischen Kirche übergetreten. — Ein Bild der evangelischen Seelsorge dieses römischen Priesters gewährt folgender von Boos erzählter Vorfall: „Kürzlich kam ein Bauer aus der Ferne zu mir ins Zimmer und sagte: „Ich bin der größte Sünder in der Welt. Möchten Sie mir nicht

Bischof Sailer.

eine halbe Stunde Beichte hören?" — „Jawohl, recht gerne, geh' nur in die Kirche und bete um den Glauben an Christum. An der Buße fehlt dir's nicht, aber am Glauben fehlt's dir sehr." — Er ging dann in die Kirche und ich hörte nachher seine Beichte. Als ich ihn getröstet und ihn zum Glauben an Christum aufgemuntert hatte, sagte er: „Darf ich morgen vor der Kommunion nicht noch einmal beichten?" — Ich: „Nein, durchaus nicht! Gebeichtet und gezweifelt hast du zu lange und zu viel, aber geglaubt hast du zu wenig und viel zu wenig Vertrauen auf den gesetzt, der für dich Blut geschwitzt hat. Glaube! Und dein Glaube wird dir helfen." — Der Bauer sagte weinend: „Ich habe es wohl gelesen, daß Gott den Tod des Sünders nicht will und daß Er zur Sünderin sagte: Gehe hin, dein Glaube hat dir geholfen; aber ich kann es nicht glauben, daß es mich angehen soll." — Ich antwortete: „Freilich geht's dich an, und wenn du nicht glaubst, so kommst du mit all deiner Buße an den Baum wie Judas; denn die beste Buße hilft nichts, wenn sie ohne Glauben, Hoffnung und Vertrauen ist." — Damit entließ ich den Bauer und gab ihm ein Neues Testament mit. — Des Tags darauf ging er dann ruhig zur Kommunion. —

Mit dem Kreis dieser durch Boos Erweckten berührte sich also Professor Sailer. Bei Fenneberg traf er mit prophetisch begabten Leuten aus jenem Kreise zusammen und es wurde da seine Demut auf eine harte Probe gestellt. Einer der Erweckten sagte dem Gelehrten geradezu ins Gesicht: „Du bist noch ein Pharisäer und Schriftgelehrter." — Der Pfeil traf und blieb stecken. — Nach Hause zurückgekehrt, hatte Sailer schwere innere Kämpfe, wie er damals auch von außen hart bedrängt war. Einmal um Mitternacht erblickte er sich von Furien ergriffen, deren gräßliche Gestalt ihn hätte versteinern können. In seiner Angst und Seelennot kniete er auf dem Bette nieder nnd schrie gewaltig zu Gott, worauf er eiskalt und zitternd ins Bett zurücksank. — Bald war es ihm aber, als ob in ihm eine heilige Stimme spräche: „Nur Gott, in Christo die Welt mit sich selbst versöhnend, kann dich retten! Ergieb dich Ihm und lauf Ihm nicht aus der Schule! Lerne der Sünde vollends absterben und Christo allein leben. Bete unabläßig und verleugne dich selbst." —

In Sailers Herz kehrte der Friede ein, der Friede mit Gott, mit dem der Kampf gegen das Böse und den Bösen nicht aufhört. — Immer wieder übergab Sailer sich dem Herrn, und immer mehr wurde er innerlich und äußerlich gesegnet und von Gott zu großen Dingen gebraucht. — Er wirkte von 1800 bis 1822 als Universitätsprediger, Professor und Schriftsteller, und sein veredelnder, zu Christus ziehender Einfluß ging weit hinaus in die Lande. Der König wollte ihn zum Bischof von Augsburg machen, aber der Papst bestätigte die Wahl nicht, weil er mit Protestanten verkehrte und man an seiner Rechtgläubigkeit zweifelte. — Doch hat Sailer zehn Jahre lang als Generalvikar und Coadjutor des Bischofs von Regensburg im bischöflichen Amte gewirkt und schließlich noch als wirklicher Bischof von Regensburg geamtet. Er war ein edler und reiner Charakter, mild, ruhig und weitherzig und hatte eine seltene Gabe als Seelsorger. 1832 ging er mehr als 80 Jahre alt zu seiner Ruhe ein. Mehrere seiner Schüler, die Pfarrer Lindl, Goßner und Henhöfer sind mit einem großen Teil ihrer Pfarrkinder zur evangelischen Kirche übergetreten. —

Sailers Schriften umfaßten vierzig Bände. Sein „Gebetbuch“ wurde von Lavater öffentlich empfohlen und von Evangelischen viel gebraucht. — Eine köstliche Fundgrube sind seine „Briefe aus allen Jahrhunderten“ der christlichen Zeitrechnung, worin man einen Eindruck bekommt von dem „Einen Glauben“, dessen, was immer, was überall, was von allen geglaubt worden ist. — Sehr bedeutend ist der auch im Druck erschienene „Briefwechsel zwischen Sailer, Diepenbrock und Passavant“, dem Frankfurter Arzte. Sailers Sprache ist geistreich, sinnig, klar, — goldene Äpfel in silbernen Schalen. Wir lassen als Beispiel einige seiner Aussprüche hier folgen.

„Die Kinder Gottes haben auch ihre Kinderkrankheiten; denn ihre Vollmündigkeit, ihre vollendete Genesung liegt drüben.

Alles Kreuz ist eine Sterbestätte des alten und eine Geburtsstätte des neuen Menschen.

Zwei Dinge sind schwer festzuhalten: Das Mißtrauen gegen dich, wenn alles gut zu gehen scheint; das Vertrauen auf Gott, wenn alles übel zu gehen scheint.

Die Leiden gehören ins Leben, wie das Salzgefäß auf den Tisch, daß der rechte Geschmack an der rechten Heimat des Geistes nicht verdorben werde.

Solange die zwei Idole (Götzen), die selbständige Natur und die selbständige Vernunft, nicht umgestürzt sind in dem Gemüte des Menschen, so lange bleibt in ihm der geheime Widerstand gegen das positive Christentum.

Der Ehestand erzieht erstens das Ehepaar durch das Ehepaar, zweitens die Kinder durch die Eltern, drittens die Eltern durch die Kinder.

Was ist der faßlichste Katechismus für Kinder? — Die lebendige Religion im Antlitz und Leben, in Wort und Gebärde der Mutter.

Ich bin nie empfänglicher für neue Gaben Gottes als im Gefühl meiner Nichtigkeit.

Es kann das Sein nur vom Schöpfer, das Gutsein nur vom Erlöser kommen.

Trenne nie die Bildung des Kopfes von der Bildung des Herzens!

Sei erst selbst, und sei es ganz, was andere durch dich werden sollen.

Sailers größter, berühmtester und geliebtester Schüler war Melchior Diepenbrock, Fürstbischof von Breslau, dessen Leben der Altkatholik Reinkens beschrieben hat. — Diepenbrocks Vater war Reichskammergerichtsrat zu Bocholt im Fürstentum Salm-Salm. Er selbst war als Reiter und Offizier gegen die Franzosen zu Felde gezogen, mußte aber wegen eines Gehorsamsfehlers den Abschied nehmen, wobei er, ein unbändiger Mensch, vor Wut die Uniform zerriß und den Degen zerbrach. Nach Hause gekommen, widmete er sich der Landwirtschaft und der Jagd, auch der Wissenschaft und Poesie. Im Jahre 1817 kam Sailer, bereits weltberühmt, in jene Gegend und kehrte im Hause der Eltern Diepenbrocks ein. Dieser hielt sich fern, setzte sich auch bei Tische so weit ab als möglich, damit er mit Sailer nicht ins Gespräch komme. Da geschah es, daß am Ende der Mahlzeit Sailer plötzlich aufstand, den jungen Diepenbrock unter den Arm faßte und zu ihm sagte: „Lieber Melchior, wollen wir nicht ein wenig spazieren gehen?“ — Im Garten hatten sie eine lange

Unterredung und Sailer gewann des Jünglings Herz. Das war die Stunde seiner Bekehrung. Diepenbrocks Leben nahm nun in jeder Beziehung eine Wendung. Er folgte Sailer auf die Universität, studierte zwei Jahre das Verwaltungsfach und entschloß sich dann, Priester zu werden. Er starb 1853 als Fürstbischof von Breslau.

Diepenbrock stand in stetem Verkehr und inniger Freundschaft auch mit edlen protestantischen Christen; so mit dem geistvollen Arzt und Denker Passavant in Frankfurt. Zart und innig sind seine religiösen Lieder. Ausgezeichnet seine bischöfliche Verwaltung und Seelsorge. Aber ein Zug der Wehmut und Entsagung blieb seinem Wesen aufgedrückt. Die Natur hatte ihn mit einer solchen Fülle von geistigen und leiblichen Kräften begabt, daß er für den Schauplatz der weiten Welt bestimmt schien. Als Priester mußte er seine Triebe gewaltsam unterdrücken und hat es gethan mit ganzer, wenn auch mit schmerzlicher Opferung seines Willens.

Auch in der griechisch-katholischen Kirche schien im Anfang des neunzehnten Jahrhunderts nach langer Erstarrung in toter Orthodoxie und Bilderdienst neues Leben zu erwachen, als Kaiser Alexander I. auf dem Throne Rußlands saß.

Abgesehen von der alten Eifersucht der Bischöfe von Rom und Konstantinopel hatte sich schon frühzeitig auf dem Gebiet des Gottesdienstes und der Lehre Verschiedenheit zwischen der abendländischen und morgenländischen Kirche herausgebildet und zu vielen Streitigkeiten geführt, bis es im Jahre 1054 zum offenen Bruche kam. Der Patriarch Michael von Konstantinopel machte der römischen Kirche mehrere Ketzereien zum Vorwurf und ließ die mit dem Papste in Verbindung stehenden Mönche austreiben. Der Papst suchte den Streit gütlich beizulegen; aber der Patriarch Michael war nicht zum Nachgeben zu bewegen. Da legten die päpstlichen Gesandten am 16. Juli 1054 auf dem Hauptaltar der Sophienkirche in Konstantinopel eine Schrift nieder, in welcher über den Patriarchen und seine Anhänger der Bann ausgesprochen wurde. Damit war die Trennung der morgenländischen und abendländischen Kirche für immer vollzogen, und jede der beiden Kirchen ging seitdem ihre eigenen Wege. — Um die Reformation hat sich die griechisch-katholische Kirche wenig gekümmert. Sie ist über Griechenland weit hinausgewachsen und hat das große russische Reich für sich gewonnen. Weil ihr Oberhaupt, der Patriarch von Konstantinopel, unter schwere Abhängigkeit vom türkischen Sultan geriet, errichtete der russische Herrscher Feodor Iwanowitsch 1589 ein selbständiges Patriarchat zu Moskau; ja Peter der Große machte sich selbst zum Oberhaupt der russisch-griechischen Kirche und ließ die leer gewordene Stelle des Patriarchen von Moskau unbesetzt. — Ebenso unabhängig vom Patriarchat in Konstantinopel wurde die Kirche Griechenlands, seitdem dieses 1830 ein selbständiges Königtum wurde. — Die Lehre der griechischen Kirche, die sich die orthodoxe nennt, stimmt im allgemeinen mit der römisch-katholischen überein, ist sogar orthodoxer (rechtgläubiger) als diese; auch ist den Geistlichen mit Ausnahme der Bischöfe die Ehe gestattet und das Abendmahl unter beiderlei Gestalt gebräuchlich. Der Gottesdienst wird nicht in der lateinischen, sondern in der altertümlichen griechischen Kirchensprache gehalten und die Messe bildet den Hauptbestandteil derselben. Während die abendländische, römische Kirche mehr den Heiligendienst annahm, wandte sich die morgenländische mehr dem Bilderdienste zu;

die Bilder Christi, der Jungfrau Maria, der Engel und Heiligen sollen durch Küssen, Knieebeugen, brennende Lichter und Weihrauch verehrt werden, während Anbetung nur dem dreieinigen Gott zukommen dürfe.

Die orthodoxe Kirche Rußlands hat sich besonders unter Kaiser Alexander I. gehoben. Dieser Fürst war zur Zeit der napoleonischen Kriege durch die Zuchtschule Gottes gegangen und hatte darin etwas gelernt. Er war u. a. von Frau von Krüdener religiös angeregt worden. Juliane Barbara Freifrau von Krüdener (geboren 1766, gestorben 1824) stammte aus einem alten adeligen Geschlechte zu Riga, wurde in Paris in den Kreisen der Freigeister erzogen, früh gegen ihren Willen verheiratet, geschieden und lebte dann ihrem Vergnügen in Petersburg und Paris. Später erweckt, suchte sie Oberlin und Stilling auf und suchte nun auf ihre Zeitgenossen christlich einzuwirken, wobei sie durch ihre Innigkeit und ihren Geist auf eine Menge Menschen eine mächtige Anziehungskraft ausübte, aber auch viel Widerstand fand und mit der Polizei in Konflikt kam. Sie wollte Buße predigen in der Wüste der Civilisation. Alexander von Rußland nahm oft an ihren Bibelstunden teil; auch einem Goßner und Lindl war er nahegetreten und hatte sich für Verbreitung der Bibel interessiert und durch geistliche Seminare und Volksschulen die Kirche des Reichs zu heben getrachtet. Auch die nicht zur orthodoxen Kirche des Reiches gehörigen evangelischen Deutschen in den Ostseeprovinzen, die früher zu Schweden gehört hatten, durften unter Alexander I. ruhig und ungestört ihres Glaubens leben, und es vollzog sich hier eine Erneuerung des christlichen Lebens unter der Geistlichkeit, welche hauptsächlich von der theologischen lutherischen Fakultät zu Dorpat ausging, die von Alexander I. neu eingerichtet worden war und treffliche Lehrer bekommen hatte wie Sartorius, Philippi, Heinrich Kurtz, Keil, von Öttingen. Die äußere und innere Mission wurde in Angriff genommen. Die Deutschen waren nicht nur die Herren, sondern auch die Lehrer des esthnischen und lettischen Volkes. Ein hochherziger gastfreier und freigebiger Adel ging mit edlem Beispiele voran. Eifrig besuchte man die Kirchen; die Sangeslust freute sich der geistlichen Lieder. Die Entwicklung der lutherischen Kirche schien eine glückliche zu werden, getragen von dem Feinsinn deutscher Bildung. —

Frau von Krüdener.

Aber die Lage änderte sich. Seit Nikolaus I., der von 1825—1855 regierte, suchte man in Rußland alle ausländischen und evangelischen Einflüsse auf Staat und Gesellschaft und auf die orthodoxe (griechische) Kirche als modern, liberal und gefährlich abzusperren. In den vierziger Jahren wurden durch allerlei Lock- und Schreckmittel etwa 50 000 evangelische Bauern, Letten und Esthen, bewogen, sich einschreiben, d. h. auf den griechischen Glauben sich firmeln zu lassen, und sie durften, als sie den Schritt bereuten, nicht wieder aus der griechischen Kirche ausscheiden. Überhaupt ist in Rußland jeder Übertritt zu einer andern Kirche als der griechischen verboten. Scharenweise werden die lutherischen Pastoren für ihren Glauben gestraft, Vorwände ersonnen, sie ihres Amtes zu entsetzen, und viele müssen nach dem südlichen Rußland in die Verbannung gehen, ohne sich eines Verbrechens schuldig gemacht zu haben. Russische Popen (Priester) lassen sich in einer evangelischen Gemeinde nieder und hetzen sie gegen ihren Geistlichen auf, versprechen ihnen auch Geld und Land, wenn sie zur griechischen Kirche übertreten. Die Kurländer, Livländer und Finnländer aber, meistens schlichte Landbewohner, halten treu und fest zu ihrem Glauben, die kleinen Kirchen sind überfüllt, meilenweit fahren die Bauern und Knechte von ihren einsam gelegenen Gehöften zur Kirche und manch' heißes Gebet um Errettung dringt zum Himmel empor. Auch die Pastoren, die Bürgerschaft und der Adel verlieren in diesen Trübsalen den Mut und die Hoffnung zu Gott nicht, und unter der Verfolgung wächst die Liebe zum Evangelium nur noch mehr.

Auch innerhalb der orthodoxen Staatskirche Rußlands regt es sich und erweist sich das Evangelium als eine Gotteskraft. Freilich fehlt da wie immer beim Evangelium auch das Kreuz der Verfolgung nicht. — Die Bauern in der Wolga-Ebene hatten den württembergischen Kolonisten das „Stundenhalten" und den Gebrauch des Bibellesens abgesehen. Der Russe liest gern, und nach Aufhebung der Leibeigenschaft sammelte der Bauer Ratusny bei Odessa und später der Bauer Balabok Hausen von Bibellesern. Senfkornartig entwickelte sich die Bewegung, welche in der Folge „Stundismus" genannt wurde, und heute zählen die Anhänger der Stunden in Rußland bereits nach Millionen, die meistens dem Stande der Bauern angehören. „Und wenn sich jemals gezeigt hat, daß das Evangelium die Menschen auch für dieses Leben tüchtiger macht, so ist es bei den russischen Stundisten der Fall. Jeder Stundist erlernt die Kunst des Lesens und strebt überall nach Bildung; jeder Stundist haßt alles „Trinken und Spielen"; jeder Stundist bemüht sich, durch Fleiß und Pflichttreue vorwärts zu kommen, und so ist nicht zu verwundern, daß die Stundisten den andern russischen Bauern weit überlegen sind. Diese Leute folgen einfältig dem Worte Jesu, halten wie Brüder innig zusammen, geben dem Weibe seine Ehre und Stellung und sind barmherzige Samariter gegenüber den Nöten der sie umgebenden Welt." (Funcke.)

Hätten sich intelligente und christliche Popen von Anfang an der Bewegung und der Erweckung angenommen, so hätte sie vielleicht eine heilsame Reformation der großen griechisch-katholischen Kirche bewirkt. Aber statt dessen wurden die armen Stundisten von fanatischen Priestern als „verfluchte Ketzer" verdammt und dem weltlichen Arme überliefert. Eine allgemeine Verfolgung erging über die Stundisten,

von Geldstrafen an, bis zur Einkerkerung in scheußliche Gefängnisse. Die Kinder werden oft den Eltern entrissen, um sie im orthodoxen Glauben zu erhalten; die Eltern werden nicht selten, gleich den rohesten Verbrechern und in deren Mitte, nach Sibirien geschickt.

Auch die evangelische Bewegung, welche von dem englischen Lord Radstock und dann von dessen Schüler Oberst Paschkoff in der russischen Gesellschaft zum Teil in den höchsten Kreisen hervorgerufen worden ist, ist bei dem straffen Regiment des heiligen Synods und dessen Prokurator Pobedonoszeff, des Erziehers des jetzigen Kaisers, zurückgegangen und glimmt nur noch im Verborgenen. An Ausschreitungen und Schwärmereien hat es allerdings unter den Stundisten, deren viele die Bilder der Heiligen zerschmetterten oder zu profanen Zwecken brauchten, auch nicht gefehlt. Aber wie hätten sie Vertrauen fassen können zu den Vertretern der Staatskirche, die sie verfolgten? Was war natürlicher, als daß sie sich vom orthodoxen Gottesdienst allmählich loslösten und allein im Bibelworte Trost und Erquickung suchten? — Gewalt in Glaubenssachen, wie es das Staatskirchentum gern mit sich bringt, ist ein arges Ding und verstößt gegen das ABC des Evangeliums, dessen Waffen Wahrheit und Liebe, Leiden und Leben aus Gott sind und dessen Boten nicht wie Wölfe unter die Schafe gesandt werden. „Ach, daß die Hilfe aus Zion über Israel käme und Gott sein gefangenes Volk erlösete! So würde sich Jakob freuen und Israel fröhlich sein!"

Wir schließen dieses Kapitel mit der „Anrede an die Christen aller Konfessionen", womit Diepenbrock einst eine Predigt schloß: „Ihr Christen insgesamt, die ihr in unseliger Spaltung und Zerrissenheit einander anfeindet und lästert, bedenkt, daß die Liebe der Brüder das höchste Gesetz und Zeichen des wahren Jüngers Christi ist. Um der Sünde eurer Väter willen hat Gott die unselige Spaltung zugelassen; um eurer Sünden willen dauert sie fort. Tilget doch unter euch alles Böse, allen Hadergeist, alle Feindschaft, alles Ärgernis, allen Greuel und wähnet nicht, daß die Rechtgläubigkeit euch retten wird am Tage des Zornes, wenn euer Wandel euer Bekenntnis Lügen straft. — Schaffet hinweg aus eurer Mitte allen Sauerteig des Pharisäismus und des Sadduzäismus, dessen faule Gärung den Himmel mit Qualm und Dunst bedeckt! Dann erst dürft ihr hoffen, daß euch die Sonne des ersehnten Tages scheine, da ein Hirte sein wird und eine Herde."

Die Mission unter Israel und den Heidenvölkern.

Das Christentum ist bestimmt, die Religion aller Völker zu werden, und das Zeugnis von Christus soll bis an die Enden der Erde gelangen. Das Evangelium oder die gute Botschaft von der Erlösung und dem Heil im Namen Jesu ist für alle Welt bestimmt; denn alle Reiche der Welt sollen Gottes und seines Gesalbten werden. Darum sind die Zeugen Christi, die Boten Gottes von Anfang an hinausgegangen, um Juden und Heiden zur Gemeinschaft des Sohnes Gottes und zum Gehorsam des Glaubens gegen Seinen Namen oder, mit anderen Worten, zum Reiche Gottes einzuladen, und der HErr hat mitgewirkt, daß das Wort seiner Gesandten nicht leer zurückkam und die Sendung Erfolg und Frucht hatte. Sendung heißt im Lateinischen „Mission". Mission ist also das Werk derjenigen, welche in der Kraft der Sendung Jesu, der befohlen hat: „Gehet in alle Welt und prediget das Evangelium aller Kreatur," das Evangelium denen verkündiget haben, die es noch nicht hatten, um sie zur Buße und zum Glauben an Christus zu führen und durch die heilige Taufe in die Kirche Christi aufzunehmen. Wie diese Mission im ersten Jahrhundert durch die Apostel des HErrn betrieben und wie unter Juden und Heiden die Religion des Kreuzes aufgerichtet wurde, zeigt uns die Apostelgeschichte. — Schon in den Tagen eines St. Petrus, St. Paulus und St. Johannes verpflanzte sich die Kirche, anhebend zu Jerusalem und Palästina, nach Syrien, Kleinasien, Ägypten, nach Osten bis über Babylon, nach Makedonien, Griechenland, Illyrien und Italien, ja ohne Zweifel bis nach Gallien (Frankreich) und Spanien.

Im zweiten Jahrhundert schritt das Evangelium vor durch Gallien bis nach England und über die Nordküste von Afrika, wo es hauptsächlich in Karthago einen Hauptsitz fand, und im Osten über den Euphrat bis nach Indien.

Während im dritten Jahrhundert die Kirche gegen innere heidnische und jüdische Verunreinigung des Christentums zu kämpfen und unter schweren und langen Christenverfolgungen zu leiden hatte, breitete sie sich weniger nach außen aus. Desto mehr drang das Evangelium im vierten Jahrhundert vor, — im Osten nach Armenien und Persien, im Norden zu den Westgoten u. a. — In den darauffolgenden Jahrhunderten beugten sich nach und nach die germanischen Völker unter das Kreuz: die Franken und Alemannen, die Angelsachsen, die Irländer. Als vom

siebenten Jahrhundert an aus England, Schottland und Irland Mönche und Geistliche nach dem Festlande herüberkamen, ein Columban, Gallus, Fridolin, Bonifatius, Willibrord, da fing es im alten Helvetien und in deutschen Landen zu tagen an. — Selbst in den dunklen Zeiten des zehnten Jahrhunderts machte die christliche Mission, besonders unter den Slaven, große Fortschritte und eroberte Polen, Ungarn, Rußland, Preußen, Norwegen und Schweden.

Als die früher einige Kirche ums Jahr 1000 sich getrennt hatte, da konnte sie keine ganzen Völker mehr erobern. Auch durch das große innere Verderben wurde sie geschwächt, nach außen ihre Sendung von oben recht zu erfüllen. Wohl öffnete sich durch Entdeckung Amerikas der Mission ein neues großes Gebiet. Aber die in den neuentdeckten Ländern herrschende römische Kirche brauchte als Mittel der Bekehrung nicht mehr bloß wie früher die Macht der Wahrheit und der Liebe und eines heiligen Vorbildes, sondern oft die Gewalt, und wie gegen einheimische „Ketzer", so wurden auch gegen die Heiden Bluturteile gefällt und Gewalt angewendet, um dieselben der Kirche einzuverleiben. Doch gab es auch wahre und große Missionare unter den Jesuiten, die unter den Indianern Amerikas und in Indien, China und Japan ein gesegnetes und leidenvolles Werk gethan haben.

John Eliot.

In Cochinchina allein haben seit 1600—1800 etwa 200 katholische Märtyrer fürs Christentum ihr Leben gelassen.

Die protestantische Kirche war zur Zeit der Reformation noch keine Missionskirche. Sie hatte daheim ein Werk zu thun, die verschütteten Quellen des reinen apostolischen Evangeliums wieder aufzugraben und um ihren eigenen Bestand zu kämpfen. Auch waren die neuentdeckten Länder Amerikas nicht protestantischen, sondern katholischen Mächten, wie Spanien und Portugal, unterworfen, so daß eine katholische Mission eher Anknüpfungspunkte fand. Immerhin wurde schon zur Zeit Calvins ein Missionsversuch gemacht, der aber zum größten Teil mißglückte. Es

waren 1556 von Genf aus vierzehn Sendboten nach Südamerika gegangen und Gustav Wasa in Schweden hatte einen Missionar zu den Lappen gesandt.

Einen Schritt vorwärts ging es mit der evangelischen Mission zur Zeit Oliver Cromwells. Damals ging ein englischer Prediger Namens Eliot zu den Indianern Nordamerikas und wirkte dort von 1664–1690. In kurzer Zeit, wie durch Inspiration, erlernte Eliot die schwierige Sprache dieses Volkes. Sein mühevolles Werk wurde später zum Teil wieder zerstört und verderbt durch das von den Europäern importierte Feuerwasser, den Branntwein, an dessen unheilvollen Folgen die wilden Völker meistens dahinsterben. Auch war dem Werke der Evangelisation der Umstand nicht günstig, daß die Indianer so viel auf dem Kriegspfad lebten und mit erbittertem Hasse Kämpfe führten unter sich und gegen die weißen Ansiedler. Immerhin zählt man jetzt, wo die Zahl der Indianer ungeheuer abgenommen hat, noch 115 000 getaufte Indianer. Zu diesem sehr begabten, aber wilden, ruhelosen, unbändigen und freiheitslustigen Volke sollte das Evangelium wie ein letzter Trost kommen, um ihm den irdischen Untergang mit der Hoffnung auf ein besseres und ewiges Erbe im Himmel zu versüßen.

John Eliot den Indianern predigend.

Schon ins folgende achtzehnte Jahrhundert gehört die Missionsarbeit unter den Eskimo im hohen kalten Norden von Amerika. Im Jahre 1721 landete in Grönland Hans Egede. Er kam in einem dänischen Schiffe von Kopenhagen her, wo König Friedrich IV. christliche Gesinnungen hegte und bemüht war, den Eingeborenen der dänischen Besitzungen in West- und Ostindien die Segnungen des Christentums zu bringen. Dieser dänische König war es, der nach Trankebar an

der Küste Koromandel in Indien Ziegenbalg mit einem Gefährten sandte, und der auch Zinzendorf und die Brüdergemeinde unterstützte, daß diese auf der dänischen Insel St. Thomas in Westindien 1732 eine Mission begründen konnte. Die Brüdergemeinde hat in der Folge dann auch bei den Indianern und den Eskimo gearbeitet und ist namentlich in Grönland in die Arbeit Egedes eingetreten, von welchem wir noch einiges berichten wollen.

Hans Egede ist ein Beispiel unendlicher Geduld und Standhaftigkeit, einer der Männer, die fortfahren zu säen, auch wenn ihnen hienieden und in ihrer Lebenszeit keine Ernte winkt, einer der Stillen, die auf den Herrn warten können. Viele Jahre lang hat Egede unter den armen unwissenden und rohen Eskimos gelebt und gewirkt, ohne einen einzigen bekehren und taufen zu können. Nur einiger Handelsverkehr zwischen Dänemark und den Grönländern wurde angeknüpft, wobei alljährlich ein dänisches Handelsschiff landete und etwas Pelzwerk und Thran umtauschte; aber auch dieser Handelsverkehr war nicht ergiebig und wurde später aufgegeben. Zur Unterstützung des einsamen Egede sind später zwei Herrnhuter Brüder nach Grönland nachgefolgt. Aber auch sie wurden außerordentlich in der Geduld geübt. Auch sie sahen jahrelang keine Frucht ihrer Mühen, ihrer Gebete und Thränen. Im Gegenteil! Die Eskimo spotteten ihrer und ahmten das Singen, Beten und Lehren der Missionare spöttisch nach. — Auch sonst, in Bezug auf die äußere Existenz, kamen diese in große Not. Zwar hatten sie, gutem Rat folgend, bei ihrer Abreise aus Kopenhagen Balken, Bretter, Geräte zur Erstellung eines Hauses, auch Garn und Geschoß zum Fischen und Jagen und Sämereien und Lebensmittel mitgenommen. Aber im Jagen und Fischen waren sie wenig geübt, und es ging oft lange, bis sie einen Seehund erbeuteten. Die Anpflanzungen gediehen im unwirtlichen Lande, wo fast nur Felsen, Klippen und Schnee zu finden waren, nicht. Oft waren die Missionare nahe daran, durch Hunger und Kälte umzukommen, ohne daß die Grönländer sich ihrer erbarmt und sich ihrer angenommen hätten. Einmal wagten sie sich bei ungewisser Witterung, um Speise zu suchen, auf altem baufälligem Boot aufs Meer und wurden durch einen Sturm nach einer unbewohnten Insel verschlagen, wo sie ohne Speise mit durchnäßten Kleidern, mit vom Rudern geschwundenen Kräften bei grimmiger Kälte stehend und laufend Tage lang ausharren mußten, bis Hilfe kam. Und solches begegnete nicht nur einmal. Fünfzehn Jahre mußte Egede mit seiner edlen Gattin auf Grönland aushalten, und noch kein einziger Eskimo war bekehrt!

Da starb Egedes Gattin an den Blattern, die sie bei der Pflege kranker Eskimo sich zugezogen hatte. Das war ein herber Verlust für den alternden, müden Arbeiter. Und die Arbeit an den Heiden stieß auch deshalb auf große Schwierigkeiten, weil die Blatternkrankheit, die 2—3000 Eskimo wegraffte, von Kopenhagen her eingeschleppt worden war. Von dieser Seite erwartete das aufs Äußere sehende Volk kein Heil.

Endlich begann die harte Rinde zu schmelzen. Es war am 2. Juni 1738, also 17 Jahre nach Egedes Landung, als viele durchreisende Grönländer in dem Hause der Gefährten Egedes, der Missionare **Beck** und **Bönisch**, einkehrten. Beck war gerade mit der Übersetzung der Evangelien beschäftigt. Die Heiden wollten wissen, was in dem Buche enthalten wäre. Er las ihnen etwas vor und es entspann sich

ein Gespräch, in welchem Beck den Eskimo sagte, wie alles geschaffen sei, wie die Menschen in Ungehorsam und Elend gesunken seien, wie Gott sich ihrer aber erbarmt und Seinen eingeborenen Sohn in die Welt gesandt habe und wie man an Ihn glaubend nicht verloren gehe. — Er erzählte den Heiden namentlich das Leiden und Sterben Jesu und ermahnte sie, zu bedenken, was es den Heiland gekostet habe, uns zu erlösen. — Das ging einem Heiden, Namens Karjanak, ins Herz. Er trat vor und sagte mit bewegter Stimme: „Sage mir das noch einmal; ich möchte auch gerne selig werden.“ Das war in so vielen Jahren das erstemal, daß ein Verlangen nach der Botschaft des Heils unter den Grönländern sich aussprach. Man kann sich denken, wie die Worte Karjanaks des Missionars Herz bewegten. Mit Thränen in den Augen erzählte Beck nun die ganze Leidensgeschichte. Einige der Eskimo teilten Karjanaks Interesse und legten die Hand auf den Mund, wie sie zu thun pflegten, wenn sie sich über etwas verwundern; andere aber liefen ungeduldig fort. Karjanak aber kehrte auf der Rückreise bei den Missionaren wieder ein, ließ sich weiter belehren und im folgenden Jahre wurde er mit seiner Frau und einem Sohn und einer Tochter auf Christus getauft. Andere folgten dem Beispiele Karjanaks und die Getauften siedelten sich um das Haus der Missionare an, woraus ein kleines Dorf, Neuherrnhut, entstand. Andere Stationen in Grönland kamen später hinzu. Auch gründeten die Herrnhuter auf der Nordostküste Labradors eine christliche Mission; wir nennen nur die Stationen Okak, Nain, Hoffenthal. — Hier im kalten Norden wie im Süden Afrikas unter den Hottentotten und unter den elenden Papuas auf Neuholland arbeiten die Herrnhuter mit nimmer ermüdender Liebe.

Hans Egede.

Wenden wir uns nach Asien, so sind es dort namentlich die Völker der Hindu und der Chinesen, bei welchen das Heidentum einen Hauptsitz hatte und noch hat. Die Religion dieser Völker sind der Brahmaismus und der Buddhismus. Reine Buddhisten giebt es wohl ein paar hundert Millionen. Der Buddhismus ist im Grunde eine trostlose Religion. Während das Christentum eine

Verklärung des Menschen und der Welt durch Christus, eine Erlösung von Sünde und Tod verheißt, sucht der Buddhismus seinen Trost und sein Heil in der Vernichtung, in der Auflösung in das Nichts, im „Nirwana“. Aus dem Nichts ist nach dieser Lehre die Welt hervorgegangen und so die Stille des reinen Nichts gestört und getrübt worden, und die Beseligung liegt darin, daß man in dieses „Nichts“ wieder zurückversinkt. Eine weltschmerzliche Religion, die bereits angefangen hat, auch in Europa, namentlich in Paris, Anhänger und Gemeinden zu sammeln. Da wird gerade das, wovon wir erlöst sein sollen und wodurch der Feind Macht hat, auf den Thron erhoben und vergöttert. Den Namen hat diese Religion von dem Königsohne Buddha oder Sakyamuni, der 600 Jahre vor Christus lebte und im Gegensatz gegen die ältere weltvergötternde Religion des Brahmaismus, lehrte, in Entsagung und Gleichgültigkeit gegen die Welt und ihre Genüsse, im Vergehen liege das Erlösende. — Buddha wird von den Buddhisten als Heiliger verehrt, und eine Menge anderer mit ihm. Der Brahmaismus läßt das anfanglose Ureine zunächst in drei Göttern sich entfalten: Brahma, der Gott des Entstehens, Wischnu, der Gott des Bestehens, Siva, der Gott der Zerstörung. Doch schließt sich an diese Dreiheit eine Vielheit von Erscheinungen und Verwandlungen des Göttlichen bis zum Menschlichen herab, ein vielgestaltiger Götzendienst, zu welchem schwere Opfer, Waschungen im heiligen Ganges, Selbstpeinigung und Beschauung bis zur Entzückung gehören. — Zum Brahmaismus gehört auch die strenge Scheidung der Menschen in vier Klassen, wovon die oberste die stolzen Brahmanen, die unterste, verachtete und unglückliche die Paria sind. — Schreckliche Sitten und Anschauungen kommen im Brahmaismus vor. So hat die Frau eine unwürdige, gänzlich untergeordnete Stellung gegenüber dem Manne; sie ist nichts vor ihm und nichts außer ihm, so daß in Indien die Witwen auf dem Scheiterhaufen, auf dem der Leichnam des Mannes verbrannt wurde, sich selbst dem Flammentode preisgaben oder preisgeben mußten. Es liegt ein schwerer Bann auf diesem Volke, der um so schwerer zu brechen ist, je mehr die Hindu bei dem vielen Tiefsinnigen ihrer Religion und bei ihrem Besitz von Wissenschaft, Kunst und Dichtung zum Teil vornehm auf das Christentum herabblicken.

Dennoch hat dieses auch hier eine Bresche gemacht und den geistigen Eroberungszug gegen Indien und China längst begonnen. Von Ziegenbalg haben wir bereits gehört. Er verstand es, den Hindu sich möglichst anzubequemen, so daß er ihnen in seinem weißen Gewande, seinem Turban und seinen roten Pantoffeln wie einer der Ihrigen erschien, und er hat an der Küste Karomandel mit großem Erfolge gearbeitet. — Sein bedeutendster und berühmtester Nachfolger in Indien war der hochbegabte Christian Friedrich Schwarz, geboren 1726 in Pommern, gestorben 1798 zu Tanjore in Indien.

Schwarz war der Sohn angesehener Eltern, ward von seiner früh verstorbenen Mutter dem HErrn geweiht, vom Vater streng und einfach erzogen, auf der höheren Schule zu Küstrin erweckt und durch das Lesen von Franckes Bericht über die wunderbare Hilfe Gottes bei seinem Waisenhausbau veranlaßt, eine Lehrerstelle in Halle anzunehmen. Ein Missionar, der indische Schriften in Halle zum Drucke

besorgte, bewog Schwarz, die südindische Sprache zu erlernen, und bei erster Gelegenheit zog dieser hinaus, um nach Ostindien zu fahren. Er war 24 Jahre alt, als er den Boden Indiens betrat, wo er bis an sein Lebensende bleiben und nach und nach eine großartige Wirksamkeit finden sollte. Schon nach vier Monaten war er in der Sprache so weit, daß er in der Kirche Ziegenbalgs in Tranquebar seine erste indische Predigt halten konnte. Inmitten einer ungeheuer zahlreichen Bevölkerung, die aus Heiden, Mohamedanern und geistig erstorbenen Christen gemischt war, gab es für den von der Liebe Christi gedrungenen Schwarz der Arbeit bald genug. Täglich unterrichtete er eine große Schar von Kindern und von Erwachsenen und hatte schon nach einem Jahre die Freude, 400 der letzteren taufen zu können. Da sitzt und lehrt er bald unter dem Schatten eines majestätischen Bananenbaumes von 70 Schritten im Umfang, bald unter einer kleinen aus Blättern des Palmbaumes selbst errichteten Hütte, bald auf einer Rasenbank am Wege, bald vor einer Pagode (Götzentempel), im Geist über das wilde Treiben indischen Götzendienstes ergrimmend, und doch mit freundlicher Seele und Stimme die armen Bethörten, die er als Brüder und Kinder eines Vaters nicht verachtet, beschwörend, auf ihren Frieden mit Gott zu denken. Bald singt er im Palaste eines mächtigen Hindufürsten ein deutsches Lied, bald spricht er auf dem Walle einer Festung von Buße und Glauben an den HErrn Jesum mitten im wirbelnden Staube. Bald stellt er sich zu den mit Reinigung des Reises beschäftigten Eingeborenen auf die Dreschtenne, oder lehrt einen Gärtner im Garten geistlich fruchtbar werden. Bald ist er bei den Kranken im Spital, bald bei den Brahminen am Ufer des heiligen Flusses, bald unter dem Stadtthor, bald vor der großen Moschee der Mohamedaner, bald bei den Verwundeten im englischen Lager und hört, wie ein englischer Soldat, der bereits 32 Jahre unter der Fahne gedient, ihm auf die Frage: „Wie lange hast du aber dem HErrn Jesu gedient?“ traurig zur Antwort giebt: „Ich bin noch gar nicht in seinen Dienst getreten.“ Ist er zu Schiffe, so ersuchen ihn mohamedanische Matrosen um Erzählung der Geschichte Christi. Ist er unter römischen Christen, so leihen auch sie dem Manne des Friedens willig das Ohr. Ein vornehmer Hindu aber sagt nach einer Unterredung mit ihm: „Du bist ein Priester Gottes für alle

CHRISTIAN FRIEDRICH SCHWARZ

Ch. Fr. Schwarz.

Völker." — Mit dieser Schilderung giebt uns ein Biograph Schwarzens ein anschauliches Bild seiner vielseitigen Thätigkeit und einen Wink, wie derselbe es verstand, dem St. Paulus gleich allen alles zu werden, um etliche zu gewinnen.

Mit der Lehre verband Schwarz ein wahrhaft christliches Leben. In Nahrung und Kleidung beschränkte er sich auf das Allernötigste, lebte nur von gekochtem Reis und Gemüse, verzichtete, um ohne Sorgen nur dem Werk des HErrn hingegeben zu sein, auf die Ehe und blieb lebenslang unverheiratet und verwandte seine Besoldung und die vielen Geschenke für die Armen und heilige Zwecke. So erwarb er sich die Achtung aller, auch der Nichtchristen, und durch seine Geradheit und Freundlichkeit jedermanns Zutrauen. Selbst im fürstlichen Palaste zu Tandschore, wo Schwarz sich später niederließ, um von hier aus seine Missionswanderungen zu machen, erhielt er Zutritt, und der Fürst hörte seiner Rede zu, freilich hinter einem Vorhange. Dieser Fürst war Schwarz sehr gewogen und bestellte ihn sogar auf dem Todbette zum Vormund seines Sohnes und Nachfolgers, konnte sich aber nicht entschließen, offen und frei Christum zu bekennen; — so schwer ist es, daß ein Reicher und Großer ins Himmelreich eingeht. Auch der Sohn, der doch dem großen Missionar nach dessen Tode in seiner Hauptstadt ein Denkmal errichten ließ, scheute sich, sich öffentlich zum Christentum zu bekennen. Wenn Schwarz, der unermüdlich das Wort vom Reiche Gottes säete, zeitweise wenig Frucht ernten konnte, so wurde er deshalb nicht ungeduldig und pflegte zu sagen: „Ein Missionar darf nie klagen; wir sind nur Zeugen, nicht Bekehrer." In der Hand dessen, von dem allein das Gedeihen kommt, war aber Schwarz ein ausgezeichnetes Werkzeug. Schon seine Erscheinung machte einen eigentümlichen Eindruck und verscheuchte böse Vorurteile. Und wie seine Liebe groß war, so nicht minder sein Wissen; denn er durchforschte viele Jahre lang die Götterlehre und die Bücherwelt des Volkes, unter dem er wirkte, aufs genaueste. Dabei war er zugleich eine praktische Natur und hatte großes Organisationstalent, so daß er zum Mitglied des englischen Verwaltungsrates einer indischen Provinz erkoren und wegen Kenntnis der Sprachen und wegen seiner großen Weisheit zum Vermittler mit indischen Fürsten verwendet wurde. So lernte ihn auch der furchtbare Hyder Ali kennen.

Als dieser nachher mit 100 000 Mann, durch Treulosigkeit der Engländer gereizt, das Land raubend und mordend überschwemmte, schärfte er seinen Scharen ein: „Laßt mir den Vater Schwarz unbelästigt, denn er ist ein heiliger Mann." Schwarz stand bei den Hindu auch leiblicher Wohlthaten wegen in dankbarem Andenken; denn in einer Zeit des Hungers und großer Not waren monatelang Hunderte von Hungernden vor seiner Thüre gestanden, Hindu und Engländer, die er alle mit seinen gesammelten Mitteln speiste und zugleich mit geistlichem Trost erquickte. Schwarz soll in seiner 48jährigen Missionsthätigkeit zirka 18 000 Heiden getauft haben!

So stand Schwarz als ein helles Licht da im Lande der Finsternis. Bis in sein hohes Alter erfreute er sich einer festen Gesundheit. Seine einfache, mäßige Lebensweise und der innere Friede, der ihm „nicht eine jauchzende, aber eine stille, tiefe, stetige Freude erhielt," trug und stärkte auch den alternden Körper. Endlich kam nach einem reichen vollen Tagewerk der Lebensabend. Schwarz erkrankte und

reifte allmählich dem Tod entgegen. Als das Ende sich nahte, stimmte er noch das Lied an: „Christus, der ist mein Leben“ und das andere: „O Haupt voll Blut und Wunden.“

Wenn ich einmal soll scheiden, So scheide nicht von mir;
Wenn ich den Tod soll leiden, So tritt Du dann herfür.
Wenn mir am allerbängsten Wird um das Herze sein,
So reiß mich aus den Ängsten Kraft Deiner Angst und Pein.

Aufgerichteten Hauptes und mit offenen Lippen verschied der treue Diener in den Armen eines dankbaren Hindugehilfen; lautes Schluchzen aber tönte aus dem Garten herauf aus der Volksmenge, die dort betend den sterbenden Mann begleitete, durch den sie so viel göttlichen Segen empfangen hatte. Schwarz gehörte zu denen, von welchen die Schrift sagt: „Die Lehrer werden leuchten wie des Himmels Glanz, und die, so viele zur Gerechtigkeit gewiesen, wie die Sterne immer und ewiglich.“ (Dan. 12, 3.)

Während Indien 288 Millionen Einwohner zählt, zählt China deren 400 Millionen. Auch China steht dem Christentum nun offen. Von 1830—50 arbeitete dort der deutsche Gützlaff, der namentlich auch durch ärztliche Hilfe sich Eingang und dem Evangelium den Weg zu bereiten wußte. Dagegen war der Krieg, durch den die Engländer dem schmählichen Opiumhandel Eingang in China erzwangen, für die Mission ein großes Hindernis. Überhaupt sind es besonders die lauen oder unchristlichen Namenchristen gewesen, welche fast in allen Ländern der Ausbreitung des Christentums das größte Hindernis in den Weg gelegt haben. In einer Studentenversammlung zu Kalkutta 1877 erklärte ein gebildeter Hindu: „Der große Abstand zwischen dem, was Christus gelehrt hat, und dem, was man in Indien von christlichem Leben zu sehen bekommt, ist das größte Hindernis für die Ausbreitung dieser Religion gewesen.“ — Schreckliche Gewinnsucht und Laster waren oft bei den sogenannten Christen, die in Indien, Japan und China lebten, an der Tagesordnung. Die „ostindische Kompagnie“, die bis 1858 königliche Macht in Indien inne hatte, duldete sogar in ihrem Gebiet die Witwenverbrennung und strafte den Übertritt zum Christentum mit Entzug bürgerlicher Rechte, und manche Seefahrer und Kaufleute waren der Mission von jeher ungünstig, weil dieselbe aus den Eingeborenen, die willige Werkzeuge für die unkeuschen Lüste der Europäer gewesen, zu besseren Menschen machte. Aus dieser Quelle stammen auch meist die wegwerfenden Urteile über die Mission. —

In China arbeiten jetzt 680 Missionare, 560 Missionsgehilfen, 1400 eingeborene Gehilfen, und die Gesamtzahl der chinesischen Christen mag 200 000 betragen.

In Japan stehen 650 Missionare, von den verschiedensten Missionsgesellschaften gesendet. Der Sonntag ist dort als Ruhetag eingeführt. Die Bibel, „das fremde Buch,“ steht in Ansehen und wird viel gelesen. Auch studieren viele junge Japanesen in Europa und bringen mit europäischer Civilisation auch den christlichen Glauben in ihre Heimat zurück, wenn sie nicht das Unglück haben, auf den deutschen Universitäten allen Glauben an eine höhere Welt zu verlieren.

Von Asien wenden wir uns nach Australien. — Das Festland von Australien, die große Insel Neuholland, ist an den Küsten von eingewanderten Kolonisten, meist Europäern, bewohnt. An den armen „Papuas", die sich nach dem Innern zurückgezogen haben, arbeiteten besonders Missionare der Brüdergemeinde. — Nach der großen Insel Neuseeland, im Westen von Neuholland kam 1814 der Engländer Marsden. Seither ist eine totale Veränderung eingetreten. Während noch im Jahre 1825 unter dem Häuptling Hongi nach einer Schlacht 1000 getötete Feinde von Kanibalen gebraten und gegessen wurden, ist jetzt auf der Insel christlicher Glaube und Bildung herrschend. Jener Hongi sagte sterbend: „Laßt die Missionare in Frieden; sie haben uns nur Gutes gebracht." — Ein alter Häuptling bezeugte: „Das Christentum ist eine gute Religion; es erhält die Leute am Leben. Unsere Vorfahren haben sich gegenseitig getötet und ich habe meine 19 Kinder umgebracht. O daß wir früher von Christo gehört hätten!"

Am herrlichsten und wunderbarsten muß uns der Sieg des Christentums auf den zu Australien gehörenden Inselgruppen der Südsee oder Polynesiens erscheinen, die sich auf der uns entgegengesetzten Seite der Erdkugel befinden. Dies geht aus der Vergleichung zwischen dem, was diese Inselbewohner einst waren und was sie jetzt sind, klar hervor. Zwar kamen vor 100 Jahren, als der Weltumsegler Cook diese Inseln besuchte, märchenhafte Berichte von dem glücklichen und paradiesischen Zustande dieser „von der Civilisation noch unverdorbenen Naturmenschen" nach Europa. Damals im Zeitalter Rousseaus war man ja geneigt, von der Rückkehr zur Natur alles Heil zu erwarten und ein anererbtes Böses zu leugnen. So stellten denn die Südseereisenden die dortigen heidnischen Eingeborenen als wahre Engel dar, die in paradiesischer Unschuld auf entzückend schöner Erde lebten. Allerdings sind die Südseeinsulaner im Unterschied z. B. von den Negern wohlgestaltet, sogar schön, kräftig und gewandt, geistig begabt, und sie zeigten sich den Fremden von der liebenswürdigsten Seite. Besonders anmutig war die Erscheinung der blumengeschmückten Frauen, die sich den Fremdlingen sehr gefällig erwiesen, da ihnen die Gesetze der Keuschheit ganz fremd waren. In der reizenden Naturumgebung machten die malerischen Gruppen der „schlanken, nackten, muskulösen, unschuldigen Naturkinder", die leichtlebigen und vergnügungssüchtigen Wilden, ihre Tänze und ihr sonstiges naives Betragen, einen bezaubernden Eindruck. — Aber das Blatt wendete sich bald. Die „unschuldigen Naturkinder" entpuppten sich als Kannibalen, als Menschenfresser, die Engel als halbe Teufel. Cook wurde erschlagen und diesem ersten Morde folgten bald andere. Man entdeckte, daß auf den schönen Inseln Menschenopfer und Kindermord, Schamlosigkeit und Unsittlichkeit an der Tagesordnung seien. So fand denn im Anfange des neunzehnten Jahrhunderts das Christentum auch bei den Südseeinsulanern eine Stätte für ihre heilige Aufgabe.

Damals entstanden infolge des wiedererwachten Glaubenslebens in der Christenheit Missionsgesellschaften, so 1795 die große Londoner Missionsgesellschaft, zu der sich Geistliche und Laien aus verschiedenen Kirchen und Gemeinschaften vereinigten, so 1816 die Basler Missionsgesellschaft, — die sich aus der Basler Christentumsgesellschaft entwickelte und sich besonders gedrungen

fühlte, den heidnischen Kalmücken am Kaukasus, die man bei der Belagerung von Hüningen durch die Russen kennen gelernt hatte, das Evangelium zu bringen, welchem Werke der russische Kaiser Alexander I. günstig war. — Die Londoner Missionsgesellschaft aber war es, die den John Williams, den „Apostel der Südsee" aussandte. Schon vorher waren englische Sendboten nach der Südsee abgegangen und hatten dort hauptsächlich auf der schönen Insel Tahiti gearbeitet, bis nach vielen Mühen, Kämpfen und Schwankungen 1816 König Pomare II. ein Christ wurde, und christliche Ordnung und Gesittung, so viel an ihm hing, einführte. Ein Jahr später (1817) langte Williams in der Südsee an.

Williams war 1796 in der Nähe von London geboren. Er hatte eine fromme Mutter; sein Vater aber war ungläubig. Williams' Jugendleben zeigt Spuren von beidem, von frühem Suchen Gottes und von geistlichem Erkalten in den angehenden Jünglingsjahren. — Bei einem Kaufmann in der Lehre, fand er Genossen, in deren Gesellschaft er das Beten verlernte und den Glauben aufgab. Aber der HErr hatte ihn nicht vergessen, auch nicht die Gebete seiner Mutter. — Einst, an einem Sonntagabend, ging Frau Tonkin, Williams fromme Prinzipalin, in einen Abendgottesdienst. Beim Schein der Straßenlaterne sah sie Williams auf einem Platze auf- und abspazieren. Sie fragte ihn, was er hier suche. Offen antwortete er, er warte auf seine Kameraden, mit welchen er einen lustigen Abend haben wollte. Da forderte ihn die fromme Meisterin entschieden auf, mit ihr in den Gottesdienst zu gehen. Wie ein unfreiwillig Gefangener folgte er ihr. Im Gottesdienste wurde sein Herz von dem Worte Gottes getroffen. „Was hülfe es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewönne und nähme Schaden an seiner Seele" war der Text. Williams ging in sich, bekehrte sich zu seinem Gott mit ganzer Entschiedenheit und ließ seine Kameraden fahren. Erst 20 Jahre war er alt, als er sich der Missionsgesellschaft anbot, angenommen wurde und nun mit aller Kraft sich darauf warf, die nötigen Kenntnisse und Fertigkeiten sich zu erwerben, die ihm im uncivilisierten Lande nötig sein würden. In allen möglichen Werkstätten und Fabriken sah er sich um, um den Heiden mit dem Evangelium auch die Künste des Friedens zu bringen.

In der Südsee wurde Williams die Insel Rajatea angewiesen. In zehn Monaten eignete er sich die Sprache der Insel an und hielt die erste Predigt. Nachher schrieb er seiner Mutter: „Dein Gebet ist erhört, geliebte Mutter! Ich predige jetzt Christus den verlornen Heiden. O daß mir die Gnade würde, Ihm getreu zu sein bis in den Tod!" In kurzer Zeit war auf der kleinen Insel Rajatea, die etwa 1300 Einwohner zählte, eine völlige Veränderung eingetreten. Williams erbaute zuerst für sich selbst ein schönes freundliches Haus, wobei er Zimmermann, Maurer, Tischler, Drechsler, Schlosser, alles in einer Person war, und leitete sodann auch die Heiden an, sich bessere Wohnungen zu bauen und diese, die bisher zerstreut waren, zu einem Dorfe zusammenzuziehen, wo sich bald Schule und Kapelle erhoben und ein christliches Gemeinschaftsleben erblühte, dessen Grundlage Gebet und Arbeit und christliche Gesetze waren.

Von Rajatea dehnte Williams seine Thätigkeit auf andere Inseln aus. Besonders Raratonga, die größte der Harvey-Inseln, war längere Zeit der Mittelpunkt seiner Thätigkeit. Hier erhob sich eine schöne große Kirche, in der oft Tausende Gottes Wort hörten. — Auch nach den Schifferinseln brachte Williams die Segnungen des Christentums. — Dann aber nach mehr als 12jähriger Arbeit zog es Williams nach England, um dort das Interesse für die Mission der Südsee neu zu beleben, Mitarbeiter zu gewinnen und ein großes Missionsschiff zu bekommen, mit welchem er die verschiedenen Inselgruppen regelmäßig besuchen und eine Verbindung der Kirchen der Südseeinsulaner herstellen könnte. Von 1834 bis 1838 war Williams in England. Mächtig war der Zudrang zu seinen Vorträgen. Seine Absicht wurde erreicht. Mit den geschenkten Geldern konnte er sich ein Missionsschiff erwerben, mit welchem er, von vielen Mitarbeitern begleitet, nach der Südsee sich einschiffte. Dort machte er Besuche auf allen Inseln, wo er bisher missioniert hatte, und versah sie mit seinen neuen Arbeitern. Auch stiftete er ein Seminar für eingeborene Prediger und eine höhere Schule auf Tahiti. — Ein Jahr noch war er in voller Arbeit. Täglich ging er mit aufgehender Sonne zur Schule und unterwies zuerst die Erwachsenen, dann die Kinder. Dann war er mit Handarbeit beschäftigt. Am Abend kamen zahlreiche Gäste, um Rat und Stärkung zu holen. Dazu hatte jeder Tag der Woche noch seine besondere Aufgabe: Belehrung der eingebornen Prediger, Hausbesuche, Gebetsversammlungen u. s. w.

J. Williams.

Im November 1839 brach Williams mit seinem Missionsschiff und vielen Mitarbeitern auf, um den Heiden auf den Fidschi-Inseln das Evangelium zu bringen. Am 20. November legte sich das Schiff an der Küste von Erromanga vor Anker. An den Einwohnern aber dieser Insel hatten europäische Schiffsmannschaften Schändlichkeiten verübt. Sogenannte Arbeiterschiffe pflegten mit List und Gewalt Eingeborne dieser Inseln auf ihre Schiffe zu locken und nach Neuholland zu führen, wo sie arbeiten mußten, ohne wieder ihre Heimat zu sehen. — Auch erzwangen sich die Händler die wohlfeile Ablieferung des wohlriechenden, kostbaren,

besonders bei den Chinesen beliebten Sandelholzes; wer die wohlfeile Abgabe verweigerte, wurde etwa kurzweg erschossen. — So waren die Wilden über die Weißen erbittert und auf Erromanga wurde nun Williams das Opfer der Schändlichkeiten der letzteren. Mit noch drei Europäern, darunter der junge feine Harris, begab sich Williams aus dem Missionsschiff in ein Boot und betrat das Land. Die hier versammelten Erromanger zogen sich scheu zurück. Williams näherte sich freundlich den zurückgebliebenen Kindern und beschenkte sie, — während Harris weiter voranging. Plötzlich ertönte die Kriegsmuschel der Insulaner und Williams sah, wie Harris, von den Wilden verfolgt, eilig zurückfloh, in einen Bach fiel und von jenen erschlagen wurde. Da ergriff auch Williams die Flucht, verfehlte aber das Boot, in das die zwei andern Begleiter sich retteten, und wurde im Wasser mit Beilen erschlagen. Seinen Leib haben die Wilden verzehrt. Die ganze Inselwelt betrauerte Williams wie einen Vater. Er war nur 43 Jahre alt geworden. Treue bis zum Tode hat er gehalten, wie er darum gebeten hatte.

Auf der Mörderinsel Erromanga sind noch mehrere Missionare als Märtyrer gefallen. Aber jetzt ist auch sie dem Christentum gewonnen.

Über dem Bemühen, den räuberischen Indianern Patagoniens und des Feuerlandes das Evangelium zu bringen, erlitt Allen Gardiner mit seinen Begleitern den Hungertod (1837) und einige Jahre darauf wurde die ganze Mannschaft des Missionsschiffes „Allen Gardiner" mit Ausnahme eines einzigen ermordet. Doch waren die schmerzlichen Opfer nicht vergeblich gebracht, wie Beispiele aus der neueren Zeit zeigen, wo Schiffbrüchige nicht bloß keiner Mißhandlung, sondern nicht einmal einer Beraubung ausgesetzt waren. Auf diesen heilsamen Einfluß der Missionare bezieht sich das Zeugnis des großen Naturforschers Darwin: „Die Tadler vergessen oder wollen nicht daran denken, daß Menschenopfer, Wollust und Kindsmord beseitigt und abgeschafft sind, und daß Unredlichkeit und Unmäßigkeit und Frechheit durch die Einführung des Christentums in ziemlichem Maße sich vermindert haben. Es ist die niedrigste Undankbarkeit, daß die Reiseberichter das vergessen. Sollte es ihnen beschieden sein, an irgend einer unbekannten Küste Schiffbruch zu leiden, so würden sie ein heißes Gebet zum Himmel schicken, daß doch die Lehren der Missionare bis zu deren Bevölkerung gedrungen sein möchten."

Nachdem wir Bilder aus der Missionsgeschichte Amerikas, Asiens und Australiens gegeben, werfen wir den Blick noch nach Afrika und gedenken schließlich des großen Mannes, der um die Öffnung Afrikas für die Mission die größten Verdienste hat.

Für Innerafrika ist das Morgenrot einer neuen Zeit angebrochen, seit es durch die Entdeckungsreisen des großen Missionars David Livingstone erschlossen worden ist. Was Afrika diesem Mann schuldig ist, wird unvergessen bleiben. Ihn, der im Glauben des Sohnes Gottes lebte, hat die Liebe Christi gedrungen, für Afrika zu leben und zu sterben. Während Livingstones Herz in Ilala am Bangweolo-See in Innerafrika begraben ist, da, wo er sein müdes Haupt im Tode neigte, ist sein einbalsamierter Körper von getreuen Händen nach Europa gebracht und in der Westminster-Abtei in London neben den größten Männern Eng-

lands beigesetzt worden. Auf der Platte, welche das Grab bedeckt, steht die Inschrift, die das Lebenswerk und den Geist des großen Toten kurz charakterisiert: „Von treuen Händen über Land und Meer gebracht, ruht hier David Livingstone, Missionar, Reisender, Philantrop, geboren am 19. März 1813 zu Blantyre in Schottland, gestorben am 4. Mai 1873 zu Chitambos Dorf Ilala. Dreißig Jahre seines Lebens wurden dem unermüdlichen Streben gewidmet, die eingeborenen Völker Afrikas zu evangelisieren, die unentdeckten Geheimnisse zu erforschen und ein Ende zu machen dem verwüstenden Sklavenhandel Central-Afrikas." —

Livingstone stammte aus geringem Stande, ging in der Jugend in eine Spinnerei, um den Eltern das Brot verdienen zu helfen, schaffte sich frühe aus einem Teile des Verdienstes lateinische Bücher und Reisebeschreibungen an und bildete sich mit Eifer geistig fort. Zwanzig Jahre alt kam er zum lebendigen Glauben an den Erlöser und wurde mit dem Verlangen erfüllt, „seine Anhänglichkeit an die Sache dessen, der für ihn starb, damit zu beweisen, daß er sein Leben Seinem Dienst weihe". Ein Aufruf des Missionars Gützlaff weckte im jungen Livingstone den Trieb, selber in die Lande der Heiden hinauszuziehen. Auf der hohen Schule zu Glasgow bereitete er sich für den Missionsberuf vor, indem er den Lebensunterhalt mit Händearbeit verdiente. Es that ihm später wohl, daß er gelernt hatte, seine Hände zu gebrauchen; so wußte er sich in jeder Lebenslage zurechtzuhelfen. Auch die medizinischen Kenntnisse, die er sich erwarb, waren ihm später in Afrika von ungeheurem Nutzen. Vierundzwanzig Jahre alt, stellte Livingstone sich der Londoner Missionsgesellschaft zur Verfügung. Fast wurde er, am Schluß der Probezeit bei einem Pfarrer, zurückgewiesen, weil er, der sich langsam entwickelte, noch etwas unbeholfen war und in der ersten Predigt stecken blieb. Seine zukünftige Größe ahnte damals noch niemand. Durch die Bekanntschaft mit Missionar Moffat reifte in Livingstone der Wunsch, nach Afrika zu gehen, wo er im Dienste der Missionsgesellschaft im Jahre 1840 anlangte. Von der Algoa Bai, östlich vom Kap der guten Hoffnung, begab er sich nach Kuruman im Betschuanenlande, der damals nördlichsten Missionsstation. Er studierte die Sprache der Eingeborenen und drang weiter ins Innere des Landes, durch die Kalahari-Wüste, nordwärts bis Kolobeng, wo er das kranke Kind Secheles des Königs der Bakuena mit Erfolg behandelte, so daß dieser heidnische König Livingstones Freund wurde. Als Sechele vorwurfsvoll fragte: „Wenn am christlichen Glauben die Seligkeit hängt, warum seid Ihr nicht früher gekommen?" — dachte Livingstone mit Schmerzen an die Versäumnisse und Verschuldung der Kirche. In der Gegend, wo Livingstone damals reiste und wirkte, waren viele Löwen. Tiefen Eindruck machte es auf ihn, als einst eine Frau in ihrem Garten von einem Löwen aufgefressen wurde und er aus dem herzzerreißenden Geschrei ihrer Kinder die Klage derer heraus hörte, die „keine Hoffnung haben". Einmal wurde Livingstone selbst von einem Löwen überfallen, seine Schultern zerfleischt und sein Bein zerquetscht. Des Löwen Tatze lag auf Livingstones Kopf, und dieser schien verloren. Ein Eingeborener griff das Tier an und lenkte es so auf sich. Wütend warf es sich auf denselben, dann auf einen dritten, bis die abgefeuerten Schüsse es tot niederstreckten.

In Kolobeng baute König Sechele dem Missionar eine Schule und dieser hielt sich längere Zeit hier auf. Sechele wollte mit dem Samboik, einer aus Rhinozeroshaut gemachten Peitsche, das Volk zum Christentum zwingen, ließ sich aber von Livingstone belehren, daß man niemand mit Gewalt gläubig machen könne. Dem Missionar war es nicht um massenhafte Übertritte, sondern um gründliche Bekehrung zu thun. Auch den König nahm er erst nach dreijährigem Taufunterricht in die Gemeinde auf, nachdem derselbe sich dazu verstanden hatte, sich von seinen vielen Weibern zu trennen.

Livingstone setzte seinen Beruf darein, immer weiter ins heidnische Innere Afrikas vorzudringen als Pionier des Christentums und der Civilisation zugleich, neue Stätten und Völker aufzusuchen, wo künftige Missionare Anknüpfungspunkte und einen vorbereiteten Boden fänden. So wurde der Missionar bald Entdeckungsreisender und hat als solcher Großes gethan. Er fand wie selten einer bei den Wilden gute Aufnahme, weil sein ganzes Wesen und Wirken das Gepräge der Menschenfreundlichkeit und Liebe hatte und fern war von aller Härte, Ausbeutung oder gar Grausamkeit. Besonders das Volk der Makololo mit seinem weisen und milden König Sebituane, nördlich vom Ngamo-See, den Livingstone entdeckte, war es, das Livingstone von ganzem Herzen anhing und ihm auf seinen weiteren Reisen die größten Dienste leistete. Bei seiner Weiterreise war es Livingstone zunächst darum zu thun, höher gelegene, gesundere Gegenden und einen Weg zum Meere aufzufinden. Er endeckte den gewaltigen Zambesi-Strom mit seinen Wasserfällen — eine der größten geographischen Thaten. Alle Reisen Livingstones, auf welchen ihn etliche Dutzend aus den Makololos begleiteten, waren höchst beschwerlich und gefährlich und lehrten das Heidentum in seiner schrecklichsten und trostlosesten Gestalt kennen. — Bald fehlte es an Wasser, daß die Eltern (Livingstone hatte sich mit Moffats Tochter Marie verheiratet) in Angst um ihre fast verschmachtenden Kinder waren. „Niemand kennt den Wert des Wassers, bis er desselben beraubt ist.“ — Bald waren überschwemmte Gegenden zu passieren, so daß man 3—4 Fuß tief im Wasser waten mußte. Bald machten Bäume, Dornen, scharfkantiges Schilfrohr außerordentliche Schwierigkeiten. „Mit unsern ganz rauhen und blutigen Händen und mit aus den Beinkleidern hervorstarrenden Knieen arbeiteten wir uns endlich heraus.“ Bald stellte sich das Fieber ein und den Tod hatte man immer vor Augen. „Aber,“ schrieb Livingstone, „der Tod ist ein glorreiches Ereignis für den, der zu Jesu geht.“ — Bald wurden die Reisenden erschüttert durch Scenen wilder heidnischer Fleischeslust, oder herzloser Grausamkeit, durch das Elend der Kinder und den Jammer der Sklaverei und des Sklavenhandels. — Gegen den schrecklichen Sklavenhandel war Livingstones Arbeit und unablässiges Gebet gerichtet. „O Gott, allmächtiger, hilf, hilf! überlaß dies arme Volk nicht dem Sklavenhändler und nicht dem Satan!“

Endlich war nach langer Reise die Westküste Afrikas erreicht und der Atlantische Ozean lag zu Loanda vor den Blicken des kühnen Reisenden. Gern wäre Livingstone von Loanda nach England geeilt; aber seine 27 Makololo konnten nicht ohne seine Führung in ihre Heimat zurückkehren. Darum kehrte er mit ihnen zurück und brachte alle 27 wohlbehalten zu den Ihrigen nach Linyati, der Hauptstadt der Makololos. Die Reise hatte etwa drei Jahre gedauert und war ungeheuer reich an Entdeckungen in Bezug auf Land und Leute.

Aber damit begnügte Livingstone sich nicht. Bald brach er mit seinen Makololos wieder auf, um auf Pfaden, die noch nie ein weißer Mann betreten, namentlich auf und an dem Zambesi auch die Ostküste, den indischen Ozean zu erreichen. In Tette blieben die eingeborenen Begleiter; Livingstone selbst erreichte Quilimane an der Küste und schiffte sich von dort nach England ein. Daselbst blieb er zwei Jahre (bis 1858), unaufhörlich thätig, der Befreiung und Christianisierung Afrikas neue Freunde zu gewinnen.

David Livingstone.

Im Jahre 1858 schiffte sich Livingstone mit einem eigenen, in England gekauften Schiffe wieder ein und war schon am 16. Mai an der Mündung des Zambesi-Stromes, an der Ostküste Afrikas. In Tette fand er seine getreuen Makololos wieder, die in der langen Zeit ihr Vertrauen zum abwesenden Livingstone nicht verloren hatten, obschon man ihnen immer gesagt: „Euer Engländer wird niemals wiederkehren.“ — Nun zog Livingstone den Schire-Fluß hinauf, entdeckte den schönen Schirwa-See, dann den großen Nyassa-See, eine Hauptstätte des Verkehrs, den Schlüssel zum Innern Afrikas. Livingstone war voll Freude. Es war die glücklichste, hoffnungsfreudigste Periode seines Lebens. Er war damals

46 Jahre alt. — Die Ufer des Nyassa-Sees wurden genau erforscht. Elefanten waren in großer Menge vorhanden; auch war die Umgegend dicht bevölkert. Livingstone wünschte ein großes Dampfschiff zu haben, um den ganzen See zu beherrschen und den dort in schrecklicher Weise betriebenen Sklavenhandel zu stören. Er hatte Spuren schrecklicher Sklavenraubzüge getroffen. „Wohin wir unsern Fuß setzten, sahen wir menschliche Skelette. Ein ganzer Haufen war hinter einem Dorfe einen Abhang hinabgeworfen. Viele hatten ihre Leiden unter schattigen Bäumen, andere unter hervorragenden Felsen beendet." Größer noch war das Elend und der Jammer der in die Sklaverei Geschleppten. Livingstones Herz brannte vor Zorn über den Sklavenhandel. Im Jahr 1864 und 1865 war er wieder in England, hoch geehrt und berühmt, und arbeitete, wirkte und kämpfte auch dort für sein Afrika, indem er immer mehr Teilnahme am Elende seiner Bewohner zu erwecken wußte.

Zum drittenmal ging Livingstone nach Afrika. Über Bombay in Indien und Sansibar kam er an die Mündung des Rovuma. Als er den Fluß hinauf und ins Land hineinkam, fand er wieder die furchtbaren Spuren der Sklavenräuber. Man fand Frauen tot, an die Bäume gebunden oder erschossen und erstochen auf dem Wege, weil sie unfähig gewesen waren, mit den andern Geraubten auf dem Marsch zum Sklavenmarkt Schritt zu halten.

Auf dieser dritten Reise drang Livingstone zum Tanganyika-See vor. Auch den Moero-See und Bangweolo-See entdeckte er. Er fand Flußquellen in diesem Gebiet, von denen Livingstone glaubte, es seien die Nilquellen; Stanley hat später festgestellt, daß es die Anfänge des großen Kongoflusses gewesen. — Dann wandte sich Livingstone wieder nach dem Tanganyika-See, an dessen Ostküste, zu Udschidschi, er Briefe und Vorräte zu finden hoffte. Allein diese Hoffnung täuschte ihn, und es kamen Tage des Jammers und der Not. Die meisten Begleiter verließen ihn. Beim vielen Waten durchs Wasser sogen sich oft Blutegel an seinem Leibe fest. Er hatte Mangel an Nahrung; die Kleider waren zerrissen, die Füße geschwollen. Nach und nach verlor er seine Zähne, und Schwachheit und Krankheit nahmen zu. Mehrere Monate lag er stille. Betend für sein geliebtes Afrika und viermal die ganze Bibel durchlesend schöpfte er neue Kraft. Er raffte sich wieder auf, machte neue Reisen und kam endlich wie ein lebendiges Skelett todesmatt wieder in Udschidschi an. Hier erlebte er eine der größten Freuden seines Lebens. Stanley, der ausgesandt worden war, den verschollenen Livingstone aufzusuchen, fand ihn da und erleichterte ihm seine Leiden. Nach einigen Monaten schied Stanley wieder, um sich nach der Ostküste Afrikas zu begeben. Er wollte Livingstone mitnehmen; aber seine Bitten waren vergeblich; denn jener hielt seine Aufgabe in Afrika noch nicht für erfüllt. Der Abschied wurde aber schmerzlich; denn Stanley war seit sechs Jahren der einzige weiße Mann gewesen, den Livingstone gesehen.

Nachdem er von Stanley 75 neue zuverlässige Leute bekommen, brach er noch einmal auf. Aber er war müde und voll Heimweh. Er schrieb, damals 59 Jahre alt, in sein Tagebuch: „Mein Jesus, mein König, mein Leben, mein Alles! Wieder übergebe ich Dir mein ganzes Selbst. Nimm mich an und gieb, daß, wenn ein Jahr vergangen, ich meine Aufgabe vollendet habe. Amen, so soll es sein." — So

kam es auch. Livingstone schleppte sich von Ort zu Ort, wurde aber immer matter. Doch schaffte und wirkte er unverdrossen weiter, machte Beobachtungen, stellte Berechnungen an und hielt treulich die sonntäglichen Gottesdienste. Von diesen Gottesdiensten, wie er sie unter den Heiden, namentlich seiner Zeit unter den Makololo zu halten pflegte, entwirft er selbst folgendes Bild: „Wenn ich zum Sprechen aufstehe, drängen sich alle Weiber und Kinder näher herzu und nachdem ich Stille geboten, erkläre ich den Heilsplan der Erlösung, der Gnade Gottes in der Hingabe seines Sohnes in den Tod, die Bekräftigung seiner Sendung durch Wunder und die Auferstehung, das jüngste Gericht und zukünftige Leben, das Übel der Sünde, die Gebote Gottes — immer nur einen Gegenstand, wobei ich kurz und einfach bin und Anwendungen mache. Die meisten Zuhörer folgen aufmerksam meinen Worten. Den Gottesdienst beschließt ein kurzes Gebet, wobei alle niederknieen und in dieser Stellung verharren, bis man sie aufstehen heißt."

Der 29. April 1873 war Livingstones letzter Reisetag. Er hatte mit den Seinen Ilala am Bangweolo-See, das Dorf des Königs Chitamba, erreicht. Da bereitete man ihm eine Hütte und ein Lager. Still und ruhig lag er da. Da nahm der HErr seinen treuen Knecht zu sich. Man fand ihn am 4. Mai morgens tot neben dem Bette auf den Knieen liegend. Betend war er verschieden. Auf Livingstones Grab, von welchem wir anfangs berichteten, stehen auch die Worte des Erlösers: „Ich habe noch andere Schafe, die nicht aus diesem Stalle sind; auch diese muß Ich herführen, und sie werden Meine Stimme hören." — Durch Livingstone, der in Jesu Fußstapfen wandelte, und in Seiner Sendung ging, haben die armen Heiden Afrikas die Stimme des guten Hirten gehört. —

Werfen wir noch einen Blick auf die Mission unter den Juden. Schon Luther hatte die Anregung dazu gegeben, besonders in seiner Schrift: „Daß Jesus ein geborener Jude sei." Wegen der Bibelübersetzung und in der Absicht, die Juden für Christus zu gewinnen, hatte er manch liebendes Wort für diese gesprochen, freilich nebenbei, namentlich später, durch unerfreuliche Erfahrungen an Proselyten (bekehrte Israeliten) verbittert, sich auch hart über das jüdische Volk ausgesprochen. — Die hervorragendste Persönlichkeit auf dem Gebiet der Judenmission seit der Reformation und bis zum Anfang des 18. Jahrhunderts ist jener Edras Edzard, dessen wir schon im Leben Franckes gedacht haben (geboren 1629), dessen Vater Pfarrer in Hamburg war. Er studierte auf einer ganzen Reihe von Hochschulen und wurde ein Meister im Hebräischen, überhaupt in den orientalischen Sprachen und im talmudisch-rabbinischen Wissen. Er ließ sich in Hamburg nieder und verwertete nun seine Kenntnisse zum Heile der Juden, indem er teils sich direkt an diese wandte, teils den Christen ein Beispiel geben wollte, wie man mit den Juden verkehren müsse. Als wohlhabender Mann, der keine öffentliche Stelle zu suchen nötig hatte, öffnete er sein Haus Christen und Israeliten, allen, welche Belehrung suchten. So sind eine Menge berühmter Männer, u. a. auch Francke und Spener, zu seinen Füßen gesessen. Die Zahl der Juden, die durch Edzard der christlichen Religion zugeführt wurden, belief sich auf mehrere Hunderte. Von diesen Proselyten nennen wir nur einen — den Lehrer Jakob Melammed, der später den Namen

Hieronymus annahm. Derselbe hatte zu den Anhängern des falschen Messias Sabbathai Zebi gehört, welcher (1626—1676) aus Smyrna stammend einen ungeheuren Anhang in der Türkei, Asien und ganz Europa, auch unter den Juden Hamburgs gefunden hatte. Selbst Christen wurden über den Nachrichten von seinen Wundern stutzig. Edzard aber bezeugte Juden und Christen, daß jene angeblichen Wunder lauter Lug und Trug seien. Auch Hieronymus hatte fest an Zebi geglaubt. Ein ganzes Jahr lang hatte er täglich bis zum Abend gefastet, um bei der Ankunft des Messias desselben würdig erfunden zu werden. Als nun Zebi, vom Sultan Mohamed IV. vor die Wahl gestellt, lebendig gespießt zu werden oder den Islam anzunehmen, das letztere that, fand Edzard mit seinem Zeugnis unter den Juden desto mehr Eingang und auch Hieronymus ließ sich taufen. —

Ums Jahr 1700 erschien ein Werk, das großes Aufsehen machte: „Eisenmenger, Entdecktes Judentum, oder gründlicher Bericht, wie die verstockten Juden die heilige Dreieinigkeit erschrecklich lästern, das Neue Testament, die Evangelisten und Apostel, die christliche Religion spöttisch durchziehen und die ganze Christenheit aufs äußerste verachten und verfluchen." 2 Bände. Eisenmenger, Professor der orientalischen Sprachen in Heidelberg, hatte in Amsterdam die Feindschaft der Juden gegen das Christentum kennen gelernt und hatte dann 19 Jahre an seinem Werke gearbeitet, die ganze jüdische Litteratur, nicht weniger als 193 Schriftsteller durchforscht und aus allen Citate im Urtext mit Quellenangabe und deutscher Übersetzung beigebracht. Dieses gelehrte Werk ist bis heute eine Fundgrube für alle ähnlichen Schriften gewesen.

Trotz des Sturmes, der sich infolge dessen gegen die Juden erhob, erwachte im Anfang des 18. Jahrhunderts die Liebe zu ihnen und der Bekehrungseifer unter den Christen wieder. Besonders in dem hallischen Kreise nahm man sich der Sache an und es entstand 1728 das jüdische Institut Callenbergs. Die beiden ersten Missionare desselben waren Magister Widmann und Kandidat Manitius, die gemeinsam 1730—1735 mehrere Reisen unter den Juden in Polen, Deutschland, Dänemark, England und Böhmen unternahmen und bei Strapazen und schwerer Gefangenschaft große Geduld und Glaubensfreudigkeit bewiesen. Auch von Herrnhut aus war man für die Judenmission thätig, indem Dober und Lieberkühn unter den Juden arbeiteten.

Im 19. Jahrhundert änderte sich die Lage in Bezug auf die Juden. Im Gegensatz zu der mittelalterlichen Verfolgung und Absperrung kamen sie nun infolge der christlichen Kultur und Humanitätsideen empor und wir sehen Juden in Freundschaft und in sozialer und geistiger Verbindung mit Christen, so Moses Mendelssohn mit Lessing. Die ganze Stellung der Juden veränderte sich. Die Parlamente fast aller christlicher Staaten zählen nun jüdische Mitglieder. Die früheren Beschränkungen ihrer bürgerlichen Thätigkeit fielen dahin und sie hörten auf, ein bloßes Krämer- und Hausierervolk zu sein. Sie rückten massenhaft in die höheren Stände und Berufsklassen vor. 1880 zählte Preußen 790 jüdische Referendare, den vierten Teil aller jungen Juristen. Im Winter 1885—86 studierten an der Universität Wien 3173 Katholiken und 2085 Juden, während das Verhältnis der christlichen Bevölkerung zur jüdischen in Österreich wie 22 : 1 ist. Auch die Börsen von Wien, Petersburg, Berlin und Paris sind von den Juden beherrscht. Die alte Klage über

den erbarmungslosen Wucher der Hebräer tönte allmählich aus allen Gegenden wieder. Sogar eine jüdische Zeitung, „Der Israelit", schrieb: „Binnen zwei Decennien wird sich der Ackerbau Galiziens zum größten Teil in den Händen der Juden befinden." — Bei dem Götzendienst des Geldes ist die Messiashoffnung bei einem großen Teil des israelitischen Volkes ganz verblaßt. Besonders das Reform- oder Fortschrittsjudentum versteht unter der messianischen Zeit, die jetzt gekommen sei, nur die führende Stellung der Juden inmitten der modernen Menschheit. Mit den äußeren Erfolgen verband sich ein geistiger Übermut, der auf die Völker, unter welchen diese „Semiten" doch als Fremdlinge lebten, verächtlich herabblickte. — „Ein neues messianisches Reich, ein neues Jerusalem muß erstehen an Stelle der Kaiser und Päpste!" rief A. Cremieux in Paris, der Präsident der Israelitischen Allianz, ihr zu. —

Dies alles rief dem Gegenstoß des sogenannten „Antisemitismus". 1879 erschien in Bern eine Schrift von W. Marr: „Der Sieg des Judentums über das Germanentum," welche nachzuweisen suchte, daß die Germanen die Sklaven der Juden geworden seien. Das Schriftchen bewegte ganz Deutschland und erlebte in einem Jahre 12 Auflagen. Die religiöse Seite der Judenfrage faßte aber erst der Hofprediger A. Stöcker in Berlin scharf ins Auge. Er hielt im September 1879 in der christlich-sozialen Arbeiterpartei zwei Reden über das moderne Judentum, worin er diesem mit drei Forderungen entgegentrat: „Ein klein wenig mehr Bescheidenheit, ein klein wenig toleranter, ein klein wenig mehr Gleichheit." Dieses Wort erregte die Juden in unbeschreiblicher Weise. Aber wie sehr sie ihn in ihren Blättern auch verfolgten und alle, die nicht unbedingt zu ihnen hielten, als „Antisemiten" brandmarkten, die Judenfrage stand nun einmal überall in der Kulturwelt auf der Tagesordnung und es erwachte allgemein die Erkenntnis, daß die gegenwärtige Stellung der Juden bald eine unhaltbare werden möchte, wenn es so fortgeht, und daß wahrscheinlich erst mit der Wiederherstellung eines eigenen jüdischen Staates oder mit der Annahme der christlichen Religion die Judenfrage ihre Lösung finde.

In der That sind im Laufe des 19. Jahrhunderts mehr Juden als je zuvor zum Christentum übergetreten. Man hat berechnet, daß in diesem Jahrhundert 120000 Juden die christliche Taufe empfangen haben und daß jährlich 650 Proselyten zum Protestantismus übertreten. Es bestehen in der ganzen Christenheit etwa 50 Missionsgesellschaften für Israel, welche zusammen zwei Millionen Mark an dieses Werk wenden und 400 Missionare in der Judenmission unterhalten; drei Viertel dieser Arbeiter gehen von England aus. Und dieses Werk kann nun nicht mehr stille stehen. Die Juden in der Mitte der Christenheit — in Europa allein etwa 5½ Millionen — lassen derselben nur die Wahl, die Juden entweder für den Dienst Christi zu gewinnen oder sie zu einer ungeheuren Macht des Verderbens, der materiellen, gesellschaftlichen, nationalen, religiösen und geistigen Zersetzung heranwachsen zu sehen. — Unter den Proselyten dieses Jahrhunderts finden sich eine ganze Reihe bedeutender Persönlichkeiten, die für das christliche, geistige und nationale Leben ein Segen geworden sind. Wir nennen nur die Holländer Dr. Capadose und da Costa, die Nachkommen des Moses Mendelssohn, den Theologen K. P. Caspari (geboren 1814) in Christiania, den berühmten Kirchenhistoriker August Neander

(geboren 1789), Professor F. A. Philippi in Dorpat und Rostock, G. M. Ebers (geboren 1837), den ausgezeichneten Rechtsgelehrten F. J. Stahl, der in der Zeit Friedrich Wilhelms IV. tiefgreifenden Einfluß auf das ganze öffentliche, kirchliche und geistige Leben Preußens ausübte, und besonders den Kampf gegen die Hegelsche Philosophie aufnahm. Berühmt ist sein Wort: „Die Wissenschaft muß umkehren." — Besonders merkwürdig ist aber die dem Christentum zugewandte Bewegung unter den zahlreichen Juden Südrußlands, die von dem jüdischen Advokaten Joseph Rabinowitz in Kischinew ausgeht.

Rabinowitz, 1837 in Resina am Dnjester geboren († 1899), stammt aus einer angesehenen Rabbinerfamilie. Nach vielen Studien, Erfahrungen und Eindrücken, auch christlichen, sowie unermüdlichen Bemühungen, das Los seines Volkes zu bessern, wobei es durch viele Enttäuschungen ging, kam er auf den Gedanken, die Juden müßten auswandern, am liebsten nach Palästina. Dieser Gedanke führte ihn in das heilige Land. Als er aber die dortigen Juden kennen lernte, sank ihm auch diese Hoffnung dahin. Tief traurig wollte er von Jerusalem Abschied nehmen, bestieg aber noch einmal den Ölberg und blickte von dort auf die Stadt herab. Da ging es ihm wie ein Licht durch die Seele und er rief aus: „Der Schlüssel des heiligen Landes liegt in den Händen unseres Bruders Jesus." Mit dieser Gewißheit verließ er Jerusalem, und diese Erkenntnis hat fortan alle seine Schritte geleitet und ihn immer weiter geführt. 1884 trat er, immer noch Jude, mit einem Programm hervor, das die Aufmerksamkeit der weitesten Kreise auf sich zog. Hier erklärt er: Im moralischen und materiellen Zustande der Juden sei alles verderbt, verschroben und mißlich. Die Hilfe könne weder von den Reichen, noch von den Schriftstellern, noch von der Auswanderung, noch von der Verschmelzung mit den übrigen Landesbewohnern kommen. Dieselbe werde nur erscheinen, wenn sich Israel zu seinem Gott wende, damit es von Ihm von seinem moralischen und geistigen Elend errettet werde. Vor allem müsse es aufhören, dem Geldgötzen zu dienen, und die Wahrheit wieder lieb gewinnen lernen. Um aber dahin zu gelangen, bedürfe es eines sicheren und zuverlässigen Führers. Die bisherigen Leiter Israels seien das nicht gewesen, vielmehr könne nur einer dieser Führer Israels werden, und dieser Eine sei sein Bruder Jesus Christus; alles Heil Israels beruhe auf dessen Anerkennung. Im Jahre 1885 ließ sich Rabinowitz in Berlin auf Christum taufen und schloß sich

Joseph Rabinowitz.

damit der allgemeinen christlichen Kirche an, ohne in eine um ihn bestehende Kirchengemeinschaft einzutreten. Im gleichen Jahre ließ er ein „Symbol der Israeliten des Neuen Bundes" erscheinen. Alles im Ausdruck und im Werke des Rabinowitz hat ein national-jüdisches Gewand an sich. Um so größer ist sein Einfluß auf seine Volksgenossen, deren er große Scharen dem Evangelium näher gebracht hat. Die Errichtung einer judenchristlichen Gemeinde oder Kirche ist ihm zwar von der russischen Kirche nicht gestattet, wohl aber die eines Betsales, in dem er Predigten hält, zu welchen sich Zuhörer auch aus weiter Ferne einfinden. — Hier wie überall in der Judenmission erweist sich als besonders gesegnet das Lesen der hebräischen Übersetzung des Neuen Testamentes, sowie das merkwürdige 53. Kapitel des Jesaia, welches in den Synagogen nicht gelesen wird, weil es dem Glauben an Jesum, den Gekreuzigten, Vorschub leisten könnte. —

Es ist oben des Projektes der Wiederherstellung eines eigenen jüdischen Staates gedacht worden. Diesem Ziele steuert die merkwürdige Bewegung unter den Israeliten zu, die man Zionismus nennt und die am ersten Zionistenkongreß zu Basel im August 1897 ins Leben trat. Aus aller Welt waren Hebräer da, Rabbiner, Schriftsteller, Professoren, Kaufleute, Studenten, Männer aus allen Parteien. Die Losung war: „Auf, nach Zion!" Man will vermittelst einer planmäßigen Auswanderung der Juden nach Palästina daselbst eine jüdische Gesellschaft, einen Judenstaat ins Leben rufen und zugleich eine Veränderung der ökonomischen Lebensweise herbeiführen und aus dem Handels- und Krämervolk ein landwirtschaftlich und industriell arbeitendes Volk machen. Bei dem orthodoxen Teile der Juden gehen die Hoffnungen noch weiter. Einer der Redner in Basel hat es ausgesprochen: „Der Zionismus muß dem Messias den Weg bahnen." — Und in der That ist es ein Zeichen der Nähe des Erlösers, wenn die Juden sich aufmachen; es wird auch, nach Römer 11, für die Völker wie „ein Leben aus den Toten" sein, wenn Israel nach dem Fall wieder angenommen wird. Dieses Volk ist und bleibt das erwählte Volk des Gottes, den „Gaben und Berufung nicht gereuen" und der durch die Propheten seinem Israel verheißen hat: „Wenn du in dein Herz gehst, wo du auch unter den Völkern bist, dahin dich der Herr, dein Gott, verstoßen hat, und bekehrest dich zu dem Herrn, deinem Gott, so wird der Herr, dein Gott, dein Gefängnis wenden und wird dich wieder versammeln aus allen Völkern und dich ins Land bringen, das deine Väter besessen haben, und wirst es besitzen und Er wird dir Gutes thun und dich mehren über deine Väter." (5. Mose 28.)

Haben die Israeliten, in deren Geschichte die Bibel eine wunderbare Bestätigung findet, schon vor Alters sich am Neujahrstage zugerufen: „Nächstes Jahr in Jerusalem!", so kommt das Heimweh des Volkes Abrahams jetzt ergreifender als je zum Ausdruck, wie das in unseren Tagen entstandene jüdische Nationallied zeigt:

Dort, wo die Ceder schlank die Wolke küßt Und wo die schnelle Jordanswelle fließt,
Dort, wo die Asche meiner Väter ruht, Das Feld getränkt hat Makkabäer Blut:
Dies hehre Reich am blauen Meeresstrand, Es ist mein liebes, trautes Vaterland.

Und wenn mich rohe Kraft von dorten riß, In fremde Länder grausam mich verstieß,
Das Herz, es blieb in Zion noch zurück, Nach Sonnenaufgang fliegt mein feuchter Blick,
Ich fleh', nach Osten täglich hingewandt, Um Rückkehr in das teure Vaterland.

Wenn aber nach des Schicksals strengem Mund Zu früh mein Auge bricht auf fremdem Grund,
So senkt mich in die kühle Gruft behend Mit meinem Antlitz nach dem Orient,
Mit meiner Stirn nach Zion hingewandt, Nach meinem teuren, lieben Vaterland.

Drin will ich lauschen, lauschen in Geduld, Bis abgebüßt ist meiner Väter Schuld,
Bis sich das Maß der Leiden hat gefüllt Und ein Erlöser meine Sehnsucht stillt,
Der das vertrieb'ne Volk mit starker Hand Zurückbringt in das holde Vaterland, —

Dort, wo die Ceder schlank die Wolke küßt Und wo die schnelle Jordanswelle fließt,
Dort, wo die Asche meiner Väter ruht, Das Feld getränkt hat Makkabäer Blut,
In dieses Reich am blauen Meeresstrand In dieses liebe, traute Vaterland!

Wir stehen am Schlusse dessen, was wir aus der Missionsgeschichte zu berichten uns vorgenommen. Wohl ist noch viel zu thun; denn den 387 Millionen Christen, die jetzt auf Erden leben, stehen noch 190 Millionen Mohamedaner, 7½ Millionen Juden und 860 Millionen Heiden gegenüber! Aber der HErr hat sich aufgemacht und bereitet sich das Heer der Streiter zu und sendet sie aus, „bis der ganze Kreis der Erden nur Ihm zu Füßen liegt". — Mehr als 5000 Missionare mit 50 000 eingeborenen Helfern und Predigern und mehr als 100 Missionsgesellschaften, die jährlich mehr als 50 Millionen Mark Missionsgaben einnehmen, arbeiten an der großen Sache. Und abgesehen von den Zahlen giebt uns die Missionsgeschichte ein tausendfaches erhebendes Beispiel von „Menschen, die ihre Seelen dargegeben haben für den Namen unseres HErrn Jesu Christi". — Schon jetzt sehen wir die Verheißung erfüllt: „Es wird gepredigt werden dieses Evangelium vom Reich in der ganzen Welt, zu einem Zeugnis über alle Völker und dann wird das Ende kommen." (Matth. 24, 14.) „Da ist kaum noch irgend eine Insel, eine Küste, ein irgendwie erreichbares Land, welches die Boten des Glaubens Jesu Christi nicht betreten. Wir finden sie gleicherweise am Missouri, am Nil und am Ganges. Sie durchwandern die Eiswüsten Grönlands und Labradors und die glühenden Sandwüsten Afrikas. Sie übersteigen die Felsenketten Nordamerikas und die Gletscherriesen des Himalaja. Sie predigen den Negersklaven in der Gluthitze der westindischen Inseln und sammeln ihre schönen olivenfarbigen Zuhörer unter den Palmen der paradiesischen Eilande der Südsee. Sie reden in der sonderbaren glucksenden Sprache mit den Eskimos, sie schnalzen mit den Hottentottenstämmen des südlichen Afrika, sie singen den Chinesen ihre wunderlichen Silbenfiguren nach. So stehen sie und predigen unter allen Zonen, in allen Sprachen der bewohnten Erde, und niemals wissen sie einen anderen Inhalt, ein anderes Thema als die Predigt vom gekreuzigten und auferstandenen Christus, der die bußfertigen Sünder selig macht." — Und wenn wir so sehen, daß diesem Zeugnis die Sehnsucht des menschlichen Herzens auf der ganzen Erde entgegenkommt und auf Erden nicht Ruhe wird und Heil, bis die Reiche der Welt Gottes und seines Christus geworden, so soll das auch für unser Herz eine Mahnung sein, unbedingt und entschieden der Einladung dessen zu folgen, dem vom Vater alles übergeben ist: „Kommt her zu Mir alle, die ihr mühselig und beladen seid; Ich will euch erquicken."

Die innere Mission.

Es gab eine Zeit, wo der HErr zu den Jüngern sprach: „Gehet nicht auf der Heiden Straße, gehet vielmehr zu den verlorenen Schafen des Hauses Israel" (Matth. 10, 5. 6.), und so giebt es auch ein göttliches Rettungswerk, neben der Heidenmission, an der Kirche selbst. „Ich will meine Hand wieder an Dich legen und Deine Schlacken aufs lauterste schmelzen," so spricht der, der „Seines Leibes Heilandes" und Haupt ist. (Ephes. 5, 23; Jes. 1, 25.) Dieses Rettungswerk, welches auf die Verlorenen und Gesunkenen in der Christenheit und auf die Wiederherstellung der Kirche gerichtet ist, nennen wir „innere Mission".

Eine gewaltig große Zahl der Christen ist vom Glauben abgefallen, ist lau geworden, ist wieder unter die verderbliche Macht des Fleisches- und Weltdienstes gekommen und ins Elend geraten. — Das ganze Volksleben in allen Schichten ist durch einen antichristlichen Geist erschüttert. In der Naturwissenschaft sucht der Materialismus seine, alle Religion und Sittlichkeit vernichtenden Lehren dem Volke mundgerecht zu machen, und es giebt Naturforscher, welche sagen, daß sie bei aller Zergliederung der Menschenkörper nie eine Spur von Seele und bei aller Durchforschung des Weltalls mit dem Fernrohr nie eine Spur von einem Gott darin entdeckt hätten. Der Mensch habe keine Seele, sei vielmehr wie das Tier eine vergängliche Maschine, und Gedanken und Gefühle seien nichts als Vorgänge im Gehirn und Wallungen des Blutes, wofür der Mensch nicht verantwortlich sei. Höre die Maschine, der Leib auf, so höre damit auch das auf, was sein Produkt sei, das geistige Leben. Solchen Lehren, daß keine Fortdauer der Seele nach dem Tode, kein Gericht, kein Gott und kein Gewissen sei, jauchzte der Pöbel in Fabriken und Palästen zu, und jeder gebildete oder ungebildete Wollüstling warf mit Behagen die Bibel, seine frommen Jugenderinnerungen, Zucht und Schranken von sich und spottete derer, die an die alten Märchen noch glaubten. Sicherheit und Frechheit, Genußsucht und Gier, Trunksucht, Unzucht und Verbrechen nahmen überhand. Da man keinen Himmel mehr in einem künftigen Leben erwartete, so wollte man alles diesseits haben, nach dem Grundsatz: „Lasset uns essen und trinken, denn morgen sind wir tot." Da man zu keinem göttlichen Retter mehr aufblickte, so sollte nun die Verbrüderung der Menschen vom Weltelend helfen, und es kamen der Sozialismus, die Sozialdemokratie und der Kommunismus auf. — Es erfüllte sich immer mehr die

dunkle Prophetie der Schrift vom Abfall in der Christenheit. „In den letzten Tagen werden Spötter kommen, die nach ihren eigenen Lüsten wandeln.“ (2. Petri 3, 4.) „Die Menschen werden alsdann sein selbstliebend, geldgierig“ u. s. w. (2. Tim. 3, 1. ff.) „Ehe Christus kommt, muß der Abfall kommen und der Mensch der Sünde geoffenbart werden.“ (2. Thess. 2.) — Bei der Lockerung der kirchlichen, familiären, staatlichen und sittlichen Ordnung, bei dem gierigen Mammonssinn, der schnell reich werden wollte, — häufte sich einerseits großer Reichtum, andererseits kam, namentlich in großen Städten, wohin Industrie und Spekulationswut alles trieb, ein Proletariat auf, das nirgends eine Heimat hat, und in dieser heimatlosen, fluktuierenden Bevölkerung wuchs mit der Armut auch die leibliche und geistliche Verkommenheit in schrecklicher Weise. Ohne Mittel, zu einer freudigeren, freieren Existenz sich emporzuarbeiten, ergaben sich Viele den gemeinsten Lüsten, um ihr täglich mit ihnen erwachendes Elend in augenblicklichem Sinnestaumel wenigstens zu vergessen. Empört durch den Luxus und den Glanz der Reichen kamen Neid und revolutionäre Gelüste auf, auf gewaltsame Weise den Druck der höheren Stände zu brechen und durch Umsturz der bestehenden gesellschaftlichen Ordnung das ersehnte Menschenglück sich zu verschaffen, und dieses Verlangen wurde genährt durch in allen Landen organisierte Arbeitervereine. Solcher von seiten des Pauperismus und des Proletariats drohenden Gefahr suchte man durch allerlei gemeinnützige äußere kleinliche Hilfe zu begegnen. Aber es giebt unter allen Ständen kein anderes Mittel als Buße und Glaube an das Evangelium. „Wo jedermann den Reichtum als ein von Gott anvertrautes Amt, die Armut als eine erziehende Schickung Gottes, alle Menschen als Brüder, das Erdenleben als eine Vorstufe der Ewigkeit betrachtet, — da verlieren selbst die äußersten Vermögensunterschiede ihre aufreizende und demoralisierende Kraft. Dagegen wird der Atheist und Materialist nur zu leicht Mammonist, und der arme Mammonist gerät nur zu leicht in jene Verzweiflung, welche die Welt in Brand stecken möchte, um dabei entweder zu plündern oder selbst zu Grunde zu gehen, der reiche Mammonist aber macht gar oft durch die Unsittlichkeit seines Erwerbes und Genusses allen Reichtum überhaupt verdächtig.“ (Wilh. Roscher.) Wenn aber Reiche und Arme dem christlichen Ruf zur Buße und im Glauben kein Gehör schenken und in Genuß und Gier, im Mammons- und Fleischesdienst fortmachen, so muß sich endlich am Geschlecht unserer Zeit das Geschick erfüllen.

Auf all dieses Elend und die Gefahr der Christenheit unserer Tage ist die christliche Liebe aufmerksam geworden und hat sich aufgemacht, auf Mittel und Wege zu sinnen, wie dem Verderben gesteuert werden könnte. Es kam die „innere Mission“ mit ihren verschiedenen Werken auf, so genannt, weil da die dienende Liebe, statt das Evangelium nach außen zu den Heiden zu tragen, innerhalb der christlichen Gemeinden selbst zu retten sucht, was verloren ist. „Die innere Mission,“ sagte ihr Hauptbegründer, Dr. Wichern, „hat zu ihrem Zweck die Rettung des evangelischen Volkes aus seiner geistigen und leiblichen Not durch Verkündigung des Evangeliums und die brüderliche Handreichung der christlichen Liebe. Außer ihrer Aufgabe liegt es, Ungetaufte zu bekehren oder Glieder anderer christlicher Parteien herüberzuziehen. Sie umfaßt nur diejenigen Lebensgebiete, welche die geordneten Ämter

der evangelischen Kirche mit ihrer Wirksamkeit ausreichend zu bedienen nicht im stande sind, so daß sie diesen in die Hände arbeitet und in dem Maße ihre Arbeit für gelöst ansieht, als die Wirksamkeit des kirchlichen Amtes sich erweitert und eintreten kann."

In den Werken der inneren Mission ist England vorangegangen, und Frankreich, Deutschland und die Schweiz folgten in diesem Wetteifer der Liebe nach. — Vor allem nahm man sich der durch Schuld oder drückende Notlage der Eltern verwahrlosten Kinder an und suchte ihnen eine christliche Erziehung zu sichern in Krippenanstalten, Kinderbewahranstalten, Rettungshäusern. Eine großartige Thätigkeit in der Fürsorge für Waisen hat Georg Müller in Bristol entfaltet, dessen unerschütterliches Gottvertrauen und gläubiges Gebet nie zu Schanden wurde. — Man hat ferner Sonntagsschulen gegründet, um besonders der Verwilderung der städtischen Jugend zu wehren. — Für die konfirmierte und reifere Jugend wurde durch Stiftung von Jünglingsvereinen gesorgt, welche der Pflege edler Geselligkeit, der geistigen Fortbildung und der christlichen Förderung dienen sollen. — Eine große Wohlthat für die wandernde Jugend des Volkes sind die in hunderten von Städten bestehenden „Herbergen zur Heimat", Mägdeherbergen, Magdalenenstifte für Gefallene und die Brüderanstalten oder Diakonenhäuser für Ausbildung von Arbeitern für die verschiedenen Zweige der inneren Mission. Unter diesen Anstalten ragt besonders das „Brüderhaus des Rauhen Hauses" zu Hamburg hervor. Der Gründer des Rauhen Hauses, das anfänglich eine Rettungsanstalt für verwahrloste Kinder war, aber im Laufe der Zeit allen möglichen Werken der inneren Mission diente, Dr. **Wichern**, erzählt von der Stiftung desselben folgendes:

Wichern.

„Es war am 8. Oktober 1832, an einem Montag im Hause des Schullehrers H., wo die Mitglieder unseres Vereins sich versammelt hatten und der Gedanke laut wurde: „Soll in unserer Vaterstadt Hamburg das Reich Christi wieder eine feste Stütze gewinnen und tiefere Wurzeln schlagen, so muß unter uns ein Haus gegründet werden, das keinen andern Zweck hat, als die lieben Kinder aus dem Elend der Sünde und des Unglaubens zu erretten, ein Rettungshaus. Es waren

fast lauter Männer, die entweder gar keine Mittel oder nur so viel hatten, um ihre eigenen Familien zu ernähren. Wir hatten nur einen Schatz: die Verheißung unseres gnadenreichen Gottes und die Zuversicht, daß er zu solchem Werk, das seinen Namen unter vielen zu Ehren bringen sollte, Gnade und Gaben geben könne nach seinem Wohlgefallen. Hätten wir unsere Menschenkraft und Untüchtigkeit angesehen, wir hätten den Gedanken weit hinter uns werfen müssen; aber da das erste nicht geschah, durfte auch das letzte nicht geschehen, und es schieden alle von einander, jeder mit dem Versprechen gegen den andern, die hochwichtige Sache vor dem Herrn zu überlegen. Die nächste Versammlung wurde auf den Novembermonat angesetzt. Da geschah es gerade in diesen Tagen, daß einer der Männer unseres Vereins an seinem Schreibtisch in seinem Geschäfte arbeitend saß, als ein ihm fast Unbekannter, der von unserer Sache nichts wußte, zu ihm trat, mit hundert Thalern in der Hand und sprach: „Die sollen Ihnen für die Armen gehören, aber ich wünsche, daß diese Summe womöglich für eine fromme Stiftung, am liebsten für eine solche, die erst im Entstehen ist, verwendet werde." Erstaunt und fast erschrocken sah der Freund den Geber an; das war ein Handgeld von dem Herrn. Noch ehe wir uns wieder versammelten, mußte der Empfang dieser Summe öffentlich bescheinigt werden. Wir wurden in die Notwendigkeit versetzt, uns nach einem Manne umzusehen, dessen Name öffentliches Ansehen und Gewicht hätte, um Bürge für richtige Verwendung solcher Summe zum Besten eines Rettungshauses zu sein. Mit einer Stimme gedachten wir den teuren H. darum anzugehen, dessen Liebe zu Christo uns Bürge war, daß er uns diese Bitte nicht abschlagen werde. Die an denselben gethane Bitte wurde uns aber nicht bloß gewährt, sondern der neue Freund, nachdem er erfahren, wie dies alles so geworden, brachte noch folgendes mit hinzu. Ein Mann unserer Vaterstadt, Gehrken, den Gott mit irdischen Gütern reichlich gesegnet hatte, war vor mehreren Jahren veranlaßt gewesen, in seinem Testament bedeutende Summen für fromme Zwecke, und darunter insbesondere für ein künftiges Rettungshaus auszusetzen, und H. war zum Verwalter dieses Testamentes eingesetzt. Da bot derselbe, als er uns beitrat, an 17 500 Mark Geld dar, das Rettungshaus ins Leben zu rufen. Wer anders hatte den reichen Tisch gedeckt als der himmlische Stifter des Hauses." —

Da sehen wir, wie es Gott ein Leichtes ist, Arme reich zu machen, besonders wenn sie in Seinem Dienste stehen. — Mit dem Rettungshause verwahrloster Kinder verband sich später eine Lehrerbildungsanstalt, eine Buchdruckerei, eine Buchhandlung und Buchbinderei, namentlich aber die Brüderanstalt. Das Werk der inneren Mission gewann einen erneuten Aufschwung, als 1848 auf dem Kirchentag zu Wittenberg Dr. Wichern mit erschütterndem Ernste das Elend des gottentfremdeten Volkes und die Versäumnis der Kirche schilderte. „Es sei endlich Zeit," sagte er, „daß die evangelische Kirche ihren Beruf erfülle, ein Glaubensbund der rettenden Liebe zu sein; Christus müsse nicht nur in dem lebendigen Gotteswort, sondern auch in der Gottesthat gepredigt werden." — Der Kirchentag beschloß einen Zentralausschuß für die innere Mission der deutsch-evangelischen Kirche zu bilden. Von jener Zeit an und infolge jener Anregung sind

eine Menge rettender Anstalten und Vereine ins Leben getreten; wir nennen außer den oben genannten noch: die Vereine zur Verbreitung guter Bücher, Vereine für entlassene Sträflinge, Enthaltsamkeits- und Mäßigkeitsvereine, Volksbibliotheken, Krankenhäuser, Diakonissenanstalten für Krankenpflege, Stadtmission, Idiotenanstalten, Anstalten für Epileptische, Vereine für Sonntagsheiligung, Veranstaltung öffentlicher Vorträge, Vereinshäuser. — Die erste Diakonissenanstalt wurde schon 1836 durch Pastor Th. Fliedner in Kaiserswerth gegründet. — Auch dem Gefängniswesen und der Verbesserung des Loses und des Charakters der Sträflinge wurde vermehrte Aufmerksamkeit gewidmet.

Um uns nicht in eine Menge von Zahlen und Namen zu verlieren, greifen wir aus den Tausenden, die in christlicher Liebe ihren armen, verlorenen Mitmenschen gedient haben, einige Namen heraus und führen ihr kurzes Lebensbild den Lesern vor.

Den schönen Ehrennamen „Engel der Gefangenen" hat sich die Engländerin Elisabetha Fry, geborene Gurney, erworben. Sie wurde als das Kind wohlhabender Eltern 1780 zu Norwich geboren. — Anfangs nervenschwach, reizbar, widerspruchsvoll, entwickelte sie sich in reiferen Jahren immer vorteilhafter. Sie eignete sich weltliche Kunst und Wissenschaft an; sie ward eine gewandte Reiterin, sang und tanzte allerliebst im häuslichen Kreise, und ihre zarte, schlanke Gestalt mit der Fülle blonden Haares machte sie zu einer sehr anziehenden Erscheinung; aber ihr Herz fühlte sich, besonders nach dem Tode ihrer Mutter, leer, glaubenslos und unbefriedigt. — Der Erste, der sie aus diesem Taumel, aus dem unbefriedigenden Wechsel von Schmerz und Lust herausriß, war der nordamerikanische Quäker Savery. Seine Predigten trafen ihr Herz. Sie schrieb nachher in ihr Tagebuch: „Heute habe ich gelernt, daß ein Gott ist." — Damals war sie zwanzig Jahre alt. Tiefer Ernst zog bei ihr ein. Der besorgte Vater schickte sie nach London in die Zerstreuung der großen Welt. Aber der Ernst blieb. Was sie noch glücklich machen konnte, das waren Liebesdienste in Nah und Fern. Bald bringt sie in scharlachenem Reitergewand einer fremden kranken Offizierswitwe ein Körbchen voll Labung und ist spurlos, ohne ihren Namen zu nennen, auf schnellem Rosse entschwunden. Bald steht sie tröstend und helfend an Kranken- und Sterbebetten. Bald sitzt sie lehrend und erziehend unter 70 armen Kindern, die sie nach und nach aus der Nachbarschaft zu einer Sonntagsschule um sich gesammelt. — Um einen festen Halt zu haben, schließt sie sich der Gemeinschaft an, aus welcher sie die erste ernstere Anregung zur Bekehrung erhalten hat, an die Quäker, die alle äußerlichen Stützen der Religion verschmähten und von innen heraus nach dem Geist und Wort Gottes zu leben suchten. Sie wählte, obschon jung, reich und vornehm, die einfache dunkle Kleidung der Quäker. Bald darauf schloß sie mit dem reichen Kaufmann Joseph Fry den Ehebund, wurde in der Folge mit 11 Kindern gesegnet und mit vielen Prüfungen heimgesucht, hatte aber allezeit „eine feste Hand im Haushalt" und setzte ihr Liebeswerk an Armen, Unglücklichen und Kindern unablässig fort, woneben sie auch ihre Töchter zu strenger Ordnung und regelmäßiger häuslicher Thätigkeit nach ihrem eigenen musterhaften Beispiel erzog. — Jeden Morgen sammelte sie alle Glieder des Hauses, Gäste und Dienstboten zur Hausandacht, obschon Schüchternheit und

allerlei Anstöße eine Zeit lang sie hindern wollten, diesen „Eckstein der Hausordnung“ zu legen.

Jeden Tag machte sie ihre Gänge zu den Armen, die sie mit reichen Gaben, Geld, Kleidern, Nahrungsmitteln zc. versah. Hunderte von Armen hat sie gespeist und getränkt. Aber ihr Geben war kein blindes. Wenn sie auch fern war von sektiererischer Ausschließlichkeit und Bekehrungssucht, so hatte sie es bei ihrer Wohlthätigkeit hauptsächlich auf die Seele abgesehen. Sie wußte, daß äußere leibliche Hilfe ohne sittliche und christliche Erhebung des Menschen nicht ausreicht. Von Elisabeth Fry stammt das schöne Wort: „Die Seele der Armenpflege ist die Pflege der armen Seele.“ Solche Seelenpflege, unterstützt durch persönliches christliches Beispiel, ist unendlich mehr als das in der neuesten Zeit immer mehr aufkommende Kapitalisieren für milde Zwecke. Schon Chrysostomus widerrät letzteres und sagt, das Kapital der Armen sei die Liebe der Gläubigen. Man solle im Leben und Sterben so viel wie möglich für die schon vorhandenen Armen thun, die künftigen Armen aber künftigen Wohlthätern und Testatoren überlassen. Von der Seelenpflege der Armen sagt der Nationalökonom Roscher: „Es müssen geistige Bedürfnisse im Armen geweckt werden, die sich von den leiblichen dadurch unterscheiden, daß sie um so dringender sind, je weniger der Arme selbst sie fühlt. Das beste Mittel gegen die Armut ist immer die Bildnng gewesen, die wahre Bildung, welche gleichmäßig Leib und Seele, Kopf und Herz vervollkommnet.“ — Man werfe nicht ein, daß gerade die gebildetsten Zeitalter oft am meisten von der Armut gelitten haben. Dies bezieht sich doch nur auf die sogenannte Bildung, welche die unverbrüchlichen göttlichen Natur- und Sittengesetze mißachtet.

Elisabeth Fry war also im Geben nicht blind, noch begnügte sie sich mit äußerer Hilfe. Ihr Auge war für jeden Leidensblick, aber auch gegen Betrug und Täuschung geschärft. Einmal am Arm eines Freundes durch die Straßen gehend, läßt sie ihn plötzlich los, um ein anständiges Frauenzimmer anzureden, das sehr bekümmert aussieht. Dasselbe weicht aus, aber Elisabeth dringt in sie um Mitteilung. „Du scheinst in großer Bedrängnis, bitte, sag' mir die Ursache Deines Kummers, vielleicht kann ich Dir Hilfe schaffen.“ Keine Antwort. Elisabeth führt sie ins nahe Haus ihres Bruders, läßt mit Blick und Wort der Liebe nicht ab, bis die Unglückliche ihr gesteht, sie sei auf dem Weg zum Themsefluß gewesen. Sie bedurfte nicht Geld, nur frommen besonnenen Rat, und den gab ihr Elisabeth zur Rettung von Leib und Seele.

Einst wurde sie an einem kalten Wintertag von einer armen Frau, die ein hustendes Kind auf ihrem Arme trug, auf der Straße um ein Almosen angesprochen. Die ausweichenden Antworten erregten bei Elisabeth Mißtrauen und sie erbietet sich, die Frau nach ihrer Wohnung zu begleiten und dort zu helfen. Die Frau lehnte es ab. Aber fest entschlossen folgt ihr Elisabeth in eine entlegene Gasse, merkt sich das Haus und schickt ihren Hausarzt hin, welcher entdeckt, daß das Weib, welchem von dem Kirchspiel eine Anzahl kleiner, kranker Kinder in Kost gegeben worden, dieselben mit Fleiß in einem jammervollen Zustande erhält, um mit ihnen Bettel zu treiben, ja um ihr Leben abzukürzen und, indem sie ihren Tod verheimlichte, die Vergütung der Pflege fortzubeziehen!

Besondere Berühmtheit aber hat Elisabeth Fry durch ihre Verdienste um Verbesserung des Loses der Gefangenen erlangt. Ihr Rat für Reform des Gefängniswesens wurde mit der Zeit von vielen Regierungen und einer Menge von Anstalten eingeholt. — Im Anfange des 19. Jahrhunderts waren die Gefängnisse fast überall Orte der Verwahrlosung. Im Verbrecher wurde kaum der Mensch noch, geschweige der Christ geachtet. Am 16. Februar 1813 war es, daß Elisabeth zum erstenmale in das Londoner Gefängnis Newgate kam. Da fand sie in zwei Sälen und zwei Zellen auf 190 Quadratellen 300 Weiber zusammengepfercht, verurteilte und nicht gerichtete, ohne Rücksicht auf Verbrechen, Erziehung, Alter, unter der Aufsicht nur eines Mannes und seines Sohnes. Aussehen, Reden und Betragen zeugten bei den meisten von der größten Verworfenheit. Alles fluchte, lachte, weinte, lästerte, trank Branntwein, kochte und schlief durcheinander, und eine Menge Kinder befand sich darunter. Als Elisabeth den Unglücklichen zu verstehen gab, sie sei gekommen, ihr Elend zu mildern, starrten dieselben sie voll Verwunderung an. Ihre hohe Gestalt, die Würde und Reinheit ihrer Züge bannte die wilden Weiber. Aufmerksam lauschten sie ihrer Stimme, als sie Worte der Liebe und der Hoffnung sprach. Als sie weg ging, drängten sie sich um sie: „Ach, Sie werden nicht wiederkommen!“ — „Doch, ich komme wieder,“ sagte Elisabeth Fry. — Als sie wieder kam, ließ sie sich zu den Weibern einschließen, las ihnen das Gleichnis vom Weinberg und den Arbeitern der elften Stunde vor mit ihrer klaren Stimme und ihrem wunderbaren Ausdruck. Einige fragten, wer Christus sei, andere sagten, für sie sei es zu spät. — Elisabeth Fry tröstete, betete mit ihnen und sorgte für ihr Bestes bis auf die Schiffe, die sie nach ihrem Verbannungsort Australien bringen sollten. Auch stiftete sie einen Frauenverein für Pflege weiblicher Gefangener und gab ihre auf diesem Gebiet gemachten Erfahrungen und ihre Ratschläge im Drucke heraus. Es

Elisabeth Fry.

kamen von allen Seiten Anfragen und Einladungen und auf vielfachen Reisen, wobei ihr nichts entging, war sie für bessere Einrichtungen in Spitälern, Schulen, Armenanstalten, Zucht- und Irrenhäusern thätig. Wie sie in Demut zu den Elendesten und Verworfensten sich herabließ, so war sie mit Freimut der Anwalt derselben vor Fürsten und Ministern, Königen und Königinnen. Nach vielen Leiden, großer Arbeit, aber auch die „Freude der Engel" kennend über Sünder, die Buße thun, ging Elisabeth Fry im Morgenrot des 13. Oktober 1845 in die ewige Heimat ein — und das war eine Quäkerin!

Geräuschloser war das Wirken der Amalie Sieveking, der Tochter eines angesehenen Senators in Hamburg (1794—1859). — Sie begann mit dem Unterrichte armer Mädchen. Damals noch im Rationalismus befangen, wurde sie durch Thomas Kempis auf die Heilige Schrift gewiesen, und wurde nun eine Schülerin ihrer göttlichen Einfalt. Aus ihrem Glauben erwuchs die Liebe, die sie zum persönlichen Umgang mit den Armen trieb. Als im Sommer 1831 die Cholera auftrat, bot sie ihre Dienste an und bewährte sich darin so, daß sie zur Oberaufseherin des gesamten Personals des Spitals gewählt wurde. Sie stiftete einen Verein, der sich regelmäßigen Hausbesuch bei armen Kranken zur Aufgabe machte und viel Segen stiftete.

Amalie Sieveking.

Ein lehrreiches Lebensbild ist das der barmherzigen Schwester Amalie von Lasaulx, einer evangelisch gesinnten Katholikin.

Amalie von Lasaulx wurde den 19. Oktober 1815 als das jüngste der sechs Kinder des Baumeisters Johann Claudius von Lasaulx zu Koblenz geboren. Fröhlich, ja selbst ungebunden, entwickelte sich das warmherzige, mit lebhafter Phantasie begabte Kind. Zu Hause, wie in der Schule übte Amalie durch ihr festes, entschiedenes Wesen eine Art Autorität aus. Ihr Unterricht war einfach und früh abgeschlossen; ihr Wissenstrieb und ihr geistiges Verständnis dagegen für die Ideen des Schönen und Edlen waren stark entwickelt. Als herangewachsenes Mädchen war Amalie zu allen häuslichen Beschäftigungen äußerst flink und brauchbar. Ihre so fröhliche Jugendzeit sollte mit einem tiefen Schmerz endigen: einer aufgelösten Verlobung. Die Gemütsbewegung warf sie in ein heftiges Nervenfieber, und als sie genesen war, hatte ein tiefer Ernst sich ihrer Seele bemächtigt und blieb von nun an der Grundton derselben. Die gewaltsame Zerstörung ihres Lebensplanes hatte eine fühlbare Leere in ihrem Herzen

zurückgelassen, und es traten nun andere Interessen an sie heran: Die Leiden ihrer Mitmenschen und die Forderungen der Barmherzigkeit. Mit Begeisterung entsprach sie der an sie ergangenen Aufforderung zu freiwilligen Dienstleistungen im Koblenzer Hospital. Bald entstand der lebhafte Wunsch in ihr, sich den Barmherzigen Schwestern anzuschließen. — Im Jahre 1840 trat sie in den Orden der Barmherzigen Schwestern ein. Ernste Kämpfe hatte Amalie während der ersten Jahre ihres Klosterlebens mit sich selbst zu bestehen, um ihr höchst eigenartiges, an völlige Freiheit gewöhntes Wesen in die engen Schranken einzuschließen, welche dieses Leben um sie her gezogen hatte. „Gott allein ist es bekannt," so schrieb sie, „wie unaussprechlich schwer es mir ist, mich der äußeren Freiheit beraubt zu wissen, wie oft ich hilfesuchend zu dem großen Kreuz in der großen Kapelle aufschauen muß, um aus dem Munde des Heilands zu hören, daß nicht die scharfen Nägel Ihn dort gefangen halten, wohl aber die Liebe zu Seinen Brüdern. Wie notwendig ist es für mein stürmisches Herz, zu wissen, daß auch die Liebe zu meinen armen leidenden Brüdern allein mir die drückenden Fesseln schmiedet."

Sie gewöhnte sich allmählich, die Äußerlichkeiten des Klosterlebens, insoweit sie ihr widerstrebten, als den Kaufpreis für ihre Berufsthätigkeit anzusehen. Dieselbe war ihr nicht nur eine Pflicht, sondern eine Herzensangelegenheit. Jeden Kranken schloß sie mit ganz besonderer Teilnahme und Sorgfalt ins Herz und ließ sich nicht nur die leibliche, sondern auch die geistige Not desselben nahe gehen, als sei sie ihr eigenes Leiden, ihre eigene Freude. — Im Jahre 1849 wurde Amalie als Oberin des neugegründeten Johannisspitals nach Bonn versetzt und kam dadurch zur vollen Entfaltung ihres angeborenen Organisations- und Herrschertalentes. Neben ihrem Amte als Oberin hatte Amalie auch die Apotheke zu versehen und bei allen Operationen gegenwärtig zu sein. Sie war durch ihre Handlangerdienste den Ärzten von wesentlicher Hilfe und den Kranken durch ihre beruhigende Teilnahme zum Trost. Auf ihre Mitschwestern übte sie einen bedeutenden Einfluß aus, so daß diese, entgegen der im Mutterhaus angelernten Heiligkeit, einer einfachen, gesunden Frömmigkeit wiedergegeben wurden. Allen im Hause war sie eine wahre Mutter und verstand es, an jedem die beste und edelste Seite herauszufinden und von dieser Seite auf sie einzuwirken. „Gott, der Heilige, hat so unendlich viel Geduld mit den Sündern; sollten wir sie nicht auch haben mit unsern Mitmenschen?" so sagte sie und es gelang ihr öfters, Novizen, welche ihr als unbrauchbar übergeben wurden, zu brauchbaren Ordensgliedern zu erziehen. Ihr Sprechzimmer ward zum Asyl für Leidende aller Stände, und sie suchte wohlzuthun, so viel in ihren Kräften stand. „Wenn man auch sonst nichts geben kann, „Liebe kann man immer geben," so sagte sie oft. Seitdem die Jesuiten in ihrem Orden Einfluß bekommen und ein enger und unwahrer Geist Einzug gehalten, fühlte sich Amaliens durch und durch wahre Natur tief beunruhigt. Es bemächtigten sich ihrer oft tiefe Melancholie und wechselnde Stimmungen. 1854 schreibt sie: „Wenn man so wie ich unter dem Druck seiner momentanen, wechselnden Stimmungen seufzen muß, dann vermag man zu verstehen, welcher Höhepunkt der Seligkeit darin liegt: Eingehen zu der ewigen Ruhe der Heiligen! Und doch ist dieser qualvolle Wechsel ein Erziehungsmittel.

Des Lebens Not und Bitterkeit muß erst das Herz fähig machen, die ewige Ruhe genießen zu können.“ Das heilige Altarsakrament betrachtete sie als Heilmittel für jede innere Not. „Der glaubensarme Thomas legte einst seine Hand in die Wundmale des Heilandes und Er machte den Jünger reich und selig. Heute bei der heiligen Kommunion legte der Heiland Seine erbarmenden Hände in die Wundmale meiner Seele, und auch ich kehrte so reich und beseligt an mein Tagewerk zurück.“

Hatte die Oberin bereits bei ihrem Eintritt ins Kloster eine völlig isolierte Stellung eingenommen, so war ihre fernere religöse Entwickelung ein unausgesetzter Kampf ums Dasein. Sie sprach es im Mutterhause zu Nancy offen aus, daß die Aufgabe eines Christen nicht in der Vernichtung, sondern im Ordnen und Heiligen aller Seelenkräfte und in der Unterordnung der eigenen Wünsche und Bestrebungen unter den Willen Gottes bestehe, wie dieser ausgesprochen ist in seinen Geboten und im Gewissen und endlich in den Forderungen, welche die äußeren Verhältnisse an die Einzelnen stellen. „Ich will keineswegs den Stab gebrochen wissen über alle Gefühle des menschlichen Herzens. Ich halte es für verwegen, das aus dem Herzen ausrotten zu wollen, was Gottes Hand selbst gepflanzt hat. Es ist dies eine krüppelhafte Auffassung des Christentums.“ — Ihr warmer Sinn für Freundschaft, ihre Liebe zu den Familienangehörigen, ihr strenges stolzes Wahrheitsgefühl, ihr lebendiges Interesse für alles Schöne und Edle, ihre Achtung und Rücksicht gegen die geistigen Eigentümlichkeiten anderer, und vor allem ihre einfache, wenig klosterhafte Frömmigkeit — das alles stand für ihre Vorgesetzten in befremdendem Widerspruch mit dem Ordensgeist. Der innerste Grund ihres religiösen Lebens war der Glaube an die Person des Erlösers und dieser Glaube war so tief und lebendig in ihr, daß er die Seele ihres Handelns und Wandelns wurde. Ihre eigene Kirche liebte Amalie von ganzem Herzen. In großen und einfachen Zügen prägte sich der Katholizismus in ihrer Seele aus: Die Erlösung durch Christus, die Gründung seiner Kirche, der Er die Bewahrung seiner Lehre und seiner Sakramente anvertraut, und mit der Er bleiben wird bis ans Ende der Zeiten. — Wiederum liebte sie die Innigkeit und Tiefe der evangelischen Kirche, deren scharf als Mittelpunkt hervortretender Glaube an die Erlösung sie anzog. Sie pflegte als Gebete während der Messe einzelne auswendig gelernte evangelische Kirchenlieder zu gebrauchen.

Im Jahre 1866 führte sie ihr Beruf auf die böhmischen Schlachtfelder, wo sie herzzereißende Not und entsetzliches Elend antraf. In dem einsamen Waldschloß Hradeck hatte die Oberin 80 Schwerverwundete, auf Stroh gebettet, allein zu pflegen. Einer der Lazaretärzte schrieb von ihr: „Sie war nur Pflegerin, nicht Nonne; sie arbeitete Tag und Nacht mit der außerordentlichsten Hingebung, und vertrödelte ihre Zeit nicht mit Beten, wie andere Nonnen thaten.“ — „Eine wahre Stütze, Trost, Stärkung und Hilfe, ein Beispiel in Selbstaufopferung und umsichtiger, taktvoller und liebevoller Pflege sowohl in physischer als moralischer Hinsicht“ schildert sie Graf zu Solms-Baruth. — Katholiken und Evangelischen half die Oberin zu gehöriger Vorbereitung, um in die Ewigkeit überzutreten und ward unzähligen Sterbenden zum Wegweiser, im Frieden mit Gott abzuscheiden. — Im September 1867 kehrte

Amalie aus Böhmen zurück, geistig erfrischt und gestärkt, aber körperlich in so leidendem Zustande, daß sie selbst jede Hoffnung auf Wiederherstellung aufgab. Ein Herz- und Lungenleiden, verbunden mit Wassersucht brachte ihr viel Atemnot und schlaflose Nächte; allein noch warteten schwere Jahre seelischen und körperlichen Leidens auf sie, bis sie eingehen durfte zur Ruhe des Volkes Gottes.

Die Erklärung von der Unfehlbarkeit des Papstes mit all den bitteren Kämpfen im Schoß ihrer Kirche brachten ihrer Seele viel Not und Schmerz; aber sie kannte ihren Heiland und hatte gelernt, bei Gott allein Rat und Kraft zu suchen. Schwerkrank schrieb sie: „Fast immer allein und doch nicht allein fühlend — bin ich voll Wehmut und oft schmerzlich bewegt, daß ich sein Nahesein so oft mit Undank gelohnt; daß Er trotz alledem mich nicht gelassen, und gerade jetzt wieder mich sein Nahesein fühlen läßt, macht mich froh und beschämt. Halten wir treu zu Ihm, wir finden Ihn immer, wenn die jetzige Kirche uns auch nicht mehr den Weg zu zeigen vermag."

Amalie von Lasaulx.

Ein befreundeter Geistlicher hatte damals den Eindruck von ihr, sie habe alles unter den Füßen; sie habe wahrhaft die Welt überwunden. Der äußere Friede ihres Krankenzimmers wurde gewaltsam gestört, als die Oberin gezwungen wurde, ihr Glaubensbekenntnis in Betreff der Unfehlbarkeit des Papstes abzulegen. Mit Ruhe und Bestimmtheit erklärte sie, daß sie die Infallibilität für unrichtig halte; sie sei keine Sekunde darüber im Unklaren gewesen, und sei jetzt, angesichts des Todes, dabei ruhiger als je. Auch an die Lehre von der unbefleckten Empfängnis Mariä glaubte sie als Dogma ebensowenig. Doch erklärte sie, sie wolle ihren katholischen Glauben, in dem sie geboren und erzogen worden, den sie ihr ganzes Leben lang treu festgehalten habe, und der ihr in jeder Lage Halt und Trost gewesen sei, festhalten bis zum Tode; neue Lehren aber lasse sie sich nicht aufdringen.

Sie war nach Ablegung ihres Glaubensbekenntnisses sehr froh und glücklich. Wegen desselben erfolgte ihre Absetzung mit den Worten: „Eine Ketzerin können wir nicht im Orden behalten, und Sie können nicht länger in diesem Hause bleiben!" Amalie antwortete: „Wenn man mich auf die Straße setzt, so wird sich dort wohl jemand finden, der mich aufhebt." Groß war der Jammer um die geliebte Mutter, als deren Absetzung im Hospital verkündet und eine neue Oberin eingesetzt wurde. Amaliens Schmerz über die herzlose Art, mit der man, ungeachtet ihrer schweren

Krankheit, gegen sie verfahren, galt mehr ihrer Kirche als dem eigenen Leibe. Unter Thränen rief sie aus: „Ach Gott, was hat man aus Deiner Kirche gemacht!"

Im Vallendarer Hospital bei Koblenz fand Amalie von Lasaulx liebevolle Pflege für ihre letzte Leidenszeit, in der ihr Glaube und ihr Einssein mit dem Heiland immer reiner leuchteten. Auch die Entziehung des Ordenskleides, welche Schmach ihr anfänglich Thränen kostete, nahm sie hin mit den Worten: „Vor Gott und meinem Gewissen bleibe ich doch barmherzige Schwester." Herzlich erquickten sie die von einem Freunde heimlich überbrachten Sterbesakramente, und demütig wartete sie auf den Ruf ihres Herrn, „denn," so sagte sie, „alle Sehnsucht nach dem Himmel, die nicht unsern Heiland zum Ziele hat, sondern nur wünscht, von den Leiden dieses Lebens befreit zu werden, ist Unwahrheit und Selbsttäuschung." Als ihr Sonntags den 28. Januar der Arzt sagte, sie habe voraussichtlich nur noch eine Stunde zu leben, dankte sie freudig. Mit lauter Stimme sprach sie noch die Responsorien zu den von ihren Pflegerinnen gesprochenen Sterbegebeten. „Herr Jesus, Dir leb ich, Herr Jesus, Dir sterb ich," und der Ruf: „Komm, Herr Jesus!" waren ihre letzten Worte. — Da ein kirchliches Begräbnis von der katholischen Kirche verweigert wurde, so wurde die sterbliche Hülle der geliebten „Mutter" in aller Stille, nur von wenigen Freunden begleitet, in der Familiengruft der von Lasaulx beigesetzt.

Th. Fliedner.

Zu den Vätern der inneren Mission gehört namentlich auch Dr. Th. F. Fliedner (1800—1864). Er war im Nassauischen geboren und stand seit 1822 als Pfarrer in Kaiserswerth. Weder von staatlicher noch von kirchlicher Seite wurde dem Gefängniswesen besondere Beachtung gewidmet, als Fliedner sich die Erlaubnis erbat, die Gefangenen besuchen zu dürfen. Zur Unterstützung seiner Bestrebungen bildete sich der rheinisch-westfälische Gefängnisverein. Fliedner war es auch hauptsächlich, durch den der altchristliche Diakonissenberuf wieder ins Leben trat. Mit Graf Recke-Vollmarstein gründete er 1836 das erste Diakonissenhaus in Kaiserswerth. Obschon der katholische Orden der Barmherzigen Schwestern, die der Krankenpflege

sich widmen, Veranlassung zur Stiftung der evangelischen Diakonissenanstalten war, wurde in diesen doch alles Klösterliche vermieden, zwar auch eine die Schwestern kennzeichnende Kleidung angenommen, der Austritt aber nach einer gewissen Zeit freigestellt. Die Diakonissen widmen sich im Mutterhause und auf den Stationen, nach denen man sie sendet, der Pflege von Kranken, Gefangenen, Armen und kleinen Kindern. Für Unterkunft alter und kranker Diakonissen wird gesorgt. In den nach dem Muster von Kaiserswerth gestifteten zahlreichen Diakonissenanstalten finden Tausende und Tausende von Jungfrauen, welche alleinstehend keine rechte Wirksamkeit finden, obschon sie die Fähigkeit zu einer solchen haben, und welche sich zu einem zurückgezogenen und doch thätigen Leben hingezogen fühlen, einen Zufluchtsort, christliche Anregung und gesegnete Thätigkeit.

Pastor von Bodelschwingh.

Wir können vom Kapitel der „inneren Mission" nicht scheiden, ohne eines noch lebenden Mannes zu gedenken, der mit ganzer Entschiedenheit Leib und Seele in den Dienst der Barmherzigkeit gestellt hat. Es ist der Pastor von Bodelschwingh. Er ist 1831 geboren. Als Sohn des preußischen Staatsministers von Bodelschwingh durfte er ein Lern- und Spielgefährte des deutschen Kronprinzen und späteren Kaisers Friedrich III. sein. An Studium und Erfahrung war sein Leben schon frühe reich. Seine Gymnasiallaufbahn vollendete er als primus omnium (Erster von allen). Nachher studierte er Philosophie und Naturwissenschaft, diente als Einjährig-Freiwilliger bei einem Garde-Grenadierregiment, widmete sich dann der Landwirtschaft und verwaltete ein großes Gut in Pommern. Auf die Gutsleute suchte Bodelschwingh, den die menschenfreundliche Mutter schon frühe ans Wohlthun gewöhnt hatte, in edlem und christlichem Sinne einzuwirken und fühlte sich immer mehr zu geistlicher Thätigkeit hingezogen, so daß er 1854 die Universität Basel und nachher Erlangen und Berlin bezog, um Theologie zu studieren. 1858 kam er als Hilfsgeistlicher an die lutherische Gemeinde in Paris, wohin ihm seine Gattin gleichen Namens und gleichen Sinnes folgte. Paris mit seinem kolossalen Elende war für Bodelschwingh

ein rechter Missionsposten. — Nachdem er 1864 eine Pfarrei in Westfalen angenommen hatte, erfuhr er die schwerste Heimsuchung seines Lebens, den frühen Heimgang seiner vier erstgeborenen Kinder, wovon ein bei Spittler in Basel erschienenes Schriftchen „Leben und Sterben vier seliger Kinder“ uns ein ergreifendes Bild giebt. — Die Feldzüge von 1864, 1866 und 1870 führten Bodelschwingh als Feldgeistlichen auf die Kriegsschauplätze, und er war es, der im eroberten Metz die erste deutsche Dankes- und Friedenspredigt hielt. Aber zu dem eigentlichen Werke seines Lebens wurde Bodelschwingh berufen mit seiner Wahl zum Pastor der jungen Anstalt für Epileptische und des eben entstehenden westfälischen Diakonissenwerkes in Bielefeld (1872). Da hat sich seine seltene Arbeitskraft in besonderer Weise entfaltet. In Bodelschwingh lebt eine „bewegte und bewegende Kraft gottgewirkter Liebe, die sich im Dienste der Brüder verzehrt“. Davon zeugen, außer Bethel, der Anstalt und Kolonie für Epileptische, die nach vielen Ländern und tausenden von Orten ihre hilfsbereiten Hände ausstreckt, — das westfälische Diakonissenhaus „Sarepta“ und das Bruderhaus „Nazareth“, — die Arbeiterkolonie Wilhelmsdorf, welcher eine Menge ähnlicher Kolonien nachgebildet worden sind, in welchen Zehntausende von hilflosen Menschen eine Bergungsstätte gefunden haben; — die Arbeiterbaugenossenschaft „Arbeiterheim“, ein deutscher Zentral- und ein Bielefelder Lokalverein zur Beschaffung billiger und menschenwürdigerer Wohnungen nach dem Prinzip: „Klein, aber mein! Eigener Herd auf eigener Scholle“ — alles aus dem Drange der Not und des Erbarmens nach und nach ans Licht getreten.

Groß und unermeßlich ist der Segen der Anstalten der inneren Mission; aber bei allem Segen, den sie stiften, sind sie doch „nur ein Beweis, daß unsere Kirche krank ist, und dauernde gründliche Heilung vermögen sie nicht zu bringen“. — Die Sehnsucht der Frommen ist daher darauf gerichtet, daß der HErr selbst Sein Zion wieder baue und sich als der Heiland Seines Leibes, der Kirche, erweise. (Ephes. 5, 23.) „Ach, daß die Hilfe Israels aus Zion käme und Gott sein gefangenes Volk erlösete! So würde Jakob fröhlich sein und Israel sich freuen.“

Mit bloß menschlicher Hilfe ist es hier nicht gethan; denn die Verirrungen und Gefahren der Gegenwart entstammen einer Tiefe und Macht, welcher nur Gotteskräfte gewachsen sind. „Es ist das Geheimnis der Bosheit,“ das sich enthüllen will, und wenn das, was es noch aufhält, hinweggethan sein wird, dann wird der „Gesetzlose, der Antichrist,“ geoffenbart werden, der sich über alles, was Gott und Gottesdienst heißt, erhebt und dessen „Zukunft nach der Wirksamkeit Satans geschieht, mit Wundern der Lüge und gewaltigen kräftigen Irrtümern“. (Vgl. 2. Theff. 2 und 1. Joh. 2.) Während Christi Sinn und Weg es ist, gehorsam zu sein in niedriger Knechtsgestalt, die Aufgaben und Schranken im Leben des Leibes der Demütigung nicht überspringen zu wollen, treu zu sein im Kleinen, damit einst uns Größeres im kommenden Weltalter anvertraut werde, — will der Versucher die Menschen schrankenlos mache, den schmalenn Weg des Glaubens und der Demut ihnen verdächtig machen und sie von den eigentlichen Zielen des Erlösungswerkes ablenken, dadurch, daß bald dieses flüchtige, verderbte Erdendasein, bald das Dunkel des Grabes und des Jenseits ungebührlich in den Vordergrund gestellt wird mit dem Versprechen: „Dieses alles

will ich dir geben." Jenes geschieht u. a. in der Philosophie Nietzsches, dieses im Spiritismus. Beide Erscheinungen haben einen ungeheuren Einfluß erlangt und sind bedeutsame Zeichen der Zeit.

Friedrich Nietzsche, geboren 1844 zu Röcken bei Lützen als Sohn frommer Pfarrersleute, war außerordentlich beanlagt, „ein Wunderkind", das dichtete, philosophierte, komponierte und Klavier spielte in einer Zeit, wo andere Kinder noch mit dem ABC zu thun haben. Er war noch nicht ganz 25 Jahre alt, als er als Professor der klassischen Altertumswissenschaft nach Basel berufen wurde. Mit verzehrendem Eifer lag er seinen Studien ob. Ebenso Künstler als Gelehrter übte er durch den verführerischen Zauber seiner Sprache einen außerordentlichen Einfluß auf seine Schüler und auf die Leser seiner Schriften aus. „Seine Ideen wirken hypnotisierend; Nietzsche ist ein litterarischer Dynamitard, der geistige Bomben fabrizierte, die dazu angelegt waren, die gesamte Kultur, alle unsere religiösen, sittlichen und politischen Ideale in die Luft zu sprengen." Durch übermäßige Arbeit ruinierte er seine Nerven, mußte sich 35 Jahre alt pensionieren lassen, lebte etwa zehn weitere Jahre Erholung suchend und schriftstellernd bald in Turin und Nizza, bald in Sils-Maria in Graubünden, bis er 45 Jahre alt dem Schicksal erlag und in unheilbaren Wahnsinn fiel.

Die letzte Schrift, welche Nietzsche vollendet hat, war der „Antichrist". — „Wenn wir Sonntagmorgens," sagte er, „die alten Glocken brummen hören, da fragen wir uns: Ist es nur möglich! Das gilt einem vor 2000 Jahren gekreuzigten Juden, welcher sagte, er sei Gottes Sohn. Der Beweis für eine solche Behauptung fehlt." — An die Stelle des Glaubens an eine vermeintliche göttliche Offenbarung muß nach Nietzsche der instinktive Antrieb des Menschen treten und der „Übermensch" gezüchtet werden, das aufs höchste gesteigerte Menschentum, dessen Ziele auf dieser Erde und nicht über den Sternen liegen, — der Übermensch, dem die gewöhnlichen, nichtswertigen Menschen als Folie und Futter dienen müssen und der nichts über sich erkennt. „Wenn es Götter gäbe, wie hielt ich's aus, kein Gott zu sein." Nietzsches Philosophie ist eine Absage an das Sittengesetz, an alle Erkenntnis, Wahrheit und Religion und liegt, wie er eine Schrift betitelt hat, „Jenseits von Gut und Böse," ja auch jenseits von Wahr und Falsch, und nach ihr endigt alle intellektuelle Redlichkeit im skeptischen Lachen. „Wahrlich, ein schmutziger Strom ist der Mensch. Was ist das Größte, das ihr erleben könnt? Das ist die Stunde der großen Verachtung, die Stunde, in der euch auch jeuer Glück zum Ekel wird und ebenso eure Vernunft und eure Tugend." — So schlägt die Selbstüberschätzung des souveränen Individuums ins Gegenteil um. Mit allen bestehenden sozialen, besonders christlichen Instituten ist Nietzsche unzufrieden. „Durch die Ehe," sagt er z. B., „hat das Christentum auch das Concubinat verderbt. Wie viel schöner war es doch, als noch nach altgriechischer Sitte man neben dem Weibe, das Kinder brachte, die Hetäre hatte, bei der man geistvoll sich unterhielt." Freilich darf nach Nietzsche nur dem veredelten Menschen die Freiheit des Geistes gegeben werden; nur er darf der absoluten Gewalt des Instinktes sich überlassen. Der „Geist" ist übrigens bei Nietzsche nur ein Wort für etwas im Leibe, das mit dem Leibe aufhört zu existieren.

Daß solche Begriffe — Geist, Seele, Gesetz, Unsterblichkeit, Gott — in den Menschen hineingeschafft wurden, soll den Menschen zum mißratensten Tiere gemacht haben, das nicht die sichere Leitung erlangt, welche dem Tier sein Instinkt gewährt. Es giebt keine Instanz in oder über dem Menschen, die berechtigt wäre, dem Instinkt zu gebieten! Das ist die „Herrenmoral" Nietzsches und ihr Wesentliches die Selbstsucht der Starken, während die „Sklavenmoral" lobt, was den kleinen Leuten Bedürfnis ist. Nietzsche will eine neue Menschheit erzielen durch eine Kultur mit bewußter Abkehr von Gott voll Haß und Hochmut gegen Gott. Luther sagte einmal: „Die geistliche Hoffart ist das letzte und allertiefste Laster."

In solchen Ideen, wenn sie mit der Meisterschaft, Konsequenz und Rücksichtslosigkeit ausgesprochen werden, wie sie Nietzsche in das weite halbgebildete Volk und in die Kreise einer vornehmen inhaltlosen Bildung hinausgeworfen hat, liegt eine große Gefahr, ein Anstoß, wie er den vielen gärenden „Instinkten" der Kinder unserer Zeit willkommen ist. Wir aber müssen diesen warnend zurufen: „Bewahre, was dir vertraut ist und meide die heillosen leeren Geschwätze und die Streitfragen der fälschlich so genannten Erkenntnis." (1. Tim. 6.)

Eine Gefahr ganz anderer Art, mehr für müde Geister, welche das Zeug zum „Übermenschen" weniger mehr in sich fühlen und bebend vor dem nahen Abgrund des Todes stehen, liegt in dem Spiritismus, der in unsern Tagen nicht weniger grassiert als Nietzsches Materialismus und Atheismus. Der Verkehr mit einer jenseitigen Geisterwelt ist's, der Tausende und Tausende gefangen nimmt und sie dem Christentum entfremdet. Auch große Gelehrte und exakte Naturforscher sehen wir diesem Spiritismus ergeben, dessen außerordentliche, aus den bekannten Naturgesetzen nicht erklärbare Erscheinungen allerdings das Dasein außermenschlicher Intelligenzen beweisen. (Siehe Oehninger, Der moderne Spiritismus. Augsburg. R. Preyß, 1880.) — Aber als religiöse Offenbarungsquelle ist der Spiritismus höchst verdächtig, unrein und total zu meiden. Es fehlt da an Erkenntnis der Sünde und des Todes, an Würdigung des gottseligen Geheimnisses „Gott geoffenbaret im Fleisch"; statt nach dem „Überkleidetwerden" mit dem Auferstehungsleben Christi zu trachten, idealisiert der Spiritismus das „Entkleidetwerden" des Sterbens (vergl. 2. Kor. 5) und gefällt sich in einem Totenkultus des Grabes und des Jenseits. Ohne Versöhnung, ohne Christi Person und Werk, ohne bußfertige Umkehr und Glauben, gleichsam durch einen bloßen Naturprozeß will man zum Ziele gelangen. Dabei ist die Identität der Geister der Verstorbenen, die sich da offenbaren sollen, höchst zweifelhaft und eine sichere Kontrolle unmöglich. Eher erinnert der Zustand der sogenannten „Medien", deren die Geister für ihre Offenbarungen sich bedienen und bemächtigen, an die von Dämonen Besessenen der Heiligen Schrift. Diese verbietet die Nekromantie oder Totenbefragung, wie die Wahrsagerei und Zauberei, aufs Entschiedenste. Den Lebendigen haben wir nicht bei den Toten zu suchen, den Weg des Lebens haben wir in dem Wort zu lernen, welches ewig bleibt, und in unsern zukünftigen Zustand sollen wir nicht hineinsehen wollen, sondern uns hineinglauben.

Blicken wir hinein in den Zustand der jetzigen Christenheit, wo Millionen vom Glauben abgefallen, Millionen lau und träg geworden sind, Millionen ihr

Gewissen befleckt und ihren Frieden mit Gott verloren haben, wo ein tiefes Sehnen und Seufzen durch die Völker geht, keiner das rettende Wort findet, wo Hunderte von falschen Propheten und Messiassen ihr trügerisches Heil uns anbieten und damit den Wirrwarr vergrößern, statt ihn zu heben, — wo Verführung, Not und Verwirrung immer mehr zunehmen mit lügenhaften Kräften und Zeichen, wo die Erde einem gärenden Vulkane gleicht, auf welchem die unterirdischen Kräfte sich schon hören lassen, — da ist es wahrlich Zeit zu erwachen, die Zeichen der Zeit zu beachten und sich bereit zu halten für die Zukunft des HErrn, welcher kommen wird wie ein Dieb in der Nacht, wiewohl sie sagen: „Es ist Friede, es hat keine Gefahr." — Es ist Zeit, der apostolischen Mahnung zu gedenken, die in 2. Thess. 2. uns gegeben ist: „So stehet nun fest, ihr Brüder, und haltet an den Überlieferungen, welche euch von uns gelehrt worden. — Er aber, unser Herr Jesus Christus, und unser Gott und Vater, der uns hat geliebet und gegeben einen ewigen Trost und eine gute Hoffnung, durch Gnade, Er tröste unsere Herzen und stärke uns in allem guten Wort und Werk!"

Register.

A.

B.

M.

N.

O.

P.

Q.

R.

S.

T.

U.

V.

W.

Das Zeitalter der Reformation

1 Erasmus von Rotterdam
2 Reuchlin
3 Petrarca
4 Pico von Mirandula
5 Vives
6 Erasmus
7 Campanella
8 Machiavelli
9 Jacobus Balde
10 Hans Sachs
11 Shakspeare
12 Cervantes
13 Molinaeus (Dumoulin)
14 Cusanus (Nicolaus von Cusa)
15 Celtes
16 Ulrich von Hutten
17 Bucerus
18 Dürer
19 Der Farbenreiber
20 Leonardo da Vinci
21 Raffael
22 Michel Angelo
23 Peter Vischer
24 Guttenberg
25 Lorenz Koster
26 Columbus
27 Behaim
28 Sebastian Münster
29 Bacon von Verulam.
30 Harvey
31 Vesalius
32 Sebastian Frank.
33 Paracelsus
34 Leonhard Fuchs.
35 Copernicus
36 Galilei
37 Cardanus
38 Tycho de Brahe
39 Keppler
40 Giordano Bruno
41 Luther
42 Zwingli
43 Calvin
44 Justus Jonas
45 Bugenhagen
46 Johann der Beständige
47 Johann Friedrich
48 Gustav Adolf
49. Albrecht von Brandenburg
50 51 Rathsherren der Reichs-
52 und Hansestädte
53 54 Schweizer u. Elsasser.
55. 56. Rathsherren
57 Ein Hugenotte
58. Südfranzösischer Bauer
59 Coligny
60 Moritz von Sachsen
61 Wilhelm von Oranien.
62. Olden Barneveldt
63 Elisabeth von England
64 Essex
65 Burleigh
66 Franz Drake
67 68 69 Engländer
70 Cranmer
71. Thomas Morus
72 Wicleff
73. Geiler von Kaisersberg.
74. Johann Wessel
75 Huss
76. Petrus Waldus
77. Arnold von Brescia
78. Abailard
79 Savonarola
80 Tauler
81 Melanchthon
82 Eberhardt von der Tann
83 Ulrich Zasius